Heinrich I.

Der

Gevattersmann.

Volksschrift

für

1846.

Mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Karlsruhe.

Druck und Verlag von Fr. Gutsch u. Rupp.

Der

Gevattersmann

kommt nun zum zweitenmale. Man hat ihm da und dort die Thüren weit aufgemacht; er hat Freunde gefunden, wo er's faſt gar nicht vermuthet hätte. So geht's auf der Welt: man hat mehr gute Freunde, als man glaubt; man kennt ſie nur nicht immer.

Wenn man daran denkt, ſo iſt es auch leichter zu verwinden, daß es ſo viele Feinde gibt, ſowohl unter denen, die oben ſtehen und die Gewalt in Handen haben als auch unter denen, die keine Gewalt und nur die Verleumdung zu Gebote ſtehen haben. Man hat dem Gevattersmann ganze deutſche Länder verwieſen. Auf der andern Seite hat man es darauf angelegt, ihm ſein Wiederkommen zu verleiden. Der Gevattersmann meint aber, man ſoll ſich durch keinerlei Gewaltthätigkeiten und Hoshaftigkeiten davon abbringen laſſen, das zu thun und zu ſagen, was man für gut hält. Dahin möchten es ja die Gewaltmenſchen und die Neidlinge gerne bringen, daß man ihnen das Feld räumte. Wer hierin nachgibt, hat ſich ſelber aufgegeben.

Sei darauf gefaßt, in dein Beſten, was Du willſt, Hinderniſſe und Fallſtricke aller Art Dir in den Weg gelegt zu ſehen. Laß Dich aber dadurch nicht einſchüchtern und ſcheu machen, zu thun und zu reden, wie es Deine Pflicht iſt und Dein Gewiſſen Dir befiehlt. Laß Dich aber auch nicht verbittern, daß Du in Mißmuth Dich von der Welt abwendeſt, alle Liebe aufgibſt und Grimm und Zorn Deine Seele einnehme und verwirre.

Das ſagt der Gevattersmann ſich ſelber und auch Dir, lieber Leſer und das gilt auch zugleich als Neujahrswunſch.

Die Kunst, jeden Tag glücklich zu sein.

a, wer die kennte! denkst Du. Freilich, der Gevattersmann versteht sie auch nicht ganz, aber etwas davon hat er doch in Erfahrung gebracht, probir's einmal, ob's hilft. Also: Nimm' Dir jeden Morgen vor, heute Jemanden zu erfreuen und, so viel Du kannst, glücklich zu machen. Geh' dann an Deine Arbeit und thu' vor Allem Deine Pflicht. Du wirst froh und heiter dabei sein, denn ein rechtschaffener Gedanke macht froh. Suche sodann Deinen Vorsatz auszuführen, wo sich Dir Gelegenheit dazu bietet. Du wirst nicht lange darauf zu warten haben. Es braucht nichts Großes zu sein, was Du dem Andern schenkst oder bereitest, thu' es nur mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut sein.

Doppelt glücklich aber wirst Du sein, wenn Dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefaßt hat, wie Du, und er sendet Dir nun unverhofft etwas Freundliches in Dein Haus oder Dein Herz.

Das ist die schönste, geheime Verbindung der Menschen, wenn Jeder darauf denkt, die kurze Lebenszeit, die er hier neben dem Andern zubringt, diesem so viel er vermag, mit allem Guten und Schönen auszufüllen.

Und höher steigt diese Liebe, wenn man darauf denkt, etwas zu thun, das dem Allgemeinen, der Gemeinde, dem Staate, der Nation, der Menschheit zu Gute kommt. Dieser Gedanke gibt jedem Menschen, so klein und beschränkt auch sein Leben sei, eine innere Würde und Hoheit, eine Glückseligkeit, die über alle kleinen Plagen, über alle Trennungen hinaushebt, die den Menschen mit sich und mit der Welt einig macht — durch die Liebe.

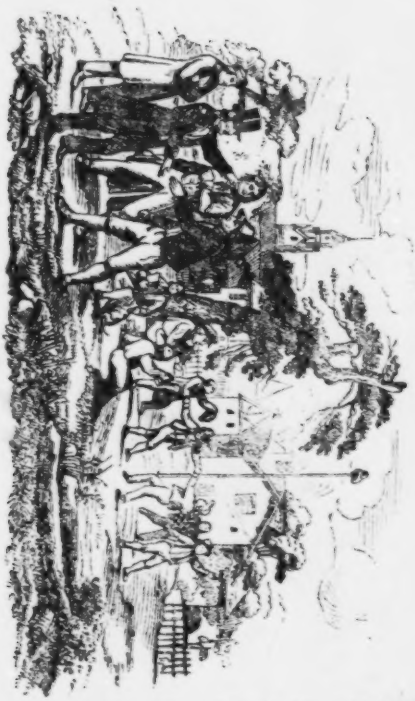
Kein Kopf und keine Wurzel.

Zur französischen Revolutionszeit — man meint oft, es sei schon ein Paar hundert Jahre her, so sieht's schon wieder aus, da und dort in der Welt — also vor einigen funfzig Jahren hatten die Bewohner einer kleinen Stadt ebenfalls einen Freiheitsbaum aufgerichtet, und eine rothe sogenannte Jakobinermütze darauf gesteckt. Sie tanzten nun um den Baum herum und waren gar lustig und fröhlicher Dinge, denn Alles glaubte, jetzt könne es gar nicht mehr fehlen, jetzt müsse Alles frei und glücklich sein. Ein alter Mann, der herzu kam und um seine Meinung gefragt wurde, sagte kopfschüttelnd: „Ich fürcht', ich fürcht', der Baum hat keine Wurzel und die Mütze hat keinen Kopf."

Und so kam es auch. Denn nicht lange darauf war wieder Alles wie zuvor, und auf dem Platze, wo der Freiheitsbaum gestanden hatte, war wieder der alte Trödelmarkt.

Das wäre gar Vielen bequem, wenn man so über Nacht, wie man die Hand umkehrt, frei werden könnte. Das geht aber nicht. Man muß die Seele von Innen ausputzen und ausfegen von alten Ansichten, die keinen Grund haben, und von allem niedrigen Knechtessinn. Wenn so der Boden gut umgegraben und gesäubert ist, kann die Saat der Freiheit erst recht fröhlich darin gedeihen, und kann nicht über Nacht weggeblasen werden.

Nur derjenige Mensch ist frei, der sich seiner Würde als Mensch genau bewußt ist, der es fühlt, daß er in sich einen Adel trägt, der der höchste ist, und der daher stets darauf achtet, sich in seiner Würde zu erhalten, vor sich und Anderen sich nichts zu vergeben. Nur der Mensch ist frei, der sich seine eigenen Gedanken im Kopfe ausbildet. Niemanden etwas



nachspricht, was er nicht verſteht und ſelber einſieht, der d
Geſetze kennt, die Gott in ſeine Bruſt geſchrieben hat u

ohne Menschenfurcht ihnen gerecht zu werden strebt. Nur der Bürger ist frei, der seine Bedeutung in der menschlichen Gesellschaft und im Staate genau erkennt, der seine Rechte und Pflichten genau weiß, unablässig mitwirkt als ein lebendiges Glied der Staatsgesellschaft, damit er mithelfe, Recht und Gerechtigkeit aufzurichten und zu stützen.

Dazu kommt man aber nicht über Nacht; dazu muß man sich stark, selbständig und unabhängig machen. Und wenn ein freier edler Geist in den Herzen Aller lebt, dann ist das wahre Gesetz auch unabweislich da, und kann nicht so, mir nichts dir nichts, über den Haufen gestoßen werden.

Vor Allem aber muß man darauf bedacht sein, in dem Kampfe gegen Gewaltthätigkeit und Herrschsucht, die Liebe und Menschenfreundlichkeit stets vor Augen zu halten, in deren Namen man den Feinden entgegen tritt. Die Liebe zu den Menschen, die Achtung vor Jedem, weil er ein gottbegabtes freies Wesen ist, diese müssen Führer sein. Wer die Menschen haßt oder verachtet, kann nie was für sie zu Stande bringen. Die Sittlichkeit, die Wahrheit, die Nüchternheit und Geradheit darf nie und nimmer Schleichwegen und Verderbnissen Platz machen. Denn bekäme man auf diesem Wege auch die Freiheit (was aber nicht der Fall ist), so erginge es einem leicht wie jenem Matrosen, der, als er nach langer Fahrt an's Land gekommen war, all' sein Geld verspielte. Zuletzt ließ er sich noch die schönen langen Haare, die ihm auf der See gewachsen waren, platt abschneiden, und spielte darum und gewann — einen Kamm.

Von neuen und alten Kleidern.

Wenn Du ein neues Kleid vom Schneider bekommst, so bringt er Dir von dem, was die Hölle herausgegeben hat, noch ein Paar gute Stück zum Ausbessern und Flicken, wenn's einmal nöthig sein könnte. So lang das Kleid noch neu ist, könntest Du nun die Flicken wohl finden und damit aushelfen, aber gerade wenn das Kleid alt ist, da fehlen sie Dir und Du suchst sie oft vergebens. Du hast sie verschleudert, mußt nun entweder mit ungleichem fremdem Stoff den Riß zuflicken, oder gar zerrissen einhergehen.

Liegt darin nicht aber auch ein Gleichniß vom Menschenleben? So lang wir noch jung sind, hätten wir schon überflüssig Zeug genug, um einen eingerissenen Schaden wieder gut zu machen, bis wir aber alt sind und wir die überflüssigen Flicken nöthig haben, sind sie gewöhnlich verloren und verschleudert. D'rum halte in der Jugend Deine Kraft zusammen; Du kannst sie noch brauchen.

Ich habe aber noch ein Gleichniß von einem Kleide. Du hast einen alten Rock, Du findest Dich ganz wohl und gemächlich darin, er ist schon jammerlich abgetragen und schickt sich nicht mehr für Dich, daß Du damit in die Kirche oder auf's Rathhaus gehst; Du meinst aber, es geht noch immer. Jetzt endlich legst Du ihn ab, und jetzt endlich siehst Du, wie Du das eigentlich schon lange hättest thun sollen. Du siehst den Rock auf fremdem Leib und er scheint Dir abscheulich. Geht's nicht auch mit manchen Vorurtheilen, mit manchen vertragenen veralteten Ansichten und Meinungen so? Denk ein bischen darüber nach.

Der Wurstvisitator.

Der Doktor Gscheitle erzählt eine Geschichte; der Gevatteresmann weiß nicht recht, ob sie ihm wirklich geschehen ist, aber möglich wär's doch, und darum hören wir zu.

„Ich war in der Fremde und es ging mir erbärmlich schlecht, heißt das, ich konnte gut marschiren, aber es waren überall in den Dörfern Häuser mit weit heraus gestreckten, sechseckigen Haken, und da blieb ich eben hängen, bis zuletzt nicht nur das Geld aus den Taschen heraus war, sondern auch die Kleider dahinter blieben mit sammt dem Fetzleisen. Da macht sich aber der flotte Bursche nichts daraus, und wenn man, wie ich jetzt, im Trocknen sitzt, ist's angenehm, von Seeabenteuern zu erzählen. Ich bin also einmal in einer Stadt und mein Magen war so lang wie ein Strumpf und die Magenwände haben sich auf einander gerieben, so wie hier meine zwei Hände, und nichts dazwischen. Nämlich, das ist mein Unglück, daß ich immer in mich hinein und in andere Menschen hineinsehen kann, wie wenn der Leib aufgeschnitten wäre. Ich sehe, wie die Gedärme in einander laufen und was sie jetzt treiben und was die Nerven dazu sagen. Das sieht oft

erbärmlich aus. Aber wir Gelehrten müssen gar viel sehen, wo ein Anderer nichts merkt. Ich spür's jetzt gerade, wie die Haut von meinem Magen abgeht, und das thut weh, wenn nichts da ist. Da seh' ich einen Bauern, der sein Holz verkauft hat und eben in einen Laden geht, um sich eine Wurst zu holen. Ich sehe durch's Fenster. O du lieber Gott! was sind da für prächtige Sachen bei dem Wurstler. Als König würde ich aus Gesundheitsrücksichten und im Interesse der Armen verbieten, daß irgend etwas Eßbares zum Verkaufe ausgestellt und so lockend und reizend aufgeputzt würde. Während ich das so denke, kommt mein Bäuerchen aus dem Laden und mein Magen — denn der Verstand kommt sehr oft aus dem Magen — gibt mir jetzt eine Kriegslist ein. Ich sehe, wie sich das Bäuerchen hinten an seinen Wagen lehnt, Brod auf das Brett legt und in die Wurst hineinschneidet. Sein

Pferd steht neben ihm und frißt das Heu, das man ihm auf den Boden gelegt hat. Ich beneide das Pferd fast um sein Futter, es braucht doch nicht dafür zu sorgen. Ich beneide aber noch mehr den Bauern. Rasch gehe ich auf ihn zu und

sage im Amtston: „Was hat Er für diese Wurst bezahlt?“ „Einen Batzen“ bekomme ich zur Antwort. „Schändlicher Betrug! Gut, daß ich den Metzger einmal habe“, rufe ich, „Ich muß die Wurst arretiren. Das ist eine von hoher Commission abgeschätzte Groschenwurst, weil zu wenig Griebe und zu wenig Pfeffer darin ist. Komm' Er mit auf das Rathhaus.“ Ich nehme nun die Wurst, mein Bauer folgt mir. Am Rathhause sage ich: „Wart' Er einstweilen hier.“ Ich gehe nun die Treppe hinauf und komme nach einer Viertelstunde wieder. Mein Bauer wartet noch immer, Messer und Brod in der Hand. „Wie geht's?“ fragt er, „wo ist meine Wurst?“ „Ja,“ sag' ich, „guter Freund, das geht nicht so schnell. Die Wurst liegt bei den Akten, und morgen muß Er um 10 Uhr wieder zur Stadt und vor Amt, um Zeugniß abzulegen.“ „Ach Gott!“ ruft der Bauer, „meine Wurst bei den Akten! Und morgen muß ich ja Hafer einthun.“

Gegen ein gutes Trinkgeld übernehme ich nun die Sache, und mein Bäuerchen kaufte sich eine andere Wurst, fuhr schnell heim und that sie, wie ich glaube, nicht eher heraus, als bis er an seinem eigenen Tisch war.

So habe ich eine Wurst und noch Geld bekommen, weil ich auf die Dummheit und Faulheit spekulirte, und wer darauf spekulirt, geht nie fehl.

Die Posaune des Gerichts.

Gar wunderbar und seltsam werden oft die Verhältnisse des Menschenlebens verknüpft. Das sind Knoten und Maschen, die keine Menschenhand, und sei sie noch so kunstgeübt, knüpfen kann; das sind Verwickelungen, die der pfiffigste Verstand nicht lösen kann. Freilich geht Alles natürlich dabei her, und das eben ist das Wunder, daß Alles gewöhnlich ist und doch Außerordentliches daraus hervorgeht. Wie zeigt sich das wieder an dieser Geschichte!

Gerade dort, wo die Gemarkungen zweier Dörfer sich scheiden, mitten im Walde wurde in der Frühlingsnacht zur Zeit des Vollmonds eine schreckliche That vollbracht. Ein Mann kniete auf einem andern, der leblos dalag. Eine Wolke verhüllte das Antlitz des Mondes, die Nachtigall hielt inne mit ihrem schmetternden Gesang, als der Knieende den Dahinge-

ſtreckten aufſuchte und Alles, was er fand, zu ſich ſteckte. Jetzt nahm er ihn auf die Schulter und wollte ihn hinabtragen an den Strom, der fernher rauſchte, um ihn dort zu verſenken. Plötzlich blieb er ſtehen, keuchend unter der todten Laſt. Der Mond war herausgetreten und warf ſein ſanftes Licht durch die Stämme, und es war, als ob auf den Strahlen des Mondes die Töne eines herzergreifenden Liedes getragen würden. Ganz nahe blies ein Poſthorn die Weiſung des Liedes: „Denkſt Du daran!“ Der Wiederhall in Thal und Feld gab es zurück, und es war, als ob die Berge und die Bäume ſängen: „Denkſt Du daran!“ Dem Tragenden war's, wie wenn die Leiche auf ſeinem Rücken lebendig würde und ihn erwürge. Schnell warf er die Laſt ab und ſprang davon, immer weiter und weiter. — Endlich, am Strome blieb er ſtehen und lauſchte hin, Alles war ſtill und nur die Wellen floſſen ſchnell dahin, als eilten ſie fort von dem Mörder. Dieſer ärgerte ſich jetzt, daß er die Spuren ſeiner That nicht vertilgt habe und ſich von ſonderbarer Furcht forttreiben ließ. Er eilte nun zurück, wandelte hin und her, bergauf und bergab, der Schweiß rann ihm von der Stirne; es war ihm, als ob er Blei in allen Gliedern hatte. Mancher Nachtvogel fuhr flatternd auf, wenn er ſo durch's Dickicht drang, aber nirgends fand er das Geſuchte. Er hielt an, um ſich zurecht zu finden, um ſich die Gegend genau zu vergegenwärtigen, aber kaum war er drei Schritte gegangen, war er in der Irre; Alles flimmerte vor ſeinen Augen und es war ihm, wie wenn die Bäume auf- und niederwandelten und ihm den Weg verſtellten. Der Morgen brach endlich an: die Vögel ſchwangen ſich auf und ſangen ihre hellen Lieder, vom Thale und aus den Bergen hörte man Peitſchen knallen. Der Mörder machte ſich eiligſt davon. — —

Die Leiche wurde gefunden und nach dem Dorfe gebracht, in deſſen Gemarkung ſie lag. An der rechten Schläfe trug der entſeelte Körper Spuren eines Schlages, wie von einem ſcharfen Stein. Kein Wanderbuch, kein Kennzeichen war zu finden, aus dem man die Herkunft des Entſeelten entnehmen konnte. Auf dem Kirchhofe, der neben der Kirche hoch oben auf dem Hügel liegt, an deſſen Fuß die Landſtraße in Felſen gehauen vorüberzieht, ſollte nun andern Tages der todte Fremde begraben werden. Eine unzählige Menge Menſchen folgte

dem Zuge. Sie waren aus allen benachbarten Dörfern gekommen, jeder wollte seine Unschuld, seine Trauer und seine Theilnahme bekunden. Still, ohne laute Klage, nur mit tiefem Weh im Herzen, bewegte sich der Zug den Berg hinan. Der Geistliche hielt eine ergreifende Rede. Zuerst redete er den Entseelten an und sprach: „Auf dem Wege bist Du gefallen. Wer weiß, wohin Dein Herz sich sehnte, welches Herz Dir entgegen schlug. Möge der, der Alles kennt und Alles heilt, Ruhe und Friede in die Seelen der Deinigen senden. Unbekannt bist Du gefallen von unbekannter Hand. Niemand weiß, woher Du kamst, wohin Du gingst, aber Er, der Deinen Eingang und Deinen Ausgang kennt, hat Dich Bahnen hinansteigen lassen, die unser Auge nie mißt. Zu welcher Kirche Du gehörtest, welche Sprache Du redetest, wer mag den stummen Mund fragen? Du stehst jetzt vor Ihm, der über allen Kirchen thront, den alle Sprachen nennen und doch nicht zu fassen vermögen. Erhebet mit mir Eure Hände," fuhr der Geistliche zu den Versammelten fort, und Alle hoben die Hände empor; dann sprach er wieder: „Wir erheben unsere Hände empor zu Dir, o Allwissender! Sie sind rein von Blutschuld. Hier im Lichte der Sonne bekennen wir, wir sind rein von dieser That. Die Gerechtigkeit aber wird nicht ausbleiben. Wo Du auch weilest, der Du Deinen Bruder in Waldesnacht erschlugst; das Schwert schwebt unsichtbar über Deinem Haupte, und es wird fallen und Dich zerschmettern. Kehr' um, so lang es noch Zeit ist. Häufe nicht Frevel auf Frevel, denn einst, wenn sie ertönt, die Posaune des Gerichts . . . ."

Da, plötzlich hörte man von der Straße herauf das Posthorn erschallen. Das Lied erklang: „Denkst Du daran!" Alles schwieg und hielt den Athem an. Aus der Mitte der Versammelten stürzte ein junger Mann nieder und rief: „Ich bin's!"

Nachdem man ihn aufgehoben, gestand er reumüthig seine That, wie er in der Stadt das Geld des Herrn, bei dem er diente, verspielt habe, wie er den Fremden, den er nur niederwerfen wollte, ermordet habe, wie die Töne des Posthorns ihn verwirrt, wie er seine Hand brennend gefühlt habe, da er sie zum Himmel erhob, und wie jetzt dieselben Töne des Posthorns ihm das Geständniß abpreßten.

Still, ohne laute Klage, nur mit leisem Weh im Herzen,

hatte ſich der Zug den Berg hinabbewegt, mit zitternder Seele, Thränen in den Augen, laut das Unheil beklagend, kehrten Viele heim. Zwei Menſchen waren auf ewig aus der Genoſſenſchaft der Menſchen geſchieden.

Akkordirt.

„Lieber Herr Gott!“ betete ein Mann mit Andacht, „beſcher mir doch hundert Tauſend Gulden. Ich will ja gern und gewiß die Hälfte davon an Arme verſchenken. Oder, wenn Du mir das nicht glaubſt, beſcher mir gleich nur fünfzig Tauſend.“

Verkehrte Welt.

Es reiſt ein Mann von Frankfurt nach Leipzig, er iſt gar ſchmächtig und dünn, um ſo mehr Platz nimmt aber eine dicke Frau neben ihm im Eilwagen ein. Kaum ſind ſie über die Hanauer Warte hinaus gekommen, zieht die Frau ein Schachtelchen heraus, es iſt aber kein Nähzeug darin, ſondern Zigarren und Feuerzeug. Die Frau fängt nun an, tapfer zu ſchmauchen und der dünne Herr rückt unruhig hin und her, bläst von ſich und ſchnappt nach Luft. Endlich faßt er ſich einen Muth und ſagt: „Entſchuldigen Sie, meine Dame, ich kann das Rauchen nicht ertragen.“ Die Dame lacht ihn aus, er aber, da er einmal im Muth d'rin iſt, geht weiter und ruft den Konduktör. Unter vielem Gelächter aller Reiſenden muß endlich die Dame das Rauchen aufgeben.

Der Gevatterémann kennt den Mann und die Frau, denen

dieſe Geſchichte paſſirt iſt. Man darf aber nicht davon ſprechen, ſonſt werden ſie beide bös.

Garantirt.

Der Kronenwirth zu N. in der badiſchen Pfalz machte ſehr oft einen Handel mit einem ſogenannten Roßtäuſcher. Dieſer war zufällig ein Jude. Ich ſage zufällig, denn die jüdiſche Religion hat nichts mit dem Roßhandel und vorweg nichts mit dem Roßtauſchen zu ſchaffen. Der Roßtäuſcher, obgleich ein Pfiffikus, wurde doch auch oft angeführt; er machte es dann wie die Kinder beim Ohrfeigen-Spiel, und ſagte zu ſich: Gib's weiter. Der Kronenwirth wurde nun auch oft angeführt. Bald bekam er einen Kopper, bald ein Pferd, das nicht einſpännig ging, bald einen Lederfreſſer, der, wie Du wohl weißt, immer am Lederwerk knuppert. Einſtmalen kam der Roßtäuſcher wieder und ſagte: „Kronenwirth, brauchſt Du keinen Gaul?“

Dem Kronenwirth war es nun gar bequem, daß ihm die Pferde ſo vor's Haus gebracht wurden, und daß er weiters keine Mühe damit hat'e. Er ſagt daher:

„Freilich brauche ich einen, aber Alterchen, ich laß mich nicht mehr hinter's Licht führen; Du mußt mir, wenn wir Handels eins werden, ſchriftlich für das Koppen, Einſpännigkaufen und Lederfreſſen garantiren.“

„Weiter nichts? Auch gut,“ war die Antwort, und ſie wurden Handels eins und das Schriftliche wurde aufgeſetzt.

Andern Tages kommt der Kronenwirth zu dem Roßtäuſcher und ſagt: „Kannſt Deinen Gaul wieder holen, er koppt.“

„Das iſt ja recht“ ſagt der Roßtäuſcher, „ich hab' Dir ja für das Koppen garantirt.“

Jetzt gehen dem Kronenwirth die Augen auf, und er reitet zu einem Rechtsanwalt, bekommt aber den Beſcheid, daß da nicht zu helfen ſei, denn da ſteht Schwarz auf Weiß: „Für das Koppen, Einſpänniglaufen und Lederfreſſen wird garantirt,“ ſtatt daß es heißen ſollte: „Gegen das Koppen u. ſ. w.“ Der Kronenwirth erhält nun den guten Rath, künftig vorſichtig zu ſein. Was hilft aber der Herr von Künftig? der Meiſter Jetzt gilt. Betrübt und fluchend geht der Kronenwirth zu einem Bierbrauer. Der Bierbrauer hat mit ſeinem einfachen Verſtand das rechte Loch gefunden, wo die Geſchichte hinaus

muß. Das Schriftliche in Handen haltend fragt der Bier-

brauer: „Koppt Dein Gaul?“ „Freilich.“ „Geht er einſpännig?“ „Ja.“ „Frißt er Leder?“ „Nein, das thut er nicht.“ „Halt! Jetzt muß er ihn wieder nehmen; er hat auch dafür garantirt.“

Und ſo geſchah es auch. Der Roßtauſcher mußte den Gaul wieder nehmen, weil er — kein Leder fraß.

Der Seiler von Fürfeld.

Wenn der alte Held Alexander von Mazedonien weit hinten in Perſien eine gewaltige Schlacht gewann, ſagte er immer: „Was werden zu Hauſe meine Nachbarsleute, die Athener, dazu ſagen? Und wenn ich nach Haus komme, zeige ich ihnen Alles, was ich erobert habe, daß ſie ſich darob auf den Kopf ſtellen!“

Das, oder doch wenigſtens ſo ſagte Alexander vor mehr als zweitauſend Jahren, und wenn dem Seiler von Fürfeld in der weiten Welt draußen etwas Außerordentliches paſſirte, dachte er immer: „Was werden ſie daheim in Fürfeld (es

iſt das ein kleines Dorf und ſteht auf keiner Landkarte), was werden ſie wohl dazu ſagen? Was werden ſie denken, wenn ich einmal heimkomme mit Kutſch und Pferd?

Er iſt heimgekommen mit Kutſch und Pferd, aber hat nicht mehr gehört, was die Fürfelder dazu ſagen.

An der langen Kirchhofmauer zu Fürfeld hatte der Seilermeiſter ſeine Werkſtätte, und es ging dabei, wie es das Geſchäft mit ſich bringt, ihm und ſeinem Lehrjungen immer hinderlich. Der Lehrjunge, er hieß Franz mit Namen, war ſchon frühe ein abſonderlicher Kopf, der ſich oft an die Kirchhofmauer ſtieß, d. h. in Gedanken. Er konnte nicht begreifen, warum man die Todten in eine Mauer einſchließe; eine lebendige Hecke wäre viel ſchöner geweſen. Dann blickte Franz oft hinüber nach dem Plätzchen, wo ſein Vater und ſeine Mutter liegen. Es war gut, daß er ſich am Seile halten und rückwärts gehen konnte, denn Thränen verdunkelten ſein Auge und ſeine Knie zitterten. Dort lagen alle ſeine Lieben, er hatte keine Geſchwiſter und keine Verwandten. Wie das aber ſo geht: wenn man tagtäglich etwas ſieht, merkt man nichts mehr davon und das Gefühl ſtumpft ſich ab. So ſah Franz auch bald nicht mehr an die Mauer und ſah nicht mehr nach den Gräbern hinüber.

Viele tauſend Menſchen ſehen nichts mehr von den Verkehrtheiten und Traurigkeiten auf ihren Wegen, weil ſie daran gewohnt ſind, und ſie leben gedankenlos fort.

Die Zeit der Wanderung kam. Franz hatte leichtes Gepäcke, aber auch viel leichten Muth. Als er an dem Kirchhof vorüberzog und den ſchmalen ausgetretenen Fußpfad ſah, den er tauſend- und aber tauſendmal gemeſſen hatte, da dachte er mit ſchwerem Herzen daran, was für neue unbetretene Pfade er jetzt zu wandern habe. Noch ein Blick hinüber nach jener heiligen Stätte und fort ging's mit laſtigem Liede.

Franz war ein frommes, vertrauendes Gemüth, und war dabei ſtreng katholiſch erzogen. Er wanderte nun vererſt nach den ſüdlichen Ländern, wo ſeine Religion die allgemeinſte war und auch herrſchte. Er fand nur ſelten Arbeit. Da nahm er ſich endlich vor, nach Italien zu wandern; er wußte ſelber nicht recht warum, aber ein wandernder Handwerksburſche macht keinen Umweg, wenn er auch noch ſo ſehr fehl geht. Er findet

auch hier wenig Arbeit, denn man hat inländische Stricke genug und braucht keine fremden und auch hier laufen die ärgsten Spitzbuben ungehangen umher. Franz geht zuerst auf Venedig zu. Dort will er lernen, große Schiffstaue machen. Darnach trägt er groß Verlangen. Unterwegs aber muß er mit Trauer sehen, daß seine Stiefel nicht mehr Stich halten wollen, sondern nach allen Seiten hin ausreißen. Er nimmt nun die Fußbekleidung in die Hand und marschirt barfuß weiter. Eines Tages, als ihn die Füße gewaltig brennen, legt er sich am Saume eines Waldes nieder, um zu schlafen; vorher aber betet er noch vor einem nahen Bildstocke zu Gott, er möge ihm doch beistehen und ihm vor Allem ein Paar gute Stiefel bescheeren.

Ein Dutzend schwarzbärtiger Kerle, den Hut tief in die Stirne gedrückt, kommen aus dem Walde, sehen den schlafenden Gesellen, lachen und murmeln unter einander: „An dem ist nichts zu holen, der hat keine Stiefel mehr.“ Ein muthwilliger junger Fingerlang schleicht indeß herzu und wirft aus Spaß die Stiefel des Seilers eine tiefe Schlucht hinab, wohin fast noch nie ein Stiefel gekommen ist. Darauf schreiten sie fürbaß und harren in einer Schlucht des schwerbepackten Reisewagens, der eben herankommt. Mit Pistolen, Dolchen und langen Messern zwingen sie die Reisenden auszusteigen und sich Alles nehmen zu lassen. Der Postillion scheint mit im Einverständnisse zu sein, Alles geht so schnell und so ruhig her, als ob es eine friedliche Theilung ware. Zuletzt geht noch der junge Bandit auf einen langen hagern Mann, dem Anschein nach ein Engländer, zu und sagt: „Herunter mit den Stiefeln.“ Erst nach der Drohung, daß ihm die Füße abgeschnitten würden, willfahrte der lange Engländer. Nun eilt der Bandit auf unsern schlafenden Franz zu, stellt ihm die schönen Stiefel hin, und nach einer Weile ist Alles still, wie wenn weit und breit kein Mensch gewesen wäre. Als Franz erwacht, reibt er wiederholt die Augen, da er die schönen Stiefel sieht; er zieht sie aber ruhig an, sie sind ihm wie angegossen und er sagt: „Die hat mir unser Herrgott durch einen Engel hinstellen lassen.“ Was würden sie daheim in Fürfeld dazu sagen, war dann der zweite Gedanke unseres Franz. War er früher froh und zuversichtlich, so war er's jetzt doppelt; denn er glaubte steif und fest. er dürfe nur beten

und schlafen, und es würde ihm Alles beschert. Das ging aber nicht immer so glücklich, und er mußte in Venedig mit leerem Magen herumlaufen und in den offenen Säulengängen auf den Steinen schlafen. So hatte er sich eines Abends, als es zu dämmern begann, ein gutes Plätzchen ausgesucht. Nicht weit von ihm hatte sich ein schwarzbärtiger Mann niedergelassen und suchte Franz für „sein freies Leben in den Bergen", wie er die Räuberei nannte, zu werben. Franz wollte aber nicht mithun, legte die Beine über einander und betrachtete die vom Himmel geschenkten Stiefel, das waren Wunderwerke, sie schienen für die Ewigkeit gearbeitet. Der Bandit behauptete, er habe Franz die Stiefel geschenkt, dieser aber lachte ihn aus und schalt ihn einen Ungläubigen. Schon mehrmals war ein Mann vorübergeschlichen und hatte Franz und seinen Kameraden genau betrachtet. Jetzt kam er wieder, in Begleitung von einem halben Dutzend Häscher. Ohne viel Federlesens wurde Franz und sein Kamerad festgenommen und ihnen frei Loschie angewiesen. „Was werden sie in Fürfeld dazu sagen", dachte Franz wieder, und jetzt war er froh, daß man dort nicht Alles von seinen Schicksalen erfuhr, so gerne er das auch vormals gewünscht hatte. Mit gutem Gewissen in der Brust, schlief Franz ruhig ein. Wie erstaunte er aber andern Morgens, als er im Verhöre vernahm, daß er wegen seiner Stiefel, die er geraubt habe, angeklagt sei. Franz behauptete nachdrücklich, er habe darum gebetet und habe sie direkt vom Himmel bekommen. Da nahm der Engländer — denn Niemand anders als dieser hatte die Beiden verhaften lassen — ein Messer, schnitt die Doppelsohlen an den Stiefeln entzwei, zog eine Menge Banknoten, die viele tausend Gulden zu bedeuten hatten, heraus und sagte: „Diese habe ich darin verborgen, um mich vor den Räubern zu sichern." Jetzt gingen Franz die Augen auf, und er dachte daran, was ihm der Bandit gestern gesagt hatte. Er zitterte wie Espenlaub und der Richter sah das für ein Zeichen der Schuld an. Franz aber überlegte, ob er den Banditen verrathen dürfe. Er sah fast keinen andern Ausweg. Da kam der Gefängnißwärter und brachte einen Ring, den der Bandit aus seinem Fenster geworfen hatte. Der Engländer erkannte ihn als sein Eigenthum, und nun war die Schuld des Andern gewiß. Der Bandit gestand auch, da er überführt war, die Geschichte mit

den Stiefeln ein, und Franz konnte frei und barfuß davon ziehen. Jetzt dachte er wieder an's Arbeiten und ging nach dem Strande. Dort traf er auch den Engländer, der sich in ein Gespräch mit Franz einließ und Wohlgefallen an ihm zu finden schien. Der Engländer war ein höherer Offizier der Flotte und versprach Franzen, zu seinem Glück zu verhelfen, wenn er tüchtig arbeiten könne

Nun lernte Franz alle Seilerarbeit auf den Schiffen machen, und als der Engländer zurück reiste, nahm er ihn mit.

Durch Fleiß und Geschicklichkeit ward Franz in England mit der Zeit ein angesehener Mann, der Hunderte von Seilern beschäftigte. Oft, wenn er so sein Wesen übersah, dachte er: „Was würden sie in Fürfeld dazu sagen", und er nahm sich vor, wenn er Hunderttausend Gulden hätte, zurück zu kehren. Wie das aber so geht, als er die Hunderttausend hatte, wollte er nur noch dieß und jenes Geschäft machen, und so wurde er ein alter Mann mit grauen Haaren, der an sein Testament dachte.

Wie erstaunten eines Tages die Fürfelder, als ein schwarzer Wagen mit schwarz behangenen Pferden und in Trauer gekleideten Bedienten in das Dorf kam, und die Leiche des Franz brachte, der hier neben seinen Eltern ruhen wollte. Er hatte all sein Vermögen der Gemeinde vermacht, mit der Bedingung, daß man die Kirchhofmauer in eine Hecke verwandle, was man auch gerne that.

Könnte er nur jetzt hören, was sie daheim in Fürfeld dazu sagen, und wie sie ihn loben und preisen, da er ihrer nie vergessen hat.

Doppelt genäht hält fest.

Der Hagenmaier ist ein einfacher Bauer, aber das will viel heißen, mehr als man glaubt; unter dem groben dreieckigen Filzhut ist ein feiner Kopf mit geradem Verstand. Das hat er wieder bei der letzten Landstandswahl gezeigt. Am Wahltage zieht er seine schönsten Sonntagskleider an und geht nach der Stadt. Es ist ein Grundsatz Hagenmaier's, daß man bei Volksversammlungen, und namentlich bei Ausübung der Wahlrechte, seine besten Kleider anlegen solle; erstlich, weil das zu einer feierlichen Handlung gehört, und zweitens, weil man sich selber dadurch ehrt und achtet. Auch macht sich der Hagen-

maier früh auf den Weg, denn er denkt bei solchen Dingen: Eine Stunde zu früh, ist viel weniger als eine Minute zu spät. Der Hagenmaier trinkt in der Stadt vorher noch einen Schoppen in der Sonne, sowohl zur Herzstärkung für sich, als auch für die anderen Wahlmänner, die er da trifft und mit denen er zusammenhalten und gemeinschaftlich auf's Amthaus gehen will. Er trifft aber auch noch einen unerwarteten Gast, nämlich den Schreiber Schilling. Er sitzt oben am Tische und spricht ein Langes und Breites: wie unschicklich es sei, daß der Gutsbesitzer Werner sich in den öffentlichen Blättern um die Abgeordnetenstelle beworben, und dabei seinen freisinnigen Katechismus wie ein Schulbub aufgesagt habe. „Es ist gar keine Schamhaftigkeit, gar keine Zurückhaltung mehr da. Wie kann man sich nur persönlich und öffentlich so preisgeben? Das schickt sich nicht für einen Mann.“ So schloß der Schreiber Schilling seine wohlgesetzte Rede.

Der Hagenmaier wollte eben sein Glas zum Munde führen, er setzte es aber ab und fragte:

„Herr Schilling! Würden Sie die Stelle eines Sekretärs bei der Kreisregierung annehmen, wenn sie frei wäre?“

„Welche Frage! Mit zehn Händen“, war die Antwort.

„Und würden Sie sich darum bewerben? Eine Eingabe machen, oder gar selber hinreisen und bei den Herren anklopfen und Bücklinge machen?“

Der Herr Schilling stutzte und schwieg, der Hagenmaier aber fuhr fort: „Ja, so ist's, wenn's euch dient, da seid ihr bei der Hand und sagt: man soll bescheiden und zurückhaltend sein, man soll warten wie ein Mädchen, bis der Freier kommt und sagt: Willst mich? Ich frage aber Jeden mit gesundem Verstand: Ist es nicht viel ehrenvoller, sich um eine Stelle zu bewerben, die nichts einträgt, keine Besoldung, keine Pension, keinen Wittwengehalt, nichts — als um eine Stelle, bei der man das Alles bekommt? Es ist kein Leckerbissen, heutigen Tages Volksabgeordneter zu sein: Monate lang von Haus und Hof, von Frau und Kind weg sein, alle Tage fünf, sechs Stunden in die öffentlichen Sitzungen, dann wieder in die Abtheilungssitzung, auch zwei, drei Stunden, und dann die Berichte durchlesen, Anträge aufsetzen und dann in der Sitzung sich ärgern, daß einem die Galle überlauft, am Ende einen Beschluß zu Stande bringen, der von da und dort doch wie-

der umgestoßen oder verschnipfelt wird, und bei alle dem doch bei der Hand bleiben. — Ich sag's noch einmal: Es ist kein Leckerbissen, heutigen Tages Volksabgeordneter zu sein. Wir müssen den Männern danken, die die Stelle übernehmen und nichts wollen als das allgemeine Beste, nichts für sich, kein höher Aemtchen, gar nichts. Und um eine solche Stelle soll man sich nicht öffentlich bewerben dürfen? Aber um andere Stellen, da ist's am Platz; nicht wahr, Herr Schilling? Der Herr Schilling und die mit ihm sind, möchten gern in die Suppe speien, damit sie nur allein davon essen können. Der Werner hat rechtschaffen gehandelt, daß er öffentlich gesagt hat, was er will und was man soll. Meine Stimme hat er. —"

„Und meine auch," riefen fast alle Anwesenden wie aus Einem Munde. Der Herr Schilling schwieg und die Wahlmanner gingen bald nach dem Amthause. — Dort war noch ein schwererer Kampf zu bestehen, weil es ein feinerer war.

Der Herr Wahlkommissär sagte, bevor die Wahlhandlung begann: „Meine Herren!" — es that Vielen bis in den kleinen Zeben hinab wohl, daß er so sagte; er merkte das und wiederholte daher nochmals —: „Meine Herren! Ich will durchaus keinen Einfluß auf Ihre Wahl ausüben. Sie wählen als freie Männer, nach Ihrem Gewissen und Ihrem Pflichtgefühl. Ich will durchaus nichts gegen den Werner sagen. Er ist als achtungswerther Mann bekannt, man weiß nichts gegen ihn; er versteht die Landwirthschaft und sein Hauswesen ganz gut in Ordnung zu halten. Ob er die Staatsangelegenheiten eben so versteht, ob er da die nöthigen Kenntnisse hat, die man nicht hinterm Wirthstisch holen kann; ob er wissenschaftlich gebildeten, studirten Männer gegenüber die Gabe der Rede hat; ob er die Bedürfnisse seines Wahlbezirks, Alles, was wir nöthig haben, gehörig vorbringen, vertheidigen und durchfechten kann — Meine Herren! Ich weiß das nicht, und Sie können es auch nicht wissen, denn so etwas zeigt erst die Erfahrung. Es fragt sich, ob man gut thut, auf's Gerathewohl dabei zu verfahren, einen Mann zu wählen, der sich vielleicht in die Hände eines Advokaten geben muß. Meine Herren! Sie wissen selber, was Sie zu thun haben, und ich spreche bloß, um Ihnen diese wichtige Sache nochmals an's Herz zu legen. Ich will durchaus keinen Einfluß auf Ihre Wahl üben.

Der Regierungsrath Müller, der ebenfalls von vielen Sei-

ten in Vorschlag gebracht wurde, der sich aber nicht öffentlich aufgedrängt hat, ist mir persönlich unbekannt und ich habe keinen Grund, sein Interesse zu verfechten. Hochgeschätzt und geehrt von allen Seiten, möchte er unserem Wahlbezirke zum Ruhm und zur Ehre dienen. Der so nöthige Straßenbau durch das N. Thal nach N. wird in ihm einen warmen Vertheidiger haben, und sein Einfluß mag wohl dazu helfen, uns diese Straße — die schon längst hätte gebaut sein müssen, wenn unser Bezirk nicht stiefmütterlich behandelt würde — zu verschaffen. Ich halte es für Pflicht, ohne Einfluß auf Ihre Wahl üben zu wollen, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Vor Allem versichere ich Sie nach den gewissenhaftesten Berichten, die ich mit meinem Ehrenworte bekräftigen kann, daß der Herr Regierungsrath Müller durchaus ein Mann des Volkes ist. Er ist selber der Sohn eines Bauern, die Volksrechte sind ihm theuer und heilig und er steht für sie ein. Wählen Sie nun nach Ihrem Pflichtgefühle." So redete der Wahlkommissär. Manche sahen sich stutzig an. Da trat der Hagenmaier vor und sagte: „Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, Herr Kommissär!" — Alles schaute auf ihn. — „Der Regierungsrath Müller ist

ein Mann des Volkes, das ist gut; deßwegen wählen wir jetzt gerade den Werner, das ist ein freisinniger, unabhängiger Bürgersmann, dann haben wir's doppelt. Drüben, auf Seite der Regierung ist der Regierungsrath, der ist für's Volk, für uns, den brauchen wir nicht wählen, den haben wir ohnedieß, er ist ja angestellt; jetzt nehmen wir hüben den Werner, dann haben wir's doppelt, und doppelt genäht hält fest."

Und so geschah es auch. Werner wurde gewählt und bewährte sich als ein edler, tüchtiger Mann, der mit einfachen Worten immer den Nagel auf den Kopf trifft. Die Straße durch das N. Thal ist allerdings noch nicht gebaut, aber die Leute lernten einsehen, daß die Staatsgelder vor Allem zu allgemeinen Zwecken da sind und nicht bloß zum Nutzen Eines Bezirks. Sie behelfen sich, so gut es geht.

Vom Gewerbsfleiße.

In einer Stadt am Rheine geht die allgemeine Redensart: „Des Dutzen Pump hat das beste Wasser", und nun laufen Alles hin mit Krügen, Flaschen und Kübeln und pumpt und pumpt, und das Wasser ist in der That hell und frisch, und wenn man's trinkt, ist es, als ob man erquickenden Thau in allen Gliedern spüre. Weil nun Alles an der Pumpe sein Wasser holt, so ist nie abgestandenes darin, der Quell sprudelt immer frisch herbei; weil man's für das beste hält, ist und wird es das beste.

So geht es auch mit manchen Erwerbszweigen. Wenn die Leute einmal Vertrauen dazu haben, so findet Alles schnell Absatz, und der Meister hat dadurch Gelegenheit, immer Neues und noch Besseres zu Markte zu fördern.

Mit manchen Gewerben will es in unserem deutschen Vaterlande nicht recht fort; besonders wollen große Einrichtungen, Fabriken, nicht recht gedeihen. Warum? daran ist nicht bloß schuld, daß uns Engländer und Franzosen mit Dingen den Markt überführen, die wir selber eben so gut haben und machen können, daß wir nicht, wie man es nennt, Schutzzölle genug haben; sondern daran bist auch Du selber Schuld. Du kaufst viel lieber ein Rasirmesser, ein Nadelbüchschen oder eine Sense, weil das, wie der Kaufmann versichert, „gestern aus Paris — aus London angekommen ist." Dächtest Du dabei weiter, so würdest Du sagen: „Ich will aber deutsches." Das käme

kann Dir und Deinem Bruder zu gute. Es giebt genug unbeschäftigte Hände und leere Magen in Deutschland, die dadurch etwas zum Verarbeiten bekämen. Das ist ein Hauptstück, über das sich noch viel sagen ließe. Vielleicht kommen wir ein andermal wieder darauf zu reden.

Die Frau Bürgermeisterin.

Das ist eine wackere Frau — so sagt jeder Einwohner des Städtchens Thalheim, Groß und Klein. Denn obgleich oder weil die Frau Bürgermeisterin keine eigenen Kinder hat, ist sie eine Mutter aller Kinder. Ihr solltet sie sehen, wie sie in der Kleinkinderschule waltet und sorgt, wie sie die Kinder

ermahnt, ihnen aber auch dabei die Nackchen putzt, wie sie mit den Kindern spielt, und ihnen wiederum Suppe kocht und für Alles sorgt. Wenn ihr das sahet, würdet ihr auch sagen: Ja, das ist eine wackere Frau.

Der Gevatterémann freut sich, daß er noch mehr von der Frau Bürgermeisterin erzahlen kann. Er hat sie erst vor Kurzem recht kennen gelernt, und während er jetzt hier sitzt, an sie denkt und von ihr schreibt, ist es ihm, als ob er ihr freundlich mildes Angesicht sahe, auf dem die Gutherzigkeit ausgeschuttet liegt. Es giebt nichts Schoneres, als so ein Menschenantlitz, aus dem die Menschenfreundlichkeit, die Freude, das Gute zu wollen und zu wirken, aus allen Zugen herausspricht. Wer da hinein sieht und sich nicht zu allem Guten angefeuert fühlt, in dem muß ein boser Geist oder ein schwerer Kummer walten, der ihn nicht zu sich selber kommen laßt.

Es war ein schoner, heiterer Frühlingstag, als der Gevatterémann mit dem Bürgermeister und seiner Frau durch die Allee spazierte, die rings um die Stadt führt. Die Bäume, kaum 20—25 Jahre alt, seit dem neuesten Frieden, hatten gesunde Stämme und standen in voller Blatterpracht; Hecken und Blumenbeete waren zierlich da und dort verbreitet, die Vögel sangen in den Zweigen und den Büschen. Lustige Knaben arbeiteten da und dort mit Hacke und Schaufel auf den Wegen, oder an einem Blumenbeete. Alles war so heiter und glücklich, daß es das Herz erfreute.

Hier ward nun auch die Geschichte dieser Allee berichtet, und sie soll hier weiter erzahlt werden, mit dem Wunsche, daß sie da und dort Nachahmung finde.

Es sind jetzt mehr als zwanzig Jahre, da kam der Bürgermeister eines Abends mißmuthig und verstimmt nach Hause, setzte sich an's Fenster, trommelte an die Scheiben und pfiff leise dabei, wie er das oft thut, wenn ihm etwas quer gegangen ist. Die Frau läßt ihn eine Weile gewähren, denn sie weiß schon, daß er auspacken wird, wenn's Zeit ist. Sie verrichtet ihr Hausgeschäft sorglich und still, und kommt dann endlich mit der Lampe in's Zimmer. Sie setzt sich nieder und beginnt Strümpfe zu stopfen.

„Es ist doch jämmerlich, jämmerlich," sagt der Mann, die Stube auf- und abgehend. „Man kommt doch oft zu dem Vorsatze, sich gar nichts mehr um das Gemeinwesen zu bekum-

mern, und Glück und Frieden nur in seinem Hauswesen zu schaffen.“

„Was ist denn geschehen?“ fragt die Frau und legt die Strümpfe weg.

„Da sind heute Nacht wieder nahe an dreißig Bäume in der Anlage beschädigt, die Blumenbeete fast alle muthwillig zertreten worden. Wir haben mit so viel Mühe und Kosten den Stadtgraben ausgefüllt, die Anlagen gemacht, um einen vergnüglichen Spaziergang zu schaffen, für Alle, und aus purem Muthwillen zerstört man das.“

„Freilich, Aufsicht ist da schwer,“ sagt die Frau.

„Es kann hier gar keine Aufsicht geben“, sagt der Bürgermeister, „die Sache ist zu weitläufig. Und dann, soll man einen Büttel hinstellen, um die Leute davon abzuhalten und zu strafen, daß sie ihre eigene Last und Augenweide nicht zerstören? Ist das nicht erbärmlich? Wir haben überall Tafeln angeschlagen, worauf es heißt, daß die Anlagen unter den Schutz des Publikums gestellt seien. Sie wurden doch beschädigt. Wir haben das Wort Publikum wieder weg gethan, weil Jeder glaubt, er sei nicht damit gemeint, und haben das Wort: Bürgerschaft, dafür gesetzt. Und jetzt werden die Pflanzungen wieder gleicher Weise beschädigt. — Es ist kein Gemeinsinn unter den Menschen. Sie fühlen und erkennen es nicht, daß es ihre eigene Sache ist, die sie hier beschützen und in Obhut nehmen.“

„Gewiß,“ sagt die Frau, „der Gemeinsinn fehlt leider noch sehr. Der Sinn für das Allgemeine, Gemeinsame, das Niemand allein, sondern Allen angehört, ist nur in Wenigen wach und lebendig. Ich habe das auch schon oft an den Schulen und bei der Suppenanstalt erfahren. Es ist aber nicht immer Schuld der Leute, wie Du ja auch schon oft gesagt hast, daß Ihnen der Gemeinsinn fehlt. Man überläßt ihnen ja nichts Allgemeines, an dem sie sich freiwillig betheiligen sollen; Alles soll von besonders dazu Angestellten und Besoldeten besorgt werden. Der Gemeinsinn wird nicht recht gebildet, und er hat auch oft nichts, woran er sich ausbilden kann. Ich meine, man sollte aber mit der Jugend anfangen, den Gemeinsinn zu wecken; damit es jedem Kinde von frühester Zeit an klar wird, wie durch die Wahrung dessen, was Alle angeht, jedem Einzelnen das Gute und Rechte geschieht.“

„Die Jugend, die Jugend!“ antwortete der Bürgermeister fast zornig. „Soll man denn immer für das kommende Geschlecht harren? Immer glauben, die Zukunft, die Nachkommen, die werden alle Schulden einlösen und Alles in die Reihe bringen. So haben gewiß unsere Vorfahren auch gedacht, und ich meine, wir dürften einmal selber etwas sein und uns selber als die Nachkommen betrachten, auf die man die Hoffnung setzt. Einmal müssen wir großjährig sein und das Erbe unserer Vorfahren antreten.“

„Gewiß, und Du bist ja selber ein Beispiel davon;“ sagte die Frau lächelnd, „aber mir fällt eben ein, wie man die Jugend jetzt in einem kleinen Stücke zum Gemeinsinn erziehen könnte.“

„Das wird wieder einer von Deinen Vorschlägen sein, die so in's Blaue hineingehen, weil Du die Welt nicht kennst.“

„Warte, Du!“ sagte die Frau schelmisch, „Du hast mir ja versprochen, diesen Männerübermuth nie mehr gegen mich zu gebrauchen. Wir Frauen kennen die Welt auch, wenn wir schon nicht so viel draußen herumfahren. Das will ich Dir jetzt wieder zeigen.“

„Nun so zeig es.“

„Ich würde an eurer Stelle die neuen Anlagen unter den Schutz der Schulkinder stellen. Ja, lache nur, ich habe doch Recht. Ich berufe mich jetzt auch einmal auf den Erfolg, den die Sache haben wird. Die Kinder werden sich frühe daran gewöhnen, für Etwas zu sorgen, was der Gemeinde angehört, und das wird ihnen als Männer zu gute kommen. Und wie werden sie sich freuen, etwas thun zu können, nicht immer bloß Verbote vor sich zu haben. Wer Jemanden gut erziehen will, muß ihm sagen können: das thu'! und nicht immer sagen: das thu' nicht. Das finde ich schon bei den kleinsten Kindern. Wie freuen sie sich, wenn ich ihnen einen Auftrag gebe, das und jenes zu vollbringen. Die Erwachsenen werden aber — wenn Du meinem Rathe mit der neuen Anlage folgst — zuerst dieselbe unverletzt lassen aus Rücksicht für die Kinder, und dann wird nach und nach der Gedanke: daß ein Gemeingut hier in die Hand eines Jeden gegeben ist, erwachen und Schutz und Schirm genug bieten.“

Und so geschah es auch nach dem weisen Rathe der Frau Bürgermeisterin. Jetzt ist die Anlage im üppigsten Wuchse.

Manche Männer, die einſt als Knaben hier die Bäume, Hecken und Blumenbeete warteten und pflanzten, ſehen mit Wohlgefallen auf das ſchöne Gedeihen derſelben und ſind die unbezahlten aber eifrigſten Beſchützer davon. Sie erinnern ſich bei deren Anblicke der ſchönſten Stunden ihrer Kinderzeit, die ſie hier verbracht, und jedes nachfolgende Kindergeſchlecht tritt mit neuer Freude in das luſtige Gebiet des Wirkens ein.

Man kann wohl ſagen, mit dieſen Anlagen wächſt auch der Gemeinſinn. Der Gemeindehaushalt von Thalheim gehört zu den geordnetſten, und wo es etwas Gemeinnütziges zu ſchaffen und zu wirken giebt, tritt Alles mit friſchem frohem Muthe zuſammen.

Die Frau Bürgermeiſterin und ihre Freundinnen hatten dabei nicht wenig mitgewirkt. Denn das iſt und bleibt wahr: wenn die Frauen das Edle und Uneigennützige erfaſſen, ſo beharren ſie darin mit einer bewundernswerthen Ausdauer und Selbſtaufopferung.

Man würde indeß ſehr irren, wenn man glauben wollte, die Frau Bürgermeiſterin ſei eine von jenen Unausſtehlichen, die alles lieber ſein wollen, als was ſie von Gottes und Rechts wegen ſein ſollen, nämlich Frauen. Im Gegentheil, trotzdem ſie ein großes Hausweſen, Landwirthſchaft und Knechte und Mägde hat, weiß ſie das doch Alles ſo zu ordnen, daß die Geſchäfte wie am Schnürchen fortgehen. Alles iſt immer nett und bei der Hand, wenn ſie auch nicht immer von ihrer Haushaltung redet. Ihr Mann hat das Sprüchwort: Man hört bei mir die Haushaltungsmühle nicht klappern.

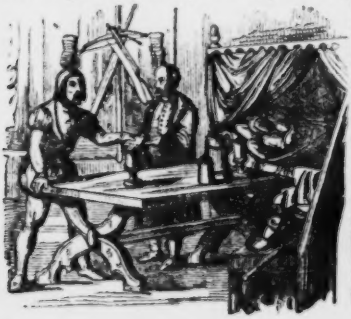
Wer die Frau Bürgermeiſterin ſo im gewöhnlichen Leben handiren ſieht, der könnte glauben: die denkt auch nicht weiter, als bis an den Zaun ihres Küchengartens. Das iſt aber nicht wahr, wie wir ſchon geſehen haben. Der Bürgermeiſter hat ſchon ſchwere Opfer bringen müſſen; aber was auch kommen mag, die Frau Bürgermeiſterin trägt Alles mit, und das ſo heiter und froh, daß es Jedem und vor Allem ihrem Mann das Herz erquickt und ermuthigt.

Die Frau Bürgermeiſterin iſt eine wackere Frau.

Die Hand drauf.

In einem deutſchen Lande, d. h. in einem Theile Deutſchlands, wurde zur Zeit des Friedens und der Ruhe die in Zei-

ten des Krieges und der Noth versprochene Verfassung endlich gewährt. Es war eine Versammlung von Abgeordneten zusammenberufen, die über jeden einzelnen Satz des vorgelegten Entwurfs berathen sollten. Das war kein leicht Stück Arbeit. Gar viel Hin- und Herredens gab es über die Garantien zur Aufrechthaltung der Verfassung, welche Gewähr und Bürgschaft man festsetzen solle, damit die bestehende Verfassung nicht so mir Alles Dir Nichts aufgehoben werden könne, wie auch schon geschehen ist. Da sagte der Vetter Andres, der auch mit unter den Abgeordneten war: „Meine Herren! Es ist nicht nöthig, daß man eine Verfassung geradezu aufhebe, um sie unwirksam zu machen und zu umgehen; da giebt's noch ganz andere Mittel. Es giebt Leute, die mit dem Flurschützen gut stehen und ihm unter der Hand Etwas zukommen lassen, und diese gehen dann zum Schaden der Wiesenbesitzer den näheren Weg über die Wiesen gerade an dem Pfahle vorbei, worauf geschrieben steht: Dieser Weg ist verboten. Der Pfahl bleibt stehen, und die Leute gehen den weichen und bequemen Weg. Die besten, ja die einzigen Garantien zur Aufrechthaltung der Verfassung, des Landesgesetzes, bestehen darin, wenn alle Bürger ein wachsames Auge darauf haben, wenn sie selber dafür sorgen und die rechten Leute schicken, damit sie nicht umgangen oder aufgehoben werde. Mit den Garantien geht's wie mit jenem Deckel auf dem Becher. Es stand einmal ein



Mann zu Gevatter bei seinem Freunde, dem ein Sohn geboren worden war, und er machte ihm einen goldenen Becher zum Pathengeschenk. Der Vater betrachtet nun den Becher hin und her und sagt dann lächelnd: „Aber Lieber! wo ist denn der Deckel?

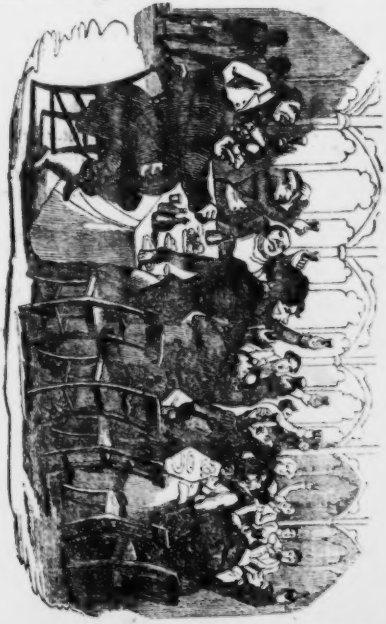
Der fehlt ja, und da kann alles Ungeziefer hineinfliegen." Da nimmt der Freund die Hand des Vaters und legt sie auf den Becher und sagt: „Das ist der beste Deckel, und ein Schelm ist der Deckel, wenn er Unrath und Ungeziefer einläßt." Meine Herren! So sag' auch ich: die Hand d'rauf! das ist die beste Garantie.

Eine nicht gehaltene Rede

Das ist kein Versprechen, das einer nicht gehalten hat, wie's leider schon oft geschehen ist, trotz feierlicher öffentlicher Versicherung — es ist weiter nichts, als eine öffentliche Rede, die einem im Mund stecken geblieben ist, was folgenden Hergang hatte.

Kaum war die Eisenbahn von N. nach N. fertig, als auch ein ungeheuer großes Wirthshaus (oder wie man's alberner Weise jetzt heißt: Hotel), wie man in der ganzen Gegend noch nie gesehen, neben dem Anhaltsplatze entstanden war. Es war eigentlich mehr ein großer Saal, als ein Gasthof; denn heutigen Tages, wo die Leute wieder heimrutschen oder nach den großen Städten fahren, braucht man selten viele Zimmer zum Beherbergen. Zur Einweihung seines Wirthshauses veranstaltete der Besitzer ein großes, bestelltes Mahl, bei welchem sich alle sogenannten Honoratioren der Umgegend einfanden. Ueber dreihundert Gedecke waren bestellt. Es war ein wahrhaft großartiger Anblick, als man in den säulengetragenen kirchenhohen Saal eintrat. Von der Gallerie rauschte die Musik, von den Wänden erglänzte das Marmorgetäfel um die goldumrahmten lebensgroßen Spiegel, und hell flimmerten die reichen, vielfach geschliffenen, gläsernen Kronleuchter, die von der Decke herabhingen. Klang und Glanz überall. Alles war voll des Jubels und Entzückens. Man saß endlich bei Tische, und trotz des Wirrwarrs ließ man sich wohl schmecken, was man habhaft werden konnte. Als dem Magen Genüge gethan war, erhob man sich um — Trinksprüche auszubringen. Wenn diese recht ausgebracht werden, können sie sich oft zu freien Gebeten gestalten. Denn, wo die Menschen, heiter oder ernst, zu dem Geiste aufschauen, der alles Leben schafft und hält, erheben sie sich zur andächtigen Gottesverehrung, wenn sie diese auch nicht immer in den gewohnten Formen aussprechen, sondern frei, wie es gerade ihr Gefühl ihnen eingiebt.

Zuerſt erhob ſich nun ein Mann, der am obern Ende des



Tiſches ſaß, mit dunkelrothem Antlitze und einem hellrothen Bande im Knopfloch. Er brachte ein Hoch dem Fürſten.

Nach einer Weile erhob ſich ein anderer Mann, klingelte und brachte dem Baumeiſter ein Hoch! Dann ein Dritter dem Wirth. Alle riefen gern mit, denn es gebührte den Gefeierten.

Nun war auch ein Freund des Gevattersmanns bei dem

Feststehen, und in ihm regten sich Gedanken, die er kundgeben wollte. Er machte sich vorher im Kopfe einen Entwurf davon und ungefähr so:

„Ein schönes Werk, ja ich möchte sagen, ein heiliges ist vollendet. Denn Alles, was die zerstreuten Kinder der großen Menschenfamilie in Friede zusammen führt, ist ein heiliges Thun. Tausend und aber tausend Hände regten sich draußen in Wald und Feld, schaufelten die Erde auf und legten den eisernen Steg. Das ist die Grundlage zu einer neuen Weltordnung, deren Ende wir noch nicht absehen können. Die verschiedenen Stämme Eines Volkes werden sich dadurch leichter kennen, verstehen und liebend aneinander schließen lernen. Manches Vorurtheil wird mit dem Rauche dahin verfliegen. Die verschiedenen Völker werden sich immer näher rücken und im Frieden einander achten. Wer weiß, zu welchem Ziele der Weltgeist auf diesen eisernen Bahnen schreitet. Aber schon jetzt genießen wir eine Frucht des Zusammenhalts, der Vereinigung der Kräfte zum Genusse der Schönheit. Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Tempels. Eines Tempels? fragen Sie, meine Zuhörer. Ja, wo die Freude sich niederläßt, wo der Bruder dem Bruder in's Auge schaut, ein Wort des Verständnisses von den Lippen strömt, wo die Menschen sich erquicken und einander friedlich die Hände reichen, da ist ein Tempel. Ein neues Leben thut sich auf in unserem Thale.

Drüben gleiten still die Schiffe
Auf des Stromes ew'gem Lauf,
Und mit wiehernd schrillem Pfiffe
Jauchzt das Dampfroß hier herauf,

Schnaubt die Wolken in die Lüfte,
Stampft die funken-sprüh'nde Schien'
Rollt durch Feld- und Felsgeklüfte
Sehnsuchtsschnell die Brüder hin.

Ja, schnell wie der Gedanke der Sehnsucht rollen die Wagen dahin, und diese Fahrt ist ein kleines Abbild des ganzen Menschenlebens. Mancher sitzt beständig im Zugwinde und es wird ihm nie recht behaglich; mancher sitzt mit dem Rücken, stumm gegen Diejenigen gekehrt, deren Blicke ihn freundlich suchen; manches verständigende Wort wird von dem Geraffel übertäubt. Mancher sitzt vom Lärm verdumpft und kann seine Lebensgeister nicht sammeln; Mancher hat sein Bestes und

Nothwendigstes vergessen, aber er kann nicht mehr umkehren, er wird unaufhaltsam vom Zuge fortgerissen; der Einzelne gilt hier nichts mehr, er muß sich fügen in die große Bewegung. Und am Ende — findet mancher erst am Ziele seinen Freund und Genossen, mit dem er unbewußt den gleichen Weg gemacht hat. Ist das nicht ein Abbild des Lebens? Geht es nicht auch auf unserer Lebenslaufbahn so? — Hier aber, in diesen Hallen sollen sie traulich bei einander sitzen und den raschen Weg segnen, der sie aus weiter Ferne zusammen führte.

Hallen sind aufgerichtet und Säulen ragen empor und tragen die Wölbung eines Palastes. Eines Palastes? fragen Sie, meine Zuhörer. Wird ein Fürst hier einziehen in seiner Majestät? Ja, ein Fürst wird einziehen mit ewiger Majestät, das ist das Volk. Vor Zeiten war alle Pracht und aller Glanz, alles schöne Erzeugniß der Kunst nur einzelnen Bevorzugten zum Gebrauche hingegeben; das Volk durfte kaum einen Blick hineinwagen. Das große majestätische Wort unserer Zeit aber heißt Vereinigung, heißt Einheit. Jetzt erhalten wir solche Paläste (und es wird deren immer mehr zu gemeinnützigen Zwecken geben), die dem ganzen Volk zum Genusse seines Daseins erbaut sind. Und sind wir auch nur vorüberziehende Gäste in diesen Räumen, wir sind ja Alle nur vorüberziehende Gäste in diesen Erdenräumen. Und dürfen wir uns nur eine kurze Spanne Zeit dem Glauben hingeben, dieß sei unser Eigenthum — wir erquicken uns an der Schönheit und Größe der Natur, ohne sie buchstäblich unser eigen nennen zu müssen. Noch andere und immer mehr Gebilde der Größe und Schönheit werden auferstehen, die keinem Einzelnen, sondern Allen angehören, zum heitern Genusse. Die großen Völker des Alterthums, die Griechen, die Römer, hatten in ihren guten Zeiten kleine Wohnungen zu ihrem Privatgebrauche; noch heute aber bewundern wir die prachtvollen Bauten, die der Gemeinsamkeit geweiht waren. „Das Schöne, das Große, vor Allem für die Gesammtheit, für das Allgemeine!“ Das sei der Wahlspruch der neuen Zeit. Grüßen wir darum diesen Geist, der jetzt, wenn auch vereinzelt, und ohne daß er's recht weiß, beginnt, Prachtgebäude für das Volk zu errichten. Möge er auf heiterem, friedlichem Wege seinem Ziele entgegen reifen. Der Geist der edlen Gemeinsamkeit lebe hoch!“

So hatte sich der Freund des Gevattersmanns seine Rede

ausgedacht. Kaum aber war er mit diesem Ausdenken fertig, da brachte ein lustiger Kumpan der Köchin, als der Heldin des Tages, ein Hoch. Sie mußte erscheinen, in Schürze und Haube, und wurde mit Halloh begrüßt. Nun ging es an ein ewiges Hochrufen. Die Leute sprachen so leise, daß man nicht hörte, was sie meinten, und doch schrie Alles in's Blaue hinein: Hoch! Hoch und abermals hoch!

Fragst Du nun, warum hat Dein Freund die Rede nicht doch gehalten? Vielleicht hätte er der Sache eine bessere Wendung gegeben? Das hat der Gevattersmann auch gesagt. Der Freund aber war ärgerlich, daß wir Deutschen nicht beisammen sein können, ohne alsbald in nichtigen Larm überzugehen; daß die Leute sich's gefallen ließen, wie ein lustiger Bruder sie zu Narren machte, und dann fürchtete der Freund, kaum angehört oder ausgelacht zu werden. Er sieht aber jetzt ein, daß man sich vor dieser Gefahr nicht scheuen darf, wenn man etwas Rechtes an den Mann bringen will. Darum hat er auch die Rede hergegeben, daß sie gedruckt werde, und es wird ihn freuen, wenn man ein gutes Korn darin findet.

Die weichgekochte Einquartierung.

Zur Zeit, als die Russen nach Deutschland kamen — es spürt's wohl noch Mancher, wenn's auch schon eine schöne Weile her ist — kam auch eine Einquartierung in ein Dorf, das aus lauter zerstreuten Häusern besteht. Der Quartiermeister sagte beim Schultheißen, wo Alles versammelt war: „Da haben wir einen Mordkerl, mit dem ist schwer auszukommen; gebt den einem, der ihm die Zähne weist.“ Da trat ein kleines aber klug aussehendes Bäuerchen hervor und sagte: „Ich will ihn nehmen.“ Der martialische Krieger geht nun mit dem Bäuerchen nach seinem einsamen Gehöft und flucht schon über den Weg, weil sonst noch nichts zu fluchen da ist. Zu Hause angelangt, schlägt der Krieger auf den Tisch und verlangt Wein und Schnaps und Fleisch u. s. w. Das Bäuerchen sagt: „Da, setzt euch hinter den Ofen, ich will Alles holen, wie der Herr befiehlt.“ Er geht hinaus, läßt die zwei Wolfshunde von der Kette los, die sind klug und folgsam; er sagt zu den Hunden: „Ihr legt euch vor ihn hin und laßt ihn nicht aufstehen, nicht mukſen.“

Die Thüre geht auf, die beiden Hunde springen herein

und legen sich dem Fremden zu Füßen. Das Bäuerchen legt nun Holz in den Ofen, was nur hineingeht und zündet es an. Dem Krieger fängt es an heiß zu werden, er will auf und hinaus, aber die Hunde lassen ihn nicht von der Stelle. Der

Russe knöpft sich nun auf, der Schweiß läuft in Strömen an ihm herab; aber er darf sich nicht rühren. Nach einer Stunde kommt nun das Bäuerchen und fragt: „Nun? Seid Ihr jetzt weich gekocht?“ „Ihr seid mein Mann,“ erwiederte der Russe, „Ihr versteht mich. Aber nun laßt das Gethier hinaus, und gebt her, was Ihr habt.“

Sie saßen nun friedlich beisammen und die Nachbarn, die gekommen waren, um den Spektakel mit zu genießen, staunten, als sie durch's Fenster sahen und der Russe neben seinem Quartierherrn ganz friedlich eine Milchsuppe aß.

Geisteseigene.

Ein russischer Jüngling war einmal nach Deutschland gekommen. Er wollte sich hier einen neuen Anstrich holen, einen blauen, und zwar einen gelehrten. Es laufen gar viel Russen

in der Welt herum, sind vornehm, haben schöne Kleider an und sprechen Französisch wie Wasser; sind aber doch oft nur lakirte Wilde. Wenn man den blanken Firniß ein bischen abkratzt, kommt der Slawak zum Vorschein, wie er geht und steht.

Der Russe hört nun von einem Professor, der gar berühmt ist, der Alles erforscht hat, Himmel und Erde und noch ein bischen mehr. Der Russe fragte nun ganz gutmüthig:

„Wem gehört der Professor?"

Er meint, wie man in Rußland Leibeigene hat, so habe man in Deutschland Geisteseigene, mit denen man machen könne, was man wolle.

Hat er Recht oder nicht?

Fern sei es, die Gelehrten, ihr Wissen und ihre Weisheit herabsetzen zu wollen. Wir Deutschen müssen vorerst darin einen Trost suchen und eine Hoffnung darauf bauen, daß wir von allen Nationen der Welt am meisten gelernt haben. Es muß uns doch einmal zu statten kommen.

Fern sei es, die Bildung herabzusetzen, denn Bildung ist der höchste menschliche Beruf. Nur wer die Bildung achtet, die ein Anderer besitzt, der fängt damit an, auch selber das zu erobern. Denn es ist ein tiefer menschlicher Grundzug, daß man selber das zu werden sucht, was man an Andern achtet. Das sind daher nicht die wahren Freunde des Volkes, die einem einreden, man sei schon recht wie man sei, man brauche nichts zu lernen und sich nicht auszubilden.

Das aber muß auch gesagt werden, daß noch kein Volk der Erde durch seine Gelehrten allein frei geworden ist. Dazu müssen alle Bürgerklassen mitwirken. Freilich sollten die Gelehrten dabei vorangehen, denn sie wissen ja, was Rechtens ist und sein soll. Und es giebt auch Manche, die tapfer vorangehen. Ich nenne hier beispielsweise nur den edeln Welcker, den badischen Volksabgeordneten.

Doppelt verächtlich sind aber Diejenigen, die Alles durchstudieren, an Allem Theil nehmen, nur nicht an dem, was ihr eigenes Volk und ihre eigene Zeit betrifft, oder die Alles vertheidigen, was man ihnen aufträgt; das sind die Geisteseigenen, bei denen man wie der Russe fragen kann: „Wem gehören sie?"

Vor einem Buchladen.

Zwei ſteh'n vor einem Bücherkaſten,
Ein Knab der Eine, der Zweit' ein Mann,
Und Beiden ſieht man ſtrres Faſten
Als gute Tag' und gute Tiſche an.

Der Knabe ſpricht: „Hätt' ich nur Einen Thaler,
Der frohſte Menſch würd' ich auf Erden;
Denn iſt des Buches Titel hier kein Prahler,
So lehr's die Kunſt, ſchnell reich zu werden."

„Das iſt es eben" — verſenkt in Sinnen
Und bitter lächelnd der Andere ſprach —
„Die Kunſt iſt nur, den erſten zu gewinnen,
Das andere kommt dann ſchon von ſelber nach."

Den Finger in den Hals.

Es ſaßen zwei Männer beiſammen und redeten Allerlei. „Das Elſaß und Lothringen muß wieder deutſch werden," ſagte der Jüngere.

„Ja," erwiederte der Andere, „wenn's einmal deutsch werden kann, früher aber nicht."

„Du kommst doch eben aus dem Elsaß. Wie steht's denn dort?" fragte der Jüngere wieder.

„Die Leute sind gerne bei Frankreich, es ist ein großer, angesehener, freier Staat. Und dann sind sie auch gern französisch. Sieh Dich nur einmal in Deutschland um: sind da nicht gar viele Menschen, die sich gar was Großes einbilden, wenn sie den Franzosen oder gar den Pariser spielen können? Ich bin durchaus kein Feind der Franzosen — das wäre eine Dummheit und eine Schlechtigkeit. — Die Franzosen stehen immer vorn dran, wo es gilt, gegen die Tyrannei zu kämpfen. Sind sie auch nicht ganz frei von Eigennutz und Uebermuth, das schadet wenig und muß zum Theil so sein. Wie gesagt, ich bin ein Freund der Franzosen, aber ich bin doch mir selber der nächste Freund, und muß doch vor Allen mich selbst achten. Wenn nun aber viele Deutsche, die zu Deutschland gehören, gerne französeln, warum sollen's die Elsaßer nicht thun? Laß Dir nichts einreden von ein Paar Leuten, die gerne sich selber oder Andere betrügen. Die Elsaßer sind gerne französisch. In hundert, vielleicht schon in fünfzig Jahren, ist wenig Deutsches mehr da. Die Kinder sprechen schon heute nicht mehr gerne Deutsch mit ihren Eltern. Die breite, derbe Mundart, die man dort hat, kommt ihnen häßlich vor, wenn sie's mit dem flüchtigen hüpfenden Französisch vergleichen. Ich habe eine einfache Bürgersfrau gefragt: was sie dazu meine, wenn Elsaß wieder deutsch würde? Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, meine Söhne müssen einmal Soldaten werden, und die „„Dütschländer"" bekommen Prügel." Die gute Frau wußte weiter nichts von Deutschland, als daß dort noch die schmachvolle Prügelstrafe stattfindet. Ich that einem Bauern die gleiche Frage und er sagte: „Drüben, wenn ich auf's Amt komm', heißt's: Was will Er? Und bei uns heißt es: Was wollen Sie, Mußje?" — Was sollte ich da antworten? Ich kann Dir nicht sagen, welch' ein banges Gefühl mich übermannt, wenn ich in Straßburg bin. Es ist ein Gefühl, ähnlich jenem, als ich in's Haus meines Vaters zurückkehrte und fremde Menschen darin fand, die es an sich gebracht hatten und darin nach Wohlgefallen handirten. Wenn ich aber die freundlichen, leutseligen Franzosen wieder sehe, die das

Leben und die Arbeit so leicht und heiter nehmen; wenn ich das Militär sehe, wie es so ungezwungen und doch so einig einhermarschirt — dann kommen mir allerlei Gedanken, ob es nicht im Plane der Weltgeschichte liegt, daß die Nationen nicht mehr so geschieden sein sollen —"

„Nein," unterbrach ihn der Jüngere mit Heftigkeit, „die Völker sollen einander künftig in Frieden achten lernen, aber kein Glied darf mehr von seinem Körper getrennt sein; sie müssen wieder vereint werden."

„Und die zu Deutschland gehörenden russischen Provinzen Livland und Kurland? Und das zerstückte Polen?" fragte der Alte.

„Die Mächte, die einen unrechtmäßigen Bissen verzehrt haben, müssen ihn wieder her geben; er liegt ihnen doch kreuzweis' im Magen."

„Ja," lachte der Alte, „aber wer steckt ihnen den Finger in den Hals?"

„Eine höhere Hand, der wir vertrauen," erwiederte der Jüngere.

Aus der Schule.

Es fragt ein Lehrer in seiner Schule: „Was hat Gott am sechsten Tage erschaffen?"

Keine Antwort.

„Nun, weiß es Niemand? Das vornehmſte Geſchöpf. Wer iſt das?“

Wieder längere Stille. Endlich ſteht ein kleines Mädchen auf, macht einen Knix und ſagt:

„Die Frau Amtmännin.“

Von großen und kleinen Kindern.

„Komm' zu mir her, ich will Dir aufhelfen,“ ſagte ein ſpottſüchtiger Knabe zu ſeinem Schulkameraden, der nieder gefallen war und ſeine Schiefertafel zerbrochen hatte. Er aber blieb ruhig ſtehen, und ließ den Andern ſich in ſeiner Noth abarbeiten.

Geht es nicht auch ſonſt im Leben bei den erwachſenen Menſchen ſo? Iſt es nicht oft, als ob man einem Gefallenen oder Hülfloſen zuriefe: Komm her, ich will Dir aufhelfen — ſtatt, daß man raſch ihm beiſpränge?

* * *

In einer Stadt am Rheine gehen im Frühling Knaben durch die Straßen, bieten Waldmeiſter zum Verkauf und rufen: „Kafe Sie ah Maikräuter.“ Andere Knaben, die das hören, rufen es ihnen lange nach, gleichfalls dahin wandelnd. Es thut dem Menſchen gar wohl, einmal aus voller Bruſt einen Ruf in die Welt hinein erſchallen zu laſſen, und ſei es auch nur, um das Einerlei des ſtummen Dahinſchleichens zu unterbrechen. — Wenn nun die bloß nachſpottenden Knaben ſo riefen, kamen oft Leute aus den Häuſern und wollten das Ausgebotene wirklich kaufen. Die Kinder aber ſtanden beſchämt da oder nahmen Reißaus.

Es geht auch in der großen Welt ſo. Manche hören den Ruf der Zeit: von Liebe zur Freiheit, zum Vaterlande, zu Recht und Vernunft u. ſ. w., und ſie freuen ſich auch, mit rufen zu können und laſſen ihre Stimme laut erſchallen. Wenn dann die Leute kommen und wollen das ſich aneignen, was ſie als gut und nothwendig ausbieten — haben ſie oft nichts, ſie haben bloß den Ruf eines Andern nachgeäfft. Drum, wer

ſeine Stimme laut werden laſſen will, muß etwas vorbringen, was er wirklich hat, was er kennt und einſieht, und nicht bloß kindiſch in den Tag hinein rumoren. — —

* * *

„Es ſitzt einer hinten oben!“ rufen die Kinder dem Kutſcher zu, der durch das Dorf fährt, wenn ſich einer aus ihrer Mitte als blinder Paſſaſchier auf den hintern Tritt des Wagens geſetzt hat. Thun ſie das aus Gerechtigkeitsliebe? Selten, meiſtens aus Neid — ſie möchten gerne ſelber da oben ſitzen und ſich fortrollen laſſen — oft auch aus Muthwillen; ſie wollen gerne ſehen, wie die Peitſche des Kutſchers herüberlangt und den Aufdringling verjagt, daß er oft zu Boden fällt.

Gar Viele ſchreien aus ähnlichem Neid und ähnlichem Muthwillen, wenn ſich Einer auf den Staatswagen geſetzt hat und ſich von ihm fortrollen läßt, dem Regierungskutſcher zu: „Es ſitzt einer hinten oben!“

Nur Diejenigen aber meinen es wirklich gut, die ſelber nicht als blinde Paſſaſchiere hinauf wollen, und die da wollen, daß dem Staatswagen nicht mehr aufgeladen werde, als er zu ziehen Willens iſt.

Von einem Eſelein.

In einer Univerſitätsſtadt ſtand ein Eſelein viele Jahre am Fuße des Berges. Es hatte einen ſchönen rothen Sattel auf dem Rücken und einen Zaum im Munde, und trug die Herren und Damen ganz gedaldig den Berg hinan. Nun wird aber ein Eſelein auch alt, ſo gut wie andere geſcheite Geſchöpfe. Als es nun nicht mehr gut fort konnte, wurde das Eſelein in den Stall geſtellt und bekam ein Penſionsfutter, freilich ein ſehr ärmliches. Der Herr des Eſeleins aber dachte: was nicht mehr das Bergſteigen vertragen kann, kann doch wohl noch in der Ebene fortkratteln. Nun iſt in einem benachbarten Städtchen eine brave und ſtarke Botenfrau, die allerlei Gepäck von und nach der Univerſität befördert; ſie will jetzt ſich und den Ihrigen das Geſchäft erleichtern und kauft ſich ein Eſelein, kommt aber unglücklicher Weiſe an das penſionirte. Die Fahrt nach Hauſe geht ſehr ſchlecht. Die Frau denkt aber: Alles iſt Gewohnheit, morgen wird's ſchon beſſer gehen. Friſch und ledig geht ſie nun am andern Morgen neben dem Eſelein her. Kaum aber ſind ſie halben Weges.

da geht das Eselein nicht mehr vom Platz; da hilft kein Bitten und kein Schlagen, so ein Eselein hat auch seinen Kopf, der über die Füße Herr ist. Die Frau ist kurz besonnen, packt das Eselein zwischen die Kisten, Päcke und Schachteln auf das Hopfenwägelchen, und fort geht's nach der Stadt und durch die Hauptstraße. Eine Menge Menschen lauft hintendrein mit Hallooh. Der Verkäufer mußte das Eselein wieder nehmen und es ist bald in seinem ärmlichen Pensionszustande verstorben. Die Frau aber kommt selber gut fort mit ihrem Wägelchen und braucht keinen Esel dazu, den man am Ende selber auf den Wagen laden und fortziehen muß.

Zur Treppe hinunter.

Vor Zeiten war einmal ein neuer Prophet aufgestanden, der sich auf allerlei Weise viel Anhang zu verschaffen wußte. Der Prophet kam nun auch zu einem braven Geistlichen und wollte ihn für seine Fahne werben. Der Geistliche, kurz entschlossen, nimmt den Propheten beim Kragen und wirft ihn die Treppe hinab. Eine große Menge Menschen versammelt sich mit Fluchen und Schelten vor dem Hause des Geistlichen, und will den Schimpf an dem heiligen Manne rächen. Da tritt der Geistliche an's Fenster und sagt zu den Umstehenden: „Ihr lieben gescheiten Mitbürger! Wenn der Mann ein Prophet wäre,

hätte er's ja wissen können, daß ich ihn die Treppe hinunterwerfen werde, also —

Die Versammelten gingen still auseinander und der Prophet machte sich aus dem Staube.

Wach' in's Gewehr.

Wurde ein Soldat beim Unterrichte gefragt: „Warum rufst Du (man hat in diesem Lande das vertrauliche Du) warum rufst Du die Wache in's Gewehr, wenn ein großer geschlossener Zug von vielen Menschen vorüber zieht?“ Der Soldat erwiederte: „Es könnt' ja auch ein Stabs-Offizier in Zivilkleidern darunter sein.“ Der unterrichtende Offizier lächelte u. erklärte: „Eine große Menschenmasse hat immer Anspruch auf Achtung und Ehrenbezeigung. Wenn einer allein auch schwach

und unbedeutend ist und nicht viel gilt, so sind sie doch stark und bedeutend, und gelten viel, wenn deren Viele bei einander sind.

Gegen Hagel versichert.

Der Entenmaier hört so viel von der Hagelversicherungsgesellschaft und läßt sich endlich auch darin aufnehmen. Zwei Tage nachher schlägt ihm der Hagel alle seine Felder rattenkahl zusammen. Voll Zorn geht er in die Stadt und sagt dem Vorsteher des Vereins: „Ihr müßt mich nicht eingetragen haben, das ist mir eine schöne Versicherung, wenn man gleich darauf in die Patsche kommt.“ Endlich erklärt der Vorsteher, daß das nicht so gemeint sei, er sei gegen den Schaden versichert, der werde ihm jetzt ersetzt. Gegen das Betreffen des Hagelschlags kann Niemand versichern als Gott. Der Entenmaier ließ sich das auch gefallen und steckt das Geld behaglich ein.

Der Prediger am Brunnen.

Zu Fulda, in Kurhessen, einer Stadt, die mitten in Deutschland liegt, ein Männer- und ein Frauenkloster, einen Bischof und noch viele Geistliche hat; dort versieht ein Mann aus freien Stücken das Predigeramt, ohne Weihe und ohne Amtswürde und doch mit gutem Erfolg und Nachdruck. Der Mann war ehedem Kurmainzischer Soldat, ist jetzt ein Siebziger und trägt in einer Butte das Wasser für den Kurfürsten, d. h. für den Gasthof „zum Kurfürsten.“ Dort auf dem Platze, wo das schöne Denkmal des heiligen Bonifazius steht, dort spendet er seine Lehren, während das Wasser aus dem hohen Brunnen fließt. Er ermahnt die Dienstmädchen zur Sittlichkeit und Tugend und wenn Eine vom Wege des Rechten abgewichen ist, so sucht er sie zu trösten und unterstützt sie mit seinen Ersparnissen. Auch sonst übt er von seinem kargen Verdienste Wohlthätigkeit, wo er kann.

Der Mann wird kein Denkmal erhalten nach seinem Tode, darum soll er hier stehen als ein schönes Beispiel, wie es einem Jeden in jeder Lage gegeben ist, durch Wort und That Gutes zu wirken, wenn er nur den rechten Willen dazu hat.

Das sind drei verschiedene Arten, wie die Menschen einander anreden, und im Grunde genommen, ist es lächerlich; denn beim Lichte betrachtet ist ein Mensch nicht mehr als der andere. Aber so geht's nun einmal. In den kleinsten Dingen, wo wir's kaum mehr merken, steckt ein Stück alt hergebrachten Unsinns oder auch Sklaverei. Es läßt sich das nicht so schnell ändern, aber gut mag's sein, wenn man einstweilen darüber nachdenkt. Wir müssen uns ja überhaupt vor der Hand meist damit begnügen, uns das Rechte auszudenken, und wenn Alle das Rechte ausgedacht haben, dann wird's auch bald da sein.

Also: das Natürlichste wäre, daß Jeder den Andern mit Du anredet; sagt man ja auch zu dem Vater unserer Aller, zu Gott, ganz einfach Du. Die Menschen aber, die sperren sich gar gerne gegen einander ab, und sei's auch nur mit Redensarten. Bei den alten Völkern, bei den Juden, Griechen und Römern sagte Alles Du zu einander. Heutigen Tages aber würden Viele glauben, alle menschliche Ordnung müßte über den Haufen fallen, wenn das bei uns so wäre; und doch ist es nur Gewohnheit, rein weiter nichts.

Bei uns Deutschen ist das Du noch am häufigsten. Engländer und Franzosen gebrauchen es nur äußerst selten. In Spanien sagen alle Granden d. h. Adelige, frischweg Du zu

einander, gerade, wie jeder regierende Fürst einen andern Fürsten als Vetter anredet; sie sind aber auch meist verwandt zusammen.

In Deutschland haben wir eine besondere Feierlichkeit, wenn zwei Menschen anfangen, sich zu Duzen; sie ist hauptsächlich auf Universitäten gebräuchlich. Da stoßen zwei Jünglinge, die Brüderschaft schließen, ihre Gläser gegenseitig an, kreuzen die Arme, trinken so die Gläser aus bis auf den Grund, küssen sich und sagen fortan Du.

Das steht im Allgemeinen fest; Jeder hat das Recht, so zu erwiedern, wie er angeredet wird. Wie Du mir, so ich Dir, tritt vor Allem hiebei in Kraft. Wer mit Du angesprochen wird, erwiedert mit Du. Das ist recht und billig. — Man sage nicht, das sei eine kleine unbedeutende Sache. Nein, so geringfügig auch die Sache sei, Jeder muß in allen Dingen das Recht behaupten, das ihm zusteht. Und es giebt ein Gefühl der Gleichheit, ein Gefühl seiner Menschenwürde, wenn er vom Andern so angeredet werden muß, wie er erwiedert. Wer sich nicht als Knecht verdungen hat, so daß er sich von seinem Herrn was gefallen lassen will, der halte auch hierin streng auf sein Recht. Das ist auch eine Zierde des öffentlichen Gerichtsverfahrens, das der Richter den Angeklagten manierlich anredet. Man hat selbst bei dem Verbrecher kein Recht, ihn noch eine weitere Strafe — durch die barsche Anrede — treffen zu lassen, sondern nur die Strafe, die im Gesetze steht.

Es ist allerdings ein Vorzug von uns Deutschen, daß das Du bei uns noch gebräuchlicher ist, es ist herzlicher, inniger; da es aber nicht allgemein ist, so dient es wieder nur dazu, um unrechtmäßige Unterschiede zu machen. Eine weniger herzliche Anredeweise, die aber bei Hoch und Nieder gleich ist, wäre besser. Man redet oft den Einen mit Sie und den Andern frischweg mit Du an, weil der Eine einen guten und der Andere einen schlechten Rock an hat. Ist das nicht schmählich? In Frankreich, wo das Du nicht gebräuchlich ist, werden alle Soldaten von den Offizieren mit Sie angeredet. Haben darum die französischen Soldaten weniger Gehorsam, oder wie man's nennt: Subordination? — Und warum soll ein Bürger als Soldat anders angesprochen werden als sonst im Leben? Ich weiß wohl, es giebt viele Untergebene, die es mün-

schen, mit dem traulichen Du angeredet zu werden. Gegen den freien Willen läßt sich nichts sagen, aber ohne, daß er ausgesprochen ist, darf man ihn nicht voraussetzen.

Dagegen giebt es auch Menschen, die überaus höflich sind, wo es gar nicht hingehört. Es kommt ein Mann etwas zu spät in die Kirche und er fragt seinen Nachbar: „Welches Lied wird gesungen?“ „Sie sind ein Mensch,“ ist die Antwort. Der Verspätete blättert hin und her, und kann das Lied nicht finden. Der Nachbar nimmt ihm nun das Gesangbuch aus der Hand und sagt: „Unter dem D müssen Sie suchen.“ Er zeigt ihm nun das Lied und es heißt: „Du bist ein Mensch“ u. s. w.

Man gebraucht sehr häufig andere Redeweisen als Du, um einen Zaun um sich zu ziehen, damit der Andere einem nicht zu nahe komme, sowohl im Beweisen von Zutraulichkeiten, als auch in heftigen feindseligen Auftritten. Man kann in der Regel nicht so grob, so heftig auf einen losfahren, wenn man Ihr oder Sie zu ihm sagt. Das setzt noch meist eine Scheidewand fest.

Das „Ihr“ ist selten mehr gebräuchlich, außer auf Dörfern und in Stadtfamilien, die noch an alter Sitte hängen. Es ist lächerlich, daß man einen einzigen Menschen anredet, als ob er ein ganzes Dutzend wäre. Man sagt vielleicht gerne Ihr zu dicken Menschen, weil man mehre daraus machen könnte; oder auch zu solchen älteren Leuten, die schon vielerlei durchgemacht und verschiedene Personen vorgestellt haben; sei es, daß sie sich in manchen Stellungen als gut bewährt haben, oder auch als schlimm. Es giebt in der That Menschen, die schon ein dutzenderlei Personen gewesen, freisinnig und knechtisch, sittlich und liederlich u. s. w., da kann man gut Ihr sagen.

Dagegen wird es auch noch meist als Zeichen der Hochachtung gebraucht, und in vielen Dörfern sagen sogar die Kinder Ihr zu Vater und Mutter, und in manchen Städten Sie. Bei den Franzosen und Engländern sagt Alles Ihr zu einander, denn Du und Ju (vous und you) heißt Ihr. Wir Deutschen übersetzen es blos mit Sie.

Wenn einmal eine ehrerbietige Redensart gebraucht werden soll, so wäre das Ihr viel gescheiter als das abgeschmackte Sie. Da redet man einen einzigen Menschen an, als ob es viele wären, die gar nicht zugegen sind. Ist das nicht die Krone aller Lächerlichkeit?

Wir Deutschen haben aber noch eine schöne Redensart, die kein anderes gebildetes Volk hat; ich meine das Er. Da will der sogenannte Höherstehende den niederer Gestellten nicht einmal mit einem Worte berühren, er will sich gar nicht mit ihm abgeben, er spricht zu ihm wie durch einen Dritten, und das nennen viele Leute Bildung.

Er ist wahnsinnig.

Zu der schmählichsten Art von Schwachherzigkeit, die in unseren Tagen vorkommt, gehört auch das, daß man einen Verbrecher, besonders einen Todesschuldigen, in ein Irrenhaus sperrt und dort sein Leben lang als wahnsinnig behandelt. Hat ein Mensch muthwillig gefehlt, so soll er es entgelten. Kann man es aber nicht über sich gewinnen, die verabscheuungswürdige Todesstrafe anzuwenden, nun, so setze man eine andere fest. Einen Menschen von gesundem Verstande aber für wahnsinnig erklären, ist härter als Todesstrafe. Das Henkerbeil kann doch nur dem Körper was anhaben, die Seele muß es frei lassen; durch das Einsperren in ein Irrenhaus aber wird die Seele tagtäglich zu Tode gemartert, und es kann leicht sein, daß man einen Menschen toll macht. Dazu aber hat man nie und nimmer ein Recht.

Das erfuhr ein englischer Lord an sich selber, wenn auch nur wenige Stunden.

Es lebte nämlich in London ein steinreicher, alter Lord, dessen einziger Neffe ein gar arger Springinsfeld war. Im Raufen und Schwärmen, besonders aber im Geldverschwenden kam ihm kein Anderer gleich, und im Schuldenmachen — war Keiner, der's besser verstand, auf 20 Meilen in der Umgegend. — Der alte Lord suchte zwar auf alle erdenkliche Weise dem Unwesen zu steuern; half aber Alles nichts; hingegen schien der angelegte Zaum das unbändige Roß nur noch wilder zu machen. Mit einem tausend Pfund nach dem andern mußte der Alte herausrücken, um nicht die Schande zu erleben, seinen Neffen im Schuldthurm zu sehen. — Da bekam der alte Lord den Einfall, seinen Neffen dem verderblichen Umgange zu entziehen, und nach dem Festlande (so nennen die Engländer das übrige Europa) zu schicken. Das geschah. Allein der Wildfang geberdete sich noch ärger, als zu London, und der alte Lord wäre, trotz seines unge-

heuern Vermögens, doch nach und nach zum Bettler geworden. Alle Ermahnungen voll der väterlichsten Sorge und Liebe, alle Drohungen waren fruchtlos! Die gute Saat fiel auf einen Felsen, und ging nicht auf! — Da faßte Verzweiflung das bekümmerte Herz des alten Oheims, und er ließ seinen einzigen geliebten Neffen für — wahnsinnig erklären. Er machte allerdings gar tolle Streiche, daß sich wohl ein Grund zu solcher Erklärung finden ließ, wenn auch kein rechter. Die nächste Heilanstalt für Irre mußte den jungen Lord aufnehmen und ihre Kur an ihm versuchen. Der Direktor der Anstalt zweifelte zwar in der ersten Zeit an der Genesung seines neuen und sonderlichen Patienten, aber nach und nach faßte er doch einige Hoffnung, denn der junge Mann schien — in sich zu gehen und allmählig über sein früheres und jetziges Leben nachzudenken. So war fast ein Jahr verschwunden, da machte sich der Oheim nun selbst auf den Weg nach Deutschland und nach dem Städtchen, wo der junge Leichtsinn im Tollhause lebte. Der alte Onkel war aber ein ächter Engländer, d. h. er benahm sich immer so, als ob er allein auf der Welt wäre. Das geht nun an, wenn man in Wald und Feld, aber nicht, wenn man unter seinen Nebenmenschen ist. Auch lernte er kein Wort deutsch, denn er wußte wohl, daß sich die Deutschen eine Ehre daraus machen, englisch zu sprechen. Das kam ihm aber übel an. Als er in die Nähe des Städtchens kam, wo das Irrenhaus sich befindet, stieg er aus seinem großen Reisewagen, ließ diesen allein fortfahren, und ging selbst zu Fuß abseits durch den Wald, wo er von einer ziemlichen Anhöhe das Thal und die Lage des Städtchens überschauen wollte. Es war früh Morgens und ein regenartiger Nebel tropfte nieder, was aber den alten Herrn, der von Kopf bis zu Füßen in Makintosch gekleidet war, nicht genirte. Oben auf der Höhe angelangt, setzte er sich unter einen Baum, und machte halblaut seine Betrachtungen über die deutsche Gegend und den Aufenthalt seines Neffen. Zwei handfeste Holzhacker kamen des Weges, und erblickten den sonderbaren Fremdling. Verwundert lauschten sie seiner, wie sie meinten, verrückten Sprache und Geberde, und waren bald mit sich einig, daß der Sonderling mit seinem Kauderwelsch niemand Anders sein könne, als ein der nahen Irrenanstalt Entsprungener. Sie machten de-

her kurzen Prozeß, fielen über den Lord her, um ihn in ſein Verwahrſam zurückzuſchaffen. Der edle Lord aber rief ein God dam über das andere, und begann auf gut engliſch zu boxen, ſo daß die beiden Holzhacker manchen tüchtigen Puff

wegkrigten und alle Kraft aufbieten mußten, Meiſter des Alten zu werden. Endlich gelang dieß, und die beiden Holzhacker brachten den alten Herrn in die Stadt und lieferten ihn im Irrenhauſe ab, nachdem ſie, bei dem ewigen Sträuben des Alten, dieſen beinahe halbtodt geknufft hatten.

In dem Irrenhauſe löste ſich das Räthſel bald. Der Oheim nahm ſeinen geheilten Neffen in Empfang und reiste ſo ſchnell als möglich wieder fort. Die ganze Geſchichte war ihm unheimlich geworden. Als er mit ſeinem Neffen im Wagen ſaß, ſagte er: „Das Gräßlichſte, was es auf der Welt giebt, iſt doch, für wahnſinnig gehalten zu werden. Verzeihe mir mein Verfahren, aber Du haſt es ja ſelber verſchuldet.“ Der Neffe ſeufzte: „Ja, Oheim, das hab ich erfahren. Wir wollen beide einander vergeben und vergeſſen. Ich beginne ein neues, geordnetes Leben.“ Und er hat Wort gehalten.

Der Kindesmord.

Eine traurige Geſchichte.

Es ſitzen drei Freunde in ſtiller Nacht bei der hell brennenden Lampe. Draußen wirbelt der Schnee, aber in den Herzen der Männer lodert ein ſtilles Feuer.

Sie haben vom Vaterlande geſprochen, von ſeinen Schmerzen und Hoffnungen; die Gläſer ſtehen unberührt vor ihnen, auf ihren Angeſichtern liegt der Gram und ſie ſitzen ſtumm einander gegenüber.

„Wißt Ihr was?“ ſagte der Jüngſte, der es liebte, von tiefer Betrübniß in den Scherz über zu ſpringen. „Wißt Ihr was? Wir wollen uns dran machen, eine Preisfrage zu beantworten. Der Verein gegen Thierquälerei hat die Preisaufgabe geſtellt: ein Mittel zu finden, wodurch man die Hunde von gewiſſen Thieren, Flöhe genannt, befreien könne, ohne die Flöhe ihres Rechtes zu exiſtiren, zu berauben, d. h. ohne ſie zu tödten? — Was meint Ihr dazu? Ich ſchlage einen

Verein zur Auswanderung der Flöhe vor: man fängt ſie alle, bindet ſie in einen Sack, und es iſt nur noch die Frage: ob wir ſie nach den Donaumündungen, oder nach Amerika ſchicken, um dort eine Kolonie anzulegen.“

„An diesen Vereinen gegen Thierquälerei," sagte der Andere, ein Mann mit grau gemischtem Barte, „da haben wir wieder ein Beispiel, wie es die Niederträchtigkeit und Heuchelei so vieler Menschen wagt, sich und Anderen was vorzugaukeln, sich den Schein des Guten beizulegen. Menschen, die sich demüthig bücken, wenn die Rechte des Volkes zertreten werden, weiche Butterseelen, die vor jedem Sonnenblick hoher Gnade zerfließen möchten, die die Achsel zucken über Jeden, der durch Wort und That für das einsteht, was er für Recht hält — solche Menschen laufen einem Wagen nach, worauf Schlachtkalber liegen, und erforschen genau, ob die Kälber auch menschenfreundlich gebunden sind; ja, sie rufen am Ende die hohe Polizei, die Beschützerin aller Menschenfreundlichkeit und Güte, zu Hülfe! Und dann machen solche Menschen eine Vergnügensreise nach der Schweiz und dem Salzburgischen, und lassen sich von Menschenschultern die hohen Berge hinauftragen; das soll viel angenehmer sein, als ein Ritt auf einem Pferde oder Esel. Was sollen uns jetzt die Thierquälervereine? Ein wohlerzogener, freier Mensch wird nichts bedrücken, was ihm untergeben ist; er wird einsehen, daß jedes Wesen auf der Welt sein Recht hat, das man ihm nicht durch Gewalt verkümmern darf; er wird also auch kein Thier muthwillig quälen und bedrücken.

Aber das ist es eben. Man spielt den Menschen eine Kinderrassel in die Hand, um sie vergessen zu machen, daß sie noch 'was Anderes zu fordern das Recht haben."

„Ich wüßte auch noch so ein Anderes," sagte der Dritte, der ein Arzt war. „Die ganze heutige gebildete Welt stützt sich auf einen geregelten Menschenmord."

„Meinst du die Todesstrafe?"

„Nein, oder doch, man wird bei der Geburt zum Tode verurtheilt. Ihr wißt, ich bin hier seit fünf Jahren an der Gebäranstalt angestellt. Tausende von unglücklichen Geschöpfen sehen hier der schweren Stunde entgegen, da sie einem neuen armseligen Wesen das Leben geben. Die meisten Mütter werden dann als Säugammen in die Häuser der Reichen gezogen; sie geben ihr eigenes Kind einer sogenannten Ziehfrau, und bezahlen wöchentlich einige Groschen dafür. Es sind verwilderte und leichtsinnige Geschöpfe unter den Müttern, denen es lieb ist, wenn ihr Kind bald stirbt; denn von zehn soge-

nannten Ziehkindern sterben neun unfehlbar in den ersten vier Wochen.“

„Ist das wahr?“

„Ich habe absichtlich die geringste Zahl angenommen, denn kaum von zwanzig bleibt eines am Leben. Die Ziehmütter, meist alte, hartherzige Frauen, haben oft fünf bis sechs solcher Kinder in Verwahrung. In der ersten Zeit kochen sie ihnen wohl besonders, dann aber müssen sie mitessen, was der ärmliche Tisch bringt. Der junge Magen kann das nicht annehmen und verdauen, die Kinder schreien und schreien erbärmlich, sie nehmen nichts mehr zu sich, zehren ab zum Gerippe und nach wenigen Tagen sind sie — Hungers gestorben.“

„Entsetzlich!“

„In einer nordischen Hauptstadt, wo reich begabte Anstalten zur Bekehrung der Hottentotten sind, wo die zarten Frauen gar fleißig Hosen stricken, um die schamlosen Wilden zu bekleiden — in dieser Stadt war vor wenigen Jahren eine peinliche Untersuchung gegen einen alten Unteroffizier, der mit seiner Frau ein ähnliches Geschäft betrieb. Der gute Schnurrbart kommandirte die Kinder, wenn sie schrien, ganz ordonanzmäßig; die unverständigen Rekruten hatten aber keinen Appell, und er machte sich selber zum Kriegsgericht und diktirte eine Prügelsuppe, dann machte er sich selber zum Korporal und prügelte die Kinder, bis sie still waren. Sie waren bald ganz still. Der gute Schnurrbart hatte nicht mehr gethan, als was täglich geschieht; er hatte die Kinder getödtet, statt daß man sie sterben macht. Wozu sollen auch die gemeinen Racker leben? Etwa um den Vornehmen zwischen die Füße zu rennen, wenn sie spazieren gehen wollen?“

„Du bist fürchterlich mit deinem kalten Spott,“ bemerkte der Jüngere dem Arzt, „du bist stumpf geworden gegen dieses himmelschreiende Elend.“

„Ich berichte nur, was geschehen ist und geschieht. Ich könnte dir aber eine Geschichte erzählen, die den ganzen Jammer und die Rache eines verirrten geraden Gemüthes darstellt. Habt ihr Muth, sie zu hören?“

„Muth? Erzähle! Erzähle! Nichts darf zu grausenhaft sein, wenn es die Wahrheit zu Tage fördert.“

„Nun wohlan. Es sind jetzt drei Jahre her, es war eine Nacht wie heute, ein Schneegestöber, das fast den Athem be-

nahm; man konnte sich kaum in den gasbeleuchteten Straßen der Stadt zurecht finden. Ich war zu dem reichen Kaufmann F—r geladen. Der Mann lebte glücklich, was man so nennt. Er hatte eine jener Parthie-Heirathen geschlossen, die sich in Stadt und Land tausendfältig finden, und die einst eine Frau zu der Aeußerung brachte: wenn du nicht mein Mann wärest, gingest du mich ja gar nichts an. Kurzum, der Mann war glücklich, und jetzt doppelt, denn seine Frau trug eine frohe Hoffnung unter dem Herzen. Als ich in den runden Saal trat, wurde eben der Thee herum gereicht. Es waren nur die beiderseitigen Schwiegereltern und eine Schwester der Frau zugegen. Die ganze Zimmerreihe des Hauses war geöffnet, geheizt und erleuchtet. Die junge Frau sollte sich Bewegung machen, und sie ging nun ab und zu durch die Zimmer. Man hörte keinen Tritt auf den weichen doppelten Fußteppichen. Ich setzte mich zur Gesellschaft. Die Mütter nähten am Kinderzeug von weichem Linnen, die Schwester häckelte eine Decke von geschmeidiger Wolle; in der Ecke stand eine Wiege, von grünseidenem Vorhange überdeckt. So oft die Frau, den Befehlen der Mutter gemäß, sich in den anstoßenden Zimmern bewegte, sprach man von der schweren Stunde, welcher Alle mit Bangen und Entzücken entgegen harrten. Sinn und Herz Aller war damit beschäftigt, den kleinen Weltbürger weich und warm zu betten. Ich wurde besonders beordert, für eine gute und gesunde Amme zu sorgen. Die Schwester, eine kluge und edle junge Frau von starkem Geiste, wenn auch von schwächlichem Körper, sagte: „Ich konnte mich nie dazu entschließen, eine Amme zu nehmen. Ich hätte gewünscht, daß Adele es auch nicht thäte. Es empört mich immer, wenn ich sehe, wie man diese Ammen hätschelt und verdirbt: sie werden wie Königinnen behandelt, dürfen nichts Unangenehmes erfahren und müssen immer das Beste haben, und was soll später aus ihnen werden? Und welchen Einfluß muß das auf die anderen weiblichen Dienstboten haben? Sie, die sich von Vergehen rein halten, müssen den Gefallenen und Leichtsinnigen unterthänig sein, müssen allen ihren Launen und Anmaßungen nachgeben. Das ist sittenverderbend und empörend.“ Die Frau wurde etwas barsch von der Mutter zurecht gewiesen und eine Schwärmerin genannt. Ich hatte noch das Vorurtheil des Mannes zu widerlegen, der den allgemei-

nen Irrthum vorbrachte: Eine Frau bleibe länger schon, wenn sie ihre Kinder nicht selbst säuge. Ich zeigte ihm das Falsche und Naturwidrige dieser Ansicht.

Die junge Frau war hinzugetreten und, um sie nicht aufzuregen, mußte von anderen Dingen gesprochen werden. Man sang, man erzählte lustige Geschichten, um sie heiter zu machen. Das schöne junge Weib, das still dasaß, sein selbst vergessen und nur der Zukunft gedenkend, glich einer Heiligen. Denn eine Frau, die ein zweites Leben unter dem Herzen trägt, ist eine Heilige; selbst die Rohesten und Wildesten begegnen ihr mit Ehrfurcht.

Ich schied spät in der Nacht aus dem Hause. Auf der teppichbelegten Treppe gedachte ich, wie glücklich dieses kommende Geschöpf ist; wie viel liebende Arme, wie viel freudig glänzende Augen sich ihm zuneigen. Auf der Straße warf mich das Schneegestöber fast nieder, denn ich war so in Gedanken dahin gegangen. Mit Schnee und Wind kämpfend war ich endlich an meiner Wohnung, in der Gebäranstalt, angekommen. Als ich die steinernen Stufen hinansteigen will, da erhebt sich Etwas mir zu Füßen. Mir stehen alle Haare zu Berge. „Was ist da?“ rufe ich. „Ach Gott!“ erwiedert es, „um Gotteswillen erbarmen Sie sich meiner. „Wer sind Sie?“ „Elend! Elend!“ erwiedert es mit kläglicher Stimme. „Ich muß sterben, ich und mein Kind.“ — Ich sehe nun beim Scheine der Lampe ein Mädchen, dessen Haupt mit einem großen, rothen Tuche umwunden ist; sie wischte sich den Schnee aus dem Gesichte. Ich klingle schnell. Die Arme umfaßt meine Knie und ruft schluchzend: „Ach Gott! wir sollen nicht sterben. Ich komme heute sechs Stunden her von N . . . Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Sie haben mit Fingern auf mich gedeutet. Hier im Wirthshause haben sie mich ausgelacht und wollten mir keine Herberge geben; ein roher Bursche wollte mich mißhandeln, und ich ging fort. Ich habe es nicht mehr gewagt, an einem andern Wirthshause anzuklopfen, und da habe ich hier gewartet, bis unser Herr Gott einen guten Menschen schickt.“

So sprach das Mädchen unter Weinen und vom Froste geschüttelt, bis endlich der Hausmeister öffnete. Ich ließ eine Wärterin wecken, die Fremde in's Bett bringen, verordnete

Alles, und nach einer Stunde lag ſie in feſtem Schlaf, nur bisweilen zuckte ihr Körper krampfhaft auf.

Ich konnte lange nicht einſchlafen. Mich quälte ein Gedanke, den ich nicht zu faſſen vermochte: Was hegte wohl der Weltgeiſt in ſich, Er, der mit einem einzigen Blicke die in Wohlleben und Liebe eingehüllte Mutter dort, und die auf den ſchneebedeckten Stufen Hingeſtreckte hier — mit Einem Blicke überſchaute? .... Ich konnte den Ausweg nicht finden und beruhigte mich endlich in dem zuverſichtlichen Glauben, daß der ſcheinbaren Verwirrung eine tiefe Ordnung zum Grund liegt, die ſich erſt herausarbeiten muß; daß der höhere Geiſt, der Alles regiert, ſeine verborgenen Wege wandelt.

Ich ſollte ſchaudernd das Ziel ſehen.

Am andern Morgen fand ich die Fremde gekräftigt und faſt ganz hergeſtellt. Auch mich hatte jene Weichmüthigkeit verlaſſen, die mich geſtern Abend ſo beklommen machte. Ich trat zu der Fremden in das Zimmer. Ich wußte ſchon im Voraus, welche klägliche Geſchichte, mit Seufzern eingefaßt, ich hören würde. Ich bin ſchon zu oft betrogen und getäuſcht worden, um nicht ſtreng auf meiner Hut zu ſein. Das iſt der Jammer, daß Lüge und Betrug uns oft gegen die Wahrheit verſchloſſen und blind machen. Und doch ſollte es Grundſatz aller Menſchenfreunde ſein: lieber gegen zehn Unwürdige edelmüthig zu handeln, als einem einzigen Braven die verdiente Liebe und Güte zu entziehen. Dem iſt aber nicht ſo, und es iſt nur gut, daß wir oft minder klug ſind, als wir ſein möchten; daß das unverdorbene Herz mit den weiſen Mahnungen des Kopfes oft davon läuft.

Ich traf die Fremde heiter und wohlgemuth, ſie dankte mir mit aufrichtigen Worten. Sie war — nach ihrer Ausſage — die Tochter eines begüterten Bauern, der durch ſchlechte Wirthſchaft und öfteren Wechſel des Wohnorts in Armuth verſunken war. Sie hatte noch beſſere Tage im elterlichen Hauſe geſehen. Vater und Mutter ſind todt und das Mädchen — ſie hieß Chriſtiane — diente ſeit drei Jahren als Magd bei dem Poſtmeiſter zu N . . . Hier gerieth ſie zu Fall mit einem Knechte. Sie weinte bitterlich als ſie dieß ſprach, dann aber trocknete ſie ihre Thränen und ihr Auge glänzte hell, als ſie von ihrem Bräutigam (ſo nannte ſie ihn ſtets) erzählte. Sie ſchilderte ihn als einen herbraven und arbeitſamen Menſchen, ſie konnte ſeines Lobes nicht ſatt werden. Er wollte ſie heirathen, aber da ſie beide ganz ohne Vermögen waren und nichts als arbeitſame Hände hatten, erhielten ſie nirgends die Bürgerannahme. Sie ſprach von den Nächten, die ſie einſam durchgeweint, und wie ihre Mutter im Grabe keine Ruhe finden könne, weil ihre Tochter vom Wege des Rechten abgegangen ſei. Sie erzählte, wie ihr Bräutigam ſich ein Leid anthun wollte, aus Kummer über das Vergehen. Dann aber ſagte ſie wieder: „Unſer Herrgott will mich ſtrafen für meine Sünden. Ich will gerne Alles über mich nehmen, wenn nur das arme, unſchuldige Geſchöpf uns erhalten wird. Ich will gerne arbeiten, bis mir das Blut unter den Nägeln hervor läuft, und ich und

mein Bräutigam werden in ein Paar Jahren schon so viel verdienen, daß wir nach Amerika auswandern können."

Ich gestehe, diese Geschichte rührte mich wenig; ich habe deren schon so viele, halb aus Wahrheit, halb aus Lüge geschmiedet, erfahren. Als aber nach wenigen Tagen der Bräutigam eintraf, ein schmucker Bursch mit trotzigem Gesichte, der aber jetzt so zerknirscht war wie ein Verbrecher, als er mir mit zitternder Hand einige Groschen geben wollte, und

in der Furcht vor Beleidigung sagte, ich könne dafür Christianen einige schmackhaftere Suppen kochen lassen, da gewann ich eine bessere Ansicht von dem Verhältniß dieser beiden Leute. Der Bursche gefiel mir besonders wohl. Es war einer jener Menschen, die nicht zu danken gewohnt sind, denen die demüthigen Worte schwer vom Munde gehen, weil sie lieber nur das empfangen, was sie mit Recht fordern können. Ich gestehe, ich liebe solche Naturen. Es ist so viel

Bettelhaftigkeit und Kriecherei in der Welt, daß es mir wohl thut, selbständigere Naturen zu sehen, die eine Freundlichkeit und Güte frei hinnehmen, wie wenn sie sagen wollten: Wenn ich in den Fall komme, Dir was zu erzeigen, soll's gerade so gern geschehen.

Am zehnten Tage nach ihrer Ankunft genas Christiane eines kräftigen Knaben. Die Freude, die sie beim Anblicke des Kindes hatte, ist unbeschreiblich. In dieser Minute wich alle Trauer und alles Ungemach von ihr: sie war ganz eine glückliche Mutter. Und als sie sagte, das Kind sei dem Vater wie aus dem Gesichte geschnitten, da war ihr Angesicht strahlend, wie von einem Glanze übergossen.

Acht Tage später gebar die Frau des Kaufmanns F—r gleichfalls einen Sohn. Ich schlug nun Christianen vor, dort als Amme einzutreten, da sie ein schön Stück Geld verdienen würde. Sie sah mich mit aufgerissenen Augen an, drückte ihr Kind an sich, und große Thränen standen ihr in den Augen. Sie holte schnell Athem und konnte nicht sprechen, endlich sagte sie: „Ich kann nichts darüber sagen, mein Bräutigam kommt heute zur Taufe." Das Kind wurde getauft, ich sollte zu Gevatter stehen, hatte aber keine Zeit, und aufrichtig gestanden, auch keine rechte Lust. Ich wäre Allerwelts-Gevatter, wenn ich alle Anerbietungen annehmen wollte. Zum Danke für mich erhielt indeß der Knabe meinen Namen: Anton. Der Bräutigam wollte das Kind mit auf ein Dorf nehmen, um es dort zu versorgen, ich rieth auch dazu; aber Christiane machte zur Bedingung, daß, wenn sie als Amme eintrete, ihr Kind in ihrer Nähe bleiben müsse. Es ward einer bekannten Ziehfrau übergeben. Noch denselben Abend brachte ich Christiane in das Haus des F—r. Sie zuckte zusammen, als sie das fremde Kind an ihre Brust legen sollte, und das Kind wendete sich mit Schreien ab. Das gab sich aber bald, und Christiane wohnte wie eine Fürstin in einem gleichmäßig durchheizten Gemache. Mit dem Kräftigsten und Nahrhaftesten wurde sie gesättigt und getränkt, Alles war ihr zu Diensten und das Kind des F—r (es erhielt den Namen Hermann) gedieh von Stunde zu Stunde. Christiane sah jetzt ganz hellfarbig und zart aus, sie sang und scherzte den ganzen Tag und hatte nicht Liebkosungen genug für das Kind. Wir mußten oft über ihre

Ausgelassenheit lachen. Es ist wunderlich, wie erfinderisch die Leidenschaft in Liebes- wie in Scheltworten ist. Da ist nichts zu widersinnig, was man nicht vorbringt. Wenn Christiane sich in Liebesworten gegen Hermann erschöpft zu haben schien, fand sie immer noch Neues und sie sagte, die Zähne übereinander beißend: O du . . . du . . . goldene Linsensupp, du . . . du . . . zuckrige Ofengabel u. dgl. — Ich glaube, Christiane wollte den Schmerzensschrei in ihrem Innern übertäuben, sich selber vergessen, und sie hatte es zum Theil schon dahin gebracht. Mir wurde von allen Seiten Lobspruch und Dank für die Beischaffung der guten Amme. Ich erhielt den Dank eines Sklavenhändlers.

Der Winter schlug schnell in den Frühling um. Christiane durfte mit dem Kinde in der Mittagsstunde nach dem sonnigen Paradeplatz gehen. Der Kaufmann F—r hatte ihr einen ganz neuen, schönen Anzug von ihrer Bauerntracht fertigen lassen. Christiane wäre lieber in Stadtkleidern, in fremder Hülle ausgegangen; aber man liebt es, der Welt zu zeigen, daß man eine kräftige Amme vom Lande habe, und so mußte sie die schönen Kleider anlegen. Sie trug das Kind, das in weiche, seidene Kissen eingehüllt und mit einer leichten Decke zugedeckt war, und hielt behutsam noch einen Sonnenschirm, um die allzu eindringlichen Sonnenstrahlen abzuhalten. Die junge Frau sah zum Fenster heraus. Ich begegnete Christianen, als sie eben auf die Straße trat. Sie sah sich scheu

um und ſagte mir: ſie käme ſich wie verkauft und ausgewechſelt vor, als ob ſie eine fremde Perſon wäre, es ſei ihr ſo bang zu Muthe; ſie ſolle auf dem Paradeplatze den von der Börſe heimkehrenden Vater mit dem Kinde im Freien überraſchen.

Auf dem Paradeplatze waren noch mehre Genoſſinnen, meiſt leichtſinnige Geſchöpfe, die dem aufziehenden Militär mehr Aufmerkſamkeit widmeten, als den Kindern auf ihren Armen. Chriſtiane wurde nun gefragt, ob ihr Prinz ſchon Adje geſagt habe. Eine fieberhafte Angſt überfiel ſie jetzt. Sie hatte ihr Kind erſt Einmal geſehen, ſeitdem ſie es verlaſſen. Am Tage, als der reiche Taufſchmaus gefeiert wurde, brachte es die alte Ziehfrau und erhielt reiche Geſchenke an Eſſen und Trinken. Chriſtiane war damals ihrem Kinde gegenüber faſt ganz fremd; ein ſonderbares Gefühl hatte ſich ihrer bemächtigt, ihr Herz war wie verlarvt. Jetzt überrieſelte ſie ein eiskalter Schauer. Sie rannte durch feuchte, enge Straßen, hin zu ihrem Kinde. Sie fand es ſchreiend, allein in der Kammer, eine halb geſchälte geſottene Kartoffel lag auf ſeinem Bettchen; es war abgemagert und ſah gelblich aus. Als

5

sie jetzt den kleinen Hermann ansah, da (so erzählte die Ziehfrau) war es, wie wenn sie ihn mit ihren Blicken tödten wollte. In diesem Blicke lag: Sieh, dort ist der Räuber, der Dir deine Mutter, deine Nahrung, dein Leben raubt. Sie sank an der Wiege nieder und schluchzte laut; die beiden Kinder schrieen mit. Dann erhob sie sich wieder, faßte ihr Kind, herzte und küßte es; sie reichte ihm die Brust, aber es trank nicht; sie hob es scherzend über dem Kopfe empor, und es schlug ihr wie spielend in's Gesicht. Sie zankte nun mit der Ziehfrau, und schnell übermannte sie wieder die Angst, sie mußte nach Hause — und fort eilte sie mit dem weich eingehüllten Hermann. Zu Hause mußte sie einen tüchtigen Zank aushalten, so weit man eben gehen wollte, um dem Säugling nicht dadurch zu schaden. Alles war in höchster Bestürzung gewesen. Der Vater war von der Börse nach Haus gekommen, man hatte das Kind nirgends gefunden. Christiane wollte nicht sagen, wo sie gewesen war und gab vor, sie habe sich verirrt gehabt. Es ward nun beschlossen, sie dürfe nie mehr allein ausgehen. Der kleine Hermann schrie und winselte den ganzen Tag. Ohne meinen Willen ward ich der Verräther, wo Christiane gewesen war. Die Erschütterung, die sie erfahren, hatte ihre Wirkung auf den Säugling geäußert. Man sprach davon, Christiane plötzlich aus dem Hause zu jagen; ich vermittelte und versprach, ein wachsames Auge auf ihr Kind zu haben. Ich hatte das bereits, aber was kann das hier helfen?

Christiane war wieder ruhig und heiter wie zuvor. Am dritten Abende nach diesem Vorfalle war F—r mit seiner Gattin bei den Eltern. Alles im Hause war ruhig. Christiane sang eines jener wehmuthigen Volkslieder, an denen wir Deutschen am reichsten sind. In dem Nebenzimmer arbeitete das Kammermädchen. Plötzlich eilte Christiane an's Fenster und riß es hastig auf. Das Kammermädchen fragte durch die Thüre, was sie mache, sie solle schnell schließen, es käme ja Abendluft herein. Christiane erwiederte: ob sie nichts gehört habe, es sei ihr immer, wie wenn Jemand unten auf der Straße ihren Namen rufe. Das Kammermädchen sagte: es höre nichts, das sei Einbildung. — Aber Christianen ließ es nicht ruhen; sie sprang im Zimmer umher, wie ein Wild im Kasig. Sie blieb stehen und horchte nach dem Fenster;

Alles war still, und doch hörte sie jetzt wieder etwas. Sie öffnete die Thüre und ging hinaus. Draußen zog sie die Schuhe aus, und schlich sich leise die Treppe hinab. Die Hausthüre war verschlossen. Christiane öffnete ein Fenster auf dem Flur und wollte hinaus, es war vergittert. Sie schlich nach dem Bedientenzimmer, es war glücklicherweise leer, das Fenster unvergittert, und schnell war sie auf der Straße. Kaum, daß ihre Füße den Boden berührten, jagte sie dahin, fort durch die Straßen. Der Nachtwächter, an dem sie vorbeihuschte, erschrack heftig; unhörbar war sie gekommen und verschwunden. Fort eilte sie und gelangte endlich zu dem Hause, wo ihr Kind war. Das Haus war offen, die Frau war so eben zu einer Nachbarin gegangen. Christiane fand ihr Kind ruhig im Bette, es schrie nicht mehr, es stöhnte nur. Der Mond stand hell am Himmel und sah auf die Mutter nieder, die thränenlos sich über ihr Kind beugte. Die Ziehfrau kam herbei mit Licht. Christiane stieß einen Schrei aus, der durch Mark und Bein schütterte, als sie ihr Kind sah; sie raufte sich die Haare, dann aber ward sie ruhig, legte das Kind an ihre Brust und o Seligkeit! es schlug die Augen auf, langte mit dem Händchen nach dem Munde der Mutter und trank. Behutsam legte sie es nieder und küßte die Decke, unter der es schlief, wenigstens die Augen geschlossen hatte.

Ich war auf meinem Rundgange eben an das Haus gekommen, und als ich drinnen laut sprechen hörte, trat ich ein. Christiane eilte mir entgegen und rief jubelnd: Mein Kind lebt! Mein Kind lebt! — Ich aber sah den Tod, der jede Minute diese Augen auf ewig schließen konnte. Ich wollte Christianen bewegen, nach Hause zu gehen, sie aber war stolz oder in Gedanken verloren und hörte kaum auf mich. Sie sang ein Wiegenlied und wiegte das Kind fort und fort, und als ich nach dessen Puls fühlte — er stand still, sie wiegte ein todtes Kind. Ich suchte nun mit Gewalt Christianen zum Heimgehen zu bewegen, ich hoffte, es ihr noch zu verbergen; sie aber faßte nochmals nach ihrem Kinde und ich sah es, wie eine Ohnmacht ihr durch den Körper rieselte; sie sank lautlos auf die Wiege nieder. Als wir sie wieder zum Leben gebracht hatten, lächelte sie und sagte: „Ja, es hat Adje gesagt, mein Antonchen, aber es hat doch von mir ge-

trunken, ja, ja.“ So wandelte sie hin und schüttelte mit dem Kopfe, wie wenn sie nach allen Seiten hin grüßen wolle. Ich hatte noch viel zu thun und befahl, daß Christiane hier bleibe, ich würde sie abholen. So durfte sie nicht in's Haus des F—r zurück. Christiane ließ mich ruhig gehen, als ich aber fort war, überredete sie die Ziehfrau, daß sie sie begleite. Still, wie ein Lamm ging sie dahin auf der Straße. Als sie am Hause F—r's ankam, fuhr eben der Wagen durch das Hofthor. Christiane sagte: „Laß mich jetzt hinein!“ Und husch war sie davon. Sie schlich leise in die Kinderstube, riß den kleinen Hermann aus dem Schlafe, küßte und herzte ihn und sang ihm vor:

Schlaf mein Kindchen schlaf,
Dein Vatter hüt't die Schaf,
Dein' Mutter —

Da öffnete sich die Thure, die Mutter trat herein. „Was macht denn mein Kind?“ fragte sie.

„Dein Kind!“ rief Christiane wildrasend. „Weg, weg, Dein Kind, mein Kind, ja, Dein Kind, der Mörder meines Kindes!“ Sie stierte wild vor sich hin. „Mörder, Mörder!“ schrie sie, und warf das Kind auf den Boden. Es stöhnte nur noch Einmal auf, es war todt.

Ich trat eben in das Zimmer. Das Kind lag mit zerschmettertem Kopfe am Boden, die Mutter neben ihm ohnmächtig; Christiane lief singend in der Stube umher. Ich war erstarrt.

Noch dieselbe Nacht wurde Christiane in das Irrenhaus gebracht, es war ihr, wie man sagt, die Milch in den Kopf gestiegen. Nach vielen Wochen grausenhafter Raserei ist sie gestorben.

Die Ehe F—r's ist kinderlos geblieben: er ist von hier weggezogen.

* * *

So erzählte der Arzt.

Entsetzlich! riefen die beiden Freunde nach einer Pause, und der jüngere fuhr fort: „Das ist eine schreckliche Rache an einem Einzelnen, für die Schuld von Tausenden. Es ist jämmerlich, wie wir mitten unter den schmählichsten Zuständen uns ein Glück zusammenleimen, so elend. Hier muß geholfen werden."

„Christiane", sagte der Arzt, „war die letzte Amme, die ich besorgte. Ich habe durch meine Ansichten die Hälfte meiner Kunden verloren. Vor Allem muß dadurch geholfen werden, daß man die Mädchen gesünder erzieht; damit sie Mütter im wahren Sinne des Wortes sein können. Mögen sie auch weniger das Klavier zu klimpern verstehen, wir brauchen vor Allem gesunde Menschen. Wo man aber nothgedrungen eine Amme nehmen muß, müßten sich die Eltern verbinden, über das Leben des Ammenkindes durch tagtägliche Fürsorge zu wachen, oder besser, das Ammenkind gleichfalls in's Haus nehmen. Ein Verein von Männern und Frauen, der sich hiezu verbande, wäre nicht außer der Zeit."

„Gewiß, auf diesem Wege muß die Heilung versucht werden," sagte der Graubart. „Es hat wohl seine Schwierigkeiten. Vorerst ist es nur nöthig, der Welt zu zeigen, wie sie unter Mord und Sünde und Schlechtigkeit lebt. Sieht man das ein, so ist die Abhülfe nicht fern, wo sie auch sei."

Wer will hier anfangen zu helfen?

Neuer deutscher Briefsteller.

Es sind dem Gevattersmann auf seine Aufforderung hin einige Briefe zugeschickt worden, um sie weiter zu geben, d. h. gedruckt. Er sagt dafür seinen schönen Dank, kann aber nicht mehr thun, so gerne er auch möchte. Manche meinen, Spaß machen sei die Hauptsache. Gewiß, so aus dem Herzen lachen, das ist eine schöne Sache, und der Gevattersmann wünscht Jedem, daß er es recht oft können möge. Aber, wie gesagt, es soll's Jeder können, und nicht bloß Diejenigen, die da wissen, auf wen in ihrem Dorf oder in ihrer Stadt solch' eine Geschichte gemünzt ist. Ueberhaupt möchten gerne Manche Den und Jenen in den Kalender bringen. Der Gevattersmann ist nicht so zahm, daß er nur so in's Allgemeine und Blaue hineinredet, so daß Keiner sich getroffen glaubt, und er nur immer mit der Stang im Nebel herumfährt. Nein, man muß, wenn's geht, Den und Jenen beim Schopf

nehmen und ihn da drucken. Man spricht wohl davon, man solle die Personen aus dem Spiel lassen und nur von dem reden, was geschieht, von den Thaten; aber von wem geschehen denn die Thaten? Das sind immer wieder Menschen mit zwei Beinen, und darum kann man sie nicht aus dem Spiel lassen. Man darf sie aber nur so viel verhetzlichen, als zur Sache nöthig ist, und nicht mehr. Da ist aber ein Jetermordio, wenn man nur irgend einen anfassen will, der zu einer gewissen Klasse gehört, die zusammen gewachsen ist, wie ein Rattenkönig. Und wenn's der Kleinste ist, er findet Beschützer genug, und man wird gebeutelt und gefeilt von oben herab, und muß noch froh sein, wenn's erlaubt wird, daß man eine Antwort geben darf. Der Gevattersmann kann ein Stücklein davon erzählen.

Sonderbar aber ist, daß Manche dem Gevattersmann Klagen über Ungerechtigkeiten im Gemeindehaushalt u. dgl. eingeschickt haben, und doch dabei ihren eigenen Namen verschwiegen haben. Was soll man nun damit machen? Darf man etwas weiter verbreiten, ohne dafür einen Bürgen zu haben, ohne von der Wahrheit überzeugt zu sein? Die größten Feinde der Freiheit und Wahrheit sind Diejenigen, die das edelste Werkzeug derselben, die Presse, dadurch entwürdigen und verunreinigen, daß sie etwas damit verbreiten, von dessen Wahrheit sie nicht vollkommen überzeugt sind, oder verlässige Bürgen dafür haben. Wer anders verfährt, und gibt er sich auch noch so sehr den Anschein, für die Freiheit wirken zu wollen, handelt schlecht, denn er untergräbt das Vertrauen in das öffentliche Wort.

Darum wird der Gevattersmann nie von etwas Gebrauch machen, was ihm ohne Namen anvertraut wurde.

Der brave Volksschullehrer, der die Noth seines Standes klagte, möge bedenken, daß er sich durchaus in allgemeinen Klagen und Ausrufungen gehalten hat. Damit macht man heutigen Tages den Menschen ihre Ungerechtigkeit nicht mehr anschaulich; man muß ihnen zeigen, wie's im Leben steht, man muß ihnen etwas Bestimmtes vorlegen, dann können sie nicht mehr sagen: Das sind allgemeine Redensarten. Gewiß ist das Unrecht himmelschreiend, das man vieler Orten an den Volksschullehrern begeht, indem man immer höhere Anforderungen an sie stellt und sie dabei darben läßt, ja sogar ihnen Mittel und Wege abschneidet, ihre Noth und die mögliche Art der Abhülfe kund zu geben. Die neuen Staaten müssen immer mehr einsehen lernen, daß den Volksschullehrern die edelsten Güter der Völker zur Wahrung und Bildung anheim gegeben sind, daß sie es sind, die den Geist kräftigen sollen, damit der Geist regiere — daß ihre Stellung sonach die entsprechende sein muß. Das wird aber, wie gesagt, nur durch einfache Darstellung der Dinge klar gemacht. Darum wäre es gut, wenn der brave Schulmeister oder ein Anderer, der sich dazu geeignet glaubt, bündig und klar sein Leben von seiner Kindheit an bis heute schilderte. Das wird Manchem die Augen öffnen. Das treffliche Buch „Leiden und Freuden eines Schulmeisters", das in Bern 1838 erschienen ist, könnte dabei als Muster dienen; nur müßte es kürzer sein. Der Gevattersmann wird's gerne abdrucken, wenn's ihm gestattet wird.

Schließlich muß noch bemerkt werden, daß leider dießmal kein Brief vom Vetter Andres kommt. Er hatte sich vorgenommen, über einen

wichtigen Gegenstand zu schreiben, nämlich über die religiöse oder vielmehr unreligiöse Feindschaft zwischen uns Deutschen, die wieder aufzukommen droht. Wir Deutschen — meinte er — sind schon zerstückelt genug. Erst in der letzten Zeit haben wir wieder einsehen gelernt, daß wir fest zusammen halten müssen, wenn wir etwas sein wollen, sowohl für uns als für die Welt. Jeder solle seinen Ueberzeugungen gemäß leben und was jetzt die Gemüther bewegt, dem kann nicht durch einen Zuruf Halt geboten werden. Immer aber sollen wir den Gedanken vor Augen haben, daß wir Alle Kinder Eines Gottes und Eines Vaterlandes sind, und einander friedlich halten. Sind ja nicht alle Kinder Einer Familie gleicher Sinnesart, und doch sollen und müssen sie sich lieben, wie es ihnen Gott befohlen und in's Herz geschrieben hat. — So wollte der Vetter Andres ausführlich darthun, es ist aber unterblieben, und jetzt kann einstweilen Jeder ausführlich darüber nachdenken.

Lesen wir nun, was der Bruder Berliner schreibt.

Brief eines schwäbischen Bäckergesellen aus Berlin.

Berlin, den 15. April 1845.

Wie wirst Du aufschauen, lieber Bruder, wenn Du da oben liesest: Berlin u. s. w. Ich seh' Dich vor mir, wie Du Deine Pfeif' aus dem Mund thust, wie Du ausspeist, an Deinem Ermel den Mund abwischest, aufs papier schlägst und sagst: Ist der Bligkerl nach Berlin! Jetzt kommt er gewiß als ausgewechselter Silberkreuzer wieder heim, und will einen halben Kreuzer mehr gelten als ein landläufiger Groschen. — Gelt, ich kenn' Dich wie meine Hosentasche! Ich weiß wohl, daß Du die Preußen und vorweg die Berliner nicht magst: Es ist lauter lustig Zeug, wie die Berliner Pfannkuchen. Nicht wahr, so denkst Du? Und so hab' ich auch gedacht und hab gerad so viel Grund dazu gehabt, wie Du, nämlich — keinen. Ich hab gemeint, das müßt so sein, weil die Red so geht. Denkst Du noch an den alten Kronenwirth, der nachher verkommen ist? Der hat immer gesagt: selber essen macht fett, und so sag ich auch, selber einsehen macht gescheit. Aergert's Dich nicht auch, wenn man sagt: die Schwaben seien

kumm'! Kommet nur zu uns, sagst Du dann, wir wollen euch schon was aufzurathen geben. Ebenso konnen auch die Berliner sagen. Wenn ihr uns für Hungerleider und Windbeutel haltet, kommet nur zu uns, wir wollen euch schon beweisen, daß wir auch nicht von Luft leben, und daß wir das Herz auch am rechten Fleck haben. Nein, lieber Bruder, ich hab hier so tüchtige Herrenmenschen kennen gelernt, so kernig und so brav, wie nur irgendwo. Die Beamten und die Offiziere, die machen ja nicht das ganze Volk aus, und es gibt auch unter ihnen recht einfache derbliche Menschen. Und ist denn ein Deutscher ein anderer, weil er unter einer anderen Regierung steht? Freilich sind die Menschen hier oben anders als bei uns, aber ich sag immer: ländlich sittlich, und Deutsche sind sie und im Grund sind sie doch wie wir, wenn's auch obendrin anders aussieht. Es grämt mich, wenn ich dran denk, daß wir Deutschen so schadenfroh gegen einander sind, und Einer dem Andern was animaliren möcht. Freilich sind die Leute hier nicht so offenherzig, wie bei uns, es giebt eben verschiedene Menschen; und wenn ich den Teig auch noch so gleich wieg' und ihn noch so gleich form', es kommt doch nicht ein Brod aus dem Backofen, das dem andern ganz gleich ist. Von Fulda an aufwärts trifft Du an den ärmlichen Bauernhäusern Vorhäng' an den Fenstern, wenn's auch nur ein Lumpen ist, daß man nicht 'neingucken kann, und die Blumen, die sie in Scherben haben, stehen nicht vor dem Fenster auf einem Brett, daß sich jeder daran erfreuen kann, sondern innen auf dem Sims. Und so ist's auch bei den Menschen. Dafür sind sie aber auch hier oben viel häuslicher und eingezogener als bei uns; die Leute leben viel mehr daheim bei ihrer Familie, und liegen nicht so viel in den Wirthshäusern. Es ist wunderselten, daß ein Ehemann in ein Wirthshaus geht, oder sonst an einen Vergnügensort, allein ohne die Seinigen. Die Preußen sind viel höflicher, aber auch viel steifer als die Leut' bei uns. Ich mein', das Letzte kommt davon her, weil sie alle exerzirt sind. Eins verdrießt mich oft, der Unteroffiziers-Stolz, der Schnurrbarts-Hochmuth, — oder wie soll ich's doch heißen? — der in Vielen steckt und sogar oft in den Besten, die ich gefunden hab. Aber bedenk nur, daß hier Alles, von oben bis unten, Soldat ist, und daß die Preußen bis jetzt sich hauptsächlich als Soldaten hervorgethan haben und groß geworden sind. Ich hab ein halb Jahr in Frankfurt am Main gearbeitet und hab dort Leute gefunden, ganz arme Teufel, die darauf stolz sind und damit prahlen, daß der Rothschild und der Beitmar und wie sie Alle heißen, so und so viel Millionen haben. So geht's auch hier. Es giebt viel Leut', die einen Krattel haben, weil die Herren so mächtig und so groß sind. Das muß ich sagen: ich verzeih's Jedem, wenn er sich was drauf einbildet, daß er zu einem großen und mächtigen Staat gehört, der in der Welt was zu bedeuten und auch ein Wort mit zu reden hat. Das merkt man erst recht, wenn man in die Fremde kommt. Es ist gerad, wie wenn man zu einer angesehenen, weitläufigen Familie gehört; das giebt einem mehr Muth und man kann sich in Freud und Leid mehr drauf verlassen, als wenn man zu einer kleinen Familie gehört, von der man drei Stunden davon nichts mehr weiß. Aber ich sag wieder: Es ist recht schön, wenn man zu einer großen Familie gehört, aber man muß

auch selber für sich was darin bedeuten. Es ist recht schön, wenn man zu einem großen Staat gehört; das allein macht's aber nicht aus: es kommt drauf an, was der Bürger darin zu bedeuten und zu sagen hat. Du wirst vielleicht denken: der Anton bleibt sein Leben lang draußen in der Welt, der ist bei uns nicht mehr recht daheim. — Da hast Du den Alten auf dem Roß gefangen. Nein, Bruderherz! Ich bin jetzt viel in der Welt herumkommen, aber ich möcht' nirgends anders leben als im Schwabenland. Man ist nirgends besser aufgehoben als daheim, wo man einen von Jugend auf kennt, wo man sich nicht so viel zu erklären hat: so und so mein' ich's, und ihr müßt mich nicht falsch verstehen. Ich war an manchem Ort, wo mir's gefallen hat, und wo sich auch Gelegenheit gegeben hätt', zu bleiben, und da bin ich oft herum gelaufen und das Herz im Leib hat mir gezittert, und ich hab mich gefragt: Möchtest Du da Dein Leben verbringen? Und da hab ich's gespürt, wie wenn es mir einen Stich gäb, der mir durch Mark und Bein fährt, und ich hab ein schrecklich Heimweh bekommen. Und ich hab mir dann gesagt: Nein, komm' was da will', heim gehst Du wieder, hier draußen bist doch immer fremd und sie verstehen Dich doch nicht recht. Wenn ich das gesagt hab, da war mir's so wohl, daß ich pfeifen und aufjauchzen mögen, und es war mir, wie wenn ich daheim auf dem Berg stünd, und die Luft hat so gut geschmeckt und die Glocken haben so schön geläutet, und die Kameraden haben so schön gesungen:

„Drunten im Unterland,
„Da ist es schön"

und ich bin so lustig gewesen, daß ich den ganzen Mittag hab nichts mehr essen können, und ich hab mich hingelegt und hab geschlafen bis es Zeit war zum Medizinthun. Nein, Bruderherz! zu Dir komm ich wieder und bei Euch bleib ich. Du wirst vielleicht jetzt wieder sagen: Der Anton ist noch immer der weichmäulig Bursch. Thu das nicht Bruder, mach's nicht auch so wie die hier, die keinen Gedanken vorbeifliegen lassen, dem sie nicht ein Paar Federn ausrupfen. Wenn man das weiß, so schärft's einem die Red zu, daß man gar nicht mehr reden mag. Ich bin nur so, wenn ich mit Dir red. Ich kennt mich auch hinterlistig wie ein Eisenfresser, ich will aber nicht. Das reden ist so kurz, es ist nicht der Mühe werth, daß man lügt und sich für einen Andern ausgibt, als man ist. Und dann hab ich's schon gezeigt, daß ich Kurasche hab, so gut wie einer, und mich vor dem Teufel nichts fürcht. Du weißt ja aber, daß es mich aus dem Polen fortgetrieben hat, weil ich Heimweh nach Deutschland gehabt hab, und jetzt ist mir's oft so arg, wenn ich mein', ich wär noch nicht in Deutschland, weil ich noch nicht in Schwaben bin. Das ist aber Larifari. Hier ist Alles grunddeutsch. Ja, Manche meinen, Preußen sei ganz Deutschland und die anderen Länder seien bloß die Schartet, so was an der Backmulde hängen geblieben ist, und aus dem Teig hab' man ein verbuttelts Brod zusammen gebacken. Es giebt aber auch viele tüchtige Menschen, die das Rechte einsehen, daß Preußen ohne das andere Deutschland und dieses ohne Preußen nichts Ganzes ist. Drum ist mir's lieb, daß ich nach Berlin gekommen bin. Wir Schwaben haben auch Einbildung genug; mir meinen, die wo hochdeutsch reden, seien nicht so geneut; das ist

oder nicht wahr. Das schöne Sprechen und die Redensarten aus den Büchern, die sie haben, das schadet ja nichts Auffallend war mir, daß man hier statt nein — ich danke sagt. Ohnlängst hab ich gehört, wie Einer den Andern fragt: Waren Sie gestern im Theater? Die Antwort war: Entschuldigen Sie, nein. Nun möcht ich nur wissen, was daran zu entschuldigen ist? Ueberhaupt gebrauchen sie hier die Redensarten: erlauben Sie, entschuldigen Sie u. dgl. all Finger lang. Uns Schwaben hatten sie hier für gutmüthig, aber nicht für besonders gescheit. Sie werden sich schon besser besinnen, wenn's drauf und dran kommt. Es kommt auch viel davon her, weil wir nicht so parteiwirte mit der Sprach fort kommen. Ich bin doch schon viel in der Welt herum gekommen, ich hab's gar nicht mehr gewußt, daß ich so arg schwäbisch spreche; aber hier hör ich's all Nitt, daß ich noch tüchtig schwäbeln muß. Es ärgert mich aber, wenn sie mich immer so beschreien. Sag ich etwas, so heißt's gleich: Ach wie dudsch ist das Schwäbsche, wie eigenthümlich drücken Sie sich aus. — Donner! Laßt doch das. Was liegt an dem, wie man es sagt, es kommt darauf an, was man vorbringt. Was liegt an der Schüssel? Die Hauptsach ist, was drin ist. Letzten Sonntag war ich auf der Herberg und war so lustig, wie ein Vogel im Paradiesamen Ich weiß nicht warum, aber es war mir so wohl, wie wenn ich was Rechtschaffenes gethan, oder wie wenn ich morgen ein groß Glück zu erwarten hätt. Ich hab nun gesungen und bin gesprungen, daß sie Alle still gewesen sind und haben mir zugesehen und zugehört. Da kommt ein Kamerad — er ist aus Prenzlau, hier in der Nähe — auf mich zu und sagt: Händle, Du bist ein ganzer Junge. Bitte, sag 'mal, sind alle Schwaben so wie Du? — Das war doch gut gemeint von dem Prenzlauer, aber ich kann Dir nicht sagen, wie mich's verzürnt hat. Beim Blitz! Ich bin ein Kerl für mich, und was ich Gutes und Schlimmes an mir hab, das hab bloß Ich und niemand anders zu verantworten. Ich will nicht, daß man einen Einzigen, der einem in den Wurf kommt, für den Musterknopf hält und glaubt, die wo noch im Päckle sind, seien nach derselben Form gemacht, accurat einer wie der andere. Nein, bei den Menschen muß jeder besonders angesehen werden. Ich muß Dir nämlich sagen, woher ich so auf den Gedanken verfessen bin. Ich war Sonntags vorher in einem Kaffeehaus und hab ein Glas Bier getrunken. Da kommen zwei Leutenants, es waren keine blutjunge Bürschchen, denen könnt man's noch vergeben, es waren gesetzte Männer, wenigstens so Anfang der Dreißig. Sie fordern eine Zigarre und eine Tasse Kaffee, haben Dir aber dabei ein Geschrei und einen Lärm verführt, ein ganzes Regiment Russen kann's nicht ärger machen. Und bis der Kellner Feuer gebracht hat, und wie sie hernach Billard spielten, haben sie Dir randalirt und ein Wesens gemacht, als ob sie allein auf der Welt wären; in zwei, drei Zimmern hat man sein eigen Wort nicht gehört. Ein schöner alter Mann mit weißen Haaren, der neben mir sitzt, legt die Zeitung auf den Schooß und sieht sich mißmuthig um. Ich sag so vor mich hin: Das sollt man nicht dulden. Der Mann beginnt nun ein Gespräch, erzählt, daß er auch in Schwaben gewesen war und fragt dann: Haben Sie nicht gedacht, diese Frauenmacher hier, das sind echte Norddeutsche? Ich sag, ehrlich gestanden, ja. Er fährt nun

fort: Sehen Sie, wie ungerecht Sie urtheilen. Ich weiß wohl, wenn diese Leute sich in Stuttgart oder Heilbronn so benähmen, wird sie Jeder norddeutsche Flausenmacher nennen. Das ist ungerecht. Verdrießt es Sie nicht auch, wenn Sie einen ungeschickten Streich machen und man sagt: So sind die ungeschickten Schwaben? Diese Leute hier gehören nicht zu der Mehrzahl, nicht zu den Besseren; die Gediegenen sind immer die Stilleren, die sich nicht vordrängen, sondern bescheiden und ruhig sind. Lassen Sie sich das zur Warnung dienen, guter Freund, beurtheilen Sie die Menschen nicht in Bausch und Bogen, sondern jeden für sich. Dadurch wird man frei von Vorurtheilen. Allerdings ist das schwer, aber es muß doch sein. Was nun aber diese Offiziere hier betrifft, so ist das traurig, wie sehr sie in Allem begünstigt werden, und sich dadurch vor jedem Bürger etwas herausnehmen. So lange es nicht dahin kommt, daß die Offiziere außerhalb des Dienstes in Bürgerkleidern erscheinen müssen, so lange wird der Uebelstand dauern. In Oesterreich z. B. erscheinen die Offiziere in Gesellschaften meist in Zivilkleidern, und man hört dort nichts von ihren Anmaßungen, von ihrer Sucht, immer oben auf sein zu wollen. Lassen Sie sich's aber überhaupt zur Warnung dienen, keine Vorurtheile gegen uns Norddeutsche mit nach Schwaben zurück zu nehmen." — Der Mann ging fort und ich hörte vom Kellner, daß er ein Arzt und ein Jude sei. Freilich, weil er ein Jud ist, muß ihm besonders daran gelegen sein, daß man die Menschen nicht beurtheilt, wie eine Heerd Schaafe, sondern jeden für sich. Und er hat recht. Siehst Du, deßwegen hat mich's verdrossen, daß der Prenzlauer aus mir einen Musterschwaben hat machen wollen. Es sind wenig Schwaben hier, ich weiß nicht warum. Bei uns geht Alles mehr Wien zu. Und doch müssen wir die Augen auch jetzt hier herauf wenden, denn es summt und surrt hier Alles durcheinander, wie in einem Bienenstock, der stoßen will. Wir wollen sehen, was daraus wird. Gescheut sind sie hier, wie der Tag und schnell bei der Hand, aber sie haben nicht lang Freud an einer einzigen Sach. Das ist traurig. Wunderlich ist auch: die Berliner haben keine rechte Freud an sich selber. Wenn sie draußen sind, geht nichts über Berlin, und darum spotten sie allfort über sich. So sind die Menschen. Das ist aber nichts, man muß zuerst auf sich selber was halten. Es sind hier aber auch gar viele Leute aus allen Gegenden, die noch nicht recht eingewachsen sind. Am besten komm' ich mit den Westphälingern, Rheinländern und Schlesiern aus. Da ist ein Kleiner, ich heiß ihn nur das Männle, das ist ein Herzmensch. Alles, was er sagt, schmeckt so nahrhaft, wie gutes Kernenbrod. Da ist ein Rheinländer, der war lang in Tyrol und singt prächtig und ist ein Haudrauf, und die Schlesier singen auch fast so wie wir. Und der Mecklenburger, der kann so von Grund der Seele lachen, daß man's ihm gleich anmerkt: das ist ein guter Mensch. Ich hab schon oft wahr gefunden, wie Einer lacht, davon läßt sich viel abnehmen. Sonst lachen die Leute hier nicht viel, besonders hab ich's nie bei denen gesehen, die auf der Straß arbeiten, Holz hacken u. dgl. Da hört Du keinen Spaß; sie necken sich auch, aber ganz anders wie bei uns. Hier sind sie auf den Witz versessen, und man hört viel erzählen, von hohen Herren, wie von Anderen; das ist Alles pfiffig, aber lachen braucht

man nicht dabei. Der Schnaps! der Schnaps! Bruder, das ist ein Elend. Man spottet oft darüber, daß in Baiern sich die Regierung so viel mit dem Bier beschäftigt, das ist aber gar nicht lächerlich; im Gegentheil, man braucht nicht immer an sogenannte hohe Dinge denken. Es ist eine schöne Pflicht, von Staats wegen darauf bedacht zu sein, daß die Armen billige und gesunde Nahrung bekommen. Das wär' ein Kapitel, darüber ließ sich viel sagen. Oder sind wir Bäcker allein der Aufsicht werth? Der Mensch muß auch was zu trinken haben, und darum sollt man nicht ruhen, bis man da was ausfindig gemacht hätt, was dem Schnaps den Garaus macht. — Ich bin ihm besonders auch deßwegen feind, weil man dabei nicht singen kann. Du hörst hier wunderselten einen Gesang. Die Wirthshäuser sind hier aber auch meist in den Kellern. Da ist einem schon ganz eigen zu Muth, wenn man so unter den Boden hinuntersteigt; ich hab immer frisch Athem' geholt, wenn ich wieder herauf war. es ist nicht recht fröhlich da unten. Eine große Freiheit ist hier, die wir bei uns nicht haben und die den Wirthen bei uns auch wohlgefallen thät; es ist hier gar keine Polizeistunde, wo in den Wirthshäusern abgeboten wird. Da sitzen aber die Menschen so still bei einander, wie wenn das Trinken ein Geschäft wär. Sie freuen sich hier überhaupt nicht so behaglich an einem guten Bissen und an einem guten Trunk, wie wir. Das halten Viele für zu gemein, zu niedrig. Es braucht ja nichts Ausgespitztes sein, was man hat, wenn man nur vergnügt dabei ist — so mein' aber ich. Man genießt bei uns das Leben viel mehr als hier, wir machen uns fröhlicher damit. Wenn's auch noch schlimm aussieht in der Welt, man kann doch nicht immer den Kopf hängen; wenn die Zeit kommt, kann man schon den Kopf hängen lassen. — Kann aber sein, die Leut' sind hier inperlich vergnügt; was hab ich aber da davon? Wenn man bei einander ist, muß man mit einander vergnügt sein, und Jeder muß hergeben, was er hat. Das ist aber nicht wahr, wenn man bei uns meint, sie hätten hier nichts zu beißen und zu schleißen; man ißt hier auch tüchtig, wenn man was hat. Sie kochen aber Alles so süß, daß ich mir noch immer nicht recht daran gewöhnen kann. Denk nur, sie machen hier auch Suppen, von was meinst Du? Von Weißbier. Ich kann's nicht essen, es schmeckt wie Lakritz. Ländlich sittlich, das gilt auch vom Essen, Gewohnheit thut Alles, aber Biersuppe die bring ich nicht hinab und pures Weißbier auch nicht. Das wird in langen Gläsern aufgetragen und ist fast lauter Schaum. Ich will aber was Festes haben, was thu ich mit dem Schaumwitz? — Jetzt genug vom Essen und Trinken, sonst meinst Du, das sei mein ewig Dichten und Trachten; aber man versteht die Menschen besser, wenn man weiß, was sie gewöhnlich essen. Wenn Einer sechs Stück Kuchen verzehrt hat, ist er noch just wie vorher; wenn aber Einer ein tüchtig Stück Fleisch und einen Schoppen Wein im Leib hat, ist er ein anderer Kerl.

Es ist eine sonderbare Sach mit unserm Handwerk. Wenn andere Leut machen, schlafen wir, und umgekehrt. Wenn ich so als Nachmittags ausgeschlafen hab und an der Thür steh oder in der Stadt herumlauf, da ist mir's, wie wenn ich die Welt mit neuen, mit ganz anderen Augen ansäh, als andere Menschen. Die sind jetzt schon bald

müd, und ich bin erst frisch aufgestanden. Da komm' ich mir oft ganz fremd vor in dieser Welt, wo die Leut leben, wie wenn Alles am rechten Fleck wär. Ich möcht das Berlin oft an einen andern Platz tragen, wo auch Berge sind und ein schönes Wasser; das macht die Menschen frischer. Aber solche Gedanken sind jetzt für die Katz. Es ist nun einmal da, und wir müssen uns daran gewöhnen, es für die erste Stadt von Deutschland anzusehen, es wird's gewiß. Nachher werden die Berliner auch mehr Respekt vor sich selber kriegen, ich mein' den rechten, und etwas aus sich machen. Dem Frisör in der Friedrichsstraß, dem wird's schlecht gehen. Er hat auf seiner Tafel stehen: Frisör aus Paris. Du Französle, wenn du ein Pariser sein willst, bleib daheim, und putz Deinen Leuten die Köpf und laß uns hier ungeschoren. Unter den Linden steht auch angeschrieben: Hier werden die Kleider von Flecken gereinigt nach Pariser und Wiener Manier. Ist das nicht prächtig? Wenn's nur weit her ist, ist man bei uns Deutschen wohl dran. Die Tafeln an den Häusern machen mir viel zu schaffen. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie viel hundert, ja vielleicht tausend Hofmacher hier sind; ich meine Hofschneider, Hofschuh-, Bürsten-, Reitpeitschenmacher u. s. w. Wo so eine Tafel ist, da ist das vergoldete preußische Wappen dabei, mit den zwei wilden Männern. Ich hab mir sagen lassen: hier hat jeder Prinz und jede Prinzessin das Recht, einen zum Hof zu machen. Ich denk aber und weiß das aus Erfahrung von den zwei Hofbäckern, bei denen ich gearbeitet hab: wenn so einer einen Hoftitel hat, zählt er sich schon nicht mehr recht zum Bürgerstand; er meint, er müßt jetzt durch die Bank Alles vertheidigen und prächtig finden, was von Hof ausgeht. So Einer, der eine Reitpeitsche macht, meint, er sei ein Stück von der Regierung. Ich will nicht sagen, daß das bei Allen so ist, aber doch bei Vielen. Ueberhaupt fehlt mir's hier oft an Bürgersleuten; sie sind gewiß auch tüchtig da, aber man merkt's nicht so. Freilich macht das schon viel aus, daß Alles nach der Mode geht; es ist hier ein grausamer Staat in Kleidern. Du siehst hier fast kein Bürgersmädchen ohne Hut, wo man die netten, runden Köpfchen so von allen Seiten sehen kann; Alles trägt Hut und Schleier, sogar viele Dienstmädchen, wenn sie Sonntags ausgehen. Ich weiß wohl, wir leben in der Zeit der Gleichheit, wenigstens was Kleider anbetrifft; man schmiert's nicht Jedem aufs Brod, wer man ist, und daß man sich durch Kleider unterscheidet, ist noch von alten Zeiten her, die nichts mehr gelten. Ich mein' aber, wir Bürgersleute sollten solider sein und den Kleiderstaat nicht so mitmachen. Hab ich recht oder nicht? Die Milchweiber tragen hier die abgetragenen Strohhüte von den vornehmen Damen, die mit Spitzen eingefaßt sind. Das sieht ganz possirlich aus. Ich mein', die Leute sollten ihr eigen Sach tragen; wenn's auch nicht so schön ist, es ist doch viel schöner und ehrenhafter. Aber das wollen sie nicht. Der Tapezier, der bei uns im Haus wohnt, der trägt auch die abgelegten Redensarten von vornehmen und gelehrten Leuten und aus den Zeitungen; er hat Blumen, die nicht auf seinem Miste gewachsen sind. Wie ich ihn Anfangs kennen lernte, hab ich einen grausamen Respekt vor ihm gehabt; ich hab gemeint, das ist ein Professor und hab mich für schrecklich dumm im Vergleich mit ihm gehalten. Nachher aber hab ich gesehen, daß er die

Redensarten bald ausgespielt hat, und dann war's Matthäi am letzten. Nein, man muß, wenn's geht, sich die Kleider auf den Leib anmessen lassen, und so geht's auch mit den Redensarten; man muß nur die nehmen, die man grundmäßig versteht, und die einem eigen sind. — Viel Spaß macht mir auch der kleine Bub von dem Tapezier, der lernt jetzt sprechen und kann nur die drei Worte: Papa, Mama, Schandarm. Du glaubst kaum, was die Schandarmen hier für eine Roll spielen. Es sind meist schöne Männer mit stolzen Gesichtern, und sind schön gekleidet, viel besser als die Leut, die sie einfangen. Die Fiaker, die sie hier Droschken heißen, machen einen Höllenlärm auf der Straße. Durch die Droschken sind auch die Eckensteher überfahren worden, d. h. es giebt keine mehr. Ich hätt gar zu gern so einen Kante einmal kennen gelernt. — Man sieht hier viel Leut auf der Straß, die haben ein schwarz und weißes Blech an ihrem Hut, gerad neben die Hutschnur geheftet. Ich hab Anfangs gemeint, das seien Polizeileut; es ist aber nicht so, sie tragen die preußische Kokarde. Das zeigt an, daß sie noch keine Zuchthausstrafe gehabt haben, denn wer das gehabt hat, darf sie nicht mehr tragen. Nun möcht ich wissen, was dabei zu berühmen ist? Bei uns hat ein Zuchthäusler kein landständisches Wahlrecht mehr, und — es giebt Länder, wo man das von Geburt an nicht hat.

Es müßt herrlich aussehen, wenn alle Deutschen aus den verschiedenen Ländern Kokarden am Hut tragen thäten, da wär' jeder ein lebendiger Grenzpfahl.

Sonntags hört man hier fast gar keine Glocken läuten, wahrscheinlich weil keine Berge da sind und es nicht widerhallt. Das thut mir leid. Ich bin erst zweimal in der Kirch gewesen, ich muß in die unrecht' gekommen sein. Nein, wenn der Mensch von Natur so ein verteufeltes Geschöpf ist, wie der Pfarrer gesagt hat, da möcht ich lieber ein Hund und kein Mensch sein. — Denk nur einmal Bruder, am Sonntags stricken hier die Weiber ganz öffentlich; bei Kroll oder wo sie sonst zur Musik gehen, sitzen sie da und stricken. Ich bin gewiß kein Frömmler, aber am Sonntags könnt man das bleiben lassen, und dann halt' ich nichts auf die Weiber, die vor aller Welt so fleißig thun, gerad wie sie in Sachsen beim Spazierengehen stricken. — Sie streiten sich jetzt hier, ob man an den öffentlichen Vergnügungsorten den Hut aufbehalten oder 'runterthun soll. Ich mein', das sollt gar keine Frag sein, daß Jeder machen kann, wie er will.

Es geben hier aber auch noch wichtigere Dinge vor. Du wirst in den Zeitungen gelesen haben, man spricht davon, daß der König jeden Tag eine Verfassung geben will, wie sein Vater heilig versprochen hat. Bruderherz! Ich habe die besten Menschen gesehen, denen die Augen glänzen, wenn sie davon sprechen. Ich könnt Dir viel davon erzählen, ich weiß aber nicht, ob's geht. Ich hab mich aber in die Seel hinein geschämt, wie mich mein Westphälinger gefragt hat, ob unsere Verfassung eine freie sei, und was wir für Rechte haben. Ich hab sagen müssen, ich weiß es nicht, und da hab ich mich recht geschämt. Ich hab mir sie aber im Buchladen bestellt, und wenn ich heim komm, sollst Du mich darin beschlagen finden, wie im Katechismus.

Ich hab den König auch schon oft gesehen, er geht immer in Militärkleidern.

Mein Meister ist ein braver, grundgescheiter Mann und kennt nichts von Stolz. Ich weiß nicht woher es kommt, hier werden die Bäcker gar nicht so dick wie bei uns. Wenn Du meinen Meister auf der Straß siehst, hältst Du ihn für einen vornehmen Mann, heißt das, er ist ein vornehmer Mann, weil er ein tüchtiger Bürger ist, das ist ja das Vornehmste; aber ich mein', Du hältst ihn für einen Mann mit einem Titel. Das hat er auch aufzuweisen, denn er ist vom Vorstand beim Gesellenverein. Das ist gut, daß ich darauf zu reden komm. Es freut mich in der ganzen Seel, wenn ich an den Gesellenverein denk. Da lernt man Menschen kennen; Bruder! Ich sag weiter nichts, als man lernt Menschen kennen, und das ist genug; das ist das Höchste und Beste. Wenn ich Dir's nur recht vorstellen könnt, wie schön und gut das im Gesellenverein ist. 400—500 Mitglieder, Gesellen, Meister und auch gelehrte Leut haben sich da zusammengethan, um einander brüderlich das Leben schön und gut zu machen. Man bezahlt monatlich neun Kreuzer, und dafür hat man Holz und Licht frei und die Bücher und die Zeitung. In einem großen Saal trifft man da jeden Abend nach acht Uhr seine Leute, besonders aber am Montag und Donnerstag. Da werden zuerst Vorträge gehalten über alles Nützliche und Schöne, nachdem ein Paar Lieder gesungen sind, und dann kann man sich über Alles offen befragen bei den gelehrten Leuten, und dann setzt man sich zusammen und trinkt ein Glas Bier, singt noch eins oder bespricht sich zutraulich. Ich werde mein Lebtag nicht vergessen, welche durch und durch vergnügte Stunden ich da verbracht hab und was für ächte Menschen ich da kennen lernte. Ich will Dir das nächstemal noch mehr davon schreiben und auch noch über andere Sachen. Ich hab' keinen Platz mehr. Leb wohl. Dein getreuer Bruder

Anton Händle.

Heinrich I.,

genannt Heinrich der Finkler.

Ein deutscher Kaiser! Wenn man davon spricht, wird es einem Vaterlandsfreunde gar seltsam zu Muthe. Wie groß und stark standen wir damals als Nation da, unter Einem Oberhaupte. Bestanden im Innern auch noch Ungleichheiten, wir hätten sie auch eben gemacht, wie wir noch jetzt daran arbeiten.

Zu den tüchtigsten deutschen Kaisern — denn nicht Alle waren tüchtig — gehörte Heinrich I. Nachdem im Jhre 911 der männliche Stamm Karls des Großen mit Ludwig dem Kinde ausgestorben war, war Konrad von Franken zum König der Deutschen gewählt worden. Es war damals eine trübe Zeit in unserem Vaterlande, das Faustrecht herrschte, das nennt man nämlich so, wenn kein Recht herrscht, sondern der Stärkste Meister wird. Die deutschen Stämme standen einander feind-

lich gegenüber und wie das immer ist, wenn im Innern Händel sind, die Feinde von Außen machten sich das zu Nutzen und brachen bald da, bald dort ein. Der König Konrad gerieth bald in Streit mit dem jungen Herzoge Heinrich von Sachsen wegen des Besitzes von Thüringen. Heinrich besiegte Eberhard, den Bruder des Königs im offenen Felde. Nun zog ihm Konrad selber entgegen, es kam aber nicht zur Schlacht. Auch hatte sich Konrad fortan gegen die Feinde von Außen, gegen die Magyaren und Slaven zu wehren.

Am 23. September 918 starb Konrad, er hatte aber noch vorher empfohlen, daß man seinen vormaligen Feind, den Herzog Heinrich, zum König wähle. Dieß geschah auch zu Fritzlar. Als man Heinrich die höchsten Abzeichen der Reichsmacht überbrachte, soll er gerade damit beschäftigt gewesen sein, am Vogelheerde Finken einzufangen; daher erhielt er den Namen Heinrich der Finkler. Er hatte bereits Kriegsruhm erworben durch einen Sieg über die Daleminzer, war ein schlichter, kernhafter Mann, fern von allem Hochmuthe und aller Herrschsucht; darum genoß er die Liebe seiner Sachsen, die durch gute Rechte und frischen Muth stark nach Innen und nach Außen hoch angesehen waren. Als nun Heinrich zum Kaiser erwählt war, wollte ihn Heriger, Erzbischof von Mainz, salben. Heinrich aber lehnte es bescheiden und klug ab; es genügte ihm, gewählt zu sein.

Heinrich war 27 Jahre alt, als er zum Könige gewählt wurde. Eine unruhevolle Regierung war ihm beschieden.

Es ist Dir wohl auch schon vorgekommen, daß Du Tage und Wochen lang zu keiner behaglichen Ruhe gekommen bist. Kaum wolltest Du Dich niederlassen, wurdest Du da und dorthin abgerufen, mußtest abwehren und helfen. Solche Tage und Wochen sind im Leben einer Nation ein Menschenalter, ein Jahrhundert lang und noch mehr. Heinrich's Regierung war ein solcher unruhevoller Tag.

Zuerst stellte er die Einigkeit im Reiche wieder her, indem er ohne Blutvergießen Burkhart, Herzog von Schwaben, und Arnulf, Herzog von Baiern, die seine Wahl nicht anerkennen wollten, durch die persönliche Macht seines Geistes zum Gehorsam brachte. Er vereinigte Lothringen wieder mit dem Reiche und in dem neunjährigen Frieden, den er mit den Ungarn nach Gefangennehmung ihres Königs geschlossen hatte,

machte er das deutsche Volk wieder im wahren Sinne wehrhaft, indem er den alten Heerbann wieder herstellte und die Pflicht und das Recht des freien Mannes, Waffen zu tragen, aufs Neue festsetzte. Vor Allem aber hob er das Bürgerthum, ja, er war dessen eigentlicher Begründer, indem er die Gerechtsame und die Kraft des Städtewesens ordnete und sicherte. Bald bewahrte sich auch dieß in den neuen Kriegen gegen die Slaven und gegen die Ungarn; denn immer von Neuem mußte Heinrich ihnen abwehren, die Grenzen und die Macht des Reiches festsetzen.

Am 2. Juli des Jahres 936 starb Heinrich. Schön sind die Worte, die ein lebender deutscher Dichter — Julius Mosen — in dem Schauspiele: Heinrich der Finkler, dem sterbenden Könige in den Mund legt. Sie sind doppelt schön, weil sie für Heinrich's und für alle Zeiten wahr sind und von allen Deutschen beherzigt werden sollten:

Bewahrt die Eintracht, wollt ihr sicher sein!
Bewahrt die Freiheit, und ihr habt das Glück!
Denn mit der Zwietracht kehrt das Elend ein;
Und Schmach und Knechtschaft kommen hinterdrein.
Doch der das Weltall trägt in seinen Händen,
Wird das, was er begonnen, auch vollenden!

Bei mir ist so eben erschienen und in allen guten Buch- und Musikalienhandlungen zu haben:

Theoretisch-practische

Clavier-Schule.

von **Chr. Aug. Scheidler.**

16—36 Heft. (Groß Quer-Quart.) à $\frac{1}{3}$ Thlr.

Diese neue Clavierschule erscheint in höchstens 12 Heften, (welche im Manuscript schon bis zum 8ten fertig sind); sie ist das aus längerem praktischen Wirken hervorgegangene originelle und treffliche Werk eines theoretisch gebildeten Clavier-Virtuosen. Clavierlehrer, welche sie mit den bisherigen Schulen vergleichen, werden die Scheidler'sche vorziehen. Sie führt soweit wie die größeren Schulen, aber man ist zur Abnahme aller Hefte nicht verbunden.

Da man die Hefte je nach Bedürfniß einzeln haben kann, ohne sich zur Annahme der ganzen Schule, welche aus höchstens 12 Heften bestehen wird, verbindlich zu machen, so dürfte um so zuverlässiger eine recht günstige Aufnahme und weite Verbreitung derselben zu erwarten stehen, als dadurch auch dem Unbemittelten deren Anschaffung möglich ist.

Ich fordere die Herren Musiklehrer zur eigenen Prüfung dieser Clavierschule dringend auf; sie können dieselbe in allen guten Buch- und Musikalienhandlungen zur Einsicht erhalten.

Ferner ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Rom oder Monge?

Die Zeit dringt auf Entscheidung!

Ein Schriftlein zur Beherzigung für denkende Katholiken und Protestanten.

Preis 4 Sgr.

Eine treffliche Satyre.

Hersfeld, Ostermesse 1845. **F. Schuster.**

C. A. Wild's

praktischer Universal-Rathgeber

für den Bürger und Landmann.

Ein Magazin ökonomisch-technischer Erfahrungen,

enthaltend Präparate der praktischen Fabriken-, Haushaltungs- und Gewerbskunde; Gegenstände der Kunst, Oekonomie, des Luxus und Handels.

Nach dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft gänzlich umgearbeitet von Dr. Hotiar.

Sechste Auflage. Zwei Theile, mit lithographirten Tafeln.

Preis: 26¼ Sgr. fl. 1. 30 kr. rhein. fl. 1. 15 kr. C M.

☞ Das Sachregister und die Inhaltsverzeichnisse geben den klarsten Beweis von der Reichhaltigkeit, Brauchbarkeit und Nützlichkeit dieses 800 Recepte enthaltenden Buches. **J. D. Sauerländer.**

Leipzig, 1. Juli 1845.] 15,000 Auflage. [Verlag von J. J. Weber.

Illustrirte Zeitung.

Wöchentliche Nachrichten

über alle

Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart, über Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Moden.

Die Illustrirte Zeitung, unstreitig jetzt die weitverbreitetste Zeitschrift, erscheint seit dem 1. Juli 1843 regelmäßig jeden Sonnabend in Nummern von 2 Bogen oder 16 dreispaltigen Seiten in groß Folioformat mit 20—25 in den Text eingedruckten Abbildungen, welche dem Raume nach

jährlich 50 Bände

gewöhnlichen Oktav-Formates mit

über 100 Abbildungen

enthalten.

Vierteljährlicher Abonnementspreis für 13 Nummern 1½ Thlr.

Einzelne Nummern kosten von jetzt ab 7½ Ngr.

26 Nummern bilden einen Band, welchem Titel und Inhaltsverzeichniß unentgeltlich nachgeliefert werden.

Bekanntmachungen werden die Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

☞ Bestellungen auf diese jetzt in einer Auflage von 15,000 Exemplaren erscheinende Zeitschrift, welche nicht nur allen öffentlichen Lesecirkeln, sondern auch, und insbesondere, jedem gebildeten Familienkreise als die belehrendste und unterhaltendste Lectüre anempfohlen werden darf, können in allen Buchhandlungen und Postämtern aufgegeben und

Probenummern

daselbst unentgeltlich in Empfang genommen werden. Subscribentensammler erhalten auf 10 Exemplare das 11. frei.

Vierteljährlich 1⅓ Thlr.] Leipzig, J. J. Weber. [Einzelne Nummern 7½ Ngr.

In der J. C. Seltz'schen Buchhandlung in Ulm ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Der

wohlunterrichtete Pferdearzt

oder

leichtfaßliche Anweisung für jeden Pferdebesitzer, alle Krankheiten und Gebrechen seiner Pferde selbst und sicher zu heilen, theils durch natürliche Mittel, theils durch sympathetische Kuren;

nebst einem Anhange,

welcher interessante Belehrung über das Alter, die Zähne, die Zucht, die Nahrung und die verschiedenen Rassen der Pferde, so wie einige probate Mittel gegen die häufigsten Krankheiten des Rindviehes, besonders der Kühe enthält.

Von **Dr. Raimund.** Preis 36 kr.

Vater Strüfs Vermächtniß

an

seinen Sohn;

oder vieljährig erprobte landwirthschaftliche Geheimnisse, wie der Ertrag aller Feld- und Gartenfrüchte, aller Obst- und Weinerzeugnisse in ungeheuerem Grade mit geringer Mühe und noch geringeren Kosten vermehrt und vervollkommnet, die Grundstücke selbst aber auf eine solche Kulturstufe gebracht werden können, daß ein einziger Morgen so viel abwirft, als bisher ein ganzes Gut.

Preis 15 kr.

In der **Hallberger**'schen Verlagshandlung in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der deutsche

Pilger durch die Welt.

Ein unterhaltender und lehrreicher

Volkskalender

auf das Jahr 1846.

Herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Schriftstellern mit

einem Stahlstich, 100 Originalholzschnitten und Musikbeilagen.

15 Bogen Lexikonformat, auf schönem weißem Velinpapier. Elegant gebunden.

Preis 12 gGr. (15 Sgr.) oder 54 kr.

Der eigentliche Kalender ist für Protestanten, Katholiken, Griechen, Juden und Muhamedaner, und enthält die vollständigsten Markt-Kalender.

Der Preis ist bei der großen Masse des unterhaltendsten und lehrreichsten Textes von den beliebtesten Volksschriftstellern neben der eleganten Ausstattung, mit so schönem Stahlstich, so vielen Originalholzschnitten und Musikbeilagen, gewiß so wohlfeil als nur irgend möglich.

Im Verlage von **Scheible, Rieger & Sattler** in Stuttgart erschien und ist

nun complett in 2 Bänden mit 32 Stahlstichen

in allen Buchhandlungen zu haben (zugleich Fortsetzung des neunbändigen früheren Werkes):

Dr. Karl von Rotteck's

Geschichte der neuesten Zeit,

enthaltend die Jahre 1815—1840.

Nach den hinterlassenen Vorarbeiten und Materialien verfaßt und herausgegeben von seinem Sohn

Dr. Herrmann von Rotteck.

Preis des ganzen Werkes: 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

In und mit welchem Geiste dieses Werk geschrieben ist, davon geben gleich die ersten Zeiten desselben Kunde, welche also lauten: „St. Helena war nunmehr der Kerker Napoleon's. Der, dessen gewaltiger Arm den eisernen Scepter einst gestreckt hatte über die Länder vom Tajo bis an die Weichsel, von dem baltischen Meere bis dahin, wo das italische Land dem furchtbaren Reina in's flammende Auge schaut; der, dessen Winke die Kraft von Millionen einst gedienet, vor dessen Füßen ein hoher Kreis von Herrschern gekniet, vor dessen zürnender Miene der Erdkreis gezittert hatte, und der durch den bloßen Zauber seines Namens den herrlichsten europäischen Thron sich wiedereroberte — dessen eigene Krone war nunmehr zerbrochen, sein Thronhimmel gefallen, sein Kaisermantel zerrissen. Der Diktator Europa's, welcher der Erderschütterung gleich über den Welttheil geschritten, war gestürzt, vertrieben, gefangen und in den wilden atlantischen Ocean wo eine Felsenspitze hervorragt von Stürmen und Wogen gepeitscht, aber kühn, stark und muthig in das Grauen der Meeresnacht starret — dort war er hingebannt, der einst eben so muthig den Stürmen getrotzt hatte, dessen Seele eben so ungebeugt im Kampf der Elemente geblieben. Ein Meteor war aufgestiegen aus dem Eiland im Mittelmeere; strahlend war es niedergesunken auf der andern Hemisphäre — in dem zackigen Felsenneft verschwand sein letztes Licht. Mit Bewunderung, Furcht und Zagen hatten die Menschen es steigen sehen; ihre ängstlichen Blicke folgten seiner noch nie betretenen Bahn, und nachdem es verglommen, ergriff sie eine mächtige Regung — — Endlich war der große Sterbliche gefallen, der die Neugestalt Europa's mit dem Schwerte zugehauen, der so vermessenes Spiel mit der Menschheit gespielt, deren Wohlthäter er hätte sein können, der, untreu seiner hohen Mission, statt der Freiheit die Knechtschaft ihr gebracht hatte. Er war gefallen durch den wiedererwachten Geist der Völker, war gestürzt durch den Zeitgeist, durch die Ideen des ewigen Rechtes und der den Völkern gebührenden bürgerlichen und politischen Freiheit im Innern und Selbständigkeit nach Außen ꝛc.“

Im Verlage von **F. Gutsch & Rupp** in **Karlsruhe** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Für Schulmänner.

Gruber, K., Oberlehrer an dem Lehrer-Seminar in Ettlingen. Die Formen- und Raumgrößenlehre in der Volks- und Fortbildungsschule. Für den Lehrer bearbeitet. 45 kr. — 12 gGr.

Schach, M., Anleitung zum Unterricht in der Erdbeschreibung, Naturgeschichte und Naturlehre. Für Volksschullehrer bearbeitet. Erste Abtheilung: **Heimathkunde.** 45 kr. — 12 gGr.

Beide Schriften behandeln vom rationellen Standpunkte aus auf eigenthümliche Weise ihren Gegenstand, und sind in vielen Seminarien und Lehranstalten des In- und Auslandes zum Gebrauch eingeführt.

Schulbücher.

Kärcher, K., Professor. Französisches Lesebuch in zwei Unterrichtsstufen nach pädagogischen Grundsätzen geordnet, mit sorgfältig bearbeitetem Wörterbuche. **Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.** 1 fl. 12 kr. — 16 gGr.

— — Dasselbe mit angehängten Handlungsbriefen. 1 fl. 30 kr. 21 gGr.

Dieses Lesebuch ist wegen seiner streng pädagogischen Behandlung in den Badischen Lyceen, den höhern Bürgerschulen und Erziehungs-Instituten zum Gebrauche eingeführt, und es ward nach acht Monaten schon die zweite — jetzt auch in vielen auswärtigen Schulen eingeführte — Auflage nöthig.

Foßler, J., Lehrer am Lyceum zu Karlsruhe, 180 zweistimmige Lieder für Schulen. brosch. 1 fl. 12 kr. — 16 gGr.

Diese mit besonderer Rücksicht für das jugendliche Alter ausgewählte Sammlung ist gleichfalls zum Gebrauche in den Lyceallklassen und Bürgerschulen ꝛc. eingeführt.

Gebetbuch für die jüngeren Schüler an katholischen Lehranstalten. Mit hoher Erzbischöflicher Approbation. fl. 8. Mit drei Stahlstichen. 36 kr. — 8 gGr.

— — Dasselbe mit einem Titelkupfer. Partheipreis für Schulen. 24 kr. — 5⅓ gGr.

Noth- und Hülfsbüchlein, oder belehrende Vorschrift über die Behandlung scheintodter oder in plötzliche Lebensgefahr gerathener Menschen. Zum Gebrauche für Schulen bearbeitet mit vier Blatt Abbildungen der wichtigsten Giftpflanzen. 8 brosch. 6 kr. — 1⅓ gGr.

Bilder

des

deutschen Wehrstandes.

Baden

und

der schwäbische Kreis

1300—1800

von

Guido Schreiber.

Mit Illustrationen von Feodor Dietz, Lucian Reich und Moritz von Schwind.

Karlsruhe.
Herder'sche Buchhandlung.
1851.

BIBLIOTHE
REGLA
MONACE

Druck der W. Hasper'schen Hofbuchdruckerei.

Mittheilung des Verlegers.

Die Bearbeitung und der Druck des vorliegenden Werkes sind — wie aus dem Vorwort des Herrn Verfassers zu ersehen ist — bereits im Jahr 1847 begonnen worden.

Die gewaltigen Ereignisse, namentlich im Lande Baden, die zwischen damals und jetzt liegen, und die uns Allen nur zu bekannt sind, indem sie uns Alle mehr oder weniger nahe berührten, haben seiner Zeit auch diese Arbeit unterbrochen und ihre Vollendung verzögert.

Die Verlagshandlung hat von ihrem Standpunkte aus, sowohl im Interesse des Publikums als in ihrem eigenen, gewiß einer richtigen Ansicht Folge gegeben, wenn sie, ehe sie die Veröffentlichung des Werkes unternehmen wollte, jene stürmischen, der Literatur und Kunst hauptsächlich abholden und ungünstigen Zeiten vorüberziehen ließ, um ein ruhigeres, für literarische Erscheinungen geeigneteres Jahr abzuwarten. Hiezu fühlte sie sich um so mehr aufgefordert und berechtigt, als sie die Ueberzeugung hatte und haben mußte, daß der innere Werth dieses rein geschichtlichen und von einem ächt historischen Standpunkte aus aufgefaßten Werkes, sowie die Berechtigung desselben auf die Aufmerksamkeit und die Gunst des Publikums durch eine Verzögerung des Erscheinens nicht im

Geringsten beeinträchtigt werden könne, auch wenn zwischen dem Anfang und der Vollendung desselben, ein Blatt der Geschichte mit Aufzählung gewaltiger, folgenschwerer Ereignisse im deutschen Vaterlande ausgefüllt worden ist. Sie mußte diese Ueberzeugung haben, nicht trotzdem, daß das vorliegende Werk ein historisches, sondern gerade weil es ein solches ist, und zwar im vollen guten Sinn des Wortes, also ein Werk, welches nicht zu befürchten hat, von Ereignissen, wenn auch noch so unerwarteten, der Gegenwart oder Zukunft entwerthet zu werden.

Karlsruhe, im Oktober 1851.

Die Verlagshandlung.

Des Prinzen

Friderich von Baden

Großherzoglicher Hoheit

widmet

diese vaterländische Arbeit

ehrerbietigst

der Verfasser.

Schilderungen

aus dem

siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert.

Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur Der verdient ſich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß.

Göthe.

Der dem Tod in's Angeſicht ſchauen kann,
Der Soldat allein iſt der freie Mann.

Schiller.

---

uf die Begebnisse verflossener Tage zurückblicken, um die Zustände der Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit zu beschauen, ist für die Gebildeten aller Zeiten so anziehend als belehrend gewesen. Ersprießlich wird solche Beschäftigung besonders in Zeiten seyn, die wir als die Rasttage der Geschichte betrachten dürfen; wo der Lauf mächtiger Ereignisse vollendet, wo die Folgen derselben sich formen und gestalten, um wiederum Ursachen zu werden, welche die Räder der menschlichen Geschicke in ihrer ewigen Umwälzung weiter treiben. Eine solche Zeit aber ist die jetzige, zumal für den Stand des Kriegers:

Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord!

mußte der Dichter klagen; aber schon weit hinter uns liegt dieser blutige Anfang. Geschlagen sind die gewaltigen Schlachten, deren Donner die Geburtswehen

dieses also angekündigten Säkulums durchbebten, die seine fünfzehn Erstlingsjahre eingehüllt in Pulverdampf und Todesodem, die sie durchschauert mit Völkerbeben und angefüllt mit Heeresträmmern und gebrochenen Thronen; jene Schlachten, deren Ruf leben wird so lange man Gedächtniß trägt den Gewaltkämpfen des Menschengeschlechtes.

Ein mehr denn dreißigjähriger Friede hat das Füllhorn seiner segensreichen, wie seiner schlimmen Früchte über das lebende Geschlecht ergossen: nur Kämpfe des Geistes und des Scharfsinns werden jetzt mit höchster Anstrengung durchfochten. Ideen wollen Geltung ansprechen; die Resultate der Wissenschaft werden ausgebeutet von der Betriebsamkeit der Speculanten. Entdeckungen, Erfindungen sind alltäglich, so daß auch die unerwartetsten auf wenige Tage nur das Erstaunen zu fesseln vermögen. Erwerb scheint die Losung und Konkurrenz der Schrecken des Tages zu seyn.

Daß bei solcher Gestaltung der Dinge die Kunst der Waffen erst in zweiter Linie auftrete, daß ihre unvergleichliche Wichtigkeit gar oft nicht richtig erkannt werde, muß Jedem begreiflich scheinen, der da weiß, welch kurzes Gedächtniß die Menge hat für empfangene Dienste, und welche geringe Voraussicht, wenn man Opfer von ihr heischt, deren Nutzen nicht augenfällig, deren Früchte nicht greifbar sind im nächsten Augenblick; es muß Jedem deutlich seyn, der da weiß, wie schnell manches Volk schon vergessen lernte, daß die Wehrhaftigkeit der Bürger, die Kriegsbereitschaft des Heeres immerhin zwei Grundbedingungen seines politischen Daseyns seyen.

Doch, beim deutschen Volke ist die Liebe zu den Waffen stets noch ein gutes Erbstück: den Degen zu handhaben versteht nicht der Soldat allein, und die Kugelbüchse an der Wand ist allerwärts der Stolz des gereiften Bürgers. Darum werden wir, will's Gott, nicht nöthig haben, Söldlinge zu miethen, gleich jenem handelsstolzen Inselvolk, wenn es heut oder morgen wieder gelten sollte, das Vaterland zu vertheidigen.

Aber noch mit festerer Zuversicht als im Vertrauen auf unsere Waffenfertigkeit mögen wir den Wechselfällen einer vielleicht schweren Zukunft entgegen sehen; denn uns gilt es gottlob noch nicht als ein Werk des Zufalls oder als ein Erzeugniß der Staatsklugheit, daß das Menschengeschlecht in Völkerschaften getheilt worden mit eigenthümlichen Sprachen, mit besonderen geistigen und selbst körperlichen Fähigkeiten. Noch haben die Worte Volk, Vaterland, Muttersprache für uns die Bedeutung eines heiligen, glühenden,

von Gott selbst in die Menschenbrust gesenkten Gefühles; noch betrachtet der Deutsche den Schutz und den Schirm, die Verherrlichung des Vaterlandes nächst der Verehrung Gottes als die schönste, die erhabenste Aufgabe des Lebens, und ein Herzweh überkommt ihn bei'm Anblick eines Volkes, dessen Geschick der Allmächtige in die Hand des Fremden gelegt hat. So lange der hehre Funke der Vaterlandsliebe den Geist des Volkes erwärmt und erleuchtet, so lange es treu bleibt sich selber, seiner urangestammten Tapferkeit, wird es auch nicht zagen müssen vor irgend einer Gefahr, sie drohe von Ost oder West, von Mittag oder Mitternacht.

Von diesen Betrachtungen angeregt, habe ich es unternommen, nicht sowohl eine pragmatische Darstellung, als vielmehr einzelne Schilderungen der Zustände deutschen Wehrstandes in der neueren Zeit zu geben. Ich habe mit meinem engeren Vaterlande, Baden, begonnen, zunächst mit der Zeit des Bestandes der deutschen Kreisverfassung. Liebe Freunde, treffliche Meister der Kunst werden mich durch ihre Arbeiten unterstützen, und durch den Schmuck der Zeichnungen dem Leser jedenfalls einen Ersatz bieten, wenn derselbe etwa finden sollte, daß sein guter Wille in allzuausgedehnter Weise von dem Verfasser in Anspruch genommen werde.

Indem ich aber die Kriegserlebnisse eines einzelnen, kleineren Volksstammes beschreibe, kann dies Buch nicht wohl was anderes seyn, als eine Art Familiengeschichte, Familiendenkwürdigkeiten. Weit entfernt jedoch, hierin einen Übelstand zu sehen, oder gar den Grund eines gewissen Unwerthes, dürfte im Gegentheil gerade dieser Umstand dem Buche einiges, vielleicht sein ganzes Verdienst verleihen. Denn die Geschichte der letzten drei Jahrhunderte im Ganzen, im Großen, ist vielfältig, öfter gut, noch öfter nicht gut beschrieben und erörtert worden. Bei solchen Darstellungen muß aber nothwendig das Einzelne, das Besondere, das blos Persönliche zurücktreten vor dem Übergewicht der weltgeschichtlichen Ereignisse in ihrer gewaltigen Folge. Doch sollte das, was in nicht entfernten, schweren und ernsten Tagen den Bruder erregte und bewegte, das, wofür er zitterte, wofür er erglühte, sollte das nicht hohes Interesse haben für die anderen Brüder und die Kinder der Brüder? So gewiß, als der gerade jetzt mächtigst aufstrahlende Gemeingeist aus einer ächten, tief gründenden Begeisterung für das gemeinsame Vaterland entspringt, aufgeregt vielleicht von dem mächtigen Trieb der Selbsterhaltung, welcher die nahende Gefahr vorausfühlend ankündet, weit bevor der rechnende Verstand die Wahrschein-

lichkeit derselben zuzugeben gemeint ist; so ungefähr, wie in niedrigerem Kreise, der Instinkt die Heerde zusammentreibt, wenn sie die Nähe des Wolfes wittert.

Offenmüthig auch will ich erzählen, was ich weiß und wie ich es weiß; mit voller Brust und erhobener Stimme schöne Thaten preisen, edle Gesinnungen — aber auch nicht schweigen, nicht verhüllend zur Seite schieben, wenn es mir obliegt, Schwächen zu gestehen, Tadelwerthes zu berichten; denn gewiß mit eben so viel Freimuth als jener Römer darf doch das deutsche Volk von sich sagen:

Nichts Menschliches erachte ich mir fremd.

Karlsruhe, im Juni 1847.

Ueberſicht.

Seite

Widmung.

Vorwort. Geſchrieben im Jahr 1847. 3

Als Einleitung. Rückblick auf die älteren Kriegszuſtände ſeit Maximilian I.

Vom Reichstag. Ein Reichskrieg kann nur von den Reichsſtänden beſchloſſen werden 7

Geſchäftsgang 8

Des deutſchen Reiches Wehrverfaſſung 11

Maximilian's Landsknechte. Der Kaiſer adelt den Dienſt zu Fuß, indem er ſelber den Spieß trägt. — Oberländiſche oder ſchwäbiſche Knechte, die erſte deutſche Infanterie.

Der deutſchen Knechte Ordnung 14

Werbſyſtem. Nur ehrliche Kriegsleute dürfen den Spieß führen; ſie vertragen ſich mit dem Kriegsherren. — Muſterung. Vergatterung. Vorleſen des Artikelsbriefes, und Aufrichtung des Regimentes.

Aemter und Befehlsleute eines Haufens Landsknechte 17

Der Oberſt und ſein Stab. — Der Hauptmann über ein Fähnlein von 400 Knechten; ſein Leutenant und Fähndrich. Der Kaplan und die Unterbefehlshaber.

Das Spiel; der Gleichſchritt, alte Trommelweiſen und Berslein . . . 21

Erwählte Befehlsleute. Der Troß 22

Der Sold. Für den Knecht des Monats 4 Gulden. Knechte erhalten auch Doppelſold. Die Offiziere 4 bis 10fachen. Adelicher Junker Soldjägerey . . 24

Kriegszucht der Landsknechte. Einiges aus den Artikelsbriefen Kaiſer Karls V. 25

Strafen, nach der Karolina, wobei der Schultheis Recht ſpricht. Prügelſtrafen machen unehrlich. Das Recht der langen Spieße. Die ganze Gemeinde unter dem Vorſitz des Oberſten erkennnt über „Schuldig“ oder nicht ſchuldig. — Der Schuldige muß durch die Gaſſen laufen. Spießrutenlaufen. Ein Ueberbleibſel dieſes alten Standgerichtes.

Die Fechtart der Landsknechte. — Die Gevierte Ordnung, auf den Ecken die Schützen. — Das Gefecht, die Beute 26

Eines Italieners Urtheil über die deutſchen Knechte 29

Zerfall des alten Fußvolkes 31

Der reiſige Zug oder die Ritterſchaft

Volle Lanzen. Die Ritter müſſen jetzt auch „einſpännige Knechte“ zulaſſen. Das Fähnlein Reiter heißt unter Karl V ſchon Geſchwader, es zählte 250 bis 300 Pferde. — Der Feldmarſchall und ſein Stab. — Das Reiter- oder Ritterrecht. Der Sold des Reiters beträgt 12 Gulden. Die Fechtart der Reiter. — Die Küraſſier ſprengen auf 60 Schritt an. Die Schützen. Die Piſtoler als Neunfähnlein. 32

Seite

Die Reichsbanner. Die schwäbische Ritterschaft führt das zweite oder St. Georgenbanner, es ist im Türkenkrieg zugleich des Reiches Sturmfahne. Das dritte oder Städtebanner führt Straßburg 35

Nach dem schmalkaldischen Krieg zerfällt die Ritterschaft im Reichsheer. 36

Das Geschützwesen.

Die ersten „Mauerbrecher" sind Hundertpfünder. — Das erste Feldgeschütz spielt in der Schlacht von Ravenna. — Eintheilung des Geschützes zu Karls V Zeit. 100 Pfünder, 25 Pfünder, 50 Pfünder, 25 Pfünder, d. i. Scharfmaze, Basilisk, Nachtigall, Quartana oder Karthaune. — Das Rohr hat 18 Kaliber Länge und ist vollgütig 36

Die Böller werfen Steinkugeln von 10 Pfund bis 200 Pfund 38

Die Feldstücke oder Schlangen haben 30 bis 40 Kaliber Länge, es sind 16 Pfünder, 8 Pfünder, 4 Pfünder und 2 Pfünder, d. i. Drache, Schlange, Halbschlange oder Falke, Viertelsschlange oder Falkonet. — Feldwurfgeschütze . . . 39

Die Benennungen in der Kriegskunst. Das Kleingeschütz 40

Der Feldzeugmeister, der Zeugmeister, die Büchsenmeister, die Feuerwerker und die Schützen 40

Der Schanzmeister und Schirmmeister, der Profoß und die Steckenknechte . . 42

Das Reichsheer 44

Heer der schwäbischen Städtebünde und der Hansa. — Maximilian I, ein bereites Heer zu erhalten, stiftet den schwäbischen Adelsbund, der von Kurpfalz bekämpft wird. Die zehn Kreise des deutschen Reiches. Kreisstände, Kreiskontingent. Römermonat, der alte Monatssold von 4 fl. für den Fußknecht und 12 fl. für den Reiter.

Die Reichsmatrikel, Einfaches und mehrfaches Kontingent. Kreisausschreibende Fürsten. Müssen in gemischten Kreisen zwei, ein katholischer und ein protestantischer seyn. Schwierigkeiten, daß der Oberfeldherr nicht zugleich beiden Bekenntnissen angehören konnte 45

Auszug aus dem Matrikel von 1521:

Oestreichischer, ... 47

Burgundischer, ... 48

Kurrheinischer, ... 49

Oberrheinischer, ... 50

Schwäbischer, ... 52

Baierischer, ... 55

Fränkischer, ... 56

Westphälischer, ... 57

Obersächsischer, ... 58

Niedersächsischer Kreis 60

Badisches Heerwesen zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs 68

Schon vor dem Krieg beginnt das einfache, naturgemäße der alten Wehrart und Verfassung fremdländischem Wesen zu weichen. Die mächtige kirchliche Bewegung entartet in theologischen Hader. — Hexenprozesse. — Eine unbekannte Macht hält das Volk unter furchtbarem Schreck.

Welch üble Geschenke Deutschland dieser Periode verdankt. — Ein ehrlicher Krieg das Rettungsmittel aus dieser Versunkenheit 64

Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach ist bei den ersten die zum Schwert greifen. — Tritt 1609 der protestantischen Union zu Schwäbisch Hall

Seite

bei. — Hält 1617 Musterung über einen Heerhaufen von 15,000 Mann badischer Truppen. Zieht an den Oberrhein. — Marsch- und Schlachtordnung 67

Tritt nach der Prager Schlacht zur Parthei des Kurfürsten von der Pfalz . . 67

Die Wehrverfassung Baden's. Georg Friedrich führt die Heerfolge wieder ein. — Uniform und Bewaffnung. Bei geworbenen Heerhaufen schon Prügelstrafe. Der Markgraf verbietet sie in seinem Heer 68

Lage der Dinge zu Anfang 1622. Der Markgraf entsagt der Regierung, und behält sich nur das Heer vor 77

Das Treffen bei Mingolsheim 25. April 1622 79

Die Schlacht bei Wimpfen 6. Mai. Der Markgraf verliert sein Geschüz, die Baiern aber an 5000 Mann. — Reiter eröffnen den Kampf, das Geschüz nimmt eine veste Stellung. Berichtigung der Sage von Pforzheimer Wehrmännern.

Markgraf Ludwig von Baden und der spanische Erbfolgekrieg 1683—1707.

Der Zeitraum ist reich an Kriegsleuten und Thaten, arm an Gemeingeist und politischer Erkenntniß.

Des Markgrafen Jugend. Tritt 1674 schon in kaiserliche Dienste . . . 89

Kämpft mit bei dem Entsaz von Wien 1683 90

Bilder aus den Türkenkriegen.

Die Erstürmung von Parkan und des Markgrafen Bericht hierüber . . . 91

Wird zum Feldmarschall ernannt 94

Ueberfällt die Türken bei Brod. Die Janitschaaren wehren sich herzhaft . . 95

Wird 1689 zum Oberbefehlshaber wider die Türken ernannt. Von Wien aus im Stich gelassen. Schlägt dennoch die Türken bei Nissa; führt sein Heer über den Balkan nach Sophia 96

Der Feldzug von 1690—91 und die Entscheidungsschlacht von Szlankament 97

1692 gehen die errungenen Vortheile wieder verloren 101

Markgraf Ludwig wider die Franzosen.

Muß zuerst diplomatisiren 102

Zustände am Rhein, hier Deutschland's tiefste Erniedrigung 103

Das Reich ist an die Franzosen verkauft. Wie diese hausen 103

Zerstörung von Bruchsal, von Badenweiler 104

Schandbare Aufführung während des orleanischen Krieges. Der Markgraf muß alles zum Kriegführen Nöthige erst schaffen 106

Der Feldzug von 1693. Markgraf Ludwig wider Delorges und den Delphin 108

Der Ryswicker Friede endet diesen Krieg 113

Die Feldzüge von 1702 und 1703. Ludwig wider Catinat, und Villars. Der Markgraf ärndtet Undank. Man thut ihm wieder schön, als man seiner bedarf. Wird zum Generalissimus ernannt. Fünf Kreise verbünden sich mit dem Kaiser. Der Reichstag deliberirt, ob der Krieg ein Religionskrieg. Stände wollen zwei Generalissimusse, einen katholischen und einen protestantischen. Unterdessen beginnt aber der Feldzug 113

Der Markgraf beklagt sich beim Kaiser über den „Skandal", daß der Wiener Hof alle seine und des Reiches Mühen unfruchtbar mache 115

Der römische König gibt die eigenen Pferde zu den Belagerungsarbeiten vor Landau her. Der Mordbrenner Melac 116

Note über die Belagerungen von Landau und den französischen General Peleé 116

Kurfürst Max Emanuel von Baiern verbündet sich mit den Franzosen. Villars ersezt Catinat am Rhein 116

Seite

Die Schlacht von Friedlingen 14. Oktober 1702 118

Bericht des Markgrafen 119

Die deutsche Infanterie hat bereits Bajonnette, bedient sich aber im Handgemenge lieber der Seitenwehre und siegt. Die Reiterei hält sich schlecht. Nach Aufhören des Feuers bleibt der Markgraf noch 5 Stunden im Angesicht der feindlichen Cavallerie stehen, und setzt dann unangefochten seinen vor dem Gefecht begonnenen Marsch auf Staufen fort. Durlacher Landwehr hält sich im Schloß Friedlingen und erzwingt freien Abzug 123

Villars wagt nicht, den Markgrafen bei Staufen anzugreifen, obwohl die Baiern bereits bis Stühlingen vorgegangen. Geht vielmehr wieder über den Rhein zurück 123

Auch in den Niederlanden und in Italien ist der Feldzug für die Franzosen ungünstig. Aber die Deutschen erlahmen in ihren Rüstungen 1703 125

Die Stollhofer Linien. Kehl geht verloren. Villars wagt dennoch nicht durch den Schwarzwald zu dringen. Wird vor des Markgrafen Linien geschlagen . . 128

Ausgang des Feldzugs. Villars dringt durch das Kinzigthal und vereint sich mit Max Emanuel. Dieser geht nach Tyrol. Der Markgraf nimmt Augsburg. Verliert es wieder. Villars geht von der Armee ab 1704 132

Markgraf Ludwig, Prinz Eugen und Lord Marlborough. Erstürmung des Schellenbergs. Die Schlacht von Höchstätt 133

Die drei Feldherren werden vom Reich gefeiert 139

Schluß. Marlborough's Ränke wider den Markgrafen. Dessen Verdruß, sein Tod. Die Stollhofer Linien gehen unmittelbar darauf verloren 140

Allgemein Militärisches aus dem vorhergehenden Zeitraum.

Soldaten werden fast ausschließlich geworben. Zum Soldaten ist keiner zu schlecht. — Werber machen ihr Geschäft zum Schandgewerbe. — Wie geworben, so werden die Soldaten auch behandelt; selbst nach Lanne des Generals gehängt 141

Bewaffnung. Bajonettflinten, Patrontaschen. Offiziere tragen Partisanen. Grenadiere werfen Handgranaten. Dragoner sind berittene Infanterie 142

Aufstellungen. Feuer. Beweglichkeit der Heere 143

Die Befestigungskunst wird auf ihren Gipfel gebracht 144

Strategische Punkte im Rheinthal und auf dem Schwarzwald 144

Exerzitium im 17. Jahrhundert 145

Die Revolutionskriege.

Die „gute alte Zeit“ im öffentlichen, wie im Familienleben, in Kunst und Literatur 153

Zustand der Heere nach dem siebenjährigen Krieg.

Friedrich's II Vorschriften sind todte Buchstaben geworden. Der Geist ist verflogen. Fertiges Flintenfeuer. Der Frontmarsch eines Regimentes höchstes taktisches Ziel 160

Tüchtig ist die Reiterei. Reitende Artillerie kommt auf. Im Uebrigen ist beim Soldaten vom Schopf und Zopf bis zur Gamasche und Fußsohle alles steif und gemessen 161

Das Spießrutenlaufen. — In Berlin reicht ein Scharfrichter nicht mehr aus 162

Unterschleif im Heer wird wissentlich geduldet 163

Der alte Kurfürst von Hessen im Jahr 1806 164

Zur Charakteristik deutscher Offiziere 164

Bischoff Eylert's Urtheil über damalige preußische Zustände 165

Seite

Die ersten Kriegsjahre.

Französischer Absolutismus und die Reichsstände von 1789. Ein Blick auf die Begebenheiten jener Zeiten. Der Nationalkonvent hebt alle Lehensrechte auf, auch im Elsaß und Lothringen. Dies die erste Beschwerde geschädigter deutscher Reichsstände 167

Die „Emigranten“ an der Rheingränze. Der Kardinal Rohan. Verdrießlichkeiten der badischen und der vorderösterreichischen Regierung wegen der politischen Umtriebe dieses Kirchenfürsten 171

Kaiser Leopold gegen eine Einmischung in die französischen Händel . . . 173

Erste diplomatische Vereinbarungen. Leopold stirbt, man drängt zum Kriege 173

Die königlich französische Armee vor der Staatsumwälzung 175

Kriegserklärungen. Zusammenstoß in den Niederlanden. Die französische Armee hält keinen Stand. Wird spottweise „Advokatenarmee“ genannt. Die „erste Koalition“ gegen Frankreich kommt zu Stand. Der Reichstag zu Regensburg ist unglücklich darüber, hält aber Nichtsthun für das beste 176

Rothmäntel am Rhein 176

Die Auswanderer sind überall schlecht angesehen. In Lahr tanzt man die Carmagnole, ruft aber den Emigrés ein à la lanterne entgegen 177

Am Oberrhein beschränkt man sich auf Gränzbewachung. Die Preußen marschiren von Koblenz ab. Mit einer Gesammtmacht von 35,000 Mann gedenkt man die Franzosen zur Vernunft zu bringen. — Custine nimmt Speier, Mainz, Frankfurt, dringt bis Weilburg und Limburg 178

Die Entscheidung in der Champagne 179

Der Nationalkonvent erklärt den Krieg an England und die Generalstaaten, Franzosen bleiben Sieger im ersten Feldzug 180

Das **deutsche Reich** erklärt den Krieg. **Aktenstücke** 181

Stände haben wenig guten Willen, wenig Geld und keine Soldaten. England tritt in's Mittel. Seine Subsidienverträge 184

Das **schwäbische** Kreiskontingent. Die **badischen** Hausstruppen . . . 186

Das **Landaufgebot**. Den Landleuten Waffen in die Hand zu geben erscheint bedenklich; aber Noth kennt kein Gebot.

Der Feldzug von 1793.

Noch im Winter 1792 – 93 Uebergangsversuche der Franzosen am Ober- und Niederrhein 188

In Frankreich schreitet die Revolution allherrschend vorwärts. Die Verbündeten halten Kriegsrath zu Frankfurt. Oestreich und Preußen verfolgen verschiedene Interessen; können sich über die Pläne nicht einigen, beginnen doch den Feldzug 191

Dumouriez in den Niederlanden. Seine Flucht. Die Alliirten mit einer Streitmacht von 127,000 Mann wissen die Gelegenheit nicht zu benützen. Selbst nicht nach dem neuen Sieg bei Famars. Unternehmen vielmehr Belagerungen. Jeder will für sich Eroberungen machen. Die Oestreicher bei Waltignies geschlagen. Zuletzt Winterquartier zwischen Schelde und Sambre 192

Ein badisches Kontingent in englischem Sold marschirt nach den Niederlanden. 193

Am Rhein nach einander zwei wichtige Begebenheiten: die Eroberung von **Mainz** durch die Preußen unter Kalkreuth 193

Sodann die Erstürmung der **Weißenburger Linie** durch die Kaiserlichen und die Reichskontingente unter Wurmser 194

Zweifelhafte Stellung des kaiserlichen Generals gegen den König von Preußen

Seite

und den Herzog von Braunschweig. Nach der Einnahme von Mainz bleibt das preußische Heer unthätig, während Custine das feindliche wieder in Ordnung zu bringen bemüht ist 198

Die Franzosen versuchen Rheinübergänge. Markgraf Karl Friedrich eilt mit dem Leibregiment nach Göllingen 199

Stellung der Truppen unter Staader auf dem rechten Rheinufer. Die schwäbischen Kreistruppen lagern vorerst bei Offenburg, wo das Korps sich bildet. 200

Nach dem Fall von Valenciennes und Mainz stehen den alliirten Heerführern 280,000 Mann zu Gebot, aber sie können sich zu keinem gemeinsamen Handeln vereinen. Briefwechsel zwischen den Hauptquartieren, kaiserliche Kommissarien. 201

Preußisches Interesse ruft den König nach Polen 202

Wurmser beharrt bei seiner Absicht, das Elsaß zu erobern 203

Die Preußen schließen Landau ein, sind Mitte August wieder thätig. Wurmser schlägt sich vor den Weißenburger Linien herum, wird von Braunschweig nicht unterstützt 204

Die Franzosen schießen Kehl und Breisach in Trümmer, machen Mitte September allgemeine heftige Angriffe 205

Der Tag von Pirmasenz 206

Die Linien. Wurmser's Anordnung zum Sturm 207

Der Kampf. Antheil der schwäbischen Kreistruppen 209

Die preußische Beihilfe beschränkt sich auf eine „Diversion“ 210

Preußen gehen bis Reichshofen vor 211

Die Franzosen retiriren bis Straßburg, Gefechte von Brumath und Wanzenau, die Pfälzer schließen Fortlouis ein, Wurmser hofft vergeblich auf einen Umschlag in Straßburg 212

Der Winterfeldzug von 1793.

Der Kronprinz von Preußen übernimmt den Oberbefehl vor Landau, doch macht man keinen Ernst. — General Lauer nimmt Fortlouis ein. Braunschweig macht einen Versuch auf Bitsch, nachdem dieser mißlingt, führt er sein Heer in die Stellung von Kaiserslautern zurück. Wurmser muß darum hinter die Moder zurück. 213

Straßburg zur Revolutionszeit. Die Guillotine im Elsaß. Die Konventskommissarien Lebas und St. Just. Fest der Vernunft im Münster. Thürme werden als aristokratisch zum Abbruch verdammt. Das gezwungene Anleihen. Der öffentliche Ankläger Eulogius Schneider. Die Revolutionsarmee. Der Hunger. 214

Das französische Heer. Hier allein noch ein Funke von Freiheit, von Sicherheit wenigstens. Das Aufgebot mißlingt. Die Konventskommissarien beim Heer. Im Feld machen nicht Worte den Mann. Die Revolutionstribunale. Kein Offizier will mehr ein Kommando, jedem fein Kopf zu lieb. Ein Schreiben aus dem Hauptquartier des Prinzen Waldeck. Die Geldnoth. Die französischen Generale lauter Jünglinge. Die Franzosen sammeln immer mehr Streitkräfte 219

Bilder aus dem deutschen Heerlager.

Im östreichischen Heer sind beinahe alle Oberoffiziere todt oder verwundet. Oberlieutenant befehligt ein Bataillon. Würdige Korporale. Wurmser preist die Tapferkeit der Preußen beim Angriff. Ihre Stabsoffiziere taugen nichts mehr. Brauchbarkeit der Husaren und Jäkliere. Bücher ein gefürchteter Reiter. Musterhafter Vorpostendienst im preußischen Heer. — Die leichte Truppen der Oestreicher. Kroaten und Rothmäntel. — Die Reichstruppen. Soldaten singen im Kriege Schäferlieder 224

Seite

Die Unfälle. Pichegru muß Wurmser festhalten durch tägliche Angriffe, welche Mitte November beginnen. Hoche marschirt gegen den Herzog von Braunschweig; wird den 28. bei Kaiserslautern geschlagen. Einzelnes über die Schlacht. 228

Mit dem 29. Dezember beginnen Wurmser's Unfälle. Die zwei französischen Heere vereinigen sich; aber der Herzog sendet der Moselarmee nur eine schwache Abtheilung nach 230

Wurmser geht hinter die Sauerbach zurück, und entschließt sich das Elsaß zu räumen, während Braunschweig ausdauern will. Das Gefecht vom 23. Dezember, die Armee zieht sich am 24. nach Weißenburg. Hat in 36 Tagen 28 scharfe Gefechte geliefert. 231

Am 26. das letzte entscheidende Gefecht. Wurmser geht über den Rhein zurück 232

Die pfälzische Regierung weigert ihm den Durchzug durch Mannheim. Letzte Gefechte der Preußen bei Frankenthal. Braunschweig nimmt sein Hauptquartier in Mainz. Eine Betrachtung über den Feldzug 234

Das Jahr 1794.

Auf einen dritten Feldzug ist man zu Wien längst gefaßt. Verschiedene Wirkung der desfallsigen kaiserlichen Erklärungen. Die Landleute an der Gränze sind zum Aufstehen wider den Reichsfeind bereit. — Die Stände möchten Frieden, die Weltbürger eine deutsche Republik 235

Preußen wird schwierig, erklärt den Krieg als gegen sein Interesse. Gegenseitige Vorwürfe. Berlin, Sammelplatz von Diplomaten. Beruhigende Erklärungen. Preußen gibt sein Heer in englischen Sold, verspricht für England Eroberungen zu machen. Der Reichstag dekretirt Geld. Der Herzog von Teschen Reichsfeldherr, die Volksbewaffnung unterbleibt 236

Stellung des kaiserlichen und preußischen Heeres. Fortlouis wird gesprengt. 239

Vertheidigungsanstalten. Beginn der Feindseligkeiten. Möllendorf geht nicht auf Herzog Albrecht's Pläne ein 240

Gefechte in der übertheinischen Pfalz; im Rheinthal; man führt einen Kordonkrieg, die Franzosen verstärken sich 241

Belgien ist verloren gegangen. Angriffe der Franzosen am Rhein. Die Preußen werden im Gebürge geschlagen. Müssen mit den Oestreichern das linke Rheinufer räumen 242

Trier geht verloren, Luxemburg wird eingeschlossen. Die Kaiserlichen bei Lüttich geschlagen. Hohenlohe rettet am 17. September bei Kaiserslautern noch die deutsche Waffenehre 243

Das Unheil wächst. Nur Mannheim und Mainz sind noch deutsche Brückenköpfe 244

Die Rheinschanze bei Mannheim geräumt. Mainz hält sich 245

Auch in den Alpen und den Pyrenäen siegen die Republikaner 245

Die politischen Ereignisse in Frankreich, der Krieg in Polen 245

Die Franzosen haben sich am Rhein festgesetzt, die Russen an der Weichsel 246

Die republikanischen Heere auf dem rechten Rheinufer.

Das Jahr 1795.

Die Rollen haben gewechselt. Franzosen sind jetzt Eroberer. Die angeblichen Freiheits- und Gleichheitskämpfer Plünderer und Bauernschinder 247

Preußen sagt sich von der Koalition los. Einfädelungen in Basel. Der Sonderfriede, die Demarkationslinie 248

Oestreich hatte schon mit Robespierre verhandelt, der Kaiser erklärt Preußen's Vorgehen für verfassungswidrig, kann es aber nicht ändern. Feigheit und Verrath beginnen allerwärts sich zu zeigen 249

Seite

Stärke der Heere. Ende August Bewegung in denselben 251

Jourdan erzwingt am 5. September bei Urdingen den Rheinübergang. Schließt Mainz ein. Pfälzische Minister übergeben Mannheim an die Franzosen. Die Stadt hatte weder Munitions- noch Proviantvorräthe 252

Pichegru möchte Heidelberg gewinnen, wird am 24. bei Handschuchsheim geschlagen.

Sachsen fällt ab. Kaiserliche beargwohnen die württembergische Besatzung von Kehl 253

Clarfayt zwingt Jourdan am Main zum Rückzug, befreit Mainz, wird als Befreier Deutschlands gepriesen 254

Wurmser erobert Mannheim wieder 255

Clarfayt's Lohn. Wurmser und Latour befördert 255

1796. Jahr der Ehren.

Zu Anfang wieder diplomatisches Getriebe. England zeigt jetzt Friedensliebe, nimmt aber doch seinen bisherigen Verbündeten die Kolonien weg. Das Direktorium lehnt die Verhandlungen ab 256

England zahlt an Oestreich 1,200,000 Pfund Subsidien. Der Reichstag bewilligt das fünffache Kontingent; er heißt die Ernennung des Erzherzogs Karl zum Reichsfeldherrn gut, will aber Ausgleichung der Generalität an beiden Religionstheilen. Aussichten des Erzherzogs 257

Französische Generale. Bonaparte beseligt in Italien 258

Stärke der Heere. Man beabsichtigt beiderseits den Angriff. Die beiderseitige „Operationsbasis“ 258

Der Erzherzog steht an der Nahe; kündigt den Waffenstillstand auf. Wurmser nach Italien abberufen. Die Vorgänge dort 259

Die Franzosen überschreiten den Unterrhein und rücken an die Lahn. Werden durch den Erzherzog bei Wetzlar geschlagen. Sächsische Reiter hauen tapfer ein. Die Franzosen nochmals bei Uckerath geschlagen. Gehen in Unordnung wieder über den Rhein 260

Moreau's Rheinübergang bei Kehl.

Der Kordon am Oberrhein. — Das schwäbische Korps 261

Bild von Kehl 262

Moreau's Anordnung. Er unternimmt ihn am 23. Juni mit fünf Kolonnen. Biere werden zurückgeschlagen 263

Vorgänge bei Kehl. Sechs schwäbische Bataillone wehren sich bis 10 Uhr gegen die französische Hauptkolonne. Ziehen sich dann auf Willstätt zurück . . 264

Stellung bei Bühl an der Kinzig. Stain will Kehl durch Ueberrumpelung wieder gewinnen. Die Franzosen kommen ihm zuvor. Gefecht bei Bühl. Der Rückzug in's Kinzigthal 265

Am 28. Sztarray bei Renchen geschlagen. Latour steht bei Muggensturm. 267

Stain übergibt den Befehl an Fürstenberg. Das Gefecht auf dem Roßbühl. Die Württemberger ziehen nach Pause 268

Gefecht der Kaiserlichen bei Rastatt. Der Erzherzog langt an. Die Schlacht von Malsch. Der Erzherzog geht nach Pforzheim zurück. Von da an die Donau 269

Letzte Gefechte des schwäbischen Korps.

Schaarmüzel im Kinzigthal. Das Korps geht nach Horb zurück. Hat am 18. Juli nochmals Kämpfe bei Rottenburg und Haigerloch.

Seite

Der breisgauische Landsturm hält sich wacker bei dem allgemeinen Angriff in den Tagen des 14. Juli 270

Der schwäbische Sonderfriede. Bereits am 16. leitet Württemberg Waffenstillstands-Unterhandlungen ein, ihm folgt Baden am 27. Die Kriegsschazungen. Hoffelt und die schwäbische Republik 271

Sachsen zieht sein Kontingent zurück. Schwäbische Stände schließen den Frieden zu Paris. Der Herzog von Württemberg verspricht, seiner Reichspflicht nicht mehr nachkommen zu wollen. — Die fränkischen Stände bitten um Frieden. Nürnberg hat dem preußischen Ministerium noch besonders eine Schazung von 3 Millionen zu danken. Der Reichstag zu Regensburg verlangt neutral zu bleiben . . . 273

Auflösung des schwäbischen Korps.

Fürstenberg hat in Gamerdingen Befehl erhalten, einen Waffenstillstand zu schließen, und nach Biberach zu marschiren. Dort wird das Korps von Kaiserlichen unter Fröhlich umzingelt und entwaffnet. Soldaten und Offiziere werden nachträglich noch schlecht behandelt. — Eigenthümliche Verhältnisse der Kreistruppen. Die Theilnahme der Kontingent's am Feldzug von 1796 wird insgemein falsch dargestellt 275

Ausgang des Feldzugs.

Jourdan geht wieder vor (3. Juli), sprengt das Lager bei Neunkirchen, schlägt Wartensleben bei Friedberg, steht am 12. bei Frankfurt. Die Kaiserlichen weichen nach Bamberg und in die Oberpfalz 278

Der Erzherzog bei Meding. Schlägt sich bei Neresheim. Geht auf das rechte Donauufer 279

Abermals auf das linke; dringt durch das Altmühlthal; schlägt Bernadotte bei Beilngries. Vereinigt sich vor Amberg mit Wartensleben 280

Jourdan's Rückzug. Bauern vergelten ihm ihre Drangsale 280

Die Franzosen bei Würzburg wieder geschlagen (3. September) 281

Ueber den Rhein gejagt 284

Moreau steht bei Lauingen. Latour bei Friedberg geschlagen. Die Franzosen in München. Bayerische Friedensvorschläge. Franzosen wollen Kunstschäze entführen. Moreau zieht Donauaufwärts 282

Vorgänge am Rhein. Petrasch überfällt Kehl; verliert es wieder. Bauern im Rheinthal und im Schwarzwald stehen auf. Führen Partheigängerkrieg. Einzelnes daraus 284

Moreau's Rückzug. Latour bei Biberach geschlagen 285

Der Erzherzog marschirt an den Oberrhein. Trifft am 16. in Mahlberg ein. **Die Schlacht von Emmendingen.** Dessair geht über den Rhein. Schlacht von Schliengen. Moreau bei Hüningen über den Rhein. Der Erzherzog zieht als Befreier Deutschlands durch Freiburg 285

Erhält von Wien Befehl, Kehl zu belagern. Die Veste fällt am 9. Januar, der Brückenkopf von Hüningen am 2. Februar 287

Das Jahr 1797.

Zu Anfang wieder viel Diplomatisiren ohne Erfolg 289

Bonaparte in Italien. Versuche zur Rettung von Mantua. Der Plaz fällt am 2. Februar.

Der Erzherzog nach Italien berufen. Er findet die Dinge rettungslos. Führt den Rest des Heeres nach Laibach. Oestreicher bei Neumarkt geschlagen . . . 290

General Bonaparte schreibt an den Erzherzog, ihm den Frieden anbietend.

Seite

Karl ist nicht der Meinung, jetzt darauf einzugehen. Anders der Wiener Hof. Friedenspräliminarien von Leoben 291

Diese machen auch dem kurzen Kampf am Oberrhein ein Ende 292

Schluß.

Die Kriegsthätigkeit unserer badischen, überhaupt der schwäbischen Kreistruppen hört auf mit den Verträgen von 1796. Nur das Volk betheiligt sich noch dabei als Aufgebot, häufiger aber auf eigene Faust.

Die Verhandlungen zu Udine, der Abschluß zu Campo formio zwischen Frankreich und Oestreich bleiben ein Geheimniß. Die Integrität des Reiches soll gesichert seyn. Mit dem Reiche soll der Friede zu Rastatt geschlossen werden. Das ganze Abkommen unausführbar 293

Der Congreß zu Rastatt. Die Theilnehmer. Frühzeitiges Bedenken über die Integrität des Reichs. Die Franzosen nehmen Besiz von Mainz, Oestreicher von Venedig. Die Reichsstände stets nachgiebiger, die Franzosen stets anmaßender . 295

Gezwungene Stellung der preußischen Gesandtschaft. Eine neue Koalition. Russen marschiren an die Donau. Der Kongreß, noch eine Komödie. Die Franzosen überschreiten den Rhein. Oestreichische Streifkorps an der Murg. Der Kaiser endet den Congreß, erklärt das Abkommen für ungiltig. Zum Schluß die französischen Gesandten von Szekler Husaren zusammengehauen 297

Der Feldzug von 1799 beginnt. Erzherzog Karl übernimmt das Kommando. Verlauf des Krieges in Deutschland und in der Schweiz 299

Suwarow in Italien. Hier Oestreich's Hoffnung. Russen machen der französischen Herrschaft ein Ende. Der Erzherzog muß in Deutschland unthätig bleiben. Marschirt endlich gegen die Franzosen. Erstürmt Mannheim 300

Massena schlägt die Russen bei Zürich, die Schweiz geht verloren. Der Erzherzog rückt an die Gränze. Die Franzosen am Neckar. Im Ganzen noch kleinere Gefechte. Bauern und Landsturm schlagen tapfer zu 301

1800 bricht an. Karl wird durch die englische Parthei auf die Seite geschoben. In Frankreich der General Bonaparte zum Haupt des Staates ernannt. Die Russen ziehen heim. England schießt Gelder vor, der Reichstag dekretirt welche. 304

Die Franzosen fallen am 23. April in Deutschland ein. Die Oestreicher unter Kray werden nach Ulm und Ingolstadt zurückgedrängt. Am 15. Juli zu Parsdorf Waffenstillstand 305

Melas und Bonaparte in Italien. Die Katastrophe von Marengo. Durch Vertrag die Lombardei den Franzosen übergeben 306

Graf St. Julien ein unglücklicher Unterhändler. Die Feindseligkeiten beginnen noch einmal Mitte September. Erzherzog Johann befehligt in Deutschland. Man unterhandelt bereits in Luneville. Moreau und der Erzherzog treffen bei Hohenlinden zusammen. Die Schlacht bricht Habsburg's Zähigkeit 307

Der Waffenstillstand von Steyer. Moreau vereinigt sich mit der Armee von Italien. Waffenstillstand von Treviso 309

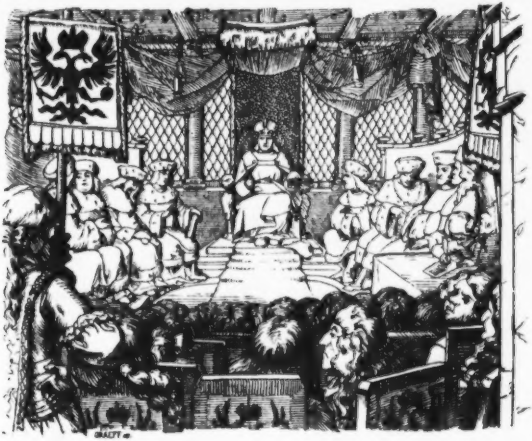
Der Friede von Luneville 9. März 1801, von Amiens 27. März 1802, der Reichsdeputationshauptschluß. — Deutschland ist seiner schönsten Provinzen beraubt, die Reichsverfassung zertrümmert. 18 Monate nachher stehen unsere Soldaten, als Rheinbundstruppen, unter kaiserlich französischem Oberbefehl 400

Kaum die Dauer eines Menſchenalters iſt verfloſſen ſeit der Zeit, mit welcher meine Schilderung hier ſchließt; denn noch leben Manche, deren Jugenderinnerungen noch lebhaft ſo weit hinaufreichen. Aber ſo tiefgreifend ſind die Umgeſtaltungen geweſen in unſerer Art zu ſeyn, zu fühlen, in unſerer Anſchauungsweiſe, in all' unſeren Verhältniſſen, welche ſich dieſem vergleichsweiſe kurzen Zeitraum entſponnen haben, daß es faſt ſchwer hält, die ganze Tragweite dieſer Änderungen zu überſchauen, und jene entſchwundenen Zuſtände uns wieder klar zu vergegenwärtigen.

Das deutſche Reich erfreute ſich bekanntlich einer ſtändiſchen Verfaſſung, doch mit vielfach verſchiedenen Gerechtſamen der Reichsſtände verglichen mit unſeren neueren deutſchen Ständen. Was das Kriegsweſen anlangt, ſo ſtand das Recht, Krieg anzuſagen, Frieden zu ſchließen, was man heut zu Tag als ausſchließliche Befugniß der Souveränetät betrachtet, dem Kaiſer als Reichsoberhaupt keineswegs zu: ein Reichskrieg konnte nur mit Zuſtimmung der Reichsſtände oder des Reichstages, wie man üblicher ſich ausdrückte, erklärt werden, obwohl ein jeder Reichsſtand für ſich,

mit seinen Mitteln und auf seine Gefahr Krieg unternehmen mochte. Zu einem vorhabenden Reichskrieg wurden vom Reichstag nicht nur im Allgemeinen Geldmittel bewilligt, sondern auch die bestimmte Zahl an Mannschaft jeder Waffengattung. Einem jeden Stande lag es dann ob, seinen Theil an dieser Mannschaft völlig ausgerüstet zu stellen. Über die innere Gliederung der einzelnen Heerhaufen waren die betreffenden Stände wiederum völlig Herr, ähnlich wie es jetzt beim deutschen Bundesheer der Fall. Freilich machte der Reichstag keinen sonderlich ausgedehnten Gebrauch von diesen Rechten, denn das Übergewicht des Hauses Österreich, in welchem die Kaiserwürde fast erblich geworden, hatte im Verlauf der Zeiten eine solche Zugkraft gewonnen, daß sich bei den Abstimmungen das „in omnibus wie Österreich" zur Gewohnheitsregel der mehrsten mindermächtigen Reichsstände ausgebildet.

Da es nicht nur zum Verständnisse der Begebenheiten, sondern an sich selber von Nutzen ist, bei Gelegenheit immer wieder die altehrwürdigen Einrichtungen unserer Vorfahren im Gedächtniß aufzufrischen, wollen wir hier, in Kürze wenigstens, des Geschäftsganges am Reichstage gedenken.



Reichs-Marschall.

Geistliche Bank.

Österreich.
Burgund. } a.
Salzburg.
Bisanz (Besançon)
Teutschmeister. } a.
Bamberg.
Würzburg. } a.
Worms.
Speier.
Eichstätt. } c.
Straßburg.
Constanz.
Augsburg.

Salzburg.

Directorial-Tisch.

Österreich

Secretarien.

Weltliche Bank.

Sachsen-Eisenach.
Sachsen-Gotha. } c. unter sich auch mit Bayern u. Pfaltz.
Sachsen-Weimar.
Sachsen-Coburg.
Sachsen-Altenburg.
Pfaltz-Lautereck. } c. mit Bayern.
Pfaltz-Zweibrück.
Bremen.
Pfaltz-Neuburg.
Pfaltz-Simmern. } c. mit Bayern.
Pfaltz-Lautern.
Bayern.

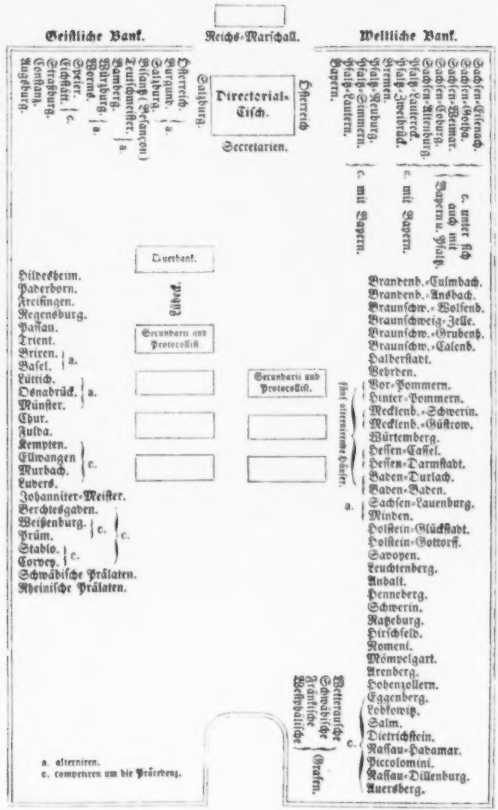
Querbank.

Rübeck.

Secundarii und Protocollist.

Secundarii und Protocollist.

Hildesheim.
Paderborn.
Freisingen.
Regensburg.
Passau.
Trient.
Brixen. } a.
Basel.
Lüttich.
Osnabrück. } a.
Münster.
Chur.
Fulda.
Kempten.
Ellwangen } c.
Murbach.
Luders.
Johanniter-Meister.
Berchtesgaden.
Weißenburg. } c. } c.
Prüm.
Stablo. } c.
Corvey.
Schwäbische Prälaten.
Rheinische Prälaten.



Brandenb.-Culmbach.
Brandenb.-Ansbach.
Braunschw.-Wolfenb.
Braunschweig-Zelle.
Braunschw.-Grubenh.
Braunschw.-Calenb.
Halberstadt.
Vehrden.
Vor-Pommern.
Hinter-Pommern.
Mecklenb.-Schwerin.
Mecklenb.-Güstrow.
Würtemberg.
Hessen-Cassel.
Hessen-Darmstadt.
Baden-Durlach.
Baden-Baden.
Sachsen-Lauenburg. } a.
Minden.
Holstein-Glückstadt.
Holstein-Gottorff.
Savoyen.
Leuchtenberg.
Anhalt.
Henneberg.
Schwerin.
Ratzeburg.
Hirschfeld.
Nomeni.
Mömpelgart.
Arenberg.
Hohenzollern.
Eggenberg.
Lobkowitz.
Salm.
Dietrichstein.
Nassau-Hadamar. } c.
Piccolomini.
Nassau-Dillenburg.
Auersberg.

fünf alternirende Häuser.

Wetterausche
Schwäbische
Fränkische
Westphälische } Grafen.

a. alterniren.
c. competiren um die Präcedenz.

Der Kaiser allein hatte Macht, einen Reichstag auszuschreiben; an des Kaisers Statt die Reichsverweser. Über den Ort und die Zeit sollte der Kaiser sich mit den Kurfürsten benehmen. Es ist in dieser Beziehung weder in der goldenen Bulle noch in den übrigen Reichsgesetzen etwas vorgeschrieben. Späterer Zeit waren die Reichstage immer zu Regensburg. Zu dem Reichstage wurden alle Reichsstände, geistliche wie weltliche, berufen. Anstatt persönlich zu erscheinen, war es üblich geworden, daß die Reichsstände an ihrer Stelle Räthe oder Botschafter abordneten. Diese Botschafter hatten sich bei dem kurmainzischen Direktorium zu beglaubigen. Zu unserer Urväter Zeiten freilich war es nie also gehalten worden. Bei Eröffnung führte der Kaiser oder sein erster Commissarius den Vorsitz; zunächst um ihn saßen die Kurfürsten; etwas niederer die Fürsten, dann die Grafen und Herren; die Reichsstädtischen aber vernahmen, stehend hinter diesen, die vom Reichsvizekanzler vorgelesenen allerhöchsten Propositionen.

Die Reichsstände theilten sich in drei abgesenderte Räthe, Collegien oder Kammern, wie man heute sagen würde.

Den ersten bildeten die Kurfürsten: Kur-Mainz führte den Vorsitz, that die Umfrage, ward aber selbst von Kur-Sachsen gefragt und gab den Ausschlag im Fall von Stimmengleichheit.

Den andern Reichsrath bildeten die Fürsten, Prälaten, Grafen und Herren. Jene hatten besondere Stimmen und zwar jeder Reichsfürst so viel als er Länder regiert, denen dies Recht anklebte. Die Prälaten wurden in zwei, die Grafen in vier Bänke vertheilt, jede Bank mit einer Gesammtstimme. Die Ordnung des Sitzens im Fürstenrath ist füglich aus vorstehender Figur zu ersehen, welche den Stand beim Regierungsantritt Karl Friedrichs veranschaulicht.

Von den Reichsständen muß man wohl die alten Landstände unterscheiden, welche in vielen Reichstheilen zu Recht bestanden, im Breisgau, in Tyrol, im Herzogthum Würtemberg u. s. f., und welche den Landesfürsten gegenüber ein fast unbegränztes Recht der Steuerbewilligung und Steuerverweigerung zu wahren gewußt. Bei dem Worte Steuer darf indeß nicht übersehen werden, daß die directe Steuer, der sogenannte gemeine Pfennig, in späterer Zeit lediglich auf dem gemeinen Mann lastete: Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaft der Städte hatten gewußt, sich steuerfrei zu erhalten.

Des heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation Wehrverfaſſung.

Die Grundlage der Staaten müſſen ſein: gute Geſetze und gute Waffen. Machiavelli.

Es iſt ein hohes Vorrecht, von der Vorſehung den Fürſten der Völker zugeſchieden, daß in ihrer Hand es liegt, den Ernſt des Strebens, die Kraft des Willens fruchtbar zu machen, durch Einrichtungen, durch Anſtalten, welche, die Wohlfahrt und die Macht des Landes, die Geſittung

der Bürger fördernd, unverwelklichen Ruhm den Stiftern bereiten, und ihre Namen glanzumflossen forttragen von Geschlecht zu Geschlecht. Solcher Glücklichen einer ist Kaiser Maximilian; denn wer kann sprechen von dem deutschen Reich und seinen zehn Kreisen, von dem Landfrieden, von den Reichsgerichten, von dem Reichsheere, ohne Maximilians zu gedenken, des ersten dieses Namens, des letzten Ritters, des ersten Landsknechtes? Sein Gedächtniß, reich an Ehren, ist ihm gewahrt; denn

„Ruhm in Fehden, Ruhm in Frieden
Dir, o ritterlicher Max."

klingt heute noch das Lied im Volksmund.

Und wäre es auch, daß Max nicht all' dies Große aus freiem Antriebe hervorgerufen, daß in Manchem, wie in Aufrichtung des Landfriedens, in Herstellung des Reichskammergerichtes, er nur den Mahnungen der Zeit und der Zeitgenossen nachgegeben; immer Heil dem Fürsten, der es versteht, durch das schaffende Gebot den Forderungen seiner Zeit den rechten Ausdruck zu verleihen, den ungefügen Drang der Verhältnisse umzuschaffen in die schöne Form wohlbedachter, lebenskräftiger und dauerhafter Staatseinrichtungen!

Als Maximilian dem Reiche die Ordnung aufgerichtet, welche bestimmt war, Wohlfahrt und Bestand nach Innen, Sicherheit und Achtung nach Außen zu gründen, da waren die Zeiten längst dahin, wo das deutsche Heer nur freie Leute zählte, und wo jeder freie Mann dem Heerbann folgte. Auch das später aufgekommene Lehenwesen, welches, fast alle Freiheit des Besitzthumes, wie fast alle Freiheit der Person verschlingend, die Macht und den Glanz des Adels in seiner mannichfachen Gliederung zur Blüthe gebracht, hatte bereits unter den Kaisern aus dem Hause Hohenstaufen seinen Höhepunkt erstiegen. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aber war das Aufgebot der Lehensleute nicht mehr hinreichend zu einem Heerzug im Großen, obwohl dies Aufgebot bei kleineren Fehden, zur Vertheidigung des Gaues, der Provinz, bis über die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hinaus in Übung geblieben. Auch in der äußern Gestalt der Heere ist zu jenen Tagen eine rasche, gewaltige Änderung eingetreten: die adeliche Ritterschaft bildete fortan nicht mehr die erste Waffe, den Kern des Heeres. Schon die allgemeinere Anwendung der Feuerwaffen hätte dies herbeiführen müssen, wären sonst keine andern mitwirkenden Ursachen vorhanden gewesen. Gegen die Stückkugel schützte kein Stahlharnisch, kaum gegen das Geschoß der Hackenbüchse mochte er mehr taugen: obwohl eigenthümlicher Weise erst in den Tagen Karls des Kühnen von Burgund, gleichzeitig mit dem ersten Gebrauch der Feuergeschütze die schweren Rüstungen der Reiter und Rosse aufkamen — jene Eisenfutterale, in welche man beide, so Ritter als Roß steckte, damit sie möglichst unverletzt blieben, und welche ihnen den Gebrauch ihrer Gliedmassen fast hemmte, der Art, daß der Ritter

ohne fremde Beihülfe nicht aufzuführen vermochte. Doch Karthaunen und Hackenbüchsen haben das Ritterthum auf der Wahlstatt zu Grab getonnert. Geworbene Soldaten traten jetzt vorkämpfend auf; der adeliche Ritter stritt wohl noch erzherzanzert zu Roß, aber den Vorrang, die entscheidende Geltung im Heer trat er ab an den spießbewaffneten deutschen Knecht, an den hackentragenden Büchsenschützen.

Als Maximilian I. an's Reichsregiment kam, hatten seit Ludwig XI. die Könige in Frankreich schon die Gewohnheit, Schweizerbauern als Söldner, welche zu Fuße stritten, in ihre Heere aufzunehmen. Für den Kaiser konnte dies nicht ein Beispiel zum Nachahmen, als ein Sporn seyn, Besseres zu gründen, und indem er jene gefürchteten deutschen Knechte oder Landsknechte in Schlachthaufen schaarte, ein Fußvolk, dessen Kriegsruhm und Waffenglanz über ein Jahrhundert lang die Welt erfüllte, ward er der eigentliche Schöpfer der Infanterie, dieses Hauptbestandtheiles moderner Heere.

Vorzüglich die alemannischen Stämme haben dem Kaiser diese Knechte geliefert. Ganz zum Angriff gerüstet, führten sie lediglich den langen, an fünfzehn Schuhe messenden Spieß und zur Seitenwehr ein kurzes Schwert. Als Schutzwaffen sah man nur bei einem oder dem andern einige Panzertheile, einen Ringkragen oder ein Brustblech. Außer den Spießträgern führte jeder Schlachthaufe noch einige Mannschaft als Vorstreiter mit kurzen Wehren, worunter man damals Hellebarten, oder die langen zweihändigen Schlachtschwerter verstand. Zu Karls V. Zeit wurden die ersten Glieder aus Büchsenschützen gebildet.

Ihren Lehrmeistern, den Schweizern, haben die Landsknechte wohl ein blutiges Lehrgeld bezahlt, doch hat der Ruf eidgenössischer Waffentüchtigkeit nicht lange Zeit sich zu erhalten gewußt. Geboren ward dieser Ruf in den burgundischen Kriegen, aber er vermochte nicht den Tag von Pavia unter Franz I. zu überleben, wo jene Meister elend feldflüchtig werden mußten vor ihren Lehrlingen. Bald sah man, nach den Worten eines neueren Geschichtschreibers, den schweizerischen Nationalstolz sich zufrieden geben mit dem zweideutigen Ruhm päbstlicher und königlicher Leibwächter und Hüter fürstlicher Schwellen. Aber der rabbia tedesca, des teutschen Muthes gedenkt der Wälsche seit den Landsknechten bis auf den heutigen Tag. Doch, nicht ungerecht zu seyn, muß man anerkennen, daß in dem zweiundneunziger wie in dem jüngsten dreißiger Jahr jene Thürwächter in der französischen Hauptstadt ihre Haut für den Brotherrn ehrlich und tapfer zu Markt getragen.

Unsern Landsleuten des sechszehnten Jahrhunderts war der Krieg ein Handwerk wie ein anderes, für gute Bezahlung lieferten sie tüchtige Arbeit, dabei hielten sie auf Zunftbrauch und Zunftfreiheit; sie ließen sich auf bestimmte meistens kurze Zeit unter die Fahne werben, aber sie wahrten dabei Handwerksrechte und Freiheiten.

Immerhin bleibt es doch eine eigenthümliche Erscheinung, das erste Fußvolk seiner Zeit plötzlich aus der Mitte einer Nation erstehen zu sehen, welche schon die alten Römer als kühne Reiter anerkennen mußten; von welcher Aneas Sylvius im fünfzehnten Jahrhundert rühmte, daß ihre Kinder früher reiten lernten als laufen, einer Nation, deren Reiterei noch jetzt von allen Nachbarn als vorzüglich anerkannt wird; daß diese Erscheinung ins Leben trat, während der bis dahin angesehenste tonangebende Theil des Volkes, die adeliche Ritterschaft, wie schon ihr Name ausdrückt, es für unziemlich hielt, zu Fuß zu gehen oder gar zu Fuß in's Feld zu rücken.

Wohl hat Maximilian, der staatskluge Held, obgleich seiner persönlichen Neigung nach vorzüglich der Ritterschaft zugethan, alles, was an ihm lag aufgeboten, der neuen Waffengattung Ansehen zu verschaffen: oft konnte man den Kaiser in Landsknechtstracht auf der Heerstraße erblicken, ja einmal sah ihn die Stadt Köln an der Spitze von neunhundert Fürsten und Herren, sämmtlich zu Fuß, als Landsknechte angethan, den Spieß auf der Schulter, in ihre Mauern einziehen. Die Waffe aber, welche von der Hand kaiserlicher Majestät geschwungen werden, war fortan dem Schild und Schwert ebenbürtig und die adelichen Herren verschmähten nicht, fürder zu Fuß neben den deutschen Knechten zu fechten.

Im Allgemeinen jedoch ist das Auftreten der Landsknechte eines von den Zeichen der hereinbrechenden Neuzeit: das Bürgerthum beginnt sich geltend zu machen, in ihm ruht fortan die Kraft der Nation.

Der deutschen Knechte Ordnung.

Indem wir die Zustände des ersten deutschen Fußvolkes der Art ausführlich beizeichen, wie es zum Verständniß des Späteren dienlich, müssen wir vorab aufmerksam machen, dem Wort Knecht nicht unbedingt jenen Sinn beizulegen, den man heute mit dem Beiwort knechtisch verbindet. Nicht einmal das Wort Geselle des Handwerkstandes erschöpft den früheren Begriff; man hatte ja Edelknechte, und das angelsächsische Knight bezeichnet noch jetzt in England einen gewissen Rang unter dem niedern niederen Adel. Es haben sich überhaupt seit dreihundert Jahren die Begriffe, welche wir mit manchen Wörtern verbinden, dermaßen geändert, ja häufig auf den Kopf gestellt, daß man sich schwerem Bedenken dazu nachhängen möchte; denn welche Zwangjacke müßten über das deutsche Volk

ergangen seyn, bis ihm der Sinn seiner ganzbarten Ausdrücke geradezu ins Widerspiel umgeschlagen, bis ihm unter andern das Offene einfältig, altern geworden, das Schlichte schlecht, der Scherz zum Schimpf.

Werbung. Muß uns bei diesem Wort unwillkürlich die Erinnerung wach werden an die vormaligen preußischen Werber, oder holländischen, oder ähnliche Gesellen, deren Aufgabe es gewesen, wo es ihnen zweckdienlich schien, durch Kniffe selbst niederträchtigster Art Leute zur Annahme des Handgeldes zu übertölpeln, so hatte dieses Geschäft anfänglich einen ganz verschiedenen Zuschnitt. Denn nicht solche consolidirte Kameraden, wie die eben genannten, sondern nur ein angesehener erprobter Kriegshauptmann, dessen Name weit im Land guten Klang hatte, wurde von dem Kriegsherrn mit dem Werbgeschäft betraut, und nur ein solcher Mann durfte hoffen, damit wohl zu Stand zu kommen. Denn die Schlachthaufen der frommen Landsknechte, wie sie sich gerne nennen hörten, waren keineswegs, gleich manchen spätern Bataillonen, aus Gesindel und verlaufenen Galgenstricken zusammengesetzt; und wäre es auch ein wenig getreues Portrait, wollte man die alten teutschen Knechte als lauter Spiegel der Ehren schildern, so durften immerhin nur bekannte Leute, gut geleitet und hinlänglich bewaffnet, hoffen in die Musterrollen eingeschrieben zu werden. Die Kapitulation oder durch die Werbung übernommene Dienstzeit war in der Regel sechs Monate.

Musterung. Dies bezeichnende Wort hat man bei dem jetzigen Militär, in beliebter fremder Zunge, durch Spezialrevue übersetzt. Der Kriegsherr ordnete Musterherren (Inspektionsoffiziere) ab zur Vernahme der Musterung. Diese Herren mußten sich von der Nämlichkeit der Personen eines jeden eingeschriebenen Knechtes, von seiner guten Waffnung gewissenhaft überzeugen. Die ältern Verordnungen verhängen die Strafe der Schelmerei über einen Betrug in diesen Dingen, über denjenigen zum Beispiel, welcher für einen andern oder mit den Waffen eines andern die Musterung passirt.

In Frensbergers Kriegsbuch, gedruckt zu Ulm 1596, sieht man den äußern Hergang bei einer Musterung durch einen Holzschnitt versinnlicht: die Knechte bilden eine mehrreihige Gasse, die vorn durch ein Thor von zwei aufrechten Hellebarden und einem darüber gelegten Spieß, ähnlich dem altrömischen Joch, geschlossen ist: ein Kriegsmann nach dem andern schreitet ernsthaft, mit soldatischem Anstand durch dasselbe auf die Musterherren zu.

Das Versammeln der Knechte an dem bestimmten Musterplatz nannte man die Vergatterung, wahrscheinlich vom Herablaßen der Thergatter während dem Zusammentreten oder aus ähnlicher symbolischer Bedeutung. In spätern Zeiten hieß das Zusammenkommeln der Soldaten zum Abmarsch oder zum Bezug der Wacht „Vergatterung schlagen", im Französischen battre l'assemblee: doch seit dem siebenjährigen Krieg etwa ist für das altväterische „Vergatterung" das noblere „égattre" patent geworden.

Aufrichtung des Regimentes. Bei einem Heerhaufen, der in wenig Wochen sich bilden und dem Feind entgegenstehen sollte, mußte wohl dem, vom Kriegsherrn bestallten obersten Feldhauptmann anheimgegeben seyn, die Unterbefehlshaber, die oberen Verwaltungs- und Justizbeamten nach eignem Ermessen zu erwählen, weil diesen Beamten nothwendig ein großer Theil der Sorge für die Aufrichtung des Ganzen zufiel. Diese Beamten hatten abermals die Wahl ihrer zunächst untergebenen Bedienseten, und selbst den Knechten stand die Befugniß zu, ihre Waibel und Verordneten nach freier Wahl zu ernennen. Solcher Art bildete sich, ohne kleinliches Einmengen von Oben, schnell die neue Soldatenrepublik, unter Beachtung alten Herkommens und Wahrung der Freiheiten jeden Standes: denn „Freiheiten und Privilegien" war immer die Losung der Deutschen, und Freiheiten hatten sie sich in der That erhalten, nachdem die Freiheit längst dahin gegangen.

Nachdem das ganze Kriegsvolk, hoch wie nieder, versammelt und in einen Ring geordnet war, je nach der Zahl auch in etliche Ringe, stand es dem obersten Feldhauptmann oder seinem Leutenant (Stellvertreter) zu, Ansprache zu halten, sich gegen männiglich wegen rechter Ankunft allhier zu bedanken, sodann seinen Bestallungsbrief zu verlesen, und schließlich Alle insgesammt zu vermahnen, ihm nach eines jeden Kräften und Veranlassung beizustehen, damit gut Kriegsregiment gehalten werde.

Nachdem dann wieder durch Trommler Stille umgeschlagen, wurden dem Volke die hohen Ämter im Kriegshaufen bekannt gemacht; dem Schultheißen Schwert und Stab der Gerechtigkeit überantwortet und endlich auch die niederen Bedienseten nahmhaft gemacht. Es war dann an jedem von diesen selbst wieder, in Mitte des Ringes sich gegen die Untergebenen, so weit es der Dienst verlange, guten Gehorsams zu versehen, und im voraus dafür zu danken.

Nach solchem, und nachdem wieder Stille umgeschlagen worden, geschah die Verlesung des Artikelbriefes (der Kriegsartikel), welche von Allen, Obersten, Fürsten, Junkern und Knechten der Länge nach angehöret werden mußten.

Auf solche Verlesung ward dann durch den Feldobersten weiter vermahnet, daß sie nun alle und jeder in Sonderheit, wes Würdens und Wesens, Kleinhanns oder Großhanns, diesen Artikeln immerhin nachkommen, auch Andern, darnach zu leben Ursach geben wollen. Daß sie zu allen Zeiten, wo es Noth-durft, gegen den Feind, zu Feld oder in Besatzung, früh und spät, dem Regiment zu Nutz, mit Leib und Leben, Gut und Blut, nach höchstem möglichen Fleiß, so lang und viel der Zug währen würde, sich gehorsamlich erweisen, dessen zum Gelöbniß die rechte Hand aufheben mögen.

Man sieht, daß hier überall das Wort „Regiment" nicht im neueren Sinne von bestimmter Zahl und Gliederung eines Heerhaufens gebraucht wird, obwohl schon zu Kaiser Karls V. Zeit dieser Begriff auch gäng und gäbe geworden.

Ämter- und Befehlsleute. Der General-Oberst. Wenn heute vom Kriegsherrn ein General en Chef ernannt wird, übernimmt dieser die Führung eines ausgerüsteten und gebildeten Heeres. Vor dreihundert Jahren aber war dem noch nicht also. Der Generaloberst hatte sich sein Heer immer erst selbst zu schaffen, und dazu stand ihm oft nichts weiter zur Hand als die Hilfsquellen seiner Erfahrung und seines persönlichen Einflusses bei den stets kriegsbereiten Söldnern. Ja, nicht einmal das zum Kriegführen dreifach nöthige Geld war ihm stets baar zu Gebot, er mußte seinen persönlichen Kredit und den seiner Hauptleute einsetzen. Dafür war denn freilich die Stellung eines Generalobersten sehr unabhängig und meistens auch gewinnreich.

Unser Gewährsmann verlangt von einem obersten Feldhauptmann: „es ist gut, daß er sey ein herrlicher, tapferer, von hohem Stamme geborner reicher vermöglicher Mann, der unter dem Kriegsvolk bei männiglich, auch bei den Feinden, seines Standes und Tapferkeit halber ein Ansehen, Gehorsam und Furcht hab. Dazu wäre gut, wenn er ein geborner Freund des Kriegsherrn, Landsaß oder Lehensmann wäre, auch mäßig, nüchtern, leidlich in aller Arbeit, scharfer Vernunft, nicht zu alt noch zu jung. Er sei auch nicht geizig, das ist der vördersten eines. Er soll auch wohl beredt und belesen seyn in vielen Büchern, denn an seiner Wohlrede oft mehr gelegen wäre als an Trommeten, Trommeln oder Pfeifen."

Kriegsräthe und Musterherren. Nach neueren Begriffen etwa die den Generalstab des Feldherrn bildenden Offiziere.

Der Pfennigmeister, wie Fronsperger ihm in den Mund legt:

„Geschickt in Anschläg', aufzubringen Geld
In Kriegssachen, bin ich erwählt."

Oberster Feldprofoß (jetzt etwa Gendarmerie-Kommandant).

Oberster General-Schreiber, dem Chef des schreibenden Hauptquartiers wohl gleichzusetzen.

Oberster Quartiermeister, ein Amt, durch den Namen völlig bezeichnet.

Oberster Feldarzt. — Der Herold.

Der Brandmeister:

„Wann der Feind hält die Gegenwehr,
Daß es schwerlich ist den Platz zu gewinnen,
So greif ich ihn an mit Brennen
Auf Befehl des obersten Herren.
Was aber die Huldigung will thun,
Gebrandschatzt wird, die laß' ich bleiben
Und gegen sie den Brand vermeiden.
Mein' Brandknecht hüt ich wohl,
Daß sie sich Brennens nicht anmaaßen,
Bis uns der Oberst thut zulassen."

Die Formen haben sich geglättet; nimmer sieht man den gräulichen Reiter mit der Brandfackel, doch nach wie vor zieht Brand und Brandschatzung im schaurigen Gefolge des Krieges.

Der Schultheiß. Ihm war die eigentliche Rechtspflege im Heer anvertraut; er mußte also Rechtskundiger seyn, doch zugleich auch tüchtiger Kriegsmann, welcher am Tage der Schlacht wehr und waffenumgürtet in den Reihen der andern Streiter mit focht. Unsern Vätern wäre ein Kriegsbeamter, der nicht auch wirklicher Streiter, etwas Widersinniges und Mißachtetes gewesen. Die damalige Kultur erkannte keinen andern Muth, als den in Waffen bewiesenen.

Dem Schultheißen untergeben waren ein Gerichtsschreiber und ein Gerichtswaibel (Gerichtsbote).

Schon zu Maximilians I. Tagen hatte eine jede der drei Waffengattungen, Fußvolk, Reiterei und Geschütz, ihr eigen Regiment und eignen Unterbefehlshaber. Der erste hieß Oberst der Fußknechte. Es besaß dieser Anführer gegenüber dem Kriegsherrn eine fast eben so unabhängige Stellung wie der General-Oberst, und häufig war er gleich jenem mit seinem Privatvermögen bei der Werbung und Besoldung der Knechte betheiligt. Aber die Erfahrung hatte diese Offiziere bald belehren müssen, daß es oft schwer war, ihre Auslagen ersetzt zu erhalten: der Ruf guter Zähler ging unter andern den Kaisern aus dem Hause Österreich nicht zur Seite.

Eine Folge davon ist gewesen, daß die Obersten auf mancherlei, dem Dienst schädliche Praktiken verfielen, wieder Geld zu erhalten. So kam es, daß den Befehlshabern durch kaiserliche Verordnungen wiederholt das sogenannte „finanzieren" verboten werden mußte, d. h. das Einnehmen der Löhnung für mehr Leute als wirklich unter der Fahne sich befanden. Damals bedeutete „Finanz" überhaupt betrügerischen Gelderwerb.

Der oberste Leutenant war der Stellvertreter des Obersten in allen Fällen von Dienstverhinderung des letzteren.

Obwohl schon zu Karls V. Zeit der Name Regiment für eine größere Zahl Fußvolk im Gebrauch war, verband man damit doch nur einen unbestimmten Begriff. Die einzige Gliederung war nach Fähnlein. Ein Fähnlein Knechte zählte in jener Zeit etwa 400 Mann. Mehrere vereinte Fähnlein bildeten einen Haufen. Fronsperger giebt unter andern eine Schlachtordnung für einen Haufen oder ein Regiment von zehn Fähnlein. Die Ämter, welche zu seinem Fähnlein gehören, zählt er also auf:

Der Hauptmann, Befehlshaber des Fähnleins, in der Regel vom Obristen bestellt, in etwas späteren Zeiten war ihm ein Stellvertreter oder Leutenant, Locotenente, beigeordnet. Auf dem Marsch war der Hauptmann berittен, in der Schlacht aber focht er zu Fuß und schwer bewaffnet.

Der Musterschreiber. Vom Hauptmann ernannt, bestand sein Dienst

in Führung der Musterrollen und Überwachung der Soldzahlungen; dafür war er von Zügen und Wachen gefreit.

Der Kaplan, gleichfalls vom Hauptmann bestellt.

„Es wäre gut, daß ein jeder Hauptmann sich befliße, einen ehrbaren christlichen gelehrten Mann zu haben. Doch wie die Pfarrkinder so der Pfarrherr, wie die Schaf so der Hirt, denn selten bei den Wölfen Lämmer auferzogen werden."

„Die Kaplän pflegen gemeinlich ihr Hausweisen bei dem Hauptmann zu haben, sich zum Einkaufen und andern des Hauptmanns Geschäften gebrauchen lassen, wiewohl sie es zu thun nicht schuldig."

Der Quartiermeister hat vornehmlich das Quartier für den Obersten, den Schultheißen, den Profoßen zu bestellen, den Platz für Markt und Metzig anzugeben.

Der Wachtmeister: Dienst wie der Name besagt.

Der Proviantmeister.

Der Profoß. Den Dienst eines jetzigen Offiziers der Gensdarmerie versehend. Wunderlicher Weise war ihm die Aufsicht über Marketender und Krämer zugewiesen, deren Waaren er zu schätzen hatte, und wofür ihm eine Abgabe zufiel.

Der Fähndrich:

Zu dem Fähnlein hab ich geschworen.
So man thun will eine Feldschlacht,
Sprich ich den Knechten zu mit Macht,
Daß sie haben ein Heldenherz;
Ermahn' sie ernstlich zu dem Scherz.
Bin ihn' auch vornen dran,
Leib und Leben bei ihn' zu lahn.
Werd ich geschossen in die eine Hand,
In die andre hab' ich's bald gewandt.
Werd ich auch darein verwundt,
Nehm ich mein Fähnlein in den Mund,
Oder wickle mich gar darein,
Laß beim Fähnlein das Leben mein.

Das Kriegsbuch läßt sich weiter vernehmen: „Ein Fähndrich über ein Fähnlein Knecht soll seyn ein kecker mannlicher Gesell, der einen Verstand hat, des Kriegs erfahren und geübt sey. Man pflegt gemeinlich junge starke, unverdrossene gerade Personen zu Fähndrichen zu verordnen; und so sein Hauptmann das erstemal mit seinen Knechten die Ämter besetzt, tritt er mit seinem Fähnlein mitten in den Ring, zeigt sich den Knechten an, erbeut sich bei ihnen, wie einem ehrlichen Kriegsmann gebührt und sein Befehl erfordert."

„Auf Zug oder Wacht laßt er sein Fähnlein fliegen, und lasset stets

ein Spiel (Trommel und Pfeifen) neben ihm gehen, damit es die Knechte sehen und hören und sich bei ihm versammeln."

„So er mit seinem Fähnlein an einem Sturm verordnet wird, gebührt ihm, daß er sich vor allen andern hinfür und gegen den Feind thue."

„So man ein Schlacht thut, soll er an dem Ort, dahin er verordnet, bleiben, sich tapfer halten und den Knechten zusprechen. Er soll ehe das Fähnlein in Stücke reißen, ehe er's dem Feind zu theil läßt werden, denn es ist einem Fähndrich eine große, verweißliche Schmach und Schand, so er, ohne redliche Ursach sein Fähnlein verlieret, und seinen Leib davon bringt."

„So man ein Schlachtordnung gemacht hat, und mit dem Feind handeln will, mag der Fähndrich sein Fähnlein einem Kriegsmann neben sich geben, deß Helebarten nimmt er auf die Achsel, zeucht um die ganze Ordnung herum, spricht die Knechte an, ermahnet sie, und wo etwas mangelt, das zeigt er an, damit es gewendt und verbessert wert. Darum ist Noth, daß ein Fähndrich kriegserfahren und geschickt sey. Es ist auch gut und von Nöthen, daß sich ein Fähndrich freundlich und wohl mit seinen Knechten halt, damit er ein Gunst und guten Willen bei ihnen hab' und behalt."

Das Fähnlein, wie man es nannte, war übrigens ein faltenreich weit Panner, das hoch über die Spieße der Knechte wehen mußte: ein Knabe hätte es nicht zu schwingen vermocht.

Heute noch, wie vor drei Jahrhunderten, erblickt der Soldat in der Fahne das Sinnbild aller Männlichkeit und aller Ehren seines Standes. Aber die Frage drängt sich hier fast unwillkürlich auf: wenn dies Symbol den aufregenden Zauber stets üben soll, warum läßt man seine Umgebung so alltäglich kahl gegen früher? Warum hat man den Träger der Fahne des zierenden Schmuckes entkleidet, die gewinnende Rede verstummen machen, und mißachtet so die Zugkraft einer anfeuernden Persönlichkeit? Will man immer noch einer ausdrucksvollen Form ihren Werth nicht zuerkennen, und den lebensfreudigen Sinn des Menschen mit Abstraktionen speisen?

Sollte es auf unsere Soldaten nicht begeisternd wirken, erblickten sie die Fahne des Regimentes in der Hand eines ansehnlichen Offiziers, der, die Brust mit verdienten Ehrenzeichen geschmückt, von einer körperlich, wie durch den Schmuck der Kleidung ausgezeichneten Bedeckung umgeben wäre. Nennt man so etwas ein Nebending: in dem Besondern, scheinbar Unbedeutenden offenbart sich immerhin der Geist der Zeiten.

Der Rumormeister. Sein Dienst findet sich also bezeichnet: „Zu einem Rumormeister wird eine stattliche Person von Hauptleuten oder andern von Adel auf Befehl des Obersten geordnet. Der verhält sich im Zug vornen, neben, hinten und überall, um die Ordnung zu halten. Was sich etwa durch lüderlich Gesind, so nicht in Ordnung bleibet, neben ausreißt, hin und wieder schweift, den Bauern oder Andern Schaden zufügt, hat er Gewalt zu strafen."

Der Feldwaibel. Er hatte, mit jetziger Einrichtung verglichen, etwa den Dienst eines Adjutanten beim Aufstellen des Haufens zum Marsch oder in Schlachtordnung. Er war meist mit einem halben Haken bewaffnet.

Die bisher aufgezählten hießen die hohen Ämter im Fähnlein, sind demnach die Offiziere desselben. Zu den Unteroffizieren muß man zählen:

Die Rottmeister. Je zehn Knechte, Spießer oder Hakenschützen, ferner je sechs Doppelsöldner schaarten sich als eine Rotte zusammen und erwählten aus ihrer Mitte einen Rottmeister, welcher in seinem Dienst vom Hauptmann bestätigt ward. Die Mannschaft einer Rotte nannten sich Rottgesellen, Rottmänner, die Knechte sammt und sonders waren Spießgesellen, damals kein unglimpflicher Ausdruck. Der Rottmeister hielt sich in Allem zu seinen Gesellen, faßte den Proviant für die Rotte, empfing, auf der Wacht, die Losung, um dieselbe den Gesellen mitzutheilen.

Trommler und Pfeiffer. Zwei zusammen hießen ein „Spiel“: zunächst waren sie dem Fähndrich beigegeben und hielten sich stets in der Nähe seines Losaments. Sollte ein Befehl bekannt gemacht werden, ward umgetrommelt und derselbe durch die Trommler ausgerufen.

Der Gebrauch der Trommel setzt auch die Gewohnheit des Gleichschrittes voraus, den die deutschen Knechte bei ihrer Fechtart auch gar nicht missen konnten.

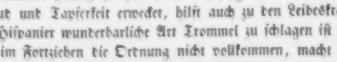
Hortleder in seinen „Handlungen des teutschen Krieges wider den schmalkaltischen Bund“ berichtet von dem alten deutschen Trommelschlag, daß bei demselben fünf Schläge drei Schritte gäben, und die Knechte aus Scherz bei solchen fünf Schlägen folgende Verslein zu gebrauchen pflegten:

Hüt dich Bauer ich komm,
Mach dich bald davon.

oder:

Hauptmann schaff uns Geld,
Wären über Feld. u. s. w.

Demnach hatte diese Trommelweise offenbar folgende Kadenz:



Hortleder bemerkt: „durch solchen Trommelschlag werden beides die Gemüther zur Freud und Tapferkeit erwecket, hilft auch zu den Leibeskräften nicht wenig. Der Hispanier wunderbarliche Art Trommel zu schlagen ist ganz ungeschickt, erhält im Fortziehen die Ordnung nicht vollkommen, macht auch keinen Muth. Die Italiener behalten den recht teutschen Schlag und nehmen denselben vollkommen in Acht; mischen zu Zeiten mit einem kleinen Schlag gar artig und mit einem lieblichen Klang den sechsten Schlag bald mit drein.“ Dies war also ein Vor- oder Nachschlag beim ersten Viertel des zweiten Taktes.

Es wär' eine irrige Vorstellung, wollte man annehmen, die Landsknechte hätten den Trommelschlag mit förmlichem Chorgesang begleitet, wie neuere Schriftsteller andeuten.*)

Die Trabanten. Mit Helebarten bewaffnete Leibwächter der höheren Offiziere. Bei den damals nicht so seltenen Meutereien unter dem Kriegsvolk war ihr Dienst keineswegs eine Sinecure. An Schlachttagen fochten sie in den ersten Reihen.

Helebarten oder zweihändige Schlachtschwerter führten alle, auch die vom gemeinem Mann ernannten Befehlsleute.

Läufer und Läuferrotte nannte man den Rottmeister und seine Rottgesellen, welche, durch das Loos bestimmt, bei fährlichen Anlässen mit der Blutfahne vorausziehen mußten: die enfants perdus der Franzosen.

Die ersten Haufen Landsknechte, welche Kaiser Maximilian aufrichtete, hatten alle ihre Vorgesetzten, Oberst, Hauptleute, Fähndriche, aus ihrer Mitte erwählet, und der Gemeinde stand das Recht zu, einen etwa untauglich Befundenen durch einen Tüchtigeren zu ersetzen. Als jedoch, vorzüglich durch des Kaisers Bemühung, der Adel es nicht mehr für standeswitrig, oder unehrlich ansah, zu Fuß zu fechten und in den Landsknechthaufen Dienst zu nehmen, mußte diesen Bevorzugten, leicht begreiflich, die Offizier- und übrigen Befehlshaberstellen zufallen; hatten sie gleich weniger Geschick dazu als mancher gedüte Knecht. Alle Korporationsrechte jedoch ließ der gemeine Mann sich nicht entziehn. Gewisse Ämter wurden stets in der Gemeindeversammlung der Knechte nach ihrer Wahl besetzt und meistens von Monat zu Monat erneuert. Diese stete Theilnahme an der innern Einrichtung des Heerhaufens, dies Bewußtseyn des gemeinen Kriegsmannes, daß auch ihm sein Maaß von Rechtsbefugniß unverkümmert aufsiche, mußte einen entschieden günstigen Einfluß auf die Lebenskräftigkeit der Armee äußern, und es bleibt gewiß eine Aufgabe des neuen deutschen Heeres, solche befruchtende Einrichtungen in zeitgemäßer Form wieder in sich aufzunehmen. Jener Wahlämter aber sind vier gewesen:

Die gemeinen Waibel: zwei im Fähnlein. Ihnen war aufgegeben, bei der Zugeordnung hilfreich zu seyn, die Knechte zusammenzuhalten; nach Anordnung des Feldwaibels die Schildwachten auszustellen. Sie mußten aufgeschrieben haben, welche Knechte im Fähnlein Schützen seyen; für das nöthige Kraut und Loth (Pulver und Blei) bei diesen sorgen, im andern stets dem Hauptmann oder Fähndrich zur Hand seyn.

*) So irrig, als wenn ein künftiger Historiker etwa die bekannten Verslein auf den altdeutschen Zapfenstreich:

Geht heim, geht heim ihr Lumpenhund,
Es trommelt schon ein' halbe Stund,

welche an poetischem Werth die vorigen völlig gleich stehen, für einen Schlachtgesang der Musketiere von 1806 ausgeben würde.

Dem Führer lag es ob, des Wegs sich zu erkunden und den Knechten Quartier zu machen. An die Häuser schrieb er die Nummer der Rotte, welche hier einzukehren hatten.

Der Furier war aufgestellt mit dem Quartiermeister und Führer voranzumarschieren und hauptsächlich für des Hauptmanns, des Fähndrichs, der Edelleute, Doppelsöldner und Befehlsleute Quartier zu sorgen. Man sieht, daß die mitteralterliche Umständlichkeit auf den deutschen Heerzügen nicht gemangelt hat.

Die Ambassaden. Mittelsleute zwischen den Knechten und den befehlführenden Offizieren. Die urdeutsche Gewohnheit der Gemeindeversammlungen haben auch die Landsknechte im Feldlager jeweils freudig geübt. Die Gemeindebeschlüsse an die Befehlshaber zu bringen, dazu waren die Ambassaden erwählt und durch solche Anordnung den Foderungen der Subordination ein Genüge gethan.

Den Schluß der Ämter machen nun einige wunderliche Gestalten, deren Auftreten in den Haufen des altdeutschen Fußvolkes viel dazu beigetragen haben muß, ihnen die eigenthümliche Färbung ihrer Zeit zu verleihen.

Der Hurenwaibel:

„Also bin ich genannt,
Weil ich hab unter meiner Hand
Hinten nach ein Haufen groß,
Huren und Buben nennt man den Troß,
So darum gehalten werden, daß
Sie kochen, wäschen und etwas
Von dem Gezeug nachtragen,
Dann man nicht alles führt auf den Wagen.
Die halt ich zusammen in ein Hauf'n,
Daß sie mit in die Ordnung lauf'n,
Nicht im Lager umsonst einkaufen."

Marketender und Krämer. Diese Art hat sich im Verlauf der Zeit wenig geändert, auch die nachfolgende Rasse ist noch nicht ausgestorben, obwohl sie heute das Handwerk etwas anders treibt.

Eisenbeißer und Spitzknecht:

Im Kistenfegen bin ich behend',
Groß Geschrei, im Spielen werd ich erkennt,
Ich fluch, bin freudig mit dem Maul,
Aber bei den Feinden faul.
Schraub mich ab, wo ich mag und kann.

Solche Kameraden gaben Arbeit für den

Stockmeister und seine Steckenknechte, zuletzt auch für den

Freien Mann:

„Wann ein Endurthel wird eingeführt
Über ein gefangnen Mann,
Der ein Übelthat gethan,
Ihn zu einem Schelmen erkennt,
Oder zum Galgen wird ernennt,
Zum viertheilen oder zum Schwert,
Oder sonst scharf gerichtet werd;
Ein' zu foltern und peinigen,
Die richt ich, wie an mich begehrt,
Damit das Recht erhalten werd'."

Sold, Staat (Stab) der Befehlsleute. Während einer langen Zeit betrug der Monatsgehalt eines Fußknechtes vier Gulden; diesen Betrag nannte man schlechtweg einen Sold. Eine kleine Zahl kriegserfahrner oder vorzüglich bewaffneter Leute erhielt doppelten Sold und hießen darum Doppelsöldner. Zu diesem Zweck, und zur Aufbesserung der übrigen Beamten war dem Hauptmann über ein Fähnlein von 400 Knechten gestattet, 500 Sölde in Anrechnung zu bringen.

Als die Herren von Adel in den Reihen des Fußvolkes zu dienen begannen, zögerten sie auch nicht lange, doppelten und mehrfachen Sold in Anspruch zu nehmen, was in Betreff ihrer besseren Waffnung, wie des Ansehens, das sie dem Haufen gaben, billig erscheinen muß. Solche Standesvorrechte pflegen jedoch gar schnell in Mißbrauch umzuschlagen, und wirklich findet man schon zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Klage: „daß kein Edelmann, obgleich er zuvor keinen Krieg gesehen, jetzo im Krieg sich gebrauchen lassen wolle, man gäbe ihm denn sechs-, sieben- und mehrfachen Sold, und seyen doch gemeinlich diejenigen, welche am ersten alle Disciplin und gute Ordnung verderben und umkehren, saufen sich toll und voll, und seyen mehr **Bachi** und **Veneris** als **Martis**, Kriegsleut."

Doppelsold bezogen noch die Trabanten, Waibel, Führer, Furiere, Spielleute. Die Rottmeister hatten, als solche, keine Gehaltszulage.

Von den hohen Ämtern oder Offizieren bezogen unter andern: der Feldwaibel 4 Sold und den Gehalt für einen Jungen, der Fähndrich 6 Sölde und einen Jungen.

Der Hauptmann für sich 10 Sold oder 40 fl. Ferner den Gehalt für seinen Staat, bestehend in 1 Kaplan, 2 Schreiber, 2 Trabanten, 1 Jungen, 2 reisige Knechte, 1 Koch. Der Kaplan bezog 2 oder 3 Sold, „je nach der Geschicklichkeit der Person", d. h. je nachdem er sich in die Geschäfte seines Hauptmanns zu finden gewußt.

Nach altem Herkommen mußte mit dem Tag einer Schlacht oder Hauptaktion der Soldmonat von vornen anfangen.

Nach Hortleder waren es die Spanier, welche zuerst das Wort Soldatos brauchten, als durch Karls V. besoldete Truppen nach dem Muster der Landsknechte bei ihnen eingeführt wurden. Der Ausdruck solidati zur Bezeichnung römischer Söldner kommt zwar schon beim Vegetius vor, einem Schriftsteller aus der sogenannten eisernen Zeit. Doch scheint das „Soldat" wirklich deutsch-spanischer Abkunft zu seyn.

Hier mag noch angeführt werden, daß die Spanier sich das deutsche Wort Hackenbüchse durch Arcabusa mundgerecht machen, und daher ihre Arcabuseros. Die Deutschen aber, nach ihrer urangestammten Nachahmerei des Auslandes, scheinen nichts eiligeres zu thun gehabt zu haben, als den Hackenschützen in einen Arkebusier umzuwandeln.

Kriegszucht. Das treueste Bild früherer Zustände gewinnt man, wie Jedermann weiß, durch die Betrachtung der Gesetze, welche in jenen Zeiten galten, weil nicht nur in dem, was diese Gesetze gebieten und verbieten, sondern auch in demjenigen, worüber sie schweigen, die damalige Gesittung treffend sich wiederspiegelt.

Es mögen darum einige Sätze aus den Artikelsbriefen Kaiser Karls V. für die deutschen Knechte hier wohl einen Platz finden:

„Item. Es soll jeder sein Wehr und sonderlich die Schützen ihre Hacken in guter Nothdurft haben und sich ohne Kraut und Loth nicht finden lassen bei Leibesstrafe.

Item. Es soll jeder mit seinem Oberrock und Mantel gefaßt seyn.

Item. Die Kindbetterinnen, schwangere Frauen, Jungfrauen, alte Leut, Priester und Prediger sollen die Knechte beschirmen und bei Leibesstraf keineswegs beleidigen.

Item. Sie sollen auch Kirchen, Klöster, Klausen, Spitäler und Schulen verschonen.

Item. Wo Salva Guardia angeschlagen würde, sollen sie nichts nehmen oder beschädigen bei Leibesstrafe.

Item. Es soll keiner gegen den andern mörderliche Wehr, als Büchsen, oder sonst lange Wehr im Balgen brauchen; aber die Seitenwehr soll einem jeden zu seiner Leibesbeschützung zum Hauen und Stechen freistehen.

Item. Es soll keiner einen Wächter für sich stellen, ohne seines Hauptmannes Wissen. Es soll auch jeder auf die Losung, so ihm gegeben wird, gut acht haben, denn welcher die Losung vergessen, soll für Recht gestellt und gestraft werden.

Item. Da einer auf der Schildwacht schlafend befunden wurde, der soll an Leib und Leben ohne alle Gnad gestraft werden.

Item. So einer entlief und erwischt würde, soll er an seinem Leib und Leben gestraft werden, oder, da er nicht betreten würde, soll er zu einem öffentlichen Schelmen gemacht werden.

Item. Ob einer oder mehr die Flucht im Feld nehmen wollten, so sollen die nächsten in sie stechen und schlagen, ob sie drüber zu Tod geschlagen würden.

Item. Es soll, bei ihren Eiden, ohne Wissen und Willen der Obersten keine Gemeinde gehalten werden. ꝛc."

Gewöhnliche Disciplinarfälle wurden durch die Obersten oder Hauptleute abgethan, und die Strafen bestanden in Gefängniß, oder in die Eisen schlagen.

Klagen über Mein und Dein und andere bürgerliche Fälle behandelte der Schultheiß ohne viel Förmlichkeit.

Kriminalfälle aber wurden durch ein sogenanntes Malefizgericht abgeurtheilt. Das Prozeßverfahren dabei geschah nach alter deutscher Sitte öffentlich und mündlich, in etwas breiter umständlicher Weise. Vorsitzer des Gerichts war der Schultheiß, Beisitzer waren eine Anzahl Hauptleute, Fähndriche und Feldwaibel. Das Amt des öffentlichen Anklägers lag dem Profoßen ob. Der Beklagte hatte die Wahl von Beiständen unter den gerichtsitzenden Offizieren. Das ganze Rechtsverfahren ähnelte unseren jetzigen Kriegsgerichten, doch mit sicherer Rechtsgewähr.

Die Strafen waren, nach den Vorschriften der Karolina, meist Köpfen oder Henken, dann auch Ertränken, Rädern, Viertheilen. Kriminalstrafen, welche nicht den Tod nach sich ziehen sollten, bestanden in Abschneiden der Zunge, Abhauen der Finger, der Ohren, in Aushauen mit Ruthen. Aber alle diese Strafen machten den damit Belegten unehrlich und waren mit Landesverweisung begleitet. Daß man einen ehrlichen Soldaten von rechtswegen prügeln könne, ohne ihn dadurch zum Schelmen zu machen, davon hatte man vor dem dreißigjährigen Kriege noch keinen Begriff, obgleich im Familienleben, auch in den höchsten Kreisen, das Schlagen der Weiber und Kinder, seit Siegfried und Chriemhilde weder ungewöhnlich war, noch für beschimpfend angesehen wurde.

Eine andere Rechtsform ist das sogenannte Recht der langen Spieße gewesen. Hier war die als Gemeinde versammelte ganze Kriegsschaar urtheilende Behörde, und die Strafe eines schuldig Befundenen war, durch die Spieße gejagt zu werden. Das heißt, er mußte durch eine von allen Knechten gebildete Gasse laufen, und ward so mit den Spießen erstochen. Ein trübseliges Überbleibsel davon war das später so sehr im Schwung gekommene Gassen- oder Spießruthenlaufen.

Fechtart. Auf der Wahlstatt, Aug in Aug dem Feind gegenüber, ist es, wo über die Tugend eines Kriegsvolkes das entscheidende Urtheil gefällt wird, von welchem keine höhere Berufung mehr statt hat. Hier ist es auch, wo der Werth des alten Fußvolkes glänzendst sich bewahrheitet hat. In ihrer Fechtart beurkundet sich die markige Kraft unserer Vorfahren. Ein eisenfestes Aneinanderschließen; unerschütterliches Vertrauen eines Jeden auf sich selber und auf den Nebenmann, mochte nun die schlachtengebietende Viktoria die Haufen zum Siege führen, oder gefiel es der Wandelbaren, trotz Kühnheit,

Kraft und Ausdauer, den Feinden den Kranz zuzuwenden, stets und bis zum letzten Augenblick sah man das Regiment den mauergleichen Phalanx bilden; die eingerissenen Lücken umgesäumt und sorglichst ausfüllend, so lange noch ein Hintermann hiezu übrig. Immer saß der scharfe Spieß dem Feinde in den Rippen und hagelten die wuchtigen Streiche der Schlachtschwerter und Helebarten auf seine Köpfe; denn „Haut an Haut" mußte der Entscheidungskampf geendet werden.

Der Hackenschützen waren zu Maximilian's Zeit 50 in einem Fähnlein; unter Karl V. aber schon 100 und 150, bald darauf 200. Ihren Ort in der Schlachtordnung fanden sie entweder hinter der ersten Reihe Spieße und auf den Flanken des Haufens, oder aber sie wurden, in abgesenderten Vierecken, an die Flügel des großen Haufens „angehängt". Solche abgesenderte Schützenfähnlein standen vier bis fünf Mann hoch. Der eigentliche Schlachthaufe hatte mehrentheils die Form des Quadrates, oder da, wo der Boden es nöthigte, eine längliche oder eine Keilform.

Die gevierte Ordnung bildeten die bewährtesten Hauptleute also: zuvörderst drei Glieder mit langen Spießen, darnach ein Glied mit kurzen Wehren, Helebarten, Schlachtschwertern; sodann drei Fahnen. Nach diesem vier Glieder mit Spießen bis in die Mitte des Haufens. Hierauf führte man alle Glieder mit Helebarten und kurzen Wehren ein, und unter diese wurden alle Fahnen, bis auf drei vertheilt. Nun folgten wieder Glieder mit Spießen, dann ein Glied mit Helebarten, in welchem die drei hintersten Fahnen Platz fanden; die drei letzten Glieder endlich wurden gebildet aus wohl bewehrten und gerüsteten Leuten mit langen Spießen.

Man sieht, daß wenn die vier letzten Glieder kehrt machten, der Haufe gegen einen Angriff im Rücken gestellt war, wie gen vornen.

Eine eigenthümliche Vertheidigungsstellung ward der Igel genannt: sie bestand in einem besondern Verschränken der Spieße, um dem Feind einen Wall von Stahlspitzen entgegenzuhalten. Das Nähere jedoch läßt sich aus den vorhandenen Überlieferungen nicht gut erklären.

Was die Schützen anlangt, so ordnete man sie, wie gesagt, in besondere Pelotons auf den Flanken oder wo sonst der Boden für sie günstig schien. Wurden die Schützen in den Haufen selbst eingetheilt, so stellte man eine Reihe nach dem ersten und vordersten Glied Doppelsöldner und einige Mann auf die Flügel eines jeden Gliedes. Man kann hier bemerken, daß wenn die Alten das Wort Glied brauchten, sie dasjenige darunter verstanden, was wir jetzt Rotte nennen; ein Glied aber hießen sie ein Blatt.

Einen Haufen von 3000 Knechten z. B. ordnete man nach solcher Weise in 50 Glieder, ein jedes zu 60 Mann.

Die Hauptleute und übrigen Offiziere reihten sich auf die Ehrenposten in's vorderste Glied und auf die Ecken.

Den Feldwaibeln lag es besonders ob, die Schlachtordnung zu bilden.

Den Dienst der Plänkler versahen die Läufer, eine Schaar, zu welcher man aus jeder Rotte den zehnten Mann durch's Loos bestimmte.

Im Angesichte des Feindes angekommen, pflegte der Hause einen Halt zu machen, Oberst und Knechte fielen auf die Knie, im kurzen Gebet Gott die Seele zu empfehlen, und zum Zeichen der Sühne eine Handvoll Erde hinter sich werfend. Also mit dem Zeitlichen quitt, ging's in frischer Kampfesfreude vorwärts und der ausfodernde Ruf „her, her“ erschallte dem Gegner.

Den Kampf eröffneten die Schützen, welche auf kurze Schußweite vorspringend, einen allgemeinen Gruß losdonnerten. Daß der ganze Hause des Gegenparts sich auf die Erde warf, dem daherfausenden Verderben auszuweichen, galt damals nicht für unmännlich. Auf die erste Salve folgte keine zweite mehr, nur vereinzeltes Feuern, denn das Laden der schweren, vier Loth Blei schleudernden Hackenrohre ging langsam, so daß während eines Angriffs auch in der heißesten Schlacht kein Schütze mehr Schuß thun vermochte, als Kugeln dazu in den Mund zu nehmen.

Das Nahgefecht begannen die plänkelnden Läufer, die Mann gegen Mann zusammenrannten und sich mit den Spießen herumstachen. Hier nun sah man oft einzelne waffenkühne Hauptleute als Vorkämpfer auftreten und einem Gegner aus des Feindes Reihen zum Zweikampf entbieten, wie in den Zeiten des grauen Alterthums, mit wohlgesetzter Rede.

Wenn ich selber dich träf, erzielt mit der Schärfe des Erzes
Bald, wie tapfer du bist und mächtigen Händen vertrauend,
Gäbst du mir Ruhm, und die Seel dem Sporer der Gaul Aidoneus.

An dem erhitzenden Schauspiel solcher Einzelkämpfe entbrannten dann die Gemüther und das Schlachtengewitter entlud sich, indem die hellen Haufen aufeinander trafen: Stoß um Stoß und Streich um Streich ereilte einen Kämpfer, aber wie die Fluth sich eindrängt in den Leck des vom Sturm gebrochenen Fahrzeuges, zwängten die Hinteren sich in die Lücken der niedergelegten Vordermänner, denn jeder mußte fühlen, daß ihm sein eigenes Heil und Allen der Sieg nur erstehen könne aus der aufrecht erhaltenen Schlachtordnung.

So sah man, daß die deutschen Knechte sogar eigene Kampfgenossen, welche, flüchtig, bei ihnen Schutz suchten, mit den Spießen von sich abtrieben, weil sie fürchteten, durch jene die Ordnung verwirrt zu sehen.

Gemachte Beute pflegten die Knechte zu gleichen Theilen unter sich zu verlosen. Doch ist auch das eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Deutschen, wenn sie im Verein mit Wälschen, Franzosen oder Spaniern einen Sieg errangen, in der Beute meistens zu kurz kamen, weil sie, gewiß so eifrig wie jene nach Gewinn, doch ihre Ordnung nicht auflösten, um nach Beute zu fahn, so lange irgend noch Widerstand zu befürchten war.

Als gute Beute muß man auch die Gefangenen betrachten, weil dieſe oder vielmehr das Löſegeld dafür, demjenigen gehörten, der ſie faßte, oder dem ſie ſich ergaben.

Iſt in dem Bisherigen die Kriegstüchtigkeit, die kühne Waffenfreude der altdeutſchen Infanterie nach Gebühr hervorgehoben worden, ſo mag, als Bekräftigung, aus einer Fülle von Zeugniſſen der Zeitgenoſſen nur eines hier einen Platz finden. Nicolo Machiavelli, der große Staatsmann und berühmte Soldat, voll Begeiſterung für den Ruhm ſeines Vaterlandes, ſieht ſich doch gemüſſiget, bei verſchiedenen Gelegenheiten die deutſchen Landsknechte für das trefflichſte Fußvolk im offenen Felde zu erklären. Nachdem er dieſes, namentlich in einem Berichte vom Jahre 1512 gethan, fügt er bei: „Wenn in der Schlacht von Ravenna zwiſchen den Franzoſen und Spaniern die Franzoſen nicht die Landsknechte gehabt hätten, würden ſie die Schlacht verloren haben.

Denn während die Reiterei beider Heere im Gefecht begriffen war, hatten die Spanier das französische und gaskognische Fußvolk schon geschlagen, und wenn ihnen die Deutschen nicht zu Hülfe gekommen wären, würden sie sämmtlich getödtet und gefangen worden seyn. Eben so sah man neulich, als der katholische König mit Frankreich in Guienne Krieg anfing, daß die spanischen Truppen eine Schaar von 10000 Deutschen mehr fürchteten, als das ganze übrige Volk, und daß sie bei jeder Gelegenheit vermieden, mit ihnen handgemein zu werden."

Doch möge man mich nicht mißverstehen — wie hoch man auch den Werth jener Truppen anschlage, im Ganzen können sie unmöglich ein Vorbild für uns seyn. Die Neuzeit hat ein Anrecht, weit Höheres noch von dem vaterländischen Krieger zu fordern, als Tapferkeit und Waffenfertigkeit. In unserem gesegneten Baden kennen wir alle nur gleichen Gehorsam gegen das gleiche Gesetz; gleich treue Ergebenheit dem hochverehrten Staatsoberhaupte, und auch gleiche Berechtigung zu Allem, was der Staat seinen Angehörigen als Gegenleistung zu bieten hat: bei uns hört der Soldat nie auf Bürger zu seyn, und keine Tugend, welche das Vaterland von seinen Bürgern fordert, darf oder soll dem Soldaten fremd bleiben.

Aber wie sollten die armen Landsknechte des sechszehnten Jahrhunderts auf die Höhe dieses Standpunktes zu gelangen vermocht haben. — Sie waren und blieben gemiethete Söldner, die man bezahlte und wieder fortschickte, je nach Gutbefinden. Von dem Augenblick an, wo den Herren vom Adel die Offiziersstellen vorzugsweise zugeschieden wurden, mußte dem gemeinen Mann das veredelnde Bewußtseyn abhanden kommen, daß auch er durch Tapferkeit und Dienstreue jede Auszeichnung sich erwerben, jede Stufe der Standesleiter erklimmen könne. Von diesem Augenblick an mußte darum auch die hintangesetzte Masse dem ganzen entsittlichenden Einfluß ihres rohen Handwerkes verfallen. Unmöglich aber konnte dies ohne Rückwirkung auf die Befehlshaberkaste bleiben, denn wie die Diener so die Herren, und so mußte aus den früheren frommen Landsknechten sich jene gräuliche Soldateska des dreißigjährigen Krieges gestalten, die, baar jedes höheren Ehrgefühles, uns nur ein trauriges Denkmal seyn kann des Verfalles einer großen Nation.

Schon zu Karls V. Tagen mußte man darum hören: „Wir haben gut Gesetz aber böse Sitten, unübertreffliche Waffen und Gewehr, brauchens aber fast gegen uns selber. Welcher den Andern am weitlichsten zerhacken kann, wird bei den Obersten und Hauptleuten für den Besten gehalten; und obwohl Sold und Zahlung gewiß, ist doch der Betrug und Finanz gegen den armen Knecht übergroß. Was hilfts, daß unser Banner mit Kreuzen geziert, wenn das Herz erfoffen ist in allem Neid, Haß, Finanz und Eigennutz. Nicht auszusprechen ist die Gotteslästerung, das gräuliche Fluchen unter den deutschen Kriegsgurgeln. Wo bei uns schon ein Zug oder Krieg über drei

Tage währet, muß der Reichste, Vornehmste voraus mit Befehl und Amt begabt werden, er hab's erfahren, oder nicht. Der ehrliche Kriegsmann, der schon Leib und Leben für den gemeinen Nutzen hat hingehalten, darf dahinten stehen bleiben und zuletzt in Mangel darben, wogegen die Ungeübten und andere mit großen Freiheiten, Lehengütern und Pfründen Versehenen Tag und Nacht schlemmen und dämmen. Wenn aber über kurz oder lang an Kriegsleuten Nothdurft, nimmt man Kunz oder Heinz, und wenn die drei Tage um, werden sie wieder zum Teufel gejagt, wohl noch dazu bei Henken aus dem Land geboten, so sie etwa erobert hätten."

Nach Beendigung der meist nicht lang dauernden Feldzüge, vorab in den Wintermonaten, wo die Kriegsvölker entlassen oder beurlaubt wurden, ergoß sich über die Gauen ein Schwarm bewaffneter, aber aller Kriegszucht entbundener Gesellen, arbeitsscheue Sauf- und Raufbolde von dem Landmann den Zehrpfennig heischend, auch ohne viel Glimpf nehmend, mannichfache Gewalt und Unthat übend.

Zu Zeiten waren diese gardenden Knechte, wie man sie nannte, eine böse Landplage, welcher weder der Landfriede, noch die Reichsexekutionsordnung, noch kreispolizeiliche Maßnahmen End und Ziel zu setzen vermochten. Doch so arg das Übel für die Betroffenen gewesen seyn mochte, die Gesammtheit hatte leider allen Grund, weit Schlimmeres noch zu beklagen. Von jeher war es Sitte, daß einzelne Deutsche, Edle wie Knechte, in fremder Herren Dienste traten. Als aber die deutschen Fußknechte ihren Kriegsruhm begründet hatten, sahen sie sich ununterbrochen von allen kriegführenden Parthien in Anspruch genommen. Namentlich die Könige von Frankreich bis auf Ludwig XIV. vermochten ohne deutsches Volk im Felde nichts auszurichten. So gewöhnte man sich in Deutschland daran, daß tausende von Knechten, Fürsten und Herren an ihrer Spitze, in ausländischen Sold traten, anfänglich wohl mit Genehmigung des Reichstages und auf den Ruf des Kaisers wieder heimkehrend. Aber die schlimmste Gewohnheit, welche ein Volk annehmen kann, ist, das Blut seiner Söhne ausländischem Interesse zu verkaufen. Denn den Sold des Fremden verkehrt der böse Feind gar leicht in sündliches Blutgeld, indem er die Hand des Streiters umlenkt wider des eigenen Bruders Herz. Bei den eigenthümlichen verschränkten Verhältnissen jener Zeit, bei der unvollkommenen Kenntniß des Zeitlaufes, oft auch in Folge sträflichen Leichtsinnes sahen jene Ausgetretenen sich jeweils plötzlich dem eigenen Vaterland gegenüber gestellt, und die Erde trank Ströme deutschen Blutes von deutscher Hand vergossen.

Niemals hat eine mächtige staatskluge Nation ihren Kindern erlaubt, in Masse bei dem Auslande Dienst zu nehmen. Nur Deutschland hat seinen Söhnen gestattet, diese unselige Gewohnheit anzunehmen und deutsche Reichsstände haben dafür es nicht verschmäht, jeweils von ihren fränkischen Nachbarn

eine Hilfe zu empfangen, die ihnen stets eben so eifrig als voll Hinterhalt und Trug geboten ward, wenn sie, wie es leider so oft der Fall gewesen, von den gewaltsüchtigen und ländergierigen Absichten des Hauses Habsburg sich gefährdet erachteten. So hat es denn geschehen müssen, wie ein neuerer Geschichtschreiber eines der berühmtesten Obersten deutscher Landsknechte*) sagt, „daß die tapfersten Streiter des Vaterlandes seit Sebastian Schärtlins**) Tagen bis auf Bernhard von Weimar, Blut und Leben der französischen Verstellung opferten, und, was patriotisches Gefühl kaum verwinden kann, daß die Kathedrale von Paris und die Waffenkammern Frankreichs sich mit Trophäen füllten, welche deutsches Blut dem deutschen Blute abgerungen hat."

Es geschah aber auch, daß man in Deutschland zuzusehen sich gewöhnte, wie eine Provinz des alten heiligen Reiches um die andere den lauernden Nachbarn zufiel, und daß man sich tröstete, wenn dabei nur die Macht des Kaiserhauses Österreich einen Stoß erlitt. Das Reich selber hat endlich darunter brechen müssen, und wenig fehlte, es hätte sie Alle, die Edelsten wie die Gemeinen verschüttet unter seinen Trümmern.

Fern sey es von uns, mit der Geschichte des Vaterlandes brechen zu wollen, auch da, wo bittere Klagen gerechtfertigt wären, weil gewiß nur aus der Versöhnung mit der Vergangenheit das Heil unserer Zukunft erblühen kann; aber mit der höchsten Pietät ist es verträglich, daß man die Fehler der Väter erkenne, denn sie sind heimgesucht worden an ihren Kindern, noch weiter als ins dritte und vierte Glied.

Von der Reiterei oder dem reisigen Zug.

Gewöhnlich bezeichnet man die, von dem König in Frankreich Karl VII. errichteten Ordonnanz-Kompagnien der Gensd'armes oder Hommes d'armes als das Vorbild der neueren deutschen Reiterei. In Wahrheit aber hat diese mit jenem Originale sehr entfernte Ähnlichkeit, da einmal ihre Ordnung gänzlich jener der Landsknechte nachgebildet war, und außerdem die Gensd'armes nicht sowohl die Reiterei als vielmehr das eigentliche Heer selbst gewesen sind.

Karl VII. hatte im Jahr 1445 aus dem französischen Adel, damals dem einzigen kriegerischen Theil der Nation, fünfzehn Compagnies d'Ordonnance

*) F. W. Barthold, Geschichte Georgs von Frundsberg.
**) Gleichfalls ein schwäbischer Hauptmann des sechszehnten Jahrhunderts.

gebildet; jede Kompagnie zu hundert vollen Lanzen mit einem **Capitaine** an der Spitze. Eine volle Lanze aber zählte erstlich den Homme d'armes, schwer geharnischt mit der wuchtigen Lanze bewaffnet, und ein gleichfalls gepanzertes Schlachtroß, oder wie der deutsche Ausdruck lautete, einen **bedeckten** Hengst reitend. Außer diesem drei **Archers** oder Reisige, einen **Coutelier**, welche sämmtlich adeligen Blutes seyn mußten, endlich einen **Valet** oder Knappen. Somit sollte ordonnanzgemäß die Kompagnie sechshundert Reiter zählen, und die ganze französische Streitmacht neuntausend Pferde, obwohl, anfänglich wenigstens, ihr Stand weit höher gewesen.

Nachdem das deutsche Heer unter **Maximilian I** sich in die drei Regimente Reiterei, Fußvolk und Artillerie geschieden hatte, blieb die Reiterei, oder der **reisige Zug**, wie die übliche Bezeichnung lautete, immer noch die Lieblingswaffe, das Gemeingut der adeligen Ritterschaft, obwohl diese Ritter jetzt um Sold dienten, wie die gemeinen Knechte. Doch war die vornehme Körperschaft nicht mehr mächtig genug, den Bedarf an Reitern **allein** zu liefern, sie mußte das Mangelnde mit gemeinen Knechten ergänzen; ja die Minderzahl nur vermochte mit einer vollen Lanze, oder mit mehr, sich zur Musterung zu stellen: gar viele konnten nicht anders, denn als einspännige Knechte, d. h. nur mit **einem** Roß zur Musterung einreiten.

Die Reiter theilten sich, wie die Fußknechte, in **Fähnlein**, mit einem **Hauptmann** als Befehlshaber. Zu **Kaiser Karls V** Zeiten schon nannten diese sich **Rittmeister**, und die Fähnlein hießen **Geschwader**. Als die französischen Könige, nach den Landsknechten, auch deutsche Reisige in Dienst nehmen mußten, um eine tüchtige Kavallerie in's Feld stellen zu können, da wanderte das Wort Geschwader über den Rhein, um als **Escadron** oder **Schwadron** wieder heimzukehren.

Ein Geschwader zählte 250 bis 300 Pferde, und vier bis fünf Geschwader bildeten in etwas späterer Zeit ein **Regiment**, welches von einem **Obersten** befehligt ward.

Jeder Oberst, gleichwie ein jeder Rittmeister, hatte seinen **Leutenant**; jedes Geschwader ferner einen **Fähndrich** und auf je 50 Pferde einen **Rottmeister**.

Der **Feldmarschalk** *) oder Oberbefehlshaber der ganzen Reiterei hatte überhaupt nach dem Generaloberſten den höchſten Rang im Heere.

Den Staab bildeten: Des Feldmarschalken Leutenant.

Quartiermeister und **Wachtmeister**.

Der **Profoß** der Reisigen hatte keineswegs, gleich dem Profoßen der Fußknechte, Offiziersrang, war vielmehr ein gemeiner Knecht, welchem die Aufsicht über die Marketender zustand. Übelthäter unter den Reisigen übergab

*) Marschalk, Marstall ꝛc. von **Mar** (Pferd), wovon jetzt noch Märe.

man dem Profoßen des Fußvolkes zur Einleitung des Prozesses. Dies war ein adeliges Vorrecht, aber Privilegien begegnet man überall in jenen Zeiten. Übrigens galt bei den Reisigen ein eigenes Ritter- oder Reuterrecht, welches sich von dem Kriegsrecht der Fußknechte durch eine vornehmere Haltung, durch aristokratische Formen unterschied.

Wie ein Reiterhaufen aus verschieden gewaffneten Abtheilungen zusammengesetzt war, ersieht man aus einer Bestallung Kaiser Maximilian's II für seinen Ohm, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, zur Anwerbung von zweitausend Reisigen:

„Erstlich soll uns Derselb unser Oheim ꝛc. bis in die zweitausend gut gerüsteter, gemusterter reisiger Streiter und Pferd zuführen. Darunter sollen sechszehnhundert Spießer seyn und unter denselben aufs wenigst hundert Küriſſer mit ihren guten ganzen Bartschen, wohlbedeckten stählernen Gliedern und verdeckten Hengsten; auch vierhundert Schützen, das sind alleweg unter 175 Spießen 25 Schützen.

Item. Die Spießer sollen mit ihren guten Helmlein, die wohl Schließen an dem Visier haben, mit guten stählernen Krägen, Armzeug, Rücken und Krebs, Schürz, Knie-, Knopf- oder anderm Armzeug, statt Panzerärmel mit stählenen Bucken, langen Handschuhen und Krägen mit langen Achseln gerüstet seyn.

Item. Die Schützen sollen mit ihren guten Pferden, Knebelspießen, Feuerbüchsen, die mit aller ihrer Nothdurft und starken Schüssen verfasset seyn, auch mit ihren Panzerärmeln, Schürzen, Krägen, Rücken und Krebs, Handschuhen und wohlbedeckten Häuptern versehen seyn.

Item. Über die vierhundert Schützen sollen zween Hauptleute gehalten und, befehlshalber, mit monatlich 100 fl. bezahlt werden.

Item. Über die zweitausend Pferd zwei Quartiermeister, auch zwei Wachtmeister, zwei Proviantmeister, ein Leibarzt, zwei Wundärzt, deren jeder monatlich mit 40 fl. bezahlt wird.

Item. Für die zweitausend Pferd zween Kaplane, zwei Furiere, zwei Schreiber, sechszehn Trommeter, zwei Heerpauker mit Übersold monatlich.

Item. Einem jeden Rottmeister von jedem gemusterten reisigen Pferd ein halben Gulden, macht auf 50 Pferd 25 fl. neben seiner gemusterten Besoldung.

Item. Auf jeden reisigen Küriſſer, der mit ganzem Küraß, starkem Hengst, verdeckten stählenen Gliedern gerüst ist, monatlich 24 fl.

Item. Auf jedes gemustert Pferd mit samt dem gemusterten Reisigen monatlich 12 fl.

Item. Ob einer mehr als 12 Pferd hätt', dem soll nicht mehr als ein Bub gemustert werden.

Item. Und sollen allweg vier Tag, und ein jeden Tag vier Meilen zu ziehen schuldig seyn, und den fünften Tag still zu liegen Macht haben ꝛc."

Was die Fechtart der Reisigen betrifft, so war diese vornehmlich auf die Wirkung des Stoßes der schweren Lanzenreiter berechnet. Diese bildeten das erste Glied des Haufens, der manchmal regelmäßig viereckig geordnet war, öfter jedoch nach länglichem Viereck mit neunzehn oder einundzwanzig Pferden in der Fronte. Auf die Flanken dieses Haufens waren denn auch noch Kürisser vertheilt. Wenn diese Lanzenreiter etwa sechszig Schritt vom Feind ihre Rosse in Galopp setzen konnte, hatte ihr Anstoß die mächtigste Wirkung. Auf größere Entfernung mußten die Pferde schon den Athem verlieren, und auf kürzere Strecke des Anrennens vermochten sie die nöthige Schnelligkeit noch nicht zu erreichen. Konnte das erste Anprellen der Eisenmassen nicht durchdringen, war der ganze Angriff gemeinlich mißlungen. Gelang aber der Einbruch in des Feindes Reihen, dann hatten die nachsprengenden Glieder nur noch den fast sicheren Sieg zu vollenden.

Die Schützenpferde vertheilte man zwischen die einzelnen Haufen, und eine Abtheilung derselben befand sich stets bei der Bedeckung der Geschütze.

Zur Vorhut, zum Plänkeln und Patrouillendienst pflegte man bei einem Heerzug aus Schützen und Spießern gemeinlich zwei leichte Reitergeschwader zu bilden, Rennfahnen genannt.

Gieng der Zug wider einen Reichsfeind, dann hatte seit uralten Zeiten Schwaben das Ehrenrecht des ersten Angriffes, und es hat sich dessen nie unwerth erwiesen. Die schwäbische, später auch die fränkische Ritterschaft haben auch die Ehre in Anspruch genommen, bei Reichskriegen, oder bei Anlässen, wo es das Reich zu repräsentiren galt, das Banner der deutschen Reichsritterschaft zu führen: eine blaue Fahne mit dem Bilde Sanct Georgs des Lindwurmtödters, und darum Sanct Georgenbanner genannt. Es war dies, nach dem großen Reichsbanner mit dem Doppeladler, die zweite Fahne im Heere, und ein Sinnbild, dem man fast religiöse Verehrung gezollt.

Während eines Türkenzuges flatterte Sanct Georgs Banner stets als Sturm- oder Rennfahne.

Bei der Krönung Kaiser Friedrichs III. 1453 hat der Burggraf zu Brandenburg das große Reichsbanner getragen; Fähndrich der Reichsritterschaft mit dem Sanct Georgenbanner war Graf Heinrich von Fürstenberg. Im Jahre 1488 auf einem Zuge wider Flamand führte dies Banner der Markgraf Albrecht zu Baden, und gewann sich zugleich, bei der Erstürmung von Damm, den Lorber um die blutigen Schläfe.

Übrigens hatten die deutschen Städte auch ihr Ehrenrecht gewahrt; ihnen gehörte die dritte Fahne im Reichsheer, und Straßburg war die Hüterin des deutschen Städtebanners.

Überall damals frische naturkräftige Erscheinungen des Lebens, mochten die Formen auch etwas breit und umständlich seyn, geistlosen Mechanismus kannte man doch nur wenig.

Mit dem schmalkaldischen Krieg aber und den nachfolgenden brudermörderischen Religionskämpfen ist das Sanct Georgenbanner und bald auch die ganze Korporation der Reichsritterschaft aus dem deutschen Heere verschwunden.

Zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts waren die verdeckten Streithengste und die schweren Lanzen, selbst die Spieße der Reiterei, in Abgang gekommen, denn die Landsknechte, die Arcabuseros hatten gelernt, wie man dem Anprall der übelbehülflichen Reiter widerstehen könne, und damit hatte die kostbare Waffe ihren größten Werth verloren. Die Reiter, unter Beibehaltung einiger Panzerstücke als Schutzwaffen, führten jetzt den Pallasch, das ist einen Degen, dessen breite Klinge einen Rücken hat, dann eine gewöhnliche und eine kürzere Faustbüchse (Karabiner und Pistole mit Radschlössern), und in diesem Auftreten steht das Musterbild der modernen Kavallerie vor uns.

Das Geschützwesen.

Da flammt es hinten wie ein Wetterstrahl
Und vorn mit Donnerton geht's in die Lüfte;
Die Mauern zittern und des Himmels Saal,
Die Erde bebt bis in die tiefsten Klüfte.

Kriost.

Auch die dritte Waffengattung, die Artillerie, hat sich unter Maximilian I und Karl V aus einer nur untergeordneten Rolle, schnell auf ihre jetzige Höhe, als dritten Hauptbestandtheil der neuzeitigen Heere gehoben.

Nach dem ersten Auftreten der neu erfundenen Feuerbüchsen lag es sehr nahe, dieselben gegen die Felsenmauern der Städte und Schlösser zu richten, da die alte Belagerungskunst gegen veste Steinmassen eben nur wenig auszurichten vermochte. Allein in dem Hindrängen nach diesem Ziel hatte man sich übernommen, weil man überhaupt nur eine ungemeine zerschmetternde Wirkung erstreben wollte und hiezu die größeren Stücke begreiflich am geeignetsten fand. Auf diese Weise sind Geschütze verfertigt worden, welche Kugeln von 100 Pfund schossen. Solche Stücke aber mußten, wenn sie einigermaßen haltbar seyn sollten, eine Metallmasse von mindestens 150 Zentnern haben, und um das Rohr allein, ohne Laffete, auf einem Blockwagen zu transportiren, mußten dreißig Pferde vorgespannt werden. Daß auf diesem Wege die Geschützkunst

keinen umgestaltenden Einfluß auf die Kriegsführung gewinnen konnte, liegt auf der Hand.

In der eben genannten Periode aber, wo die Aufregung einer neuen Zeit mit mächtigem Fittig in die Geister schlug, hatte auch das Geschützwesen rasch ein anderes Ansehen gewonnen, und die naturgemäße Abtheilung in Belagerungs- und Feldartillerie erhalten. Im Jahre 1515, in der Schlacht von Ravenna, von welcher wir schon einmal gesprochen, standen bereits auf beiden Seiten tüchtig bonnernde Feldgeschütze sich gegenüber. Dies war die erste, nach moderner Kampfesweise geführte Feldschlacht.

Wenn heutigen Tages, wo für die Geschützkunst allgemeine Regeln herrschen, welche von der Wissenschaft und der Erfahrung Hand in Hand geleitet gemacht sind, wenn heutigen Tages also Geschütze für denselben Zweck bei verschiedenen Artillerien nach Form und Größe auffallend von einander abweichen, wird man nichts Anderes erwarten, als daß in dem Jugendalter des Geschützwesens Aehnliches in verstärktem Maaß zu finden gewesen sey; in jener Zeit, wo jede Stadt ihre eigenen Büchsenmeister hielt, und jeder Büchsenmeister in der Lage war, bei Anfertigung neuer Geschütze seiner persönlichen Ansicht Geltung zu verschaffen.

In Fronsperger's Kriegsbuch werden schon hierüber Worte verloren, und nach einer von gegebenen Übersicht ließen sich die damals gebrauchten Geschützarten etwa folgendermaaßen ordnen:

Erstens Belagerungsstücke, oder Mauerbrecher, wie sie vorzugsweise hießen. Sie ließen sich unter vier Abtheilungen bringen.

Scharfmetze hieß die größte Art. Sie schoß 90 bis 100 Pfund Eisen und wog 100 bis 150 Zentner.

Der Basilisk war gebohrt für eine Kugel von 75 Pfund.

Die Nachtigall oder Sängerin schoß eine 50pfündige Kugel.

Die Viertelsbüchse, Quartana, Karthaune, schoß eine Kugel von 25 Pfund.

Die Karthaune blieb jedoch unter den groben Geschützen das gebräuchlichste, und half gab für dem ganzen Geschlecht den Namen. So hatte man verstärkte und doppelte Karthaunen, welche 40 bis 50 Pfund Eisen schossen, Dreiviertel- und halbe Karthaunen von sechszehn- bis achtzehn- und zwölfpfündigem Kaliber.

Man muß es wirklich bewundern, wie schnell die alten Büchsenmeister, ununterstützt von einer geläuterten Wissenschaft und fast ohne mechanische Mittel, lediglich mit Hilfe ihrer gesunden Sinne zu richtigen Ansichten im Geschützwesen gelangten. Das Rohr einer Karthaune z. B. war etwa 17 Kaliber lang, das ist 17 Durchmesser der Eisenkugel, welche sie schoß; ihre Metallstärke war, am Stoß gemessen, d. h. hinter dem Zündloch, vollgütig, d. i. so stark als ein Kugeldurchmesser, so daß der Durchmesser des

Rohres hinten dreimal die Dicke der Kugel betrug. An der Mündung gemessen, betrug die Metalldicke einen halben Kugeldurchmesser. Das Stück wurde geladen mit einer Pulvermenge, welche dem halben Gewichte der Kugel gleich kam. Die neuere Artillerie hat an all diesen Verhältnissen nur wenig abzuändern gefunden. Ein Vierundzwanzigpfünder z. B. ist heute noch 18 Kaliber lang, am Zündloch gemessen 3 Kaliber dick und erhält eine halbkugelschwere Pulverladung. Die Feldstücke sind wohl etwas, doch nur wenig leichter gehalten, dafür aber hat die Pulverladung jetzt nur das Drittheil oder drei Achtel des Gewichtes der Kugel.

Eine zweite Gattung der Vestungs- oder Wallstücke bildeten die Wurfgeschütze, Böller, **Mortajo**, Mortier, Meerthier, bisweilen auch Narren genannt, weil sie, „gleich den Narren, mit Steinen warfen." Ihre Geschosse nämlich waren steinerne Kugeln von zehn Pfund bis zu zwei Zentnern.

„Solche Steinkugeln gehen durch alle Gewölb und erschrecken die Leute säuberlich, zuvor, wenn ihrer acht oder zehn um einen Tisch sitzen und fällt ein Stein von Zentnerschwere durch alle Dächer und Böden ein, mitten auf den Tisch in Pfeffer oder Kraut, so macht es sehr bleiche Nasen."

Außer den Steinballen warf man aus den Böllern auch künstliche Brand- und Sprengkugeln. Der Gebrauch der Bomben (eisernen Hohlkugeln) fällt jedoch in eine etwas spätere Zeit.

Die größeren Wurfstücke waren auf Stühlen befestigt, die kleineren aber wurden in den Erdboden gegraben und mittelst hölzerner Keile in ihre richtige Lage gebracht; dem Geschoß suchte man eine Anfangsrichtung von 45 Graden gegen den Horizont zu geben.

Ein großer hundertpfündiger Böller, d. h. der 100 Pfund Stein warf, wog 50 Zentner und brauchte zum Fortschaffen vierzehn Pferde.

Die Feldstücke zeichneten sich aus vor den Vestungsstücken durch eine verhältnißmäßig größere Länge des Rohres, welche 30 bis 34 Kaliber oder Kugeldicken betrug. Die Stücke hießen darum Schlangen, Colubrinen. Durch die bedeutende Länge wollte man einen weiten und sicheren Schuß erlangen, was sich auch bewährt hat. Allein die größere Schwere des Rohres und die Umständlichkeit des Ladens waren Übelstände, welche jenen Vorzug überwogen. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges hat man darum die Feldschlangen verworfen und die jetzigen sechszehn bis achtzehn Kaliber langen Feldstücke eingeführt.

Der Feldschlangen aber waren vorzugsweise vier Gattungen. Die stärkste, der Drache, die Nothschlange, schoß eine sechszehn- bis achtzehnpfündige Kugel, und erhielt, wie alle Karthaunen und Schlangen, halbkugelschwere Pulverladung; das Rohr wog zwischen fünfzig und sechszig Zentner. Zur Bespannung gehörten achtzehn Pferde, und zu einem Wagen mit hundert Kugeln vier Pferde.

Die einfache Schlange war ein Achtpfünder von ähnlichen Verhältnissen wie die obige.

Die Halbschlange, auch Falke, Falkon genannt, schoß vier bis fünf Pfund Eisen; das Rohr war bis 31 Kaliber lang und wog 15, auch 16 Zentner. Es wurde auf seiner Lafette (Lade, wie das alte Wort hieß) transportirt, welche an einen Protzwagen gehängt und mit sechs Pferden bespannt ward.

Das Falkonet schleuderte eine Bleikugel von zwei Pfund, und wog 10 bis 12 Zentner; die Lafette hatte keinen Protzwagen und zur Bespannung dienten drei bis vier Pferde.

Diese beiden Gattungen, die Halbschlange und das Falkonet, machten die Mehrzahl der Feldgeschütze aus. Unter Karl V nahm man bereits an, daß bei einem wohleingerichteten Heere zwei bis drei Feldgeschütze auf jedes Tausend der Mannschaft in Anschlag gebracht werden sollten. Man rechnete, daß ein Geschütz des Tages dreißig bis sechsunddreißig Schüsse thun könne und gab ihm einen solchen vierfachen Munitionsvorrath mit.

Bei der Feldartillerie wurden auch Wurfgeschütze mitgeführt, welchen man höchst abenteuerliche Namen beigelegt hatte, als Sau, Affe, Affin, Bauer, Ochs, Wiltemann; sie waren etwa vier Fuß lang, wogen an zwei Zentner und schossen zehn Pfund Stein; auch schleuderte man aus denselben sogenannten Hagel, d. i. einen Haufen Kieselsteine, Flintenkugeln, gehacktes Eisen. Aus diesen Kammerstücken sind die späteren Haubitzen entstanden, welche den gleichen Zweck haben, nur etwas kürzer und leichter in ihren Maaßen gehalten sind. Ursprünglich hieß das Wort Haufnitz, wahrscheinlich von Häufniß, weil vorzugsweise ein Haufe von Geschossen (Hagel) daraus geschleudert werden sollte. Für Hagel ist in ziemlich neuerer Zeit erst das Wort Kartätschen aufgenommen, nach dem italienischen **scartoccio** (etwas auseinandergestreutes). Das französische Wort **mitraille** ist dem italienischen **metraglia** (zerbröckeltes Erz) nachgebildet.

Überhaupt hat die Geschützkunst von den Wälschen mancherlei Namen sowohl als Einrichtungen entlehnt, das Wort **Artigleria** unter andern ist von ihnen nach dem lateinischen **Ars** (Kunst) gebildet worden. Aus **Mazzicans** (geschmiedetes Rohr) wurde das deutsche Scharfmetze gebildet, wie aus **Quartana** (Viertelsmetz) die Karthaune. Die Ableitung des Wortes Kanone dagegen ist etwas zweifelhaft: möglich, daß es rein das griechische Kanon sey, was soviel bedeutet als Regel, da beim Geschützwesen, von Anfang an, etwas Regelrechtes, Mathematisches herrschend war. Doch könnte es auch durch Zusammenziehen entstanden seyn, die Doppelkarthaune (Nachtigall), hieß auch **Duplicana**, oder bei den Deutschen kurzweg Kana, und dies könnte man auf die Gesammtheit der langen Geschütze übertragen haben. Die Wälschen ihrerseits haben auch manche deutsche Namen aufgenommen, z. B. **Bolwardo, Boulevard** aus Bollwerk, **Obus** aus Haufnitz ꝛc.

Neben den Genannten unterschied man noch eine Gattung, sogenanntes Kleingeschütz: es diente vorzüglich der Besatzung zum Gebrauch auf Mauern und hohen Wehren, auch bei Ausfällen.

Das Scharfentinle, die kleinste Geschützsorte, wog etwa zwei Zentner, war sechs bis sieben Fuß lang und schoß eine Bleikugel von einem halben Pfunde.

Kleine gegossene Kammerstücke, zwei bis drei Schuh lang, eine sechs- bis achtpfündige Kugel schießend. Das ganze Hintertheil des Rohres, die Kammer oder den Pulversack und das Lager für das Geschoß einbegriffen, war zum Auswechseln eingerichtet. Es ward auch Hagel aus diesen Röhren geschossen.

Sodann die Reihe der Wallbüchsen, welche nicht mehr auf Lafseten ruhten, vielmehr nach Art der Handbüchsen geschiftet, und auf hölzerne Böcke gelegt wurden.

Kurze Rohre (Musquetons), anderthalb Schuh lang mit einer Seele von einem Zoll Durchmesser, sie wurden mit zwölf bis fünfzehn Handbüchsenkugeln zumal geladen, und sollte vorzüglich dienen, unter die Stürmenden gefeuert zu werden.

Doppelhacken, Büchsen zu achtlöthigen Kugeln, vier Fuß lang, und von der Schwere, daß ein Mann sie noch zu handhaben vermochte. Das Rohr trug an seiner vordern Hälfte unten einen Ansatz (ein Winkelstück), womit es auf ein Querholz in der Brustwehre gelegt ward, damit der gewaltige Rückstoß aufgehalten werde.

Einfache Hacken, welche vier Loth Blei schossen, halbe Hacken, Ziel- und Pirschbüchsen, wie beim Fußvolk gebräuchlich. *)

Was die persönlichen Verhältnisse bei der alten Artillerie anlangt, so zeigten diese, wie überhaupt das ganze Wesen dieser Waffengattung, geringe Ähnlichkeit mit den beiden andern.

Der oberste Befehlshaber hieß Feldzeugmeister. Seinen Rang nach dem Feldmarschallen einnehmend, war er der dritte Generalofficier im Heere, und in der Regel ein Mann fürstlicher Abkunft.

Sold und Staat des Feldzeugmeisters betrug im sechszehnten Jahrhundert:

*) Dem ganzen oder einfachen Hacken mangelte der Ansatz zum Auflegen, es ist darum auch nicht anzunehmen, daß der Name Hackenbüchse von jenem Hacken herrühre, den nur der eine, der Doppelhacken trug. Ziemlich wahrscheinlich ist die ursprüngliche Benennung Haagbüchse gewesen, so viel als Wallbüchse, was jetzt noch gebräuchlich, denn Haag ist im alten Deutschen gleichbedeutend mit Wall. Gewiß irrig ist es aber, daß der Name von dem Gabelstock herrühre, dessen die Schützen in dem niederländischen und im dreißigjährigen Kriege sich zum Auflegen bedienten, weil der alte Name lange vor der Anwendung jenes Stockes vorhanden war, und weil man im Deutschen niemals „Gabel- und „Hacken- verwechselt hat.

Auf seinen Leib 100 Gulden; auf je sechs gerüstete Pferd, ein Troßpferd. Wo es Nothdurft in fremden Landen ein Tollmetsch.

Item. Einen Kammer- und einen Küchenwagen mit acht Pferden und vier Personen.

Item. Ein Koch, sechs Trabanten, ein Kaplan, ein Jung zu der Fußknechtsrüstung.

Item. Sein eigen Spiel, ein Zeugschreiber, sein Gegenschreiber, ein Pfennigmeister oder Zahlschreiber, ein Wundarzt, ein Feldscherer.

Den beiden Schreibern, dem Pfennigmeister und dem Wundarzt, jedem ein Pferd und einen Wagen nach Bedarf.

Zeugmeister folgten dem Heere in der Regel keine. Diesen Namen führten Oberoffiziere, denen der Befehl über ein Zeughaus anvertraut war, und welche meistens eine Stimme als Kriegsräthe hatten.

Der Feldzeugmeister hatte seinen Leutenant, einen Offizier, welcher im Rang eines Landsknechtshauptmannes stand, ein Pferd, einen Jungen und zwei Trabanten in der Musterung passiren lassen durfte.

Subalternoffiziere nach dem jetzigen Begriffe gab es bei der „Artelley“ eigentlich keine. Zwar hatten die Zeugwarte solchen Rang, doch ihr Dienst glich eher dem von Adjutanten des Feldzeugmeisters. Ein Zeugwart bezog vier Sold, hatte ein gemustert Pferd, einen Jungen und einen Schreiber.

Ihnen untergeben waren die Zeugdiener. Die von Adel hatten vier Sold, ein Pferd und einen Jungen, die nicht von Adel drei Sold und ihrer zwei einen Jungen.

Eine eigenthümliche Stelle nahmen die Büchsenmeister ein. In der heutigen Artillerie wenigstens findet sich nicht wohl ein Amt, das einigermaßen dem ihrigen entspräche. Jedem der großen „Mauerbrecher“ waren zwei, drei Büchsenmeister zugeordnet, welche das Abmessen der Ladung, das Richten des Geschützes, den eigentlichen Batteriedienst besorgten oder überwachten. Zwischen ihnen und dem Feldzeugmeister gab es weiter keine kommandirende Offiziere. Diese Büchsenmeister allein nur besaßen eigentliche Kenntniß der Geschützkunst, die sie allerdings, dem Geiste ihrer Zeit gemäß, mit der wichtigen Geheimnißthuerei eines streng geschlossenen Zunftwesens umschleierten.

Kleinere Feldstücke zu bedienen erachteten die Büchsenmeister unter ihrer Würde, dies Geschäft besorgten die Schützen, Schlangenschützen, Falkonetschützen ꝛc., je einer auf ein Stück: es waren diese gewissermaßen die Adepten, die Geheimschüler der Büchsenmeister.

Die Schützen erhielten nur Doppelsold: ein Büchsenmeister aber ward mit drei-, vierfachem Sold und noch höher bezahlt, je nach dem Werth und selbst nach dem Ruf des Mannes.

Diejenigen Büchsenmeister, welche die Bedienung der großen Wurfgeschütze

besorgten, hießen Feuerwerker, weil sie in der Kunstfeuerwerkerei erfahren seyn mußten. Außer den Büchsenmeistern oder Schützen bestand die Bedienungsmannschaft der Geschütze lediglich aus Handlangern.

Wenn bei Aufrichtung eines Kriegsregimentes das Kriegsheer, bei hinreichendem Geld, leicht im Stande war, durch Werbung in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich die nöthigen Fußknechte und Reisigen zu beschaffen, verhielt es sich doch anders mit der Arkeley. Selbst die Kaiser hatten selten die erforderliche Zahl von Stücken und fast niemals die nöthigen Büchsenmeister; sie bezogen dieselben leihweise aus befreundeten Städten, wo überhaupt die Kraft und das Mark des alten Reiches ruhte. Orte wie Straßburg, Ulm, Augsburg u. s. w. besaßen ihre wohlversehenen Zeughäuser und unterhielten eigne tüchtige Büchsenmeister, welche die edle Geschützkunst pflegten und förderten. Wenn es irgend erlaubt ist, einer Erfindung das Beiwort national zuzulegen, so wird man die Geschützkunst recht eigentlich eine deutsche Kunst nennen müssen, auch abgesehen davon, daß die immerhin zufällige erste Erfindung diesem Lande angehört. Die Vorliebe der Deutschen für das Büchsenschießen, ihre anerkannte Gewandtheit in Behandlung der Schießwaffen sind selten durch Regierungsmaaßregeln begünstigt worden, im Gegentheil haben, von Anfang an, viele kaiserliche und provinzielle Verordnungen die Verbreitung der Büchsen, des Mißbrauches der Wilderei wegen, zu hemmen gesucht; ähnlich, wie im fünfzehnten Jahrhundert viel gegen den Gebrauch der Armbrust geeifert worden.

Verbunden mit der Arkeley war das Schanz- und Brückenwesen. Von hieher gehörigen Ämtern mögen angeführt werden:

Der Schanzmeister, jetzt etwa der Kommandant der Pioniere; denn das Herstellen von Wegen und Brücken, die Ausführung aller Schanzarbeiten standen unter seinem Befehl. Seine Beseltzung war die eines Hauptmanns der Fußknechte, dazu hielt man ihm zwei Trabanten, zwei Pferde und einen Jungen. „Alte wohlgeniete Büchsenmacher sind gut zu diesem Amt, die wissen nach Vortheil zu schanzen."

Einem jeden Artilleriezug war ein Hause von etlichen hundert Schanzbauern mit dem Schanzbauernhauptmann zugetheilt. Die Schanzbauern theilten sich in Rotten und hatten Sold wie die Fußknechte. Führten auch ihr Fähnlein, jedoch ohne besonderen Fähnrich.

Der Geschirrmeister. Aus alten kriegskundigen Fuhrleuten erwählt, je einer über etwa 200 Pferde. Sie sollten beurtheilen können, ob Brücken und Wege zu passiren wären, mußten wissen Wägen und Stücke im Lager und in der Schanz aufzufahren, oder dieselben zur Vertheidigung in eine veste Wagenburg zu ordnen.

Auf acht Pferde rechnete man zwei Fuhrleute und einen Handknecht.

Auf- und Abladen der großen Büchsen und anderer schwerer Stücke war das Amt der Schneller, deren je acht eine Rotte bildeten, mit einem

Schnellerzeugmeister an der Spitze. Überall, wie man sieht, die altväterische Umständlichkeit.

Mit dem Dienst des Profoßen der Arkeley verhielt es sich wie mit dem Profoßen der Reisigen. Sein Hauptgeschäft war das Beaufsichtigen der Marketender und Sutler. Ihm und dem Proviantmeister war zur besondern Pflicht gemacht, zu sorgen, daß die Arkeley-Personen stets mit dem Nöthigen in dieser Beziehung versehen seyen, damit sie keinerlei Veranlaßung hätten, ihre Stücke zu verlassen, bei denen sie stets zu finden seyn sollten.

Mancher „wohlgenietete" Büchsenmeister wird ob dieser Versorglichkeit bei sich gelächelt haben, denn auch in der Verpflegungskunst sind die Konstabler stets wohl erfahren gewesen; heut zu Tage wenigstens hat man die Überzeugung, daß wenn in einem Feldzug die Artillerie einmal darbt, es bei den andern Waffen längst schon bitter übel bestellt seyn muß.

Steckenknechte hatte der Arkeley-Profoß so wenig als der Profeß der Reisigen, und zwar wohl aus ähnlicher aristokratischer Prätension. War dem Profoßen ein Übelthäter übergeben, so hatte er ihn nur so lange an einen Wagen schmieden zu lassen, bis der Feldzeugmeister über dessen Prozeß und Aburtheilung durch das gemeine Kriegsgericht Versehung getroffen. Dies war eine von den Freiheiten der Arkeley, deren sie noch mehrerer sich erfreute. So ist unter andern ihre Batterie oder ihr Park eine Freistätte gewesen für verfolgte Übelthäter.

In einer alten Arkeley-Ordnung heißt es: „Item, so Einer im Feldlager Einen entleibt, ehrlich, ohne Fürsatz, und fleucht zu der Arkeley, begehrt Freiheit, die soll ihm gegeben und gehalten werden; es wäre denn der Beschädigte oder Entleibte des Thäters Oberst oder Hauptmann. Zur Bekräftigung solcher Freiheit, wär Sach, daß Jemand dawider gewaltig Eingriff thäte, so seyen alle Arkeley-Personen ihrer Pflichten und Eide letzig und mögen mit Ehren ziehen, wohin sie gelüstet, es wäre dann, daß solcher Verleger der Freiheit darum um sein Haupt gestraft würde, dann sollen sie an solcher Strafe ersättiget seyn, und ihre gethane Pflicht halten."

Doch auch für Rechte und Freiheiten, welche weniger glänzend in der Form, dafür das solidere Verdienst hatten, einträglich zu seyn, auch für solche hat die Artillerie sich stets empfänglich erwiesen.

Lange war es ein wohlbegründetes Herkommen, daß, wo ein Schloß oder eine Stadt mit Sturm oder sonst nach starker Bedrängniß durch das Geschütz eingenommen wurde, dem Arkeley-Personal ein ansehnlicher Theil der Beute zugeschicken werden mußte. Dem Feldzeugmeister gehörte alle Munition, Büchsen, Pulver und Kugeln, dazu alle genommene Wehr und Waffen; oder der Kriegsherr hatte dieses um billigen Anschlag bei ihm auszulösen. Den Büchsenmeistern fiel als Loos zu, alles Pulver und die Kugeln, so noch in den Stücken waren, die angebrochenen Pulversäßlein und die

größten Sturmglocken des eroberten Ortes. Des Schanzmeisters waren alle Schanzkörbe, das Reisig und alles Holzwerk, so nicht mit hergeführt worden. Den sämmtlichen übrigen Amtsleuten und den Knechten gebührte ein ansehnliches Geschenk, zum mindesten im Betrag eines Monatsoldes.

Das Reichsheer.

Eine bewaffnete Macht stets bereit zu haben zur Wahrung des Landfriedens, zum Schutz des Eigenthumes, zur Sicherheit des Verkehres, also wie zum Trutz nach Außen, dies ist in Deutschland, einen großen Theil des Mittelalters hindurch der Zweck vielfacher Bestrebungen und mancherlei Bündnisse gewesen, so der alten Hansa, so des schwäbischen Städtebundes, der gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts aufgerichtet worden.

Einheit und Vereitschaft in das Kriegswesen zu bringen, war auch das Ziel Maximilians I, als er den, seiner Zeit mächtigen schwäbischen Bund gestiftet, welcher nach und nach eine Vereinigung aller Streitkräfte der gesammten Reichsritterschaft herbeiführen sollte.

Solche Ausdehnung des schwäbischen Bundes konnte allerdings bei den hochgehenden Plänen des Kaisers in manchem Sinn bedenklich werden, und der Widerstand, den ihr Kurpfalz mit Erfolg entgegengesetzt, muß darum wohl gerechtfertigt erscheinen.

Doch als erfreuliches Resultat all dieses Auf- und Gegenstrebens darf man glücklicherweise die treffliche Kreisverfassung des Reiches begrüßen, welche bald nach Errichtung des schwäbischen Bundes zu Stande gekommen, und welche geeignet war, den Anforderungen neuer Zeitverhältnisse volle Genüge zu leisten.

Aufbringen und Unterhalt des Reichsheeres, Wahrung des Landfriedens vermittelst dieses Heeres und der Reichsexekutionsordnung, Vertheidigung des Reiches gegen äußere Feinde, Unterhalt der Reichsgerichte, dies war das Feld für die Thätigkeit der Kreise, deren Jeder für sich seine Angelegenheiten nach eigener ständischer Verfassung ordnete.

Im Jahre 1500 hatte man sich zuerst über eine neue Eintheilung des Reiches in Provinzen verständigt, und errichtete sechs Kreise: Baiern, Franken, Schwaben, Oberrhein, Westphalen und Niederrhein, Sachsen. Doch wollte das Werk nicht lebenskräftig werden und zwölf Jahre später führte man einen andern Bau auf, der im Ganzen auch stehen blieb bis 1806. Die

zehn Kreise dieser neueren Eintheilung waren: Östreich, Kurrhein oder Niederrhein, Burgund, Oberrhein mit Elsaß und Lothringen, Schwaben, Baiern, Franken, Obersachsen, Niedersachsen, Westphalen.

Zum Reiche gehörten ferner die deutschen Lehen Böhmen, Schlesien, Mähren, die Lausitz und Glatz. Die unmittelbaren Herrschaften Jeger Kniephausen, Mümpelgard. Die italienischen Lehen: Mantua, Kastiglione und Solferino, Parma, Piacenſa, Guastella, Modena, Mirandola, Novellara, Massa und Carara, Genua und Piemont, Toskana, Kommasio, Savonen, Bologna und die Mark Ankona. Dies waren im Jahre 1512 die Länder des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation."

Nachdem die altdeutsche allgemeine Heerfolge außer Übung gekommen, blieb diese Pflicht einer Zahl einzelner Reichsglieder, welche darum nicht immer Reichsstände seyn mußten, wohl aber waren sie eben durch diese Pflicht Kreisstände.

Die Mannschaft, welche die Glieder eines Kreises stellten, bildete das Kreiskontingent. Dies bestand lange Zeit nur aus Reisigen und Fußvolk, während das Geschütz und die Büchsenmeister von Fürsten und Städten nach besonderer Vereinbarung geliefert wurden. Manche Reichsglieder hatten sich bedungen, ihren Heeresantheil in Geld zu stellen. Es geschah dies nach sogenannten Römermonaten; ein Ausdruck aus den Zeiten, wo die deutschen Kaiser zur Krönung über die Alpen zogen. Der Monatsbetrag für einen Fußknecht war vier Gulden, für einen Reisigen zwölf Gulden, also nur der einfache Solt. Die übrigen Kriegskosten mußten nach dem „gemeinen Pfennig" umgelegt werden.

Im Verlauf der Zeit jedoch hatte jeder Kreis sich seinen eigenen Militärstaat gebildet, aus Generalität, Verwaltung, Regimentern, Schwadronen, Batterien und so fort bestehend, wie noch heut zu Tag. Doch war die Beitragspflicht immer noch den einzelnen Reichs- oder Kreisgliedern nach dem alten Fuß verblieben.

Der Austheiler, oder die Reichsmatrikel, wie man ihn nannte, ist endlich unter Karl V auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1521 vereinbart worden, und von hier an kann man erst sagen, daß die Reichsverfassung in rechte Wirksamkeit getreten sey. Nach diesem Wormser Matrikel machten die einfachen Reichskontingente, das Simplum, ein Heer von 28,000 Mann zu Fuß und 12,000 Pferden.

In jedem Kreis stand an der Spitze der Geschäfte ein Direktorium und als dessen Organ ein oder zwei „kreisausschreibende Fürsten", dies war der Bischof von Konstanz und der Herzog von Würtemberg für den schwäbischen Kreis, der Bischof von Worms und der Pfalzgraf von Simmern im oberrheinischen Kreis; in gemischten Kreisen immer ein katholischer und ein protestantischer Fürst.

Die Kreisstände ernannten einen Kreisobersten als Befehlshaber ihres Kontingentes und verfügten unbeschränkt über Uniformirung, Verpflegung und Vertheilung dieser Truppen.

Die schwäbischen Stände hielten regelmäßig jedes Frühjahr einen Kreistag, Kreiskonvent, dessen Sitz anfänglich in verschiedenen Orten wechselte, später jedoch in Ulm verblieb.

Der Reichstag konnte ein doppeltes, dreifaches Kontingent ausschreiben, und im Jahre 1702 wurde bestimmt, daß dieses „Triplum" oder 120,000 Mann die Stärke des Reichsheeres in Kriegszeiten seyn sollte. Während der Revolutionskriege aber ist das Kontingent auf das fünffache gestellt worden.

Durch die Gliederung des Reiches in zehn Kreise, und die Abtheilung des Heeres in zehn Kontingente oder Armeekorps war das Aufbringen dieses Heeres selber, im Vergleich mit dem früheren Zustand, merklich vereinfacht worden. Dennoch hatte übelverstandenes Interesse, oder offener böser Wille immer noch Spielraum genug, seine schlimme Wirkung zu äußern, beverab seit den Kriegen der Reformationszeit, welche Deutschland auf dreihundert Jahre hinaus in zwei religionsfeindliche Lager gespalten hatten, in denen böser Argwohn durch falsche Nachbarn stets auf der Lauer erhalten wurde. Schon die Wahl des Oberbefehlshabers ist darum ein häckeliches Geschäft worden, an dem oft ganze Unternehmungen zu Grunde gingen. Bisweilen ernannte man hiezu den römischen König, das ist den muthmaaßlichen Nachfolger des Kaisers. Im Jahre 1500 ward der Oberbefehl dem Pfalzgrafen Albrecht übertragen, im Jahre 1541 bei dem Zug wider den Türken hatte denselben Graf Friederich zu Fürstenberg, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts führte diesen Oberbefehl der gefeiertste aller Reichsgenerale, der Markgraf Ludwig von Baden.

Die alte Markgrafschaft Baden war dem größeren Stück nach dem schwäbischen Kreis zugetheilt und stellte dahin ihr Kontingent. Die überrheinischen Lande aber zählten zu dem oberrheinischen Kreis. Die jetzigen untern Landestheile sind theils dem beiden rheinischen, theils dem fränkischen Kreis einverleibt gewesen.

Nachfolgender Auszug aus dem ehemaligen Reichsmatrikel gewährt eine gute Einsicht in die eigenthümlich verflochtene Zusammensetzung des alten Reichsheeres:

Kontingente des Reichsheeres
nach der Matrikel von 1521.

Östreichischer Kreis.

rihaus Östreich, obwohl an sich vom Reichsanschlag, vertritt dennoch freiwillig zwei Kurfürsten. Den alten Kurfürstenanschlag zu 60 Reisigen und 277 Fußknechten angenommen, oder in Geld, den Reisigen zu 12 fl., den Fußknecht zu 1 fl. den Monat, im Ganzen 1828 fl. Ferner den Beitrag zum Reichskammergericht mit 450 fl.

An der doppelten Leistung waren betheiligt: Östreich ob und unter der Ens mit 1218 fl. Tyrol desgleichen mit 1218 fl. Kärnthen, Steyer und Krain desgleichen mit 1218 fl.

Bisthum Trient ward von Tyrol gegen das Reich vertreten mit 14 Reisigen, 91 Fußknechten, zum Kammergericht trug es bei 60 fl.

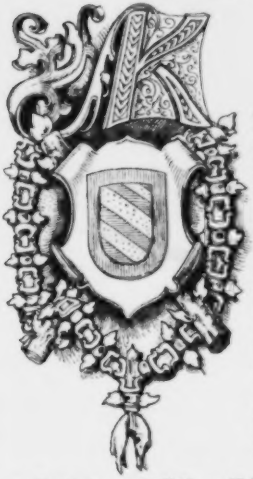
Bisthum Brixen ebenfalls von Tyrol zu dem gleichen Anschlag vertreten.

Dietrichstein, wegen der Herrschaft Trost, gab an Geld 76 fl. und zum Kammergericht 16 fl.

Die Fuggersche Grafschaft Kirchberg durch Tyrol vertreten mit 1 Reisigen, 1 Fußknecht und 20 fl. zum Kammergericht.

Stadt Konstanz ward von Östreich erimirt und vertreten mit 3 Reisigen und 50 Fußknechten. Gab zum Kammergericht 62 fl.

Burgundischer Kreis.



Kaiser Karl V. hatte die sechszehn Provinzen der Niederlande, so die hochburgundischen Lande zu einem Kreis vereint und dem Reiche angefügt. Als Reichsanschlag hatte derselbe einen doppelten Kurfürstentheil, nämlich 120 Reisige und 554 Fußknechte stellen. Wider den Türken aber einen dreifachen Kurfürstenantheil oder 180 Reisige und 831 Fußknechte. Übrigens sollte das Land seine eigenen Privilegien behalten und nicht an die Reichsabschiede gebunden seyn.

Ausgenommen war die Grafschaft Breda mit 20 Reisigen, 90 Fußknechten und 148 fl. zum Kammergericht.

Desgleichen die Grafen zu Bergen und Wallheim mit 10 Reisigen, 67 Fußknechten und 97 fl. zum Kammergericht.

Ferner wurde durch die Krone Spanien ausgenommen die Grafen zu Egmont, Herren zu Isselstein, mit 10 Reisigen, 45 Fußknechten und 75 fl. zum Kammergericht.

Ferner die Grafen von Horn.

Allein schon in Folge des Krieges der Niederlande gegen Philipp II. ist das Verhältniß des burgundischen Kreises zum Reich wesentlich geändert worden.

Kurrheiniſcher Kreis.

bur-Mainz 60 Reiſige, 277 Fußknechte, und zahlte zum Kammergerichte 300 fl.

Kur-Trier 60 Reiſige, 277 Fußknechte, zum Kammergericht 300 fl. Später hat die Ritterſchaft ſich mit einem Drittheil abgeſondert.

Abtei St. Maximen 3 Reiſige, 22 Fußknechte.

Grafſchaft Virneburg 2 Reiſige, 22 Fußknechte, zum Kammergericht 13 fl.

Kur-Köln 60 Reiſige, 277 Fußknechte, zum Kammergericht 300 fl.

Grafſchaft Neuenaar 2 Reiſige, 4 Fußknechte, 10 fl. zum Kammergericht.

Grafſchaft Reifferſcheid 2 Reiſige, 2 Fußknechte, 12 fl. zum Kammergericht.

Kurpfalz 60 Reiſige, 277 Fußknechte, 300 fl. zum Kammergericht.

Probſtei Selz 1 Reiſiger, 3 Fußknechte, 24 fl. zum Kammergericht.

Komthur zu Koblenz 150 fl. zum Kammergericht.

Fürſt zu Arenberg	.	.	2	Reiſige,	6	Fußknechte,	39 fl.	zum	Kammergericht.
Naſſau-Beilſtein	.	.	1	„	2	„	7 „	„	„
Grafſchaft Niederyſenburg			2	„	8	„	15 „	„	„
Stadt Gelnhauſen	.	.	2	„	15	„	35 „	„	„

(ward von Kurpfalz und den Grafen von Hanau erimirt.)

Oberrheinischer Kreis.

	Reisige.	Fußkn.	K.G. fl.
Bisthum Worms . . .	2	13	25
Bischof zu Speier .	18	60	90
„ „ Straßburg	18	100	77
„ „ Basel .	2	15	30
„ „ Metz . .	20	70	—
„ „ Toul . .	6	20	—
„ „ Verdun .	14	30	—
(Bekanntlich wurden die drei Bisthümer schon 1552 durch Frankreich dem Reiche weggenommen.)			
Erzbischof z. Besançon	20	50	60
Stift Fulda . . .	17	50	60
Gefürst. Abtey Murbach	6	19	30
Johannitermeister .	10	30	55
Probstey Weißenburg durch den Bischof von Speyer vertreten mit	2	14	35
Desgleichen Probstey Odenheim mit . .	—	7	30
Abtey Hirschfeld durch Hessen-Kassel vertreten mit . . .	2	9	30
Abtey Prüm im Ardennenwald durch Kur-Trier vertreten mit	1	13	50
Abtey Münster	1	4	45
Äbtissin zu Kauffingen durch den Landgrafen zu Kassel eximirt	1	10	—
Pfalz-Zweibrücken wegen Veldenz	10	30	80
Pfalzgraf Lautereck	2	1	80
Landgrafen zu Hessen	50	260	300
Herzog von Lothringen wegen Romeny	40	184²/₃	200
Herzog von Savoyen, ein Kurfürstenanschlag	60	277	300
Grafschaft Sponheim, der pfälzische Theil hat nichts besonderes beigetragen, der badische Antheil steht beim schwäbischen Kreis, der birkenfeldtische Antheil . . .	5½	18	60
Fürsten zu Salm	2	4	15
Grafschaft Nassau	14	70	79

	Reisige.	Fußknechte.	z. K. G. fl.
Wild- und Rheingrafen	4	12	22
Grafen von Falkenstein wegen Daun	2	4	7
Grafen von Kriechingen	2	4	10
Grafen von Hanau-Lichtenberg	6	22	25
Grafen von Hanau-Müntzenberg	10	30	59
Grafen von Leiningen-Darburg	3	9	18
Grafen von Leiningen-Westerburg	2	4	16
Grafschaft Riepoldskirchen durch Falkenstein vertreten	1	4	15
Grafen von Daun zu Falkenstein	1	1	4
Grafschaft Bitsch, in Geld 176 fl.	—	—	32
Grafen von Waldeck	4	16	25
Grafschaft Königstein und Eppstein	4	13	30
Grafschaft Solms, Lich und Laubach	4	24	27
Grafschaft Solms-Braunfels	4	18	22
Grafschaft Wittgenstein	1	4	27
Grafschaft Ober-Ysenburg und Büdingen	6	24	24
Herrn von Fleckenstein und Dachstuhl	1	1	4
Grafschaft Olbruck durch die Herren Waldboten zu Bassenheim vertreten	1	1	—
Stadt Straßburg	25	150	275
„ Worms	3	60	131
„ Speyer	3	60	131
„ Frankfurt am Main	20	140	250
„ Hagenau	6	30	80
„ Kolmar	4	30	80
„ Schlettstadt	4	24	80
„ Weißenburg am Rhein	2	22	56
„ Landau	2	18	45
„ Ober-Ehenheim	2	14	47
„ Kaisersberg	2	15	25
„ Münster im Sanct Gregorienthal	—	12	25
„ Roßheim	1	3	25
„ Türkheim	—	5	25
„ Friedberg	—	12	32
„ Wetzlar	—	8	17

Schwäbischer Kreis.

ischof zu Konstanz giebt 7 Reisige, 30 Fußknechte, zum Kammergericht 60 fl.

Bischof zu Augsburg 21 Reisige, 100 Fußknechte, 70 fl. zum Kammergericht.

Abtey Kempten 6 Reisige, 20 Fußknechte, 90 fl. zum Kammergericht.

Probstey Ellwangen 5 Reisige, 18 Fußknechte, 65 fl. zum Kammergericht.

Abtey Reichenau durch Bisthum Konstanz vertreten mit 2 Reisigen, 4 Fußknechten, 30 fl. z. K.-G.

Abtey Salmansweiler 4 Reisige, 64 Fußknechte und 125 fl. zum Kammergericht.

Abtey Weingarten 4 Reisige, 18 Fußknechte, 50 fl. zum Kammergericht.

Abtei Weißenau 2 Reisige, 14 Fußknechte, 60 fl. zum Kammergericht.

Abtey Maulbronn, durch den Herzog v. Würtemberg vertreten, 5 Reisige, 28 Fußknechte, 60 fl. z. K.-G.

Abtey Petershausen	4	„	6	„	30	„	„
Kloster Schussenried	2	„	14	„	50	„	„
Abtey Rogagenburg	2	„	10	„	6	„	„
Probst zu Mettenhausen	1	„	3	„	20	„	„
Abtey Ochsenhausen	4	„	20	„	77	„	„
Abtey Königsbrunn, durch Würtemberg vertreten	1	„	10	„	52	„	„
Abt zu Marchthal	2	„	5	„	45	„	„

Abt zu Elchingen	3	Reißge,	13	Fußknechte,	90	fl.	z. K.-G.
Abtey Münchenroth	1	„	8	„	30	„	„
Abt zu Auersberg	—	„	10	„	12	„	„
Abtey Irsee durch die Erbtruchsessen zu Waldburg vertreten . . .	1	„	4	„	6	„	„
Abtey Gengenbach	1	„	3	„	45	„	„
Abt zu St. Ulrich in Augsburg . .	—	„	5	„	—	„	„
Abt zu Ursin	—	„	14	„	30	„	„
Gefürstete Äbtissin zu Lindau . .	—	„	5	„	37	„	„
Gefürstete Äbtissin zu Buchau . .	2	„	6	„	45	„	„
Äbtissin zu Rothenmünster . . .	1	„	4	„	30	„	„
Äbtissin zu Heppach	—	„	5	„	5	„	„
Abtey Gutenzell	—	„	5	„	5	„	„
Äbtissin zu Baind	—	„	3	„	5	„	„
Balley Elsaß und Burgund . . .	3	„	31	„	150	„	„
Herzog zu Würtemberg *) . . .	60	„	277	„	300	„	„
Baden-Durlach	20	„	53	„	64	„	„
Baden-Baden, ganzer Anschlag **)	18	„	50	„	64	„	„
Grafsch. Eberstein, von Baden vertreten	4	„	16	„	4	„	„
Fürsten Hohenzollern wegen der Hälfte von Werdenberg u. Sigmaringen	4	„	12½	„	27	„	„
wegen Hechingen und Haigerloch .	6	„	20	„	48	„	„
Grafen von Helffenstein	2	„	—	„	6	„	„
Grafen zu Öttingen, ganzer Anschlag	8	„	45	„	69	„	„
Grafen zu Fürstenberg wegen der Landgrafschaft Baar u. des Kinzigthales	6	„	30	„	69	„	„
wegen der Hälfte von Heiligenberg ꝛc.	4	„	22½	„	—	„	„
vertreten ferner Gundelfingen mit .	2	„	2	„	10	„	„
Grafschaft Lupfen	4	„	18	„	22	„	„
Grafschaft Montfort	3	„	20	„	34	„	„
Grafen zu Sulz wegen des Kleckgaues	2	„	9	„	17	„	„
Grafen zu Zimmern	2	„	9	„	15	„	„
Grafschaft Tengen durch Sigmaringen vertreten mit	1	„	—	„	3	„	„
Grafen von Königseck	—	„	5	„	5	„	„
Ferner wegen Aulendorf . . .	2	„	6	„	16	„	„
Erbtruchsessen zu Waldburg . . .	10	„	42	„	103	„	„

*) Unter diesem Anschlag waren gerechnet: die Grafschaft Mümpelgard, die Herrschaft Steußlingen, die Ämter Oberkirch und Ettenheim, so später bischöflich-straßburgisch, die früheren badischen Ämter Bösigheim und Mündelheim u. s. w.

**) Darunter ist die Grafschaft Sponheim begriffen mit 2 Reißigen und 20 Fußknechten.

Grafen von Hohen-Ems	1	Reiſige,	2	Fußknechte,	—	fl.	k.-G.
Herrſchaft Brandeis wegen Blumegg	1	„	6	„	9	„	„
Grafen von Rechberg	1	„	2	„	—	„	„
Grafen Fugger	4	„	15	„	—	„	„
Herren zu Hohen-Gerolzeck . . .	1	„	2	„	3	„	„
Herren zu Grafeneck und Eglingen .	1	„	2	„	3	„	„
Herr Baumgarten zu Hohenſchwangau	1	„	2	„	—	„	„
Stadt Augsburg	25	„	150	„	250	„	„
„ Ulm	25	„	150	„	275	„	„
„ Eßlingen	5	„	46	„	152	„	„
„ Reutlingen	3	„	38	„	85	„	„
„ Nördlingen	5	„	50	„	162	„	„
„ Schwäbiſch-Hall	6	„	55	„	15	„	„
„ Überlingen	6	„	60	„	116	„	„
„ Rothweil	3	„	61	„	70	„	„
„ Heilbronn	4	„	46	„	110	„	„
„ Schwäbiſch-Gemünd . . .	3	„	35	„	75	„	„
„ Memmingen	4	„	50	„	156	„	„
„ Lindau	3	„	40	„	100	„	„
„ Dinkelsbühl	4	„	40	„	110	„	„
„ Biberach	3	„	40	„	90	„	„
„ Ravensburg	3	„	40	„	67	„	„
„ Kempten	3	„	30	„	60	„	„
„ Weil	1	„	12	„	5	„	„
„ Kaufbeuern	2	„	34	„	32	„	„
„ Wangen	2	„	14	„	40	„	„
„ Isny	2	„	14	„	50	„	„
„ Pfullendorf	2	„	20	„	37	„	„
„ Offenburg	—	„	30	„	17	„	„
„ Donauwörth	2	„	28	„	54	„	„
„ Leutkirch	—	„	10	„	37	„	„
„ Wimpfen	2	„	14	„	57	„	„
„ Giengen	1	„	12	„	30	„	„
„ Aalen	1	„	12	„	27	„	„
„ Gengenbach	—	„	15	„	17	„	„
„ Zell am Harmersbach . .	—	„	10	„	8	„	„
„ Buchhorn	—	„	5	„	30	„	„
„ Buchau am Federſee . . .	—	„	2	„	6	„	„
„ Bopfingen	—	„	6	„	20	„	„
„ Konſtanz, durch Öſtreich vertreten	3	„	50	„	62	„	„

Baierischer Kreis.

ayern, Kurfürst, 60 Reisige, 277 Fußknechte und zahlte zum Kammergericht 300 fl.

Erzbischof zu Salzburg 60 R., 277 F., 225 fl. zum Kammergericht.

Bischof zu Passau 18 R., 78 F., 75 fl. z. K.-G.

Bischof zu Freising 12 R., 80 F., 75 fl. z. K.-G.

Bischof zu Regensburg 8 R., 30 F., 27 fl. zum Kammergericht.

Probstey Berchtesgaden 2 R., 20 F., 45 fl. zum Kammergericht.

Abtey Waldsachsen 4 R., 24 F., 60 fl. z. K.-G.

Abtey Kaysheim 4 R., 60 F., 150 fl. z. K.-G.

Abtey St. Emeran zu Regensburg 2 F., 18 R., 32 fl. z. K.-G.

Äbtissin zu Niedermünster	1	Reisiger,	3	Fußknechte,	10	fl. z. K.-G.
Äbtissin zu Obermünster	1	„	3	„	10	„	„
Pfalzgraf zu Neuburg	20	„	100	„	125	„	„
Herrschaft Stauf am Regen	3	„	—	„	19	„	„
Herrschaft Heydeck	5	„	7	„	—	„	„
Landgrafschaft Leuchtenberg	6	„	14	„	50	„	„
Grafschaft Haag	4	„	10	„	30	„	„
Grafschaft Ortenburg	2	„	—	„	12	„	„
Herrn von Wolfstein	2	„	4	„	10	„	„
Herrn von Meichseltrain	1	„	2	„	4	„	„
Grafschaft Sternstein	2	„	6	„	10	„	„
Herrschaft Breiteneck	1	„	2	„	—	„	„
Stadt Regensburg	10	„	50	„	55	„	„

Fränkischer Kreis.

isthum Bamberg 30 Reisige, 182 Fußknechte, zum Kammergericht 212 fl.

Stift Würzburg 45 Reisige, 208 Fußknechte, 250 fl. zum Kammergericht. Erimirt das Stift Chomburg ꝛc. mit 1 Reisigen und 8 Fußknechten.

Stift Eichstädt 20 Reisige, 132 Fußknechte, 120 fl. zum Kammergericht.

Teutschmeister 19 Reisige, 55 Fußknechte, 90 fl. zum Kammergericht.

Brandenburg-Kulmbach und Onolzbach oder das Burggrafenthum Nürnberg, zusammen 34 Reisige, 156 Fußknechte und 250 fl. zum Kammergericht, wovon auf jeden der beiden Markgrafen die Hälfte.

Abtey Heilsbronn 2 R., 10 Fußknechte.

Sachsen-Gotha wegen der Herrschaft Römhild 3 Reisige, 10 Fußknechte, 50 fl. zum Kammergericht.

Gefürstete Grafschaft Hennenberg	15	Reisige,	44	Fußknechte,	120	fl. z. K.-G.
Grafschaft Wertheim	5	„	25	„	48	„	„
Grafschaft Kastell	1	„	4	„	7	„	„
Herrschaft Raichelsberg	1	„	4	„	7	„	„
Gefürstete Grafschaft Schwarzenberg	1	„	3	„	6	„	„
Grafschaft Hohenlohe	8	„	40	„	66	„	„
Grafschaft Erbach	2	„	8	„	10	„	„
Grafschaft Rheineck und Lohr	2	„	10	„	16	„	„
Herren von Seinsheim	1	„	4	„	—	„	„
Stadt Nürnberg	40	„	250	„	300	„	„
„ Rothenburg a. d. Tauber	10	„	56	„	90	„	„
„ Windsheim	4	„	30	„	50	„	„
„ Schweinfurt	4	„	25	„	50	„	„
„ Weißenburg im Nordgau	3	„	16	„	90	„	„
Abtey Königshofen	—	„	53	„	30	„	„

Westphälischer Kreis.

ischof zu Paderborn 18 Reisige, 34 Fußknechte und 60 fl. zum Kammergerichte.

Bischof zu Lüttich samt den Städten Lüttich, Bouillon und Mästricht 50 Reisige, 170 Fußknechte und 200 fl. zum Kammergericht.

Bischof zu Münster 30 Reisige, 118 Fußknechte und 160 fl. zum Kammergericht.

Bischof zu Osnabrück 6 Reisige, 36 Fußknechte und 30 fl. zum Kammergericht.

Bischof zu Kamerich (später von Spanien erimirt) 22 Reisige, 22 Fußknechte und 60 fl. zum Kammergericht.

Stift Behrden, von Schweden vertreten mit 3 Reisigen, 15 Fußknechten und 30 fl. zum Kammergericht.

Stift Minden (jetzt Brandenb. zuständig)	10	Reisige,	16	Fußknechte,	20	fl. z. K.-G.	
Abt zu Werden und Helmstädt	2	„	6	„	60	„	„
Abt zu Stablo	2	„	22	„	60	„	„
Abt zu Sanct Korneli, bei Aachen	2	„	9	„	70	„	„
Abtey Korvey mit der Stadt Hörter	2	„	9	„	60	„	„
Äbtissin zu Herword	—	„	6	„	30	„	„
„ „ Essen mit der Stadt	2	„	13	„	60	„	„
„ „ Thoren	1	„	—	„	—	„	„
Herzogthümer Jülich, Kleve und Berg	7	„	323	„	500	„	„
Fürst von Ostfriesland	6	„	30	„	59	„	„
Nassau-Dillenburg	10	„	45	„	47	„	„
Grafen zu Sayn	4	„	16	„	23	„	„
Grafen von Wied und Runkel	4	„	12	„	16	„	„
Grafschaft Oldenburg	14	„	44	„	42	„	„
„ Ritberg	6	„	—	„	39	„	„
„ Bentheim	6	„	20	„	45	„	„
„ Tecklenburg	3	„	10	„	15	„	„
„ Steinfurt	2	„	4	„	15	„	„
Fürst von Waldeck wegen Pyrmont	1	„	4	„	39	„	„
Grafschaft Hoya	2	„	8	„	14	„	„
Grafschaft Diepholt durch Braunschweig vertreten	1	„	4	„	7	„	„

Grafſchaft Schaumburg, Gehmen ꝛc.	6	Reiſige,	26	Fußknechte,	60	fl.	L.-G.
Grafſchaft Winneburg (Denen von Metternich gehörig)	1	„	—	„	3	„	„
Grafen zu Lippe	4	„	18	„	25	„	„
Grafen von Manderſcheid	3	„	11	„	69	„	„
Grafſchaft Spiegelberg	2	„	—	„	12	„	„

Oberſächſiſcher Kreis.

hur-Sachſen 65 Reiſige, 302 Fußknechte, und zahlte 309 fl. zum Kammergericht.

Ferner vertritt daſſelbe die Grafſchaft Leißnik mit 1 Reiſigen, 1 Fußknecht und 53 fl. zum Kammergericht.

Die Herrſchaft Beichlingen in Thüringen mit 2 Reiſigen und 7 fl. zum Kammergericht.

Die Grafſchaft Tautenberg mit 1 Reiſigen, 1 Fußknecht und 7 fl. zum K.-G.

Die Herrſchaft Wildenfels im Voigtlande mit 1 Reiſigen, 2 Fußknechten und 7 fl. zum Kammergericht.

Das Bisthum Meißen mit 6 Reiſigen, 20 Fußknechten und 45 fl. zum Kammergericht.

Das Bisthum Merſeburg mit 10 Reiſigen, 30 Fußknechten und 75 fl. zum Kammergericht.

Das Bisthum Naumburg mit 6 Reiſigen, 20 Fußknechten und 45 fl. zum Kammergericht.

Die Burggrafen zu Meißen mit 12 Reiſigen und 30 Fußknechten.

Ferner ſtellt Kurſachſen wegen der vier Ämter Weida, Sachſenburg, Arnshayn und Ziegenrück 5 Reiſige, 20 Fußknechte und 23 fl. zum Kammergericht, wegen der Hälfte von Voigtland 10 Reiſige, 36 Fußknechte und 23 fl. zum Kammergericht.

Kur-Brandenburg 60 Reiſige, 277 Fußknechte und 300 fl. zum Kammergericht.

Auch wird von ihm ausgezogen: Bisthum Brandenburg mit 2 Reiſigen,

10 Fußknechten und 30 fl. zum Kammergericht. Bisthum Havelberg mit 9 Reisigen, 33 Fußknechten und 40 fl. zum Kammergericht. Bisthum Lebus mit 5 Reisigen, 15 Fußknechten, und 70 fl. zum Kammergericht.

Ferner wird von ihm erimirt: Grafschaft Hohenstein mit 1 Reisigen und 14 fl. zum Kammergericht, Grafschaft Rupin mit 84 fl.

Die Herzoge zu Sachsen 30 Reisige, 138 Fußknechte und 142 fl. zum Kammergericht.

Hiebei wird von Sachsen-Altenburg die Abtey Saalfeld ausgezogen mit 2 Reisigen, 13 Fußknechten und 60 fl. zum Kammergericht, von Sachsen-Koburg und Weimar die Herrschaft Brandenstein und Senis mit 1 Reisigen, 4 Fußknechten und 7 fl. zum Kammergericht.

Vorpommern wird von Schweden, Hinterpommern von Brandenburg vertreten, zusammen mit 34 Reisigen, 200 Fußknechten und 250 fl. zum Kammergericht.

Fürsten zu Anhalt 9 Reisige, 20 Fußknechte und 30 fl. zum Kammergericht.

Kamin, von Brandenburg vertreten mit 6 Reisigen, 28 Fußknechten und 30 fl. zum Kammergericht.

Abtissin zu Gerningerode durch Anhalt vertreten mit 2 Reisigen, 6 Fußknechten und 30 fl. zum Kammergericht.

Abtey Wackenried durch Braunschweig ausgenommen mit 2 Reisigen, 6 Fußknechten und 30 fl. zum Kammergericht.

Abtissin zu Quedlinburg 1 Reisiger, 10 Fußknechte und 90 fl. zum Kammergericht.

Grafen zu Schwarzburg 7 Reisige, 29 Fußknechte und 51 fl. zum Kammergericht.

Grafschaft Gleichen durch Sachsen-Weimar vertreten mit 3 Reisigen, 13 Fußknechten und 22 fl. zum Kammergericht.

Grafschaft Stollberg 3 Reisige, 12 Fußknechte und 22 fl. zum Kammergericht.

Grafen zu Barby ertrahirt von Sachsen-Magdeburg mit 1 Reisigen, 2 Fußknechten und 8 fl. zum Kammergericht.

Grafschaft Mansfeld mit 10 Reisigen, 45 Fußknechten und 77 fl. zum Kammergericht.

Die Herren Reußen zu Plauen wegen Gera und Schlaitz 2 Reisige, 12 Fußknechte und 24 fl. zum Kammergericht.

Die Herren Reußen zu Graitz 1 Reisiger, 3 Fußknechte und 14 fl. zum Kammergericht.

Die Herren von Schönburg zu Glaucha 2 Reisige, 4 Fußknechte und 10 fl. zum Kammergericht.

Niedersächsischer Kreis.

Erzstift Magdeburg 43 Reisige, 196 Fußknechte und 190 fl. zum Kammergericht. (Ist später als Herzogthum an Kurbrandenburg gefallen.)

Erzstift Bremen (fiel der Krone Schweden als Herzogthum zu) sammt der Stadt Bremen 36 Reisige, 150 Fußknechte und 40 fl. zum Kammergericht.

Bischof zu Hildesheim, ganzer Anschlag 18 Reisige, 80 Fußknechte, 30 fl. zum Kammergericht. Zweidrittheile hievon trägt der Herzog von Braunschweig.

Stift Halberstadt (an Kurbrandenburg gefallen) 14 Reisige, 66 Fußknechte und 60 fl. zum Kammergericht.

Bischof zu Lübeck 5 Reisige und 30 fl. zum Kammergericht.

Abtey Rittershausen, erimirt Braunschweig mit 2 Reisigen und 10 Fußknechten.

Herzogthum Maaß, erimirt der König von Polen mit 12 Reisigen und 135 Fußknechten.

Braunschweig-Lüneburg sammt der Stadt Lüneburg 20 Reisige, 120 Fußknechte und 150 fl. zum Kammergericht.

Grubenhagen sammt Eindeck vertritt Zelle mit 5 Reisigen und 30 fl. zum Kammergericht.

Braunschweig-Kalenberg mit den Städten Hannover, Göttingen, Nordheim $22\frac{1}{2}$ Reisige, 140 Fußknechte und 100 fl. zum Kammergericht.

Die Grafschaft Wiedorf vertrit Braunschweig mit 1 Reisigen und 1 Fußknecht.

Braunschweig-Wolfenbüttel sammt der Stadt Braunschweig $22\frac{1}{2}$ Reisige, 140 Fußknechte und 100 fl. zum Kammergericht.

Herzog zu Holstein, der König von Dänemark wegen Glückstadt, dann Holstein-Gottorff 40 Reisige, 80 Fußknechte und 140 fl. zum Kammergericht.

Herzoge zu Sachsen-Lauenburg 8 Reisige, 30 Fußknechte und 90 fl. zum Kammergericht.

Herzogthum Mecklenburg 40 Reißg. 120 Fußknechte und 180 fl. zum Kammergericht. Hievon die Hälfte auf Mecklenburg-Schwerin, die andere Hälfte auf Mecklenburg-Güstrow.

Mecklenburg-Schwerin wegen Stift Schwerin 10 Reißg. 10 Fußknechte und 30 fl. zum Kammergericht. Tafelte wegen Stift Ratzeburg 5 Reißg. 15 Fußknechte und 25 fl. zum Kammergericht.

Bisthum Schleswig, von Holstein ernannt, 5 Reißg. und 15 Fußknechte.

Grafschaft Rheinstein und Blankenburg 2 Reißg. und 6 fl. zum K.-G.

Stadt Lübeck 21 Reißg. 177 Fußknechte und 273 fl. zum Kammergericht.

Bremen .	16	„	32	„	„	—	„	„
Hamburg .	20	„	120	„	„	136	„	„
Goslar .	—	„	100	„	„	102	„	„
Mühlhausen in Thüringen	10	„		„	„	75	„	„
Nordhausen	30	„		„	„	70	„	„

Daß die Ansätze dieser Matrikel mannigfachen Abänderungen unterliegen mußten, ergab sich schon durch die häufigen Umgestaltungen der Landesgebiete, durch die Ländervertheilung, welche das Reich fast bei jedem Friedensschluß erlitt. Außerdem trieben die Stände fast bei allen Reichs- und Kreistagen ein fortwährendes Prozessiren wegen zu hohem Ansatz, ein ewiges Markten und Feilschen um „Moderation.“ Gar nichts für das Reich zu leisten, wäre Vielen am liebsten gewesen. Darum kam es auf dem Reichstag von 1683 zu einem neuen Austheilen, einem sogenannten Konventionalfuß, der jedoch bald wieder angefochten wurde. Endlich hatte sich ein Usus- oder Usualfuß gebildet. Den Beweis dieser Veränderungen anschaulich zu machen, mögen die nachfolgenden Ansätze einiger Stände des schwäbischen Kreises hier angeführt werden, wobei die ganze Beitragspflicht im Geldbetrag für einen Monat ausgedrückt ist:

	fl.	kr.	kr.
Konstanz . .	244	116	116. 50
Württemberg . .	2088	1400	1400
Baden-Baden . .	264	150	150
Baden-Durlach .	452	302	302
Stadt Augsburg .	900	400	400
„ Ulm .	900	600	600
„ Eßlingen .	220	147	110
„ Hall . .	293	180	180
„ Überlingen	312	144	94
„ Biberach .	196	68	65

Aelteres Badisches Heerwesen.

Zeitraum des dreißigjährigen Krieges.

Die umgestaltende auch die Verbreitung der Feuerwaffen während des sechszehnten Jahrhunderts auf das Heerwesen gewirkt habe, in die einzelnen Waffengattungen selbst hatte dies doch nur geringe Verschiedenheit gebracht: die Reiterei zählte Kürisser und leichte Pferde, das Fußvolk Spießer oder Hellebardiere und Schützen. Von Uniformen, Abzeichen der Grade und Ähnlichem wußte man noch nichts. Der hessische Knecht unterschied sich in keiner Weise von dem bayerischen, der schwäbische Kürisser sah aus wie der sächsische; überhaupt hatte man in dem Heere die allgemeine bürgerliche Äußerlichkeit noch nicht abgelegt.

Im dreißigjährigen Kriege aber finden sich schon uniformirte Regimenter mit stehenden Namen; eine wirkliche oder vermeintliche Berechnung und Raffinerie hatte in Waffen, Kleidung und Fechtart verschiedene Weisen und Sonderheiten zu Tage gefördert: so gab es bei der Reiterei Kürisser, Dragoner und Oberaurlegers. Bei der Infanterie Pikeniere, Hellebardiere, Arkebusiere, Musketiere, Jäger und Schützen, bald auch Grenadiere. All dieses deutete jedoch immer noch eine wirkliche Verschiedenheit der Truppenart an, während es heute meistens nur beliebige Namen sind für die nämliche Sache.

Dem Musketier z. B. hatte seinen Namen die Muskete gegeben, ein schweres Feuergewehr mit Luntenschloß, welches beim Abschießen auf einen Gabelstock gelegt wurde. Die Arkebusiere dagegen trugen die halbe Hackenbüchse, welche sie ohne aufzulegen abfeuerten.

Doch die einfache innere Wahrheit naturgemäßer Verhältnisse hat während des dreißigjährigen wirren Kampfes bei den Heeren sich so wenig erhalten, als im übrigen öffentlichen Leben. Schon das böse Anzeichen der Sprachverderbniß tritt Einem bald unheilverkündend entgegen. Die Gelehrten hatten bereits überall, wo sie vermochten, latinisirt; jetzt kam dann unter den höheren Ständen das Französiren: dem „Monsieur" begegnet man bereits in den mittleren Zeiten des Krieges; auch die Anrede in der dritten Person mit dem zopfigen „Er" kam dort auf.

Dem Befehlswort prägt sich der Geist einer Zeit und eines Heeres unverkennbar auf, und es ist immer schon bedenklich, wenn dies Wort fremdartig und dem gemeinen Mann unverständlich erklingt. Das Verwälschen der Muttersprache ist immer zusammen gegangen mit dem Abhandenkommen vaterländischen Wesens in Deutschland.

Es gehört glücklicherweise nicht in den Plan dieser Schrift, die Begebenheiten jenes so bekannten wie verderblichen Krieges zu schildern, Begebenheiten, deren Verlauf und Folgen wohl den Charakter haben einer stürmenden See, nicht jedoch, wenn sie vom Sturme aufgeregt ist, wo die ungestüme Regelmäßigkeit des Wellenschlags immer noch ein Woher und Wohin erkennen läßt, vielmehr wenn die Wasser umgewühlt worden von unterirdischer Gewalt, wo eine Woge an der andern zerstiebt, wilde Wirbel in die Tiefe ziehen was sie erfassen und wo auf dem wiederberuhigten Spiegel nur Trümmer und Leichen zu Haufen treiben.

„Im Namen des Herrn die Theologen
Haben mit Macht das Schwert gezogen,
Der Kaiser griff sehr froh dazwischen,
Gedacht im Trüben sich was zu fischen.
Die Fürsten suchten auch ihr Theil
Und trugen das Reich nach Kräften feil.
Da ist der Schwed und Franzos gekommen
Und haben ihm Haut' und Füß' genommen.
Der Westphälische Friede zu allerletzt
Hat ihm den Gnadenstoß versetzt.
Haus Israel hatte nicht bedacht,
Daß der Glaube nicht immer lebendig macht."

H. Kurz.

Leider kann man dieser dichterischen Anschauungsweise die Wahrheit nicht absprechen und sie bedarf nicht vieler Worte zur Erläuterung.

Schon die Zustände vor dem Krieg waren der Art, daß kaum ein anderer Ausgang des drangvollen Kampfes vorherzusehen gewesen. Die mächtige kirchliche Bewegung zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hatte beklagenswerther Weise zu einer Kirchentrennung führen müssen, und war dann schnell zurückgegangen auf die enge Proportion theologischen Zankes. Höchstens mußte sie noch die Folie abgeben zu politischen Plänen. Die neue weltliche Macht, als Erbin der kirchlichen, hatte die Hinterlassenschaft ohne Inventar angetreten, und so waren ihr eine Masse von Rechten und Pflichten angefallen, von deren Belang sie wahrscheinlich nicht einmal eine Vorstellung hatte. Denn, einmal auf der Bahn äußerer Machtvergrößerung, waren auch die uralten körperschaftlichen und ständischen Gerechtsame in der politischen Obergewalt aufgegangen.

Die Wissenschaft, welche durch Männer wie Reuchlein, den gelehrten Pforzheimer, ihr belebendes Licht verbreitete, ward wieder vernachlässigt oder als Magd gegenseitiger Eifersucht in Dienst genommen. Eine Umkäferung des Geistes verbreitete sich, nur bisweilen durchzuckt von der Phosphoreszenz konfessioneller Spannung, oder geröthet von der blutigen Flamme der Scheiterhaufen. — Alchemie, Astrologie, Nekromantie, das Bannen, Festmachen, und wie die Geburten geistiger Nacht alle heißen, vor Allen aber die entsetzlichen Hexenprozesse, welche in katholischen wie in protestantischen Landen tausende von armen Weibern dem Feuertode überlieferten, gewannen ihre wuchernde Herrschaft. — Die Macht der Städte war gebrochen und schwand rettungslos dahin; auf dem Lande führten Elend und Hunger ihr gräulich Regiment. — Vor Raub und Mord, vor den Unthaten meuterischer kampfsüchtig gewordener Kriegsknechte war nirgends mehr Sicherheit. Streiche, mit zwanzig, dreißig Mordthaten auf der Seele, konnten jahrelang die Lande auf- und abziehen, bis sie der trägen Gerechtigkeit endlich verfielen. Brennerbanden, von einer jetzt noch nicht bekannten Macht besoldet, waren die Fackel in Häuser und Hütten, damit der ewige Schreck die Masse regungslos mache.

War die religiöse Spaltung tief ins Herz des Volkes gegangen, so zerriß auch noch das gesellschaftliche Band zwischen oben und unten durch das fremdländische Wesen, welches die vornehmeren Stände ergriffen, und welches, nicht genug kann man es wiederholen, seit den Zeiten des Alterthums, immer ein Verderbe des Verfalls einer Nation gewesen ist. Erst hatte man das Deutsche abgestreift und sich burgundisch gebärdet, dann spanische Weise angenommen und endlich französische. Auch sein uraltes treffliches Recht nahm man dem Lande und zwang ihm dafür das fremde Recht auf, dessen unverständliche Form und Ausdrucksweise das Volk so gut wie rechtlos machte. *)

*) Man vergleiche Bader's „Batavia. Dritter Jahrgang: historische Schattenrisse."

„Gewiß, sagt Bader, daß die Periode von der Kirchentrennung bis zum 30jährigen Krieg, obwohl sie größtentheils den Segen äußern Friedens genoß, eine abscheuliche, schreckliche Zeit geweien, eine Zeit, bei deren Betrachtung man so sehr verdüstert und beengt wird, daß es einem eigentlich eine Erleichterung gewährt, zu lesen, wie der anbrechende Kriegssturm diesen faulen, giftigen, alle Verhältnisse untergrabenden und auflösenden Friedenszustand mit seinen Lastern und Scheußlichkeiten aufzuheben begann. Es würde dieselbe schon hinreichend bezeichnet seyn durch die Anführung der stehenden Heere, der peinlichen Halsgerichtsordnung, der Bücherzensur, der Jesuiten, der spanischen Hofpolitik, des Inquisitionsverfahrens, der fürstlichen Landeshoheit und des Kanzleiwesens, welche Deutschland während ihrer Dauer erhielt und ausbildete; ich will aber noch auf einiges Mehrere aufmerksam machen, um dem Leser das ganze Gewebe von Ursachen aufzudecken, wodurch in diesem unseligen Zeitraum der Zerfall des deutschen Reiches und der deutschen Nationalität herbeigeführt wurde."

„Während die Rechts- und Gewaltsanmaßungen der fürstlichen Landeshoheit nach oben das kaiserliche Ansehen und Gewicht untergruben, drückten sie nach unten die Überbleibsel der alten Volksrechte vollends nieder. Das Reichsoberhaupt wurde ein Schattenbild, die Reichshilfe eine leere Vogelscheuche, und beide ein Spott für das Ausland. Die Fürsten warfen ihre alten, ehrlichen Regierungsgrundsätze ab, und nahmen die heillose spanische Politik an, während die Landstände zu mechanischen Instituten für die Bewilligung von Geld und Truppen herabsanken. Der Adel, voll Rangstolz und Übermuth, zeigte äußerlich eine maßlose Pracht und ging in seiner Ökonomie durch Verschuldung zu Grunde. Die Bürger der Städte waren aus wackern Freiheitsmännern meistens kleinliche, dornirte Philister geworden, und im Landvolke erstarb allmählig alles männliche und politische Bewußtseyn, an dessen Stelle die trostloseste Unmündigkeit und Indolenz traten. Die Geistlichkeit endlich lag sich über todten Buchstaben und veralteten Menschensatzungen mit fanatischer Gehässigkeit und Verfolgungssucht in den Haaren. Was Wunders daher, wenn in solcher Zeit nach einander Erscheinungen zu Tage kamen, wie die Konventikel und Orgien der Wiedertäufer und anderer Sektirer, wie das Zauber- und Hexenwesen, die Sterndeuterei und Goldkocherei; wenn alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung sich auflösten und alle öffentliche Sicherheit durch die Diebereien und Raubmorde der müßigen Kriegsknechte und eines zahllosen Gesindels unterging!"

Wohlthuend aber ist es für uns, in jener Zeit, wo die Karaktere sich oft so wandelbar zeigten, wie die Ereignisse, einen badischen Fürsten zu erblicken unter den Männern, welche einen ehrlichen Krieg als die einzige heilfähige Krisis erkannten für den todtkranken Reichskörper, und welche das einmal als nothwendig Erachtete auch durchfochten, so lang ihre Kraft reichen

mochte. So erscheint der Markgraf Georg Friedrich, ein Mann groß an Geist und von seltener Ausdauer.

Persönliche Neigung führte ihn früh schon dem Kriegsleben zu und die Ordnung seines Landes, namentlich des Heerwesens, muß sein angestrengtes Bemühen gewesen seyn, denn fünf Jahre nach seinem Regierungsantritt war er schon im Stande, dem Kaiser Rudolph II einen ansehnlichen Heerhaufen zuzuführen, als dieser im Jahre 1600 wider die Türken nach Ungarn zog. In dem lutherischen Bekenntnisse erzogen, trat er der Union bei, welche von protestantischen Reichsständen im Jahre 1609 zu Schwäbisch-Hall geschlossen worden. Dieser Union lagen freilich ebensowohl politische, wie konfessionelle Bestrebungen zu Grund, und sie verbündete sich „zur Aufrechthaltung der teutschen Freiheit" mit dem Könige Jakob von England, mit Holland, mit Heinrich IV von Frankreich, mit Venedig. Die Union hat, wie man weiß, alsobald einen katholischen Gegenverein hervorgerufen, die Ligua, und sofort begann das Drama des endlosen Kampfes sich zu entrollen.

Im folgenden Jahre führte der Markgraf ein Heer von dreißig Fähnlein zu Fuß und zwanzig zu Pferd über den Rhein gegen den Erzherzog Leopold, eroberte Dachstein, Mutzig und das stark befestigte Molsheim. — Stets bedacht, seine Streitmacht zu vermehren, schloß er 1612 mit den protestantischen Schweizerkantonen ein Bündniß, wonach diese ihm im Falle der Noth zweitausend Mann, er ihnen tausend Mann zuführen sollten. 1617 konnte er, mit Hülfe der Subsidien seiner Bundesgenossen, auf dem Felde vor Mühlburg über ein Heer von 15,000 Mann Musterung halten. — Nach einem engeren Bündniß mit dem Kurfürsten der Pfalz rückte er im folgenden Jahre an den Rhein und zerstörte die bedrohenden neuen Befestigungswerke, welche der Bischof von Speier um Udenheim, dem späteren verhängnißvollen Philippsburg, hatte anlegen lassen.

Mit dem Anfang des Jahres 1620 hatte Deutschland schon das Ansehen eines großen Feldlagers, überall Bewaffnete und sich Waffnende. Liguistische Truppen unter dem Grafen von der Lippe hatten Anhalt gemacht, in Franken einzurücken; da brach der Markgraf aus seinem Winterquartier und zog mit einigen tausend Mann, zu denen unterwegs noch 500 Reiter und einige Fahnen Nürnbergisch Kriegsvolk stießen, nach Rothenburg an der Tauber. Doch war es zwischen beiden feindlichen Theilen noch zu einer friedlichen Konvention gekommen. Als aber Elsaß und der Oberrhein aufs Neue von kaiserlichen und liguistischen Truppen bedroht schienen, rückte auch der Markgraf, nach dem Befehl des Oberfeldherrn der Unirten, des Markgrafen Joachim von Brandenburg, mit zehntausend Mann gleichfalls an den Oberrhein.

Die Marschordnung des Markgrafen war, nach dem Berichte des **Theatrum Europaeum**, folgende: Voraus drei Fähnlein Kürisser, vier Fähnlein Fußknechte nebst vier großen Geschützen und hundert Reis Wägen. Sodann wieder

vier Fähnlein Kürisser, vier Fähnlein Fußknechte und siebenzig Wägen von drei Schwadronen Musketiere zu Pferd und drei Fähnlein Musketiere zu Fuß bedeckt. Den Schluß des Zuges machte der Rest, d. i. der größere Theil des Fußvolks nebst hundert und fünfzig sechsrädrigen Wägen von des Markgrafen eigener Erfindung, sogenannte Spieß- oder Spitzwägen, welche zur Herstellung einer vesten Wagenburg dienten. In Feindes Nähe, überhaupt aber in Feindes Land marschirte eine Armee damals nicht anders als in Schlachtordnung. Der badische Heerhaufe also in drei Treffen und einer Nachhut. Das Fußvolk war sechs bis zehn Glieder hoch gestellt. Die Pikeniere in der Mitte, vor ihnen zwei Reihen Schützen, die übrigen auf den Flanken. Die Reiterei stand vier bis sechs Glieder hoch. Im Ganzen immer noch schwere Massen, doch nicht mehr ins volle Quadrat gestellt, sondern nach merklich länglichten Vierecken.

In Ihringen bezog der Markgraf ein festes Lager, besetzte die Breisacher Brücke und hinderte den Rheinübergang des Erzherzogs Leopold, doch kam dieser Übergang durch Vertrag zu Stande und die Heere standen sich beobachtend zur Schlacht gerüstet gegenüber. Da erfolgte den 3. Juli 1620 zu Ulm durch französische Vermittelung eine Art von Friede, nach welchem es den Unirten anheimgegeben war, sich der kurpfälzischen Erblande anzunehmen, den Liquisten aber freistehen sollte, in Böhmen des Kaisers Parthei zu ergreifen. Die Folge dieses Friedens war die Prager Schlacht am weißen Berg (am 8. November), welche den Pfalzgrafen und König zum obdachlosen Flüchtling machte und so den ersten Akt des Trauerspieles endete.

Jetzt aber, wo die Sache des Kurfürsten rettungslos schien, die Sache der Union verzweifelt, wo Diese abfielen, Jene wankten, da zeigte sich die Seele des Markgrafen in ihrer Größe: er hielt fest an dem Pfalzgrafen, unternahm den Rettungsversuch und setzte sein Alles dafür ein.

Wenn Dich die Menschen fliehn, wenn Dich die Götter hassen,
Drei ich bin Dein Freund. Du bist nicht ganz verlassen.
Gotter.

Muß solch' hochherzigem Entschluß an sich schon unsere Bewunderung werden, so kann diese nur noch steigen, wenn man sieht, mit welch' ruhiger Geisteskraft, mit welch' seltener Umsicht der Markgraf es verstand, sich die Mittel zur Ausführung zu beschaffen, und wie er diese Mittel vorzüglich in einer weisen Benutzung der Hilfsquellen seines verhältnißmäßig so kleinen Landes finden konnte. Wohl hatte der Markgraf, welcher die Successionsfähigkeit der Kinder des Markgrafen Eduard Fortunat nicht anerkannte, die baden-durlachischen und baden-badischen Lande wieder vereinigt unter seiner Regierung. Auch darf man zur Würdigung der Zustände jener Zeit nicht übersehen, daß die Bürger der Dörfer und kleinen Städte damals vollständige Unterthanen gewesen sind, das ist hörige Leute, welche den Befehlen des Landesherrn mit Gut und Leben unbedingte Folge zu leisten hatten.

Badische Wehrverfassung unter Georg Friedrich. *)

Lehensleute. Seinem Grundsatz treu, alle verbankenen Mittel zu benutzen, hielt der Markgraf wieder mit Nachdruck darauf, daß seine Lehensleute ihm Heerfolge leisteten.

Ein Mahnbrief von 1571 lautet: „Lieber Getreuer! Unser begleich ist, du wöllest dich gerüst und anhäimisch halten, also daß, wo wir dich erfordern, du mit deiner Anzahl Pferd und Knechten darauf du von uns bestellt, gerüst mit Harnisch und Schießzeug, so Tags, so Nachts uns zuziehen mögest."

Auch pflegte Georg Friedrich solchem Mahnschreiben eine Einladung an die Waffenfreunde des Vasallen beizufügen. — „Wo du auch sonst ein Pferd, etliche Reiter von guten Gesellen mit dir bringen, die uns gleicher gestalt auf solchen Fall einen Reiterdienst thun wollen, das wöllest du thun. Sollen dieselben gleich unsern andern Reitern gebührlich unterhalten und weder wider des Reiches Landfrieden, noch ihren Lehenherrn gebraucht werden."

Ausgerüstet waren die Lehenritter immer noch mit starkem Harnisch, Schwert und zwei Pistolen, nach alter Sitte auf schwerem Roß trabend, „mehr zum Stand als zur Flucht gerüstet." Die Diener hatten Brust und Rücken schußfrei, führten den Pallasch und zwei Pistolen, oder ein langes oder kurzes Rohr.

Die Reiterei überhaupt setzte ihre Hauptstärke zu dieser Zeit noch in die Schußwaffe. Zum Mantel gab der Fürst das Tuch. In einem Mahnbrief von 1571 heißt es: „Wir schicken dir auch hiemit unser Hoftuch zu einem Mantel, mit Befelch, du wöllest sammt deinen Knechten also in Mänteln wie hiever auch erscheinen."

Sämmtliche Vasallen oder Lehensleute waren in ein Fähnlein geschaart, das man damals schon „Kompagnie" nannte. Zum Rittmeister desselben hatte der Markgraf seinen Erbprinzen Friedrich ernannt.

Das Fähnlein theilte sich in drei Korporalschaften in demselben Sinn, wie die „Landordnung" Georg Friedrichs das Land in drei Provinzen eintheilte, die untere, die mittlere und die obere Markgrafschaft, oder Baden-Durlach, Baden-Baden, Hachberg.

Die erste Korporalschaft, aus den Lehensleuten von Unter-Baden gebildet, zählte dreiunddreißig Adeliche und vier Bürger; Korporal war Karl Friedrich von Gemmingen (das Wort Korporal stammt aus dem Italienischen und sollte eigentlich Kaporal heißen, so viel als Obmann).

Die zweite Korporalschaft zählte dreißig Adeliche und zehn Bürger mit Franz Sebastian Röder von Diersburg als Korporal.

*) Man vergleiche Leichtlen „Baden's Kriegsverfassung im siebenzehnten Jahrhundert."

Die dritte oder hachbergiſche Korporalſchaft mit dem Odmann Melchior von Bärenfels, beſtand aus vierundfünfzig adelichen und acht bürgerlichen Lehensleuten.

Leutenant und Fähndrich des Lehenfähnleins ſind nicht mehr bekannt.

Garde. Außer einer Hofdienerſchaft von 171 Perſonen hielt der Markgraf als Gardi-Knechte oder Garde-Reiter 156 Mann. Sie wurden zwar geworben, doch der Rahmen blieb und man kann dieſelben als den Stamm der ſpäteren Garde du Corps betrachten.

Im Jahre 1610, „da die Nothdurft erforderte ſeine Garde zu ſterken,“ ſendete der Markgraf den Fähndrich Hanns Philipp von Stetten auf Werbung.

Eine Anzahl Trabanten verſah den Dienſt in der Karlsburg. Es waren entweder ſtändige Trabanten, oder extraordinäre, auch „Trabanten von Haus aus“ genannt, letztere lauter ehrſame Bürger von Durlach. Die Trabanten trugen die Hoffarbe (Hoflivree).

Nach dem dreißigjährigen Kriege wurden die Garde-Reiter verringert und dafür eine Leibkompagnie zu Fuß errichtet, welche nach mancherlei Veränderungen heute noch als Leibregiment fortbeſteht.

Dem Garde- und Trabantenhauptmann zu Durlach war es beſondere Obliegenheit, zwei Fähnlein Ausſchuß (Landwehr) in den Waffen zu üben.

Ein Gardiſt, gleich wie ein Trabant, empfing als Sold 28 Gulden jährlich, Tiſch bei Hof und Hoftuch zur Kleidung.

Die Beſoldung des Hauptmannes betrug zu jener Zeit 80 Gulden, 5 Malter Korn, 5 Malter Dinkel, 5 Ohm Wein, Tiſch bei Hof und ein Ehrenkleid.

In den Archivakten werden genannt: Karl v. Schornſtetten 1601 Hauptmann zu Karlsburg. — Hanns Schweizer von Urach 1604 Garde- und Trabantenhauptmann. — Balthaſar Stein von Hagenau 1612 Leutenant, zuvor Hauptmann von Stollhofen. — 1632 Georg Arnold, Trabanten-Leutenant, zuvor Trabant, dann Feldwaibel. — Joh. Heinrich Bachmann von Ettlingen, 1624 Pulvermacher auf der Hochburg, 1632 Feuerwerker unter den Schweden, 1651 Kapitän-Leutenant der Garde u. ſ. w.

Das Aufgebot. Im Fall der Noth die Waffen zu ergreifen, war gemeine Bürgerpflicht, ſchon durch Herkommen, ausdrücklich aber dazu gemacht durch die Landordnung vom Jahre 1622. Jeder Bürgersſohn über vierzehn Jahre mußte Erbhuldigung thun und ſchwören, „Fürſt und Land vor Schaden zu wahren und ihrem Nutz und Frommen mit Darſtreckung Leibs und Guts zu fördern.“

Vor dem Krieg bildete das Aufgebot ſich nach Amtsbezirken; die Leute eines Bezirkes machten ein Amtsfähnlein.

Man unterſchied beim Ausbieten die gemeine Folge oder gemeine

Reiſe, diejenige, wobei die Bürger des Nachts wieder an ihrem Heerd ſeyn konnten, dann hohe Reiſen, welche eine längere Abweſenheit erforderten, wie bei einem Zuge außer Landes. Zu letzteren wurde in der Regel der dritte, bisweilen auch je der zweite Bürger aufgeboten. Eine Befreiung von der Heerfolge konnte nur auf körperliche Unfähigkeit begründet werden. — Es zeugt immer von einem kräftigen Geſchlecht, ſagt Leichtlen a. a. O., wenn im Jahre 1578 unter 1132 Bewaffneten der Ämter Baden und Kuppenheim nur 22 alte unfähige Bürger getroffen wurden.

Obgleich dieſe Heerfolge keine freiwillige geweſen, auch nicht eine vertragsmäßige, wie bei den Lehensleuten, betrachtete man ſie doch als eine Art von Ehrenrecht: weder ledige Bürgerſöhne, noch Dienſtknechte, noch Hinterſaſſen, noch Juden durften Gewehr tragen oder nur ſolches im Hauſe haben. Wehr und Waffen hat man immer noch zu den werthvollſten Fahrnißſtücken einer Haushaltung gezählt, und das Verbot des Tragens einer Wehr als ſchwere Strafe betrachtet.

Georg Friedrich trennte das Aufgebot in das ordinäre und das allgemeine (Landwehr und Landſturm*). Die Landwehr, wie wir das erſte Aufgebot nennen wollen, ordnete er in Regimenter, in Fähnlein oder Kompagnien, in Korporalſchaften und Rotten, und führte bei ihm Bewaffnung, Kleidung, Dienſt ein, wie bei dem ſtehenden Heere.

Baden-Durlach, Baden-Baden und Hachberg, ein jeder Landestheil ſtellte ein Regiment zu Fuß und zwei Fähnlein Reiter. Das Regiment zählte zehn bis zwölf Fähnlein, das Fähnlein 200 bis 300 Mann, das Reiterfähnlein oft nur 100 Reiſige.

Im Jahre 1618 bildete der Markgraf aus den Bürgern des oberen Landes zwei Regimenter, das Regiment Hachberg und das Regiment Röteln.

Im Jahre 1622 als die Regimenter gleiche Kleidung erhielten, wurden ſie auch, nach der Farbe der Röcke, das weiße, das ſchwarze, das rothe Regiment genannt.

Man kennt die nähere Abtheilung dieſer ſo zu nennenden Landwehrregimenter noch ziemlich genau.

Das Landwehrregiment Unter-Baden hatte ſein Staabsquartier zu Durlach. Sein Kanton begriff die Ämter unter der Alb.

Das Amt Durlach ſtellte zwei Fähnlein, das Durlacher und das Grözinger. Letzteres aus den drei Thalflecken Grözingen, Berghauſen und Söllingen beſtehend und 16 Rotten oder 160 Mann zählend, hatte im

*) Die beiden Worte haben ihre jetzige Bedeutung erſt in neuerer Zeit erhalten. „Landwehr" datirt von 1813. Früher bezeichnete das Wort die Gränzbefeſtigungen des Landes.

Jahre 1677 ſich das Lob erworben, daß bei ſchnellem Aufgebot kein Mann fehlte und alle gut bewaffnet erſchienen.

Mühlburg ſtellte ein Fähnlein, das Haartfähnlein genannt.

Desgleichen Graben ein Fähnlein; eben ſo Stein mit Langenſteinbach, Staffort mit einem Theil von Durlach.

Pforzheim, Stadt und Landbezirk, bildete drei Fähnlein, zwei zu Fuß und eins zu Pferd. Im Jahre 1600, zur Zeit ihrer höchſten Blüthe, zählte die Stadt tauſend Bewaffnete: ihre Bürger haben immer für ſtreitbare Männer gegolten und die Pforzheimer Schützengilde erfreute ſich kaiſerlicher Privilegien.

Oberſtleutenant über die elf Fähnlein des Regimentes Baden-Durlach, auch das weiße Regiment genannt, war 1619 Georg Wilhelm Stürzel von Buchheim. Im Jahre 1580 war Joh. Joſ. Bachmann Landhauptmann über das Haartfähnlein und Schultheiß zu Knielingen, wo in der Kirche noch ſein Grabſtein ſteht.

Das Landregiment Baden-Baden war kantonirt in den Ämtern Baden, Beinheim, Bühl, Ettlingen, Groſchweyer, Kuppenheim, Steinbach, Stollhofen, in der Stadt Raſtadt, der Grafſchaft Oberſtein oder dem Amt Gernsbach und den Kloſterämtern Schwarzach, Frauenalb und Reichenbach.

Oberſtleutenant war bis 1617 Heinrich Weinſchenk, Obervogt zu Raſtadt. Von da an Klaus Friedrich Böcklin von Böcklinsau, zugleich auch Zeugmeiſter, fürſtlicher Rath und Obervogt.

Das Landregiment Hochberg bildete ſich aus den vier Vierteln der Markgrafſchaft Hachberg: Emmendingen mit Denzlingen, Eichſtetten mit Balingen, Malterdingen und Weisweil. Dann aus den oberen und unteren Vogteien der Herrſchaft Badenweiler.

Oberſtleutenant iſt geweſen: von 1605 bis 1611 Hanns Wolf Teufel von Birkenfee; bis 1615 Mich. Zahn von Schneeberg, genannt Schwarzmichel, früher Hauptmann auf der Hachburg und als ſolcher Hauptmann des Emmendinger Fähnleins. Von 1615 bis 1618 Joh. v. Leubelfingen, Obervogt zu Badenweiler. Von 1620 bis 1622 Hamman von Offenburg.

Von Hauptleuten werden genannt: Albrecht Beſold von Stedhofen, Oberſchultheiß von Malterdingen. Vom Schopfheimer Fähnlein Fr. Chr. Höcklin von Steinach, Vogt von Sauſenhard, Mathias Albrecht, Vogt zu Schliengen 1607. Leonh. Ade, 1611 Kapitän-Leutenant. Mart. Thal 1618 Kapitän-Leutenant; Joh. Ludw. v. Steinkallenfels 1619 Hauptmann über zwei Fähnlein. Desgleichen 1620 Hanns Wilh. Homburger. 1620 Gabr. Apfel, Kapitän-Leutenant zu Denzlingen, Sebaſt. Truchſes von Rheinfelden. 1620 Jac. Fiſcher, Kapitän-Leutenant zu Balingen.

Landregiment Röteln zog in der Herrſchaft Sauſenburg aus Schopfheim und Tegernau zwei Fähnlein, aus dem Steinener Viertel zwei Fähnlein, aus der Sauſenhaart, zu Auggen und Tannenkirch drei Fähnlein.

In der Herrschaft Röteln: Röteler und Weiler Viertel aus jedem zwei Fähnlein.

Oberstleutenant war 1619 Georg W. Stürzel von Buchheim, welcher im Jahre 1622 noch zwei Freifähnlein unter seinem Befehl hatte. Im Jahre 1625 Friedr. Jac. v. Remchingen, Rath und Oberamtmann zu Badenweiler. Von Hauptleuten sind noch bekannt: zu Schopfheim und Tegernau Hanns Henzel von Wolteringen 1618 bis 1620; Werner von Offenburg, Hauptmann über zwei Fähnlein von 1618 bis 1625.

Von den Landreitern ist nur bekannt, daß die zwei Unterländer Fähnlein in Durlach und Pforzheim ihr Staabsquartier hatten; eines der Oberländer in Lörrach. Dort war auch der oben schon angeführte J. Gh. Truchseß von Rheinfelden bis 1620 Leutenant. Das Pforzheimer Fähnlein, später die Pforzheimer Bürgerkompagnie zu Pferd benannt, ist eine lange Jahrenreihe fortbestanden.

Die Uniform beschränkte sich auf einen kurzen Rock von gleicher Farbe, Schützenröckli, Reiterröckli genannt. Die Fähnlein unterschieden sich durch die Farbe der Aufschläge. Die Kopfbedeckung bestand in einer Bickelhaube, gewöhnlicher aber aus einem runden Filzhut mit breiter Krämpe und einer rothen und einer gelben Feder. Eine Offiziersuniform bestand 1603 in ledernem Wamms und Hosen, Rock von der Farbe des Regimentes, Strümpfen mit zierlichem Hosenband, einem Mantel von länttischem (Lendenschem) Tuch und Hut, alles wohl mit Tressen besetzt. Die Waffen waren der Spieß, oder die Helebarde, die Muskete und die Seitenwehr.

Der Hauptmann trug eine Partisane mit Franzen, der Leutenant dieselbe ohne Franzen.

Folgendes sind die Preise einiger Waffen aus dem Jahre 1602:

Eine Muskete	4 bis 8	Gulden,		
Ein einfaches Rohr . . .	2 „ 3	„		
Ein Spieß	2 „ 3	„		
Ein Federspieß (kurzer Spieß)	1 „ 1	„	24	kr.
Eine Helebarde	1 „ 1	„	30	„
Ein Schlachtschwert . . .	4	Gulden.		
Das Schützenröckli . . .	2	„		
Ein Hut	30	kr.		

Der Herzog Wilhelm von Weimar bezahlte in Nürnberg für Rechnung des Markgrafen 600 Küraße, das Stück mit 12 Rthlr. und die Hackenbüchse für den Arkebuser mit 10 fl.

Die Schärpe eines Offiziers kostete im Jahre 1633 20 bis 24 Gulden. Die Waffen hatte der Landwehrmann sich selber zu stellen. Die Reiter jedoch wurden durch Beisteuer der Vermögenden ausgerüstet.

Der Sold betrug für den gemeinen Mann 4 bis 5 Gulden des Monats. Die Hauptleute und höheren Offiziere zogen ständigen Sold.

Ein Kapitänleutenant 72 fl. Geld, 3 Malter Roggen, 6 Malter Dinkel, 1 Fuder Wein, 6 Klafter Holz, 10 fl. für Hauszins und 5 Ellen ländisch Tuch. — Ein Hauptmann 150 fl., das Übrige gleich.

Ein Oberstleutenant 500 fl. Geld, 50 Malter Haber, $1\frac{1}{2}$ Fuder Wein ꝛc. Im Ganzen an Werth 972 fl.

Die Übungen fanden regelmäßig an Sonn- und Feiertagen statt. Des Jahres einmal, meistens im Frühjahr, war Musterung.

Zu Wilferdingen, im Jahre 1677, erhielten nach Beendigung der Musterung die Offiziere einer Kompagnie vier Viertel Wein, jeder Mann für einen Kreuzer Brod.

Soldtruppen ward man, wie in den früheren Zeiten, erst in dem Augenblick des Bedarfs, um sie nach beendigtem Zug, oder nach friedlichem Austrag der Sache mit eben so wenig Umständen wieder zu entlassen. — Auch die vertragsmäßige Form der Bestallung blieb noch: so wurde Michel Zahn von Schneeberg 1605 von Georg Friedrich zum Rittmeister bestellt unter den Bedingungen: „daß er wider männiglich nur nicht wider Straßburg und Kron-Weißenburg zu dienen habe und daß er 150 Reisige werben solle, davon die Herren (die Adelichen) mit gutem Küraß bis unter die Knie und zwei Pistolen, auch guten Seitenwehren, deren Gesind aber mit schußfreien Rücken und Krebs, wie auch das Haupt also, daß sie am Anschlag nicht hindern, sodann mit einem langen oder einem kurzen Rohr und ebenmäßig guter Seitenwehr versehen sey."

Was die Fußknechte anlangt, so war darin eine äußerliche Veränderung vorgegangen, daß sie, seit Karl V wieder mehr Harnischtheile, Bruststücke, Blechhauben ꝛc. trugen als früher. Die Kleidung war uniformirt, und auch die Zahl der Schützen hatte sich vergrößert, so daß jetzt ein Regiment mehr von diesen zählte als Pikeniere. Aber auch der Karakter dieser Truppen hatte sich in hohem Maß, und zwar zum Schlimmen geändert. Der treffliche Korpsgeist, wie man jetzt sagen würde, eigentlich das vaterländische Bewußtseyn, der Landsknechte Maximilians war in einem rohen Handwerksweisen aufgegangen; und der Stock fängt schon an das Regiment zu führen. Schildknecht, ein alter Kriegsknecht und späterer Schriftsteller *), welcher bei den Schweden gelernt hatte, sagt, wo die Rede ist vom Rostmeister, einem Unteroffizier, welcher die Aufsicht führt über das Gewehr: „er reibt die Buckel der faulen Soldaten mit ungebrannter Aschen, daß die Musketen glänzend werden." Dagegen Georg Friedrich in einer eigenhändigen Instruktion für

*) Beschreibung Festungen zu bawen. Alt-Stettin 1652.

die Oberoffiziere *): „Insgemein ſoll ein Oberſter wiſſen, daß er ſeiner Soldaten Vater, alſo iſt er von Gott und Rechtswegen ſchuldig, ſie als ein Vater ſeine Kinder, und nicht ärger als die Hunde, wie leider von vielen geſchieht, zu traktiren, ſowohl in der Strafe als in der Belohnung." Nirgends findet ſich eine Spur, daß man Landwehrmänner zu prügeln ſich erlaubt habe.

Artillerie. Gewiß iſt es bemerkenswerth, daß unter der Reihe badiſcher Fürſten, welche durch Feldherrntalent berühmt geworden, mehrere eine entſchiedene Vorliebe trugen für das Geſchütz- und Ingenieurweſen. Namentlich iſt Georg Friedrich unermüdet geweſen in Verbeſſerungen und neuen Einrichtungen bei dieſen Waffen, und es iſt ihm auch gelungen, in dem Feldzug von 1622 eine zahlreiche treffliche Artillerie dem Feind entgegen zu ſtellen.

Dadurch, daß der Markgraf ſtrebte, all dies möglichſt unter Augen zu haben, gelangte Durlach zu der Ehre, die Bedienungsmannſchaft für einen großen Theil des Feldgeſchützes zu ſtellen. Junge Bürger wurden hiezu von gewordenen Büchſenmeiſtern unterwieſen.

Eine andere Abtheilung des Geſchützes befand ſich auf der Hachburg. Dort werden als Büchſenmeiſter noch aufgeführt: im Jahre 1625 Rat, Ziegler, Fiſcher, Roſſel, Frei von Malterdingen, H. Heid, Weishor, Heim, Wahrer, Maſt von Weisweil, Lap, Huß. Etwas ſpäter Sauter von Emmendingen, Daverne von Schopfheim, Herbſter von Lörrach, Dorn von Binzen.

Nachfolgende ſieben Probeſtücke verlangte man von dem angehenden Büchſenmeiſter: Es ſoll aus einem Böller geworfen werden eine Granatkugel mit ſechs eingeſetzten Kügelein. Item eine Kugel mit vier eingeſetzten Kügelein, ſo für ein Muſter zu vergittertem Feuerwerk kann gebraucht werden. Item vier gemeine Ernſtkugeln aus dem Böller. Item vier Sturmkugeln, ſo aus der Hand geworfen werden. Item drei Sturmkränz. Item drei Sturmſpieß. Item ſechs Fauſtkolben, ſo von der Hand aus geworfen werden. Dieſe Stücke alle ſeynd mit eiſernen Schlägen wohl verſehen. — Im Schimpffeuerwerk Erſtens eine Waſſerkugel mit achtzehn ausfahrenden Raketen und ſechs Eiſenſchlägen. Item eine andere Waſſerkugel mit ſechs ausfahrenden Kügelein. Item zehn gemeine Handwaſſerkugeln. Item ein Rad mit eingelegten Raketen, dabei ein Paar Duſeken mit aufgelegten Raketen. Item ein Steck mit etlichen ausfahrenden Feuern.

Auf allen Veſten und anſehnlichen Burgen, wie Mühlburg, Baden, Hachburg, Höhingen waren Waffen und Munitionsvorräthe angehäuft. Zu Durlach erbaute man 1604 ein neues großes Zeughaus; kleinere befanden ſich zu Pforzheim, Baden und andern Städten. Über ein jedes ſtand ein

*) Kurzes Memorial, wo bei Kommandirung der Soldateska zu Fuß in Acht zu nehmen; 1622.

Zeugwart als beſchlahabender Offizier. Auch Arbeiter in Sold und Dienſt waren dabei angeſtellt, als Gießer, Büchſenmacher, Büchſenſchäfter, Riemer, Blattner ꝛc. Von letzteren war auch jedem Regiment einer zugetheilt zum Verfertigen und Ausbeſſern der Harniſche. — 1605 wird noch eines Hofblattners erwähnt. Mit den Harniſchen iſt auch die Blattnerkunſt abgekommen.

In jedem Landestheil laborirte ein Salpeterſieder. In der Herrſchaft Röteln ſtellte man ihm, 1605, die Bedingungen: 1) jährlich mindeſtens vierzig Zentner Salpeter zu liefern; 2) keinen in's Ausland zu verkaufen; 3) dafür erhalte er auf jeden Zentner einen Klafter Holz, Aſche, Lichter, Schiff und Geſchirr von der Herrſchaft; 4) was er über vierzig Zentner liefere, werde ihm der Zentner mit vier Gulden bezahlt; 5) nicht ohne Anmelden zu verreiſen; 6) an Beſoldung für ſich und zwei Knechte jährlich 170 fl., 16 Malter Roggen, 14 Saum Wein, Behauſung und Kleidung als Offizier.

Pulvermühlen ſtanden: hinter der Hachburg, bei Baden, bei Ettlingen und bei Pforzheim. Im Jahre 1613 beſtand die Beſoldung eines Pulvermachers in 50 fl., 6 Maltern Kern und 2 Saum Wein, 5 Ellen länniſch Tuch, Behauſung und 10 Pfund Lichter.

Oberſter Zeugmeiſter war um 1622 Klaus Friedr. v. Böcklin, Oberſtleutenant des Landregimentes Baden-Baden.

Beveſtigung des Landes. Daß kleine Veſtungen im Allgemeinen wenig taugen, mag unter Umſtänden heutzutage wahr ſeyn. Auf das ſiebenzehnte Jahrhundert aber dürfte der Satz nicht anzuwenden ſeyn, denn der Beiſpiele liegen genug vor, auch in unſerm Land, daß beveſtigte kleine Städte, nur durch ihre wehrhafte Bürgerſchaft vertheidigt, ſtarker Feindesmacht Trutz geboten.

Auch Georg Friedrich war nicht der Mann, in dieſer Beziehung etwas zu verabſäumen, und ſo ſehen wir den Unermüdeten fortwährend beſorgt, Städte, Burgen, Schlöſſer, Landwehren widerſtandsfähig zu machen, oder zu erhalten.

In der Markgrafſchaft Durlach war Mühlburg die vornehmſte Veſte; in Baden-Baden war es Stollhofen, und in dem Oberlande die Hachburg. An letzterer arbeitete man emſigſt von 1616 bis 22. Im Jahre 1620 ließ der Markgraf in der Grafſchaft Sponheim die Burgen Gräfenſtein, Kaſtelaun und Gräfenburg wieder in Vertheidigungsſtand ſetzen. Dann auch das Schloß zu Röteln, die Yburg, die Schlöſſer zu Kandern, Sauſenberg, Badenweiler, Pforzheim, Staffort, Graben. Im ganzen Lande gab es dreißig veſte Schlöſſer. Die Städte waren überhaupt und immer mit Wehren, Streichen, Thürmen und Gräben wohl verſehen. Von 1617 bis 26 war der Hauptmann Joh. Buwinghauſen von Walmerode zugleich Veſtungsbaumeiſter im Lande.

In den Akten liegen noch mannichfache Berichte über das Vestungswesen: so einer des hachbergischen Landvogts Stürzel von Buchheim über die Veste Rheinfelden vom Jahre 1619; ein Gutachten desselben über die Defension und Fortifikation der unteren Lande vom Jahre 1620 ꝛc.

Den Befehl über jede Veste führt ein Schloßhauptmann, unter ihm ein Wachtmeister. Auf der Hachburg hieß der Befehlshaber Gubernator; er übte die militärische Gerichtsbarkeit, durfte jedoch in peinlichen Sachen eine Exekution nicht ohne Verwissen des Markgrafen vornehmen lassen. Der Burgvogt, in früheren Zeiten der Unterbefehlshaber, war jetzt nur noch Verrechner und Proviantmeister.

Schloßhauptmann zu Mühlburg war 1625 Jos. Wagner; zu Stollhofen 1612 Balth. Stein; 1619 Joh. Burkh. v. Gaudeck, später Gubernator auf der Hachburg. Hauptmann auf der Hachburg ist gewesen 1605 Mich. Burger von Engwahingen, 1605 Albr. Besold, Oberschultheiß von Malterdingen, 1606 Mich. Zahn von Schneeberg, 1610 Joh. Ludwig v. Stein-Kallenfels, Forstmeister und Befehlshaber in Abwesenheit des Hauptmannes; 1619 H. Jac. v. Helmstätt, 1619 Jos. Wagner.

Neben den wohlverwahrten Städten und Burgen, vesten Klöstern, wie Schwarzach, sogar Kirchhöfen mit Schießmauern und Zugbrücken, hielt man damals noch große Stücke auf eine andere Befestigung, die jetzt kaum mehr dem Namen nach bekannt ist, die sogenannte Landwehr, den Landhag, oder wenn man will, den uralten Pfahlrain. — Ein solcher Hag lief in einer Breite von 12 bis 20 Schritten an Bächen und tiefen Gräben hin. Er war dicht besetzt mit Hagbuchen, Weiden und anderem Gehölz, welches mit der Zeit so in einander verwuchs, daß das Ganze eine, selbst für Stückkugeln undurchdringliche Wand bildete. Für Wege in Wasser ließ der Hag wohlverwahrte Durchgänge. Ein solcher Landhag zog, auf der Rußheimer Gemarkung am Rhein anfangend, auer durch das Rheintal, indem er Blankenloch streifte, dann Grözingen, Bergdausen, Söllingen, Königsbach und bei Türn die Würtemberger Grenze erreichte.

Ein zweiter lief vom Rhein bis an die Veste Stollhofen und von da nach Ottersweier an die Bergstraße. — Gegen Abend strömte der Rhein als natürliche Landwehr, wohl bewacht und an den Überfahrtspunkten bewehrt mit bewaffneten Fahrzeugen.

Pforzheim, die uralte Pforte des Schwarzwaldes, die tüchtigen Mauern und Thürme mit der kräftigen Bürgerschaft besetzt, war gegen Aufgang das Bollwerk des Landes. — Den Kniebis und die andern Päße des Gebirges deckten gute Schanzen. Auf allen Hochwachten standen Geschütze aufgepflanzt, ins Land den Lärmschuß zu knallen, dem alsbald Sturmglocken und Trommeln als Echo Antwort gaben.

Sobald übrigens ein feindlich Unternehmen vorherzusehen oder zu be-

fürchten war, durfte kein Hauptmann mehr außer Landes und kein Insasse weiter von seinem Wohnorte, als er die Sturmglocke deſſelben noch hören konnte. — Bürger und Bauern gingen dann sozusagen in Waffen an ihr Tagwerk.

Im Jahre 1580 war der Schultheiß Metz zu Knielingen zugleich Landhauptmann auf der Haart. Zu ihm kam eines Tags der Markgraf und begehrte die große Glocke der Gemeinde, da entgegnete Metz, „daß er ſie nicht miſſen könne, ſo er Schulz ſeyn ſolle“, und ließ zu gleicher Zeit die Glocke anziehen. Da nun alsobald die Bürger in Waffen herbeiliefen, zeigte ſich der Markgraf ſo befriedigt, daß er von der Glocke nichts mehr wollte und den Knielingern noch ein Fuder Wein ſchenkte.

So war die Bevölkerung: dies die Anſtalten zur Huth des Landes in einer Zeit, wo die kurze Ruhe, der vermeintliche Friede, oft plötzlich unterbrochen ward durch die dröhnenden Lärmzeichen, welche feindlichen Einbruch verkündigten, gleich wie die gerötheten Wolken des Himmels den Zug der ſengenden Banden.

Folgender Art aber war zu Anfang Aprils 1622 die Lage der Dinge am Rhein. In der untern Pfalz, um Oppenheim, Alzey, Kreutznach lag der ſpaniſche General Cordova mit einem Haufen Spanier und burgundiſcher Kreistruppen in Winterquartier. Dies Korps gehörte zur Armee des Marquis Spinola, bei welcher auch zwei Söhne des Markgrafen Eduard Fortunat ſich befanden — Brüder gegen Brüder. In dem Lande ſelber war das Jahr zuvor ein Städtlein ums andere belagert und genommen worden. In manchem auch hatten die Bürger ſich herzhaft gewehrt und ihren Herd bewahrt; doch der Freund hauste nicht beſſer denn der Feind. — Alles war ausgeraubt, ausgebrannt, ausgeſchändet und der elende Überreſt der Bevölkerung noch durch böſe Fieber verzehntheilt.

Gegen den Kurfürſten von der Pfalz war bereits die Reichsacht ausgeſprochen und der baieriſche Feldmarſchall Tilly abgeordnet, dieſe Acht zu vollſtrecken. Er ſtand mit einer Armee von Baiern und andern liguiſtiſchen Truppen bei Heidelberg, hatte Ladenburg genommen, Neckargemünd, wo die ganze Einwohnerſchaft niedergemacht worden, und andere Städte. Nur von der Veſte Dilsberg bei Neckargemünd mußte er mit blutigem Kopf abziehen. Die kleine Beſatzung unter dem pfälziſchen Hauptmann Schmidt hatte fünf Stürme abgeſchlagen. Von da nahm er Sinsheim und rückte bis gegen Bruchſal, eine Demonſtration gegen Baden zu machen, deſſen Haltung wohl Argwohn erwecken konnte.

Auf Seite der Unirten hatte ſich der Herzog Chriſtian von Braunſchweig wieder erhoben und einige Vortheile errungen. — Der Graf von Mannsfeld hatte in der Gegend um Landau Winterquartiere bezogen gehabt. Er beſchligte ein Heer aus holländiſchen, engliſchen, pfälziſchen,

französischen und einigen geworbenen Truppen bestehend, mit dem er das ganze Bisthum Speier bis herüber nach Bruchsal den Winter über gebrandschatzt und gedrangsalt hatte. Ins Geheim aber stand er mit Spinola in Unterhandlung, um spanische Bestallung anzunehmen. Zugleich aber unterhielt er mit dem Markgrafen von Baden eine Korrespondenz, ihn versichernd, daß er mit den Spaniern nur zum Schein negoziere, obschon er wahrscheinlicher Weise sich nur, je nach der Wendung der Dinge, einen Rückzug zu sichern bedacht war.

Georg Friedrich war in der Verfassung, gleich 10 bis 12000 Streiter in's Feld rücken zu lassen. Außerdem hatten die Herzoge Wilhelm von Braunschweig und der später so berühmt gewordene Bernhard vom Markgrafen Bestellung angenommen, ihm in der Stille 1000 Kürisser und 3000 Fußknechte anzuwerben. Allein der Kurfürst von Sachsen widersetzte sich dieser Werbung, und so zogen sie schnell mit 1000 Pferden und 2000 zu Fuß ab, über Koburg, das Bambergische, Würzburgische, und begaben sich vorerst in das Mansfeldische Lager bei Landau.

Um dieselbe Zeit war auch der Kurfürst von der Pfalz aus dem Haag, wo er eine Zuflucht gefunden hatte, verkleidet über Paris nach Landau gekommen, wo ihn der Jubel der Seinen empfing. Diese Ankunft machte sofort dem Verhandeln Mansfeld's mit Spinola ein Ende. Jetzt nahte der Augenblick der Entscheidung. Allein noch war der Wurf nicht geschehen, noch hatte der Markgraf nicht offen mit dem Kaiser gebrochen. — Es war eine Aufgabe seines Lebens, die wiedervereinigten badischen Lande sich und seinen Nachkommen in ihrer Gesammtheit zu erhalten: ein schlimmer Ausgang des Unternehmens konnte all sein Streben, all sein Mühen mit einem Schlage zu Nichte machen; während Alles gesichert war, wenn er zur Parthei des Kaisers hielt. Dann aber war der Bundesfreund verloren und mit ihm die Sache der Union, für welche der Markgraf nun einmal eingestanden. — Mächtige Bedenken! und das Kriegsglück so wandelbar! Glück aber sollte Georg Friedrich nicht beschieden seyn. — Eine Ahnung mußte sein Inneres durchbeben, daß die Saite des Zweifels in der Seele widerklang.

Am 22. April 1622 entsagte der Markgraf der Regierung und legte die Herrschaft in die Hände des Erbprinzen Friedrich, auf diese Weise dem geliebten Sohn sein Recht zu wahren und dem hart angesprochenen Lande die Folgen möglicher Unfälle. Nichts behielt Georg Friedrich für sich als sein Heer, sein Schwert und sein Vertrauen.

Dem Lande aber ward keine Unbill erspart, und die baden-badische Linie kam wieder zur Regierung. Diesem Stamm sollte noch ein Lorberreis erblühen, der schönsten eins im deutschen Heldenkranz.

Ich wag's, Gott vermag's.
Alter Spruch.

Treffen bei Mingolsheim 23. April 1622.

Am 24. April lagerte Tilly mit dem liguistischen Heere bei Bruchsal. Denselben Tag erhielt Markgraf Georg Friedrich ein Schreiben von Mansfeld, worin dieser meldet, daß so eben (Nachts 12 Uhr) seine Armee oberhalb Germersheim über den Rhein zu setzen beginne und daß er wohl erst am Nachmittag fertig zu werden vermeine. Da gab denn der Markgraf auch seinem Heer Befehl zum Aufbruch und in der Frühe des 25. zog er, damaligem Kriegsbrauch gemäß, in Schlachtordnung, über Staffort den Liguistischen entgegen. Mansfeld, gleichfalls in Schlachtordnung, rückte durch das diesseitige Speier'sche Gebiet, alle Orte, welche der Heerhaufe berührte, in Flammen aufgehen lassend. Auf die Kunde von Mansfelds Rheinübergang war der liguistische Feldherr sogleich zurückgegangen und hatte auf den Höhen herwärts Wiesloch eine gute Stellung gewählt, dort die Schlacht anzunehmen, welche auch von den Unirten gesucht worden.

Über den Verlauf derselben ist nur wenig bekannt. — Der erste Angriff Mansfelds mißlang völlig und er zog sich auf Mingolsheim zurück. Dort fand er wahrscheinlich schon die Vorhut der Durlacher (dies war die damals gewöhnliche Benennung der Badischen) und hier kam das Treffen wieder zum Stehen. Tilly, welcher nur einen bereits geschlagenen Feind zu verfolgen wähnte, ward so übel empfangen, daß seine Ordnung sich löste und er mit Hinterlassung von 2000 der Seinigen, 4 Geschützen und 17 Fahnen das Feld räumen mußte. Den Unsrigen fielen etwa 300 Baiern in die Hände.

Anstatt nun, den bewährten Regeln der Kriegskunst gemäß, vereinigt zu bleiben und dem geschlagenen Feinde ununterbrochen auf den Leib zu gehen, bis er vernichtet war, machten die Unirten den großen Fehler, sich zu trennen. Mansfeld zog die Bergstraße hinab, Ladenburg zu belagern und einige andere Städtlein zu nehmen, während der Markgraf von Baden dem retirirenden Tilly über Sinsheim folgte. Offenbar wirkte hier ein Zerwürfniß beider Feldherren: nach Stellung, Alter und Kriegserfahrung gebührte ohne allen Zweifel dem Markgrafen der Oberbefehl, während Mansfeld einer niedrigen Eifersucht das hohe Interesse der ganzen Sache opferte.

Schlacht von Wimpfen 6. Mai 1622. *)

Tilly hatte sich bei Wimpfen wieder gesetzt, um zu schlagen und den Feind den Neckarübergang zu wehren. Unterhalb der Stadt, gegen Offenau, war eine Brücke über den Neckar hergestellt und die Zugänge wohl verschanzt. Außerdem hatte der bairische Feldherr nicht verabsäumt, den General Cordova zu Hilfe zu rufen, welcher sich, nach einigem Umständemachen auch herbei ließ, ihm zwei Regimenter zu Fuß und einundzwanzig Kornet (Fähnlein) Reiter zuzuführen. Cordova marschirte durch den Odenwald auf Wimpfen zu, wo er am Vorabend, oder am Tage des 6. Mai eintraf. Unterdessen hatte der Markgraf Sinsheim wieder eingenommen, das Schloß zu Angeiloch, und zog über Hilsbach und Schweigern gegen Wimpfen zu. — Am 5. Mai rückten die Treffen aus Schweigern und Bieberach gegen Tilly's Stellung, der jedoch seinem Feind bis Obereisisheim zuvorgekommen war.

Die Gegend südlich von Wimpfen, wo beide Heere standen, ist eine wellenförmige Hochfläche, welche bei der Stadt steil und hoch gegen den Neckar abfällt; immer noch steil, aber weniger hoch sind die Abhänge des Neckarthales südlich von Wimpfen, bei Unter- und Obereisisheim, Neckargartach. Die drei Orte Wimpfen, Biberach, Obereisisheim bilden ein

*) Ein sehr fleißig gearbeiteter Auszug aus den Akten des Großherzogl. Archivs und andern amtlichen Quellen ist neuerlichst vom Hauptmann v. Laroche veröffentlicht worden. (Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft des Krieges. 1846. 7tes und 8tes Heft. die Schlacht bei Wimpfen.)

ziemlich gleichseitiges Dreieck, von welchem jede Seite in gerader Richtung ungefähr eine Stunde Wegs beträgt. In der Mitte dieses Dreieckes, an der jetzigen würtembergisch-hessischen Gränze, ist der Dornath-Wald der höchste Punkt der Gegend, von hier aus laufen die wellenförmigen Höhenzüge gegen das Neckarthal und der bedeutendste von ihnen zieht sich vom Wald nach Obereisisheim. — Es war Tilly gelungen, diesen beherrschenden Punkt der Gegend zu besetzen, bevor die Durlacher ihn erreichen konnten, welche ein schlechter Führer durch Hohlgassen und bodenlose Wege geleitet hatte. Der Nachmittag und Abend des 5. Mai verging mit Kanoniren, Plänkeln und scharfem Scharmützeln einzelner Reiterabtheilungen: es galt, dem Feind die Höhe des Dornathwaldes mit Gewalt oder durch Manövriren zu nehmen: allein Tilly war nicht der Mann, einen großen Vortheil ohne Noth aufzugeben. Die Nacht machte dem Schießen ein Ende. Da beschloß der Markgraf, die Schlacht am anderen Tage auf derselben Stelle zu liefern, trotz seiner ungünstigeren Stellung und trotz dem er nicht Zeit hatte, sich gehörig zu verschanzen, was er sonst nie unterließ. Er mußte wohl auf seine überlegenen Streitkräfte zählen, denn Cordova's Ankunft war ihm unbekannt, und er mußte diese befürchten bei längerem Warten.

Badisches Heer.

Generaloberster: Georg Friedrich, Markgraf zu Baden und Hachberg. In seinem Gefolge und um ihn der Feld-Hofstaat, die Feld-Kanzeley, der Kriegsrath, die Garde zu Pferd, die Leibfahne.

Oberster Leutenant: Otto, Wild- und Rheingraf, Graf zu Salm ꝛc.

Feldzeugmeister: Oberst Klaus v. Böcklin.

Obersten: Mehrere Abtheilungen wurden geführt durch Prinzen und Herren, würdige Zöglinge ihres berühmten Herrn. Prinz Karl von Baden, 24 Jahr alt, seit 1620 Oberst über ein Regiment zu Fuß. Prinz Christoph, 16 Jahr alt, Rittmeister über ein Fähnlein Reiterei. Herzog Wilhelm von Weimar, Oberst über ein Regiment zu Fuß. Herzog Bernhard von Weimar, welcher stets dankbar Georg Friedrich als seinen Lehrmeister erkannt, Oberst über ein Regiment zu Pferd. Ein tapferes schwäbisches Reiterregiment führte Herzog Magnus von Würtemberg (Bruder des regierenden Herzogs), Oberst Joh. Kasimir, Wild- und Rheingraf. Die vier badischen Landwehrregimenter führten (außer dem Prinzen Karl) Ph. Chr. v. Helmstätt. Oberst über das weiße Regiment: Oberstlieutenant Bertram, und Oberstlieutenant Stürzel von Buchheim. — v. Waldmannshausen, Oberst über ein Regiment Pfälzer.

Fußvolk. Sechs Regimenter zu Fuß (die vier badischen, das weimarische und das pfälzische). Leichtlen giebt, ohne jedoch Näheres zu bezeichnen, acht Regimenter an.

Reiterei: vierundzwanzig (nach Andern achtundzwanzig) Kornet oder Fähnlein, darunter einige Franzosen.

Geschütz. Vierzig Stücke, darunter zwei Sechzigpfünder, ein großer Boller, von neun Pferden gezogen, sechs neue in Durlach gegossene Kanonen, neun halbe Karthaunen und 21 kleinere Stück.

Siebenzig Spitzwägen, jeder einen kleinen Mörser tragend und von zwei Pferden gezogen, also eine Art leichter Haubitzen, von des Markgrafen Erfindung. Sie schossen vorzugsweise Kartätschen mit einer Pulverladung von Dreiviertel Pfund.

150 sechsrädrige Spieß- oder Spitzwägen und ein Troß von 1600 Heerwägen. — Eine Brückenequipage von zwölf Schiffen.

Im Ganzen 15,000 bis 20,000 Mann.

Ligulistisches Heer.

Tilly befehligte über sechs Regimenter zu Fuß und vier Kornet Reiter; Cordova über zwei Regimenter zu Fuß und einundzwanzig Kornet Reiter, wie schon angeführt. Nach anderen Angaben bestand Cordova's Division aus zwei Regimentern zu Fuß und 1000 Reitern.

Im Ganzen 20,000 Mann. Nähere Kenntniß mangelt uns, zur Zeit wenigstens noch.

Tilly's Aufstellung blieb auf den Höhen des Dornathwaldes; das zweite Treffen längs dem Saum des Waldes; das erste Treffen und das Geschütz vorwärts auf den, gegen den Neckar zu laufenden Höhenzügen.

Die batische Aufstellung folgte dem Höhenzug und der Straße von Biberach gegen Obereisisheim. Dieser letztere Ort lag einige hundert Schritte vor dem rechten Flügel und war durch zwei Fähnlein zu Fuß und eines zu Pferd besetzt. Eine Viertelstunde hinter dem Ort tritt der Böllinger Bach, im Mittelalter die Bieberach genannt, ins Neckarthal. Bei Bonfeld entspringend, fließt er an Biberach vorbei. Sein Lauf gieng somit, den linken Flügel der batischen Stellung berührend, im Rücken desselben fort. Obwohl das Wasser nur ein paar Schritte breit ist und das Thal nicht sumpfig, waren die Thalwände doch steil und für Geschütz nicht zu passiren. Die zwei über den Bach geschlagenen Brücken konnten im Fall eines Rückzuges nicht ausreichen. — Das Heer stand in einem Treffen — die ganze Artillerie in der Mitte, in den oberen Weinbergen vor dem Billinger Hof. Hinter ihr war die starke Wagenburg des Markgrafen aufgefahren, welche den Schlußstein der Stellung bildete. — Von der Reiterei hatte der größere Theil sich auf dem linken Flügel am biberacher Wartberg formirt. — Das Fußvolk bildete die mittlere Schlachtreihe. In Ermangelung besserer Verschanzungen hatte man vor demselben, dem damaligen Brauch gemäß, eine Linie sogenannter spanischer Reiter aufgestellt, nämlich Balken, zehn bis zwölf Fuß an

Länge, welche auf den vier Seiten mit zwei bis drei Fuß langen gespitzten Pfählen beſpickt und mit Ketten an einander beveſtigt waren.

Verlauf der Schlacht. Mit der Frühe des Tages eröffneten die Liguiſten das ernſte Spiel durch ein unterhaltenes Feuer ihrer Stücke. Vortheilhaft wie ſie ſtanden, ſchlugen die Kugeln alſobald in die badiſchen Reihen und ſtreckten viel Leute nieder. Nun aber antwortete die badiſche weit ſtärkere Artillerie und ſo nachdrücklich, daß man, wie ein Augenzeuge erzählt, auf Augenblicke die durchgeriſſenen Lücken in der feindlichen Linie ſehen konnte, obwohl dieſe durch den Boden mehr gedeckt ſtand als die badiſche. — Dem ein End zu machen, entſendete Tilly einige Geſchwader zum Angriff. Ihnen entgegen trabten alſogleich badiſche Reiter, welche nach einigem Schießen die erſten hinter ihre Schlachtlinie zurückwarfen. Neues Geſchützfeuer, von neuen Reiterangriffen unterbrochen, wechſelten ſo einige Stunden. Da ließ der Markgraf ein Infanterieregiment zur Unterſtützung ſeiner Kavallerie vorrücken, und bald war der Rückzug der bairiſchen Reiterſchwadronen entſchieden. Viel Leute lagen auf dem Blachfeld, aber zu einer Entſcheidung wollte ſich's nicht neigen. Mit der Hauptmaſſe wich Tilly nicht von der Stelle und hier konnte ihm der Markgraf nicht zu Leib gehen, ſo ſehr ſeine Oberſten dazu drängten. Er glaubte der Baiern gewiß zu ſeyn, ohne zu große Opfer. Um die Mittagsſtunde hielt man beiderſeits inne mit den fruchtloſen Reiterangriffen, auch das Geſchützfeuer ſchwieg und eine zweiſtündige Waffenruhe trat ein. Es war ein heißer Tag — die Baiern konnten im Holz gegen die Sonne einigen Schutz finden, welcher den Badiſchen auf dem offenen Felde mangelte, auch an Proviant litten ſie Noth, doch konnten die Pferde wenigſtens in dem Bach getränkt werden.

Gegen zwei Uhr bemerkte man Bewegungen in der baieriſchen Linie; ſogleich befahl der Markgraf, zum Angriff bereit zu ſeyn, er befürchtete wohl, Tilly möchte zurückgehen und die Schlacht unentſchieden laſſen. Doch bald fing das Geſchützfeuer mit neuer Kraft an und ſtarke Kavalleriemaſſen entwickelten ſich zum Anreiten. Jedermann fühlte, daß das Gefecht ſich jetzt zur Entſcheidung wenden müſſe. Die ſchwäbiſchen Küraſſier unter Herzog Magnus warfen ſich dem Feind entgegen. — Die Geſchütze donnern und praſſeln, wie der Augenzeuge erzählt, als wenn die Erde zuſammenbrechen wolle. Wiederum ſehen die feindlichen Reiter ſich geworfen, aber Herzog Magnus liegt erſchlagen unter einem Haufen Todter. Jetzt ſetzt die ganze feindliche Linie ſich in Bewegung, die Höhe herunter rückend, gegen die Badiſchen und nun war auch des Markgrafen ſo dringender Wunſch erfüllt. Unverweilt befiehlt auch er ein allgemeines „Vorwärts“ und die beiden Reihen treffen auf einander. Ungleich war der Erfolg. In dem Thal von Biberach und in dem Buſch zunächſt des badiſchen linken Flügels, dem ſchwachen Theil der Stellung, hatte die ganze feindliche Reiterei unter Cordova's Anführung ſich geſammelt,

und rannte mit Ungestüm auf die badische; zweimal schon Siegerin, wurde sie jetzt geworfen, und konnte sich erst bei Großgartach, eine Stunde rückwärts, wieder sammeln; auch das Dorf Obereisesheim vor dem badischen rechten Flügel wurde von den Baiern genommen und die dort postirten drei Fähnlein zu Gefangenen gemacht. Während so bei dem allgemeinen Angriff die beiden Flügel weichen mußten, schien im Zentrum, wo die Masse des Fußvolkes stand, der Markgraf, hoch zu Pferd mitten unter ihnen, der Sieg nicht mehr zweifelhaft. Vom Musketen- und Geschützfeuer furchtbar mitgenommen, waren drei baierische Regimenter bereits getrennt, und wie Mauern standen die badischen Reihen, ein nochmaliger Stoß der Reiterei hätte den Sieg entschieden, aber die Reiterei war nicht mehr auf dem Schlachtfelde. Im Gegentheil, die feindliche unter Cordova drängte bereits auf den Rücken der badischen Stellung, daß unter dem Troß schon Verwirrung entstand und einzelne Knechte davon ritten. Jetzt, wo Alles an der Schneide eines Degens hing, mußte sich's treffen, daß inner der badischen Wagenburg ein Pulverwagen aufflog und augenblicks noch drei, vier andere, daß auf fünfzig Schritte ringsum das Feld mit Menschen und Pferden besät war. Schrecken und Unschlüssigkeit mußten auch im Moment die Gemüther erfassen. Gerade war das spanische Regiment „Neapel" zum Sturm auf die Batterie von neun halben Karthaunen beordert, rasch benutzte es die Verwirrung, die Geschütze wurden genommen, sogleich umgekehrt und auf die Wagenburg abgefeuert. Es war jetzt Nachmittags 4 Uhr und die Schlacht entscheiden. Was der Markgraf als möglich nicht einmal geahnet hatte, war wirklich geworden, er mußte sich zurückziehen. Zum Rückzug aber war seine Stellung nicht gewählt, Fußvolk und Pferde wohl konnten den Bellingerbach ohne Gefährde überschreiten. Geschütz und Wagen aber vermochten die steilen Thalwände nicht zu passiren; sie fielen dem Sieger als Beute zu. Fast kein Gefangener ward sein außer der Besatzung des Dorfes. Am letzten auf dem Platz stand das weiße Regiment unter Oberst Helmstätt. Die Sieger ihrerseits aber waren dermaßen zugerichtet, daß nur ein spanisches Regiment den Badischen bis Neckargartach eine Viertelstunde hinter den Bellingerbach zu folgen vermochte. Mit dem Stamm der Armee ging Tilly Abends noch nach Wimpfen zurück.

Diese Schlacht, mit ihrer Artillerie, welche die einmal genommene Stellung nicht wieder verändert, mit ihren Reiterangriffen, welche, ein Überrest des alten Ritterwesens, das Gefecht eröffnen und anfwinnen, mit ihrem Zusammenstoß der Infanterie erst im letzten entscheidenden Moment — sie giebt ein völlig getreues Bild vom Verlauf der Treffen in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges.

Der Kampf bei Wimpfen wird in der badischen Geschichte mit Recht berühmt bleiben, wegen der heldenmüthigen, eines besseren Geschickes würdigen

Ausdauer des Heerführers wie des Fußvolkes; und, man übersehe es nicht, dies Fußvolk war Landwehr, eine Auswahl verheiratheter Bürger. — Der Markgraf hatte einen Fehler begangen, welcher im Kriege schon die Ursache von viel Unglück gewesen, den Fehler nämlich, seinen Feind zu gering zu achten, die Möglichkeit eines Unfalles nicht einmal in Rechnung zu nehmen. All seine andern Anerkennungen aber, wie seine Haltung während der Schlacht, haben ihm die Bewunderung selbst seiner Feinde erwerben müssen.

Übrigens sind die Verhältnisse dieser Schlacht und ihre Folgen, im größeren Publikum wenigstens, bisher irrig aufgefaßt worden. — Was namentlich die Folgen derselben betrifft, so mußte allerdings das sämmtliche Geschütz und der Troß verloren gehen. Unter den Todten zählte man an Obersten und Oberstlieutenants: den Herzog Magnus von Württemberg, den Pfalzgrafen Christoph von Birkenfeld, G. F. v. Helmstätt, J. Wolfgang v. Löwenstein, Fr. v. Weiler, Joh. Phil. Schärtlin von Burtenbach, den Fähndrich Ph. Reinh. v. Hornberg, Wolfg. G. v. Lichtenstein, J. v. Weiler, H. Kasp. von Gundelsheim, H. Jako von Gültlingen, G. Mänle von Steinbach, J. W. Dutinell, G. Fr. v. Kuß, Ulrich v. Brant, Joh. Ph. Haß, G. Fr. v. Zanth, Chr. Lud. Staut, Moriz Heberers, Chr. v. Rodenstein, H. G. Wolfenfels, Ar. Chr. v. Taubeneck, P. Mitternacht. — Unter den Verwundeten wird der Oberst und Zeugmeister v. Böcklin genannt, als durch die Explosion der Pulverwägen jämmerlich versengt.

Allein nach allen Angaben haben die Liguistischen an 3000 Mann verloren, während der Gesammtverlust bairischer Seits nicht halb so stark gewesen.

Unterm 18. Mai schreibt der bairische Secretär Abel an den Nürnbergischen Statthalter v. Leubelfingen: „.... So haben wir zwar so viel Fußvolk-Fähnlein vom Feind, als er von uns, intem wir ihm dann auch zwei Kornets und viele Knechte gefangen genommen haben. Die meisten Gefangenen, so er von uns hat, hat er in einem Dorf, darin 2 Kompagnien zu Fuß und eine zu Pferd gelegt waren, bekommen, darunter: Rittmeister Lutzelberg, Capitain Jorg, Phil. v. Helmstett, Capitain Steinfels, Hartungshausen ꝛc."

Doch ist es Zeit, einen Brief Georg Friedrichs an den Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg anzuführen, worin das unzerstörbare Gleichgewicht ächten Feldherrngeistes sich strahlend wiederspiegelt:

„E. L. mögen nicht verhalten, daß Wir heute acht Tage mit dem Feinde, weil derselbe uns und Unserer Armee so hart angriffe, schlagen müssen, und ob wir wohl Uns die künftige Nacht durch etwas zu verschanzen gemeint, hat doch solches, weil beide Generale, Cordova und Tilly, so hart auf Uns getrungen, nicht geschehen können, da Wir dann zwar bekommen, daß Wir Uns redlich und zwei Tage lang gewehret, scharmuziren, retiriren und das Feld räumen müssen, welches aber ohne sonders großen Verlust

abgangen, außerhalb daß die Artolleria und etlich Partgeld, welches doch noch wohl zu verschmerzen und hoffentlich in's künftige wiederum anderwärts einzubringen, dahinten verblieb. Sintemal, wo uf Unserer Seiten einer, seind dem Gegentheil drei oder vier, inmaßen E. L. von Andern, auch vielleicht von der Widerpart selbsten, werden ersehen, erlegt worden. Und endlich haben Wir von hohen Offizieren niemand verloren als den hochgeborenen Fürsten, Unseren lieben Oheim und Schwager Herrn Magnum, Herzog zu Würtemberg, und den Pfalzgrafen von Birkenfels, welches Uns zwar herzlich laid thut, weil sich diese dergestalt tapfer erwiesen, daß nicht zu zweifeln, da der Allmächtige Denselben das Leben länger vergönnt, sie dem geliebten Vaterlande noch viel gute und mögliche Dienste hatten prästiren können. Weil aber hochgedachtem Herzog dieser Fall in dem Beruf, so Sie Gott und dem Vaterland gedient, begegnet, sind Dieselben mit gutem Gewissen, Ehr und Reputation von dieser Welt geschieden. Haben derohalben nicht unterlassen, Unsere Truppen so viel möglich wiederum zu sammeln, und sind Willens, Uns mit nächster Tage, beliebt's Gott, wiederum zu Feld zu begeben. Darnach Wir aber ganz und gar um Unsere gute Pferde gekommen, so ersuchen Wir E. D. hiemit, daß Dieselben mit guten, zu solchem Handel tauglichen Pferden freundlich aushelfen wollen, das Wir Uns, bei zu begebenden Occasionen, freundlich zu beschaffen erbötig verbleiben.

„Datum Carlsburg den 3. May 1620.

Georg Friedrich, Markgraf von Baden."

Auch über einzelne Umstände der Schlacht ist Irriges weit verbreitet; so die Sage von vierhundert Bürgern aus Pforzheim, welche unter Anführung ihres Bürgermeisters ein eigenes Korps, nach Einigen eine Leibwache des Markgrafen, formirt und bei Vertheidigung seiner Person sämmtlich gefallen seyn sollen. Die Pforzheimer aber bildeten erstens ein Fähnlein zu Fuß von 300 Mann, die erste Kompagnie des weißen Regiments unter dem Obersten Helmstätt. Ob der damalige Bürgermeister von Pforzheim, welcher Wolf Karle hieß, Hauptmann des Fähnleins gewesen sey, oder ob es der damalige Bürger und Weißbäck Bechtolt Deimling war, ist nicht bekannt. Hundert weitere Pforzheimer bildeten ein Reiterfähnlein. Die sämmtliche Reiterei aber war beim Entscheidungskampfe nicht mehr auf dem Schlachtfelde. Nun aber hat das ganze weiße Regiment bei Wimpfen hohen Ruhm sich erworben und ihm gebührt die Ehre des Tages. Wenig Zweifel ferner, daß die stets wehrhaften Pforzheimer nicht die tapfersten unter den Tapfern gewesen; allein der Verlust an Mannschaft war badischer Seits überhaupt nicht so groß, und daß er bei dem einen Fähnlein im Verhältniß nicht stärker seyn mochte, beweisen die noch vorhandenen Kirchenbücher. *)

*) Wir verweisen darüber nochmals auf den oben angeführten Aufsatz von Laroche.

Georg Friedrich hatte sein Heer schnell wieder hergestellt und auf 12,000 Mann gebracht. Vereinigt mit Mansfeld nahmen sie Lahenburg wieder mit stürmender Hand, zogen ins Elsaß, entsetzten Hagenau, zogen dann, Ende Mai, zurück über den Rhein gegen Darmstadt, wo der Landgraf einer baierischen Streifwacht in die Hände fiel. Als aber Herzog Christian bei Höchst eine harte Niederlage erlitten, entließ der Kurfürst von der Pfalz die Genossen ihrer Bundespflicht, und nahm zur Aussöhnung mit dem Kaiser die Vermittelung seines Schwiegervaters, Königs Jakob von England, so wie des Königs von Dänemark an. — Georg Friedrich entließ nun sein Heer und zog sich auf seine unangreifbare Hachburg zurück. Friedrich V aber ging nach Frankreich, Mansfeld und Bernhard von Weimar traten in französischen Sold.

Georg Friedrich, nachdem er einige Jahre zurückgezogen in Genf verlebt, entriß sich noch einmal der ihm widerstrebenden Unthätigkeit *) und übernahm im Jahre 1627 den Oberbefehl über einen Heerhaufen, meist aus Dänen bestehend; aber auch diesesmal nicht vom Glück begünstigt. Den Rest seiner Tage beschloß der vielgeübte thatkräftige Fürst wieder in Genf, wo er im Jahre 1637 seinen Geist den Händen des Herrn empfahl.

Am 24. Mai 1630 aber hatten die Schweden den deutschen Boden betreten.

*) Von der hohen militärischen Bildung des Markgrafen zeugt unter andern ein Manuscript in der Großherzoglichen Hofbibliothek zu Karlsruhe. Dasselbe besteht aus drei starken Folio-Bänden, welche der Markgraf größtentheils selbst schrieb und in denen er nicht allein seine eigenen Ansichten über Kriegführung, Kriegskunst und die Kriegswissenschaften im Allgemeinen, sondern auch die der vornehmsten und berühmtesten Schriftsteller der früheren und damaligen Zeit niederlegte. Dieses großartige Werk ist in deutscher, lateinischer, französischer und italienischer Sprache geschrieben, im Jahre 1614 begonnen und 1617 beendigt, und seinen Söhnen gewidmet. Man muß die Aufmerksamkeit, die Einsicht, Kenntniß und Sorgfalt dieses ausgezeichneten Fürsten bewundern, wenn man die Abrisse der Lager, die Pläne der Schlachten und Schlachtordnungen, die Zeichnungen des Geschützes und der Kriegsgeräthschaften von allen Gattungen, vom Kleinsten bis zum Größten, betrachtet, welche er selbst mit eigener geübter Hand beifügte.

Zeitraum des spanischen Erbfolgekrieges.

An Zügen und Schlachten, an hochberühmten Feldherren, braven unverdrossenen Soldaten, werden nicht viele Zeiten reicher seyn, als die letzten Jahrzehnte des siebenzehnten und die ersten des achtzehnten Jahrhunderts. Hier glänzen auf Seite der Deutschen und ihrer Verbündeten ein Raimond Montecuculi, ein Karl von Lothringen, ein Ludwig von Baden, ein Eugen von Savoyen, ein Marlborough: ihnen gegenüber, französischer Seits ein Türenne, Vauban, Ventome, Catinat, Villars, und wie viele Tapfere, von weniger hohem Range noch auf beiden Seiten.

Diesem Reichthum an Feldherrntalent, an unerschöpflicher alt deutscher Herzhaftigkeit aber stehen die übrigen Verhältnisse des Landes in betrübtester Weise entgegen. Zu keiner Zeit ist das deutsche Reich ärmer gewesen an Gemeingeist, an Hingebung, und niemals weniger seiner Würde sich bewußt. Der engherzigsten konfessionellen Eifersucht vermochten die Deutschen sich nicht zu entwinden, selbst in dem Augenblick, wo Alles in den Abgrund zu stürzen drohte. Im Osten von den Türken bedrängt, im Westen von den Franzosen, durch beide aufs Äußerste gebracht, sah man doch kein Zusammenhalten, kein gegenseitiges Hülfeleisten. Alle und jede wollten stets abwarten, bis der Feind noch weiter im Herzen des Reiches stehe, bis keiner hoffen durfte, das Kriegsunwetter werde an seiner Markung vorbeiziehen. Was konnte es helfen, daß hier oder dort der Fürsten edle Waffen dem stets kampfesfreudigen Volk voranleuchteten, wenn die materiellen Mittel zum Kriegführen fehlten? Was vermag der beste Geist einer Armee auszurichten, wenn der Soldat nichts zu essen hat? In diesen Fragen liegt die Geschichte so vieler deutscher Feldzüge jener Zeit, und auch dem Markgrafen Ludwig sind bitterste Erfahrungen in dieser Beziehung nicht erspart worden.

Mit dem neunzehnten Jahre war der Prinz als Freiwilliger in das kaiserliche Heer getreten und hatte die Feldzüge mitgemacht in dem Kriege, welchen Kaiser und Reich von 1674 bis 1679 gegen die Anmaßungen des vierzehnten Ludwig von Frankreich führen mußten. Im Jahre 1676 befehligten der Vetter des Prinzen, Markgraf Ludwig Friedrich von Baden-Durlach, als Reichsfeldmarschall, und sein Oheim, der Markgraf Hermann von Baden-Baden als kaiserlicher Generalfeldzeugmeister, die Belagerung von Philippsburg. Prinz Louis (diesen Namen behielt Markgraf Ludwig stets im Volksmund) fand hier Gelegenheit, sich durch eine erste Waffenthat auszuzeichnen. Einer der entscheidendsten, wie der gefährlichsten Momente bei einer Belagerung ist die Eroberung des bedeckten Weges. Man nennt so den Gang jenseits des Hauptgrabens, dessen Brustwehr, das Glacis, sich gegen das Feld verflacht. Die Stürmenden müssen die Besatzung hinter den Palisaden des Glacis vertreiben, und jenseits, offen, ohne irgend eine Deckung, auf 25 oder 30 Schritte dem Feuer von den Hauptwällen so lange widerstehen, bis aus Schanzkörben, Faschinen, Erdsäcken eine nothdürftige Schutzwehr erbaut ist. Bei solchem Sturm des bedeckten Weges hatte Prinz Louis sich der Art hervorgethan, daß er von dem Herzog von Lothringen als Überbringer der Botschaft von der bald darauf erfolgten Übergabe der Veste nach Wien gesendet wurde. Zum Lohne seiner Tapferkeit verlieh Kaiser Leopold dem Prinzen das Regiment Wolffenbüttel, dessen bisheriger Inhaber, Prinz Friedrich August, bei jenem Sturm geblieben war. Zwei Jahre darauf ertheilte der Kaiser dem Prinzen auch die Altersnachsicht zum Antritt der Regierung des Landes, welche ihm bereits 1677 durch den Tod seines Großvaters, des Markgrafen Wilhelm zugefallen.

Im Mai 1679 rückte er vor zum Generalfeldwachtmeister.

Nur eine kurze Ruhe hatte der Friede von Nimwegen dem Reiche gegeben, denn bald, angehetzt durch den König von Frankreich, entbrannte der Türkenkrieg heftiger denn je zuvor. Den Markgrafen, gerüstet abermals gegen Frankreich zu fechten, sehen wir jetzt plötzlich nach Wien berufen, unter dem Oberbefehl des Herzogs von Lothringen seine Stelle als General der Reiterei anzutreten und sein gutes Schwert gegen den Erbfeind der Christenheit zu ziehen.

Den 4. Mai 1683 sollte die Armee sich gegenüber von Preßburg gesammelt haben. Obgleich der Krieg schon lange vorherzusehen gewesen, obgleich es für Niemand ein Geheimniß war, daß die ungeheuren Rüstungen der ottomanischen Pforte diesesmal Wien selbst gelten sollten, war doch für die Führung des Krieges nur wenig Vorkehr getroffen. Das Kanzleiregiment, welches damals schon in Deutschland gebietend waltete, schien bereits der Ansicht, daß die Ereignisse sich dem Geschäftsgang zu bequemen hätten. „Es ist Thatsache", sagt Röder in seiner Geschichte der Feldzüge

des Markgrafen Ludwig wider die Türken, „daß Hofkammer- und Kriegskommissariat noch am 28. Januar des Jahres 1683 Ersparnisse bei der Armee vorschlugen, welche darin bestehen sollten, daß den Generalen an ihren Besoldungen, den Gemeinen das Brod abgezogen werde.“ — Der Erfolg ist bekannt. — Am 7. Juli mußte der Kaiser von Wien nach Passau flüchten; am 12. sah man Tartaren um die Vorstädte schwärmen, und bald waren die Anstalten getroffen zur Belagerung der Hauptstadt. Markgraf Hermann von Baden, jetzt Präsident des Hofkriegsrathes, war der Letzte vom kaiserlichen Gefolge, welcher die Stadt verließ. Endlich, nachdem das nothwendigste Fußvolk angelangt, zog auch die Reiterei unter dem Prinzen Louis von Baden ab. — Wie nach zwei Monaten die geängstigte, auf's Äußerste gebrachte Stadt wieder entsetzt ward durch ein Heer von Kaiserlichen, Reichsvölkern und Polen, unter dem Oberbefehl des Königs Johann Sobiesky, ist weltbekannt. Dem Prinzen Louis war es vergönnt, mit abgesessenen Dragonern, die Janitscharen aus den Laufgräben zu jagen, und den ausfallenden Wienern die erste Freundeshand zu reichen. Ein halbes Wunder, daß die Stadt sich bis dahin halten konnte, und eben so außerordentlich der unverhofft vollständige Sieg des Entsatzheeres. Gott allein kann wissen, was aus Deutschland geworden, hätte auf dem Thurm von Sankt Stephan der Halbmond einen Platz gewonnen.

Während zehn Feldzügen stand nun Prinz Louis den Türken gegenüber; anfänglich als General der Reiterei, in den vier letzten Jahren als Oberfeldherr. Stets und in jeder Stellung hat er jenes schnelle, sichere Erkennen gegebener Verhältnisse bewährt, jenes folgerichtige, entschlossene Handeln, was ihm den hohen, so wohl verdienten Ruf erworben.

Den herrlichen Sieg unter den Mauern von Wien, mit so geringen Opfern erkauft, hatte man zunächst dem Scharfblick des Polenkönigs zu danken, denn bereits war das Verabredete für den Tag des 12. September vollführt, und man gedachte den Rest dieses Tages, so wie die Nacht in Beiwacht auf dem Schlachtfelde zuzubringen, als der König, geübten Auges, Zeichen von Unschlüssigkeit unter einem starken Haufen türkischer Reiter erkennend, in den Ruf ausgebrochen: „das sind verlorene Leute“, und alsogleich seine Polenreiter, die Husaren voran, zum Angriff gegen jene entsendet hatte.

Kein Hinderniß des Bodens vermochte die kampfentbrannten Polen aufzuhalten und bald waren zwanzigtausend Spahis auseinander gesprengt. Karl von Lothringen, die Flucht jener Reiterei-Division wahrnehmend, hatte gleichfalls wieder zum Angriff blasen lassen; seinem Beispiel waren die Kurfürsten mit den Reichstruppen gefolgt, und so sah man das ganze Heer in weitem Bogen auf der Ungläubigen Hauptlager anrücken. Auch dieser Kampf war nach Kurzem entschieden gewesen und die Strahlen der Abendsonne beleuchteten das hohe Schauspiel: hier einer zu Gott aufathmenden,

von Tod, Sklaverei und allem Schrecken des Krieges befreiten Bürgerschaft, dort der wilden Flucht des ungeheuren, übermüthigen Türkenheeres, und da, im Christenheere, das mit Worten nicht zu beschreibende Hochgefühl des Sieges für die höchsten Güter der Menschheit, für Religion und Vaterland. Ich sage, für Religion in vollem Sinne des Wortes, nicht für theologischen Kram, denn um Christenthum oder Islam fielen die Würfel.

In solchem Grade vollständig war der Sieg gewesen, in solchem Grade auch die kühnsten Hoffnungen hinter sich lassend, daß selbst die Heerführer den Trug des Augenscheins fürchteten, und, wie jedermann im Befreiungsheere, den Rückzug der Türken für eine Kriegslist nahmen, welcher die Absicht unterlag, in der Nacht zurückzukehren und während der zu vermuthenden Plünderung des orientalischen Lagers über die Christen herzufallen. Von dieser Ansicht beherrscht, hatte der König, bei Todesstrafe verboten, vom Pferde zu steigen, oder Reih' und Glied zu verlassen. Die Nacht war in Schlachtordnung vor dem Türkenlager zugebracht worden; aber diese Vorsicht, so sehr sie auch geboten schien, hatte die Ungläubigen vor gänzlicher Vernichtung gerettet, denn dieser war die zuchtlose Masse preisgegeben, sobald die Christen entschlossen nachfolgten.

Bei verbündeten Heeren vereinbart man sich nur langsam über die großen Kriegsabsichten, weil hier nothwendig mannichfache und sich kreuzende Interessen berührt werden. So geschah es denn auch, daß das verbündete christliche Heer erst fünf Tage nach dem Entsatz von Wien, das ist am 17. September 1683 sich wieder in Bewegung setzte. Man wollte zunächst den starken und wichtigen Grenzplatz Neuhäusel, etwa 25 Stunden Wegs von Wien, wegnehmen; weiter nicht lagen damals die Marken des osmanischen Reiches von der Hauptstadt Österreichs.

Doch abermalige Bedenken und Unschlüssigkeiten hatten auch dies Beginnen unräthlich erscheinen lassen, und man entschloß sich, Gran an der Donau zu nehmen. Den Brückenkopf dieser Veste bildet auf dem linken Donauufer das Städtlein Parkan. Unter den Kanonen dieses Platzes hatte sich ein türkisches Korps gelagert; diesem galt der nächste Angriff. Die Polen, noch siegesberauscht von dem hohen Tag vor Wien, waren der übrigen Armee vorangeeilt. Nach neuen Lorbern gierig, hatten sie selbst die nöthigsten Vorsichten hintangesetzt, waren dadurch am 7. Oktober einem feindlichen Hinterhalt in die Hände gerathen und übel zugerichtet worden; erst bei der nachrückenden kaiserlichen Reiterei unter dem Prinzen Louis konnten sie wieder Schutz finden. Sobiesky selbst war in augenscheinliche Lebensgefahr gerathen, und hatte sein Heil nur einem unbekannten polnischen Panzerreiter zu verdanken, welcher einen der beiden Türken, die bereits auf den König Jagd machten, niederhieb und den andern schwer zeichnete.

Am 9. Oktober kam es vor Parkan zur Schlacht. Das türkische Korps

bestand aus 9000 Spahi und 2000 Janitscharen. Ihre Stellung, den Granfluß im Rücken, war unvortheilhaft, allein sie glaubten den Mangel durch Tapferkeit ersetzen zu können, indem sie sich, sobald die Armeen schußweit gekommen waren, mit Ungestüm auf den linken Flügel warfen, den jetzt die Polen bildeten. Kaiserliche Kavallerie unter Graf Dünewald aber brach alsbald aus der Linie und so nachdrücklich, daß die Türken, völlig über den Haufen geworfen, dem größten Theile nach über Parkan nach Gran sich zu retten suchten. Aber die überlastete Brücke brach unter den Fliehenden.

Durch den Prinzen Louis hievon benachrichtigt, hatte der Herzog von Lothringen dicht an der Donau Geschütz auffahren lassen, den Strom mit Kartätschen zu bestreichen. Der Prinz aber, niemals mit einem Erfolg zufrieden, wenn noch ein zweiter errungen werden konnte, hatte sogleich die Dragoner von Schulz, Kuffstein und Castell absitzen lassen, vereinigte sie mit einem Bataillon seines Regiments und erstieg, an der Spitze dieser Heersäule, mit stürmender Hand die Wälle der Stadt. Entrinnen konnte hier nichts mehr, und die nachdrängenden Polen, wüthend über den Anblick der aufgespießten Köpfe ihrer am 7. gefallenen Kameraden, opferten den Manen derselben, was lebendig in ihre Hände fiel.

Zur Würdigung dieser und der folgenden Begebenheiten übersehe man nicht, daß an ein Türkenheer des siebenzehnten Jahrhunderts der Maaßstab des heutigen Zustandes nicht gelegt werden dürfe. Denn befand sich bei solchem auch viel aus den Straßen der Hauptstädte zusammengerafftes Gesindel, so waren die Spahi doch immer eine treffliche Reiterei, und die Janitscharen, ursprünglich ein Korps aus konvertirten Christensklaven, ohne Widerrede die furchtbarste Infanterie ihrer Zeit.

Den Charakter unseres Helden kann man aber unmöglich besser zeichnen, als mit den eignen Worten, die er an seinen Oheim, den Markgrafen Hermann richtete. Man gewinnt bei Lesung derselben, verglichen mit den Worten Georg Friedrichs nach der Wimpfener Schlacht (Seite 85), einen trefflichen Maßstab für die Veränderungen in Anschauungs- und Ausdrucksweise, welche damals die Zeit von sechszig Jahren in Deutschland hervorgebracht. Das Schreiben Ludwigs lautet:

„Im Lager bei Parkan 10. Oktober 1683.

„Weilen ich wohl weiß, daß E. G. keine Correspondenz dieser orthen haben und mit anbefohlen, dieselbe zu berichten, waß remarquables vorfallen möchte, alß habe hiemit meiner schuldigkeit nach aufwarten und dieselbe so viel die Zeit erlaubet mit kurtzem berichten wollen, waß von der Zeit, daß die armée zu Comorrn die Donaw repassiret, vorgangen. Der erste desseigns (nachdem man die gedanken von Newhäussel und Offen fallen lassen) ist immediate auf Parkan einzunehmen gerichtet gewesen, und hernach zu sehen waß weiter zu thun were, und haben wir derentwegen nolentes volentes ohne

erwartung der Bayrisch und Kayserischen **Infanterie** und stücke ohne einige **ordre** noch **disposition marchiren** müßen; muß zwar bekennen, daß der Hertzog von Lothringen gar keine Lust darzu gehabt und den König noch die letzte stund durch den **General** Dünnewald hat suchen zu **persuadiren** die **Infanterie** zu erwarten oder wenigstens einige **disposition** in seinem **marche** einzurichten; da war aber auff mein Wort kein halten und hat der König uns sagen lassen, wir können warten oder kommen, wie wir wollen, und ist **eo ipso** eine stund vor uns auff und darvon **marchirt**, und hat die mühe genommen, sich von viertausend Mann eine halbe stund von Gran so **solenniter** schlagen machen, daß nicht sechs Mann von seiner gantzen **Armee** in ordnung bliben, und weren, main ich, gar in Boden geloffen, wann sie uns nicht ein viertheil stund von ihrem **Champ de Bataille** im **marche** angetroffen hetten. Ihre Dragoner, so sie aus eintrathen des Herrn Graffen von Dünnewald, so sich **casualiter** beym König gefunden, im flachen feld absitzen lassen, sind auch zierlich in der wäsch geblieben, und den sieben oder achthundert niedergehauet worden. Unsere Leuthe haben sich gewiß in dieser sach wohl gehalten, und seyn durch alle diese zerstreute Leuth hindurch dem feind entgegen gangen und denselbigen machen zurückweichen. Den andern Tag hat man vor gut befunden, still zu liegen, die **Infanterie** zu erwarten und den Polacken Zeit zu geben, sich ein wenig zu **recoligiren**, dann gewiß ist, daß sie so verstört waren, daß ich glaub, zehn Mann hetten sie können in die Flucht bringen: und dieses war unser Glück, dann daturch haben sie sich nicht allein **resolvirt**, dem feind, so durch etliche **Bassa** und den **Bejer** von Offen verstärcket worden, in guter ordnung entgegen zu gehen, sondern haben sich **contentirt**, die dritte **Linie** zu machen; die Blindheit und unwissenheit dieser Leuthe hat sich mehrmahl zu einer Schlacht **verobligiret**. Von Anfang seyn sie ziemlich frech auf den Linken flügel, allwo der Hertzog und Dünewald waren, angangen, aber gleich **resposssirt** und von etlichen Regimentern verfolgt worden, welches dann die etliche tausend, so auf mich kommen wollen, auf zwey hundert schritt hat machen den rucken wenden, villeicht in der Hoffnung, wie andere mahl darvon zu kommen; dießmahl aber hat es fehl geschlagen, dieweil ich so wohl alß der Linke flegel, auch das Hallweilische Regiment, hinter ihnen drein geschickt, und seyn sie also mit verlust drey oder vierhundert der Ihrigen in Parkan kommen, und ist die Sach ein halb stund so darben verblieben, diß man sich besonnen, was man weiter thun wolle. Inzwischen bin ich **avertirt** worden, daß sie auf meiner rechten Hand in höchster **Confusion** über die Brücke gehen und gar ein theil derselben gebrochen seye, welches ich, sobald ich den augenschein eingenommen, dem Hertzog berichtet, worauff Er auch gleich selbsten kommen und angefangen auf zweyhundert Schritt darauff **Canoniren** zu lassen, und mir endlich auch erlaubet, mit dem meinigen, dem Schulzischen, Kuffsteinischen und Castellischen **regimentern** uns der Pallanka und Brucken zu nähern; wir haben uns aber

so wohl genähert, daß wir mit Sturm gar in die Pallanka und auf die Brucken kommen. Wie es mit muſqueten und Carteschen in dem orth und auf der Brucken ein Stund lang hergangen, können sich E. G. das fast leicht einbilden; so viel weiß ich wohl, daß die zu Goltscheuer *) und der Rheinfeldischen massacre gegen dieser nichts zu rechnen, und zum wenigsten sechs oder sieben tausend von ihnen erſoffen und geblieben, alle ihre Pferde und was sie gehabt haben, sampt etlich hundert seyn gefangen worden, und alles dieses mit Verlust 50 oder 60 der unserigen. Nunmehr stehen wir unter den stücken zu Gran, mit was weiter resolution weiß ich nicht, dieweil mich die hemeroiden in dem Bett halten und verhindern mit unsern Superioren zu reden, welches dann auch die Ursach ist, warum E. G. nicht eigenhändig aufwarte, Bitte also um Vergebung und Befihl mich in dero gnaden."

P. S. „Der Vezier von Offen soll tod seyn, zwey Bassa seyn in unsern händen und wie es mit den andern gangen, weiß man nicht."

In Folge der erzählten Ereignisse fand die Belagerung von Gran, und am 27. Oktober die Übergabe dieser Veste statt.

Wir können dem Fürsten im Laufe seiner Siegesbahn hier leider nicht folgen und begnügen uns statt Allem mit dem Ausruf des Prinzen de Ligne: „sagen, daß der Markgraf Ludwig bei einer Kriegshandlung zugegen gewesen, heißt so viel, als daß er dabei sich ausgezeichnet habe."

Unterm 13. Dezember 1686 ward unser Held zum Feldmarschall ernannt: „weilen Wür gnedigst wahrgenohmen," wie die kaiserliche Bestallung lautet, „die vortreffliche qualiteten, in Kriegssachen bishero erwiesene erfahrenheit, bei allen denen vorgangenen actionen mit dem feind, Offenen Veldtschlachten, belägerungen und Sturmung der plätz, auch sonsten erzaigten absonderlichen Verstandt, valor und tapferkeit des Durchleuchtig-Hochgebornen Unsers lieben Vetters, Fürstens, Generalens der Cavalleria, und bestellten Obristens, Ludwig Wilhelmb Marggrafen zu Baaden und Hochberg ꝛc. ꝛc. Liebden, absonderlich als Ihre Liebden, jüngsthin einen thail Unserer armata allein commandirt, Solchemnach und aus dem sonderbahren Gnedigsten Vertrauen, so Wür noch ferneres in Ihre des Marggrafens Ludwig zu Baaden Liebden stellen, dieselbe zu Unsern Kayserlichen Veldtmarschalchen über all Unser Kriegs Volckh zu Ros- und fues bestelt, in- und aufgenohmen ꝛc."

Einen Zug wenigstens aus dieser Lebensperiode Ludwigs hier zu erzählen, kann ich mit nicht versagen. — Es war in dem Feltzug von 1688; der Herzog von Lothringen, in zweifachem Verwürfniß mit dem Kurfürsten von Baiern so wie mit Markgraf Hermann, dem Präsidenten des Hofkriegsrathes, hatte

*) Bei Goldscheuer fiel ein hitziges Gefecht vor, in Folge von Türenne's Tod bei Sasbach und des Rückzuges der Franzosen.

das Heer verlassen und später das Oberkommando am Rhein übernommen, der Kurfürst den Oberbefehl wider die Türken, der Markgraf aber war, in Folge einer Hofintrigue, als kaiserlicher Prinzipal-Kommissarius an den Reichstag nach Regensburg versetzt worden. — Prinz Louis befehligte ein abgesondertes Korps in Bosnien. Dasselbe zählte an Infanterie die Regimenter Oberrhein, Baden und Thüngen, von letzteren zwei nur die Hälfte; die Kürassierregimenter Holstein und Piccolomini, Kastell, zur Hälfte, und die Hälfte von Styrum-Dragoner. Später stieß noch ein schwaches Detachement hinzu. — Der Prinz war beschäftigt, bei Brod eine Brücke über die Sau zu schlagen und zu umschanzen, als ihm durch einen Kundschafter Benachrichtigung ward, daß der Paicha von Bosnien im Gebürge stehe mit einem Korps von 7000 Mann. Prinz Louis erachtete alsobald die Gelegenheit für günstig, einen Überfall auszuführen, und traf hiezu seine Maßregeln. Den Feind zu täuschen hatte er die Infanterie nach Brod zurückgeleitet, und nur die Kavallerie, im Ganzen 3000 Reiter, zurückbehalten. Mit der Abenddämmerung des 4. September war er aus dem Lager aufgebrochen, ohne daß eine Seele außer ihm wußte, wem der Schlag gelten sollte. Mit der Frühe des kommenden Tages war man in der Nähe des Feindes angekommen, allein die beginnende Tageshelle zeigte dem Feldherrn nicht siebentausend sorglose Schläfer, sondern fünfzehntausend streitfertige Soldaten: ein entschlüpfter Vorposten hatte das Lager noch zeitig genug auflärmen können, empfangsbereit zu werden. Des großen Vortheils der Überraschung beraubt, erschien dem Prinzen ein kühner Angriff dennoch weniger bedenklich, als Angesichts eines zahlreichen Feindes ein Rückzug in dem unwegsamen Gebürge. Lange Unschlüssigkeit war die Sache des Prinzen nicht: „Sollten meine Dreitausend Manns genug seyn für die Siebentausend, mögen sie auch mit den Fünfzehntausend fertig werden. — Drauf ihr deutschen Degen!“ — und er schloß die Rechnung mit den Fünfzehntausend. Doch war die Arbeit wahrlich nicht leicht. Vor der feindlichen Stellung hin zog eine Schlucht. Der Prinz befahl, dieselbe in zwei Abtheilungen zu überschreiten. Die erste Abtheilung, welche übersetzte, sah sich alsogleich von anstürmenden Spahi umzingelt und hatte schweren Stand. Als aber die zweite Abtheilung den Spahi gleich ungestüm in die Flanke stürmte, brachte dies Verwirrung unter die Türkenreiter, und bald Muthlosigkeit, so daß die ganze Masse sich zur Flucht wandte. Hinter den Janitscharen, welche das Zentrum der feindlichen Stellung formirt hatten, suchten sie Schutz. Hier nun entspann sich ein Handgemenge schauderhaftester Art: mit den Yatagan, den langen Janitscharen Messern stachen die Türken um sich, als keine Zeit mehr war zum Laden und Schießen; an den Füßen suchten sie die Deutschen von den Pferden zu zerren; von diesen aber hatten Vornehm wie Gering gleiche Arbeit; der Markgraf, wie jeder Reiter, seinen Theil auf sich nehmend, hatte sein gutes Schwert freudig schwirren

laſſen, und fünf Feinde ſtarken Armes hingeſtreckt. *) — Den herzhaft ſich wehrenden Paſcha wollte er retten, auch den wüthend um ſich hauenden Anführer der Janitſcharen. Beides umſonſt. Den erſten erſtach ein Hauptmann der Dragoner, der zuerſt durch jenen vom Pferde gehauen worden, den Janitſcharen erſchlugen die Dragoner auf gut deutſch mit den Gewehrkolben. Fünftauſend Türkenleichen, zweihundert deutſche bedeckten die Wahlſtatt. — Mit zweitauſend Gefangenen, faſt ſo vielen als noch übrigen Reitern, mit vierzig Feindesfahnen, allem Geſchütz und Gepäck konnte Prinz Louis nach Brad zurückziehen. — Ob ſolcher Reiterthat erſchallte Preis und Jubel in Wien, im ganzen Reiche; Dank- und Freudenfeſte ließ der Kaiſer in den Kirchen der Hauptſtadt abhalten.

Ganz Bosnien hätte in Folge dieſes Schlages dem Kaiſer erworben werden können, allein in Wien meinte man, der Markgraf ſolle ſolch großes Werk mit ſeiner Handvoll Leute und ohne Geld und Vorräthe ausführen.

Am Schluße des Feldzugs beorderte man den Markgrafen eiligſt nach Wien, guten Rath zu ertheilen. — Die „alten Alliirten der Türken“, die Franzoſen, um jenen an der Donau Luft zu machen, hatten am Rhein wieder losgeſchlagen, Philippsburg genommen und nach Anweiſung ihres vierzehnten Ludwigs, wie früher, wo ſie hinkamen, mit Brand und Mord gehauſet. — In München war der Marquis Villars angekommen, den wankenden Kurfürſten auf franzöſiſche Seite zu locken. Der Markgraf, mit dem Kurfürſten perſönlich in freundſchaftlichſter Beziehung ſtehend, mußte zu allem gut ſeyn, wie der Prinz de Ligne ſagt: man ſendete ihn nach München, das Gewinnſt des Franzoſen zu zerreißen. „Ich geſtehe Ihnen“, ſagte der Prinz zu Villars, den er aus dem Feldzuge von 1686 kannte, deſſen Heiterkeit und Bravour er liebte, „ich geſtehe Ihnen, daß ich bieher gekommen bin, Ihr Spiel zu verderben, und daß ich hoffe, Sie demnächſt wieder von hier abziehen zu ſehen.“ — Dies fand auch wirklich ſtatt; allein vier Jahre ſpäter war der Kurfürſt doch franzöſiſcher Alliirter.

Am Rhein hatte 1689 der Herzog von Lothringen den Oberbefehl erhalten, wider die Türken aber Markgraf Ludwig. Doch Janitſcharen und Spahi waren hier nicht ſeine gefährlichſten Feinde, denn ſie ſtanden ihm offen gegenüber; aber die elenden Anſtalten des Kriegskommiſſariates, der ewige Geldmangel bei Hof, das ſtets hier wuchernde heimliche Getrieb, wohl unterhalten durch franzöſiſches Gold, zum Theil auch das Offene, Unbeugſame ſeines Charakters, all dieſes mußte ihm ſeine Aufgabe ſauer genug werden laſſen. Doch für einen wahrhaft großen Geiſt ſind Hemmniße oft nur ein

*) Im Schloſſe zu Raſtatt werden unter der reichen Sammlung türkiſcher Trophäen die mit Blut beſprützten Handſchuhe aufbewahrt, welche der Markgraf in dem Gefechte trug.

Sporn zu großen Thaten, und des Markgrafen erster Feldzug als Oberfeldherr war auch der erste Streich an die Wurzel der türkischen Macht in Europa. Aus dem Lager an der Nissawa schrieb er an den Kaiser: „ich bin bei so übel beschaffener Verpflegsdisposition gezwungen offensive et quasi desperate den Krieg zu führen, um die Armee nach dieser erhaltenen Viktori nit Hunger sterben zu lassen." — Eine Folge dieser „Desparation" des Markgrafen war der herrliche Sieg bei Nissa, durch welchen 10000 Türken, meistens Reiter, auf dem Wahlplatz, oder in den Fluthen des Stromes ihren Tod fanden; dem Sieger 30 schwere Batteriestücke, 3000 Pferde, die Standarte des Serakkiers, und des Pascha der Arnauten, vor allem schätzbar aber ein viermonatlicher Proviantvorrath und die reichen Waarenlager der Stadt in die Hände fielen. Die Deutschen rückten bis nach Sophia, jenseits des Hämus, also 139 Jahre vor dem gepriesenen Zuge der Russen über den Balkan, die kaiserlichen Adler auf die Höhen des Gebürges pflanzend.

Wäre damals das Wortemachen Sitte gewesen, wie zu unsern Tagen, würde man einem deutschen „Sabalkansky" gefeiert haben, so lange vor dem schlesischen Heerführer der Moskowiten.

Die Folge des ganzen Feldzugs von 1689 aber waren: drei gewonnene Schlachten, Nissa und Widdin erobert, die Donauländer bis unter Nikopolis dem Kaiser gehorchend, Siebenbürgen und die Wallachei in der Hand des Siegers und die Überwundenen mit dem Unterhalt der Armee besteuert.

Nach so erfolgreichem Ausgange des Feldzuges, sollte, nach der Ansicht des Prinzen und aller Generäle, im nächsten Feldzug das Werk glorreich zu Ende geführt, eine hinreichende Armee versammelt, Sophia und Nikopolis genommen und unter den Mauern von Konstantinopel der Friede diktirt werden. Was aber stand der Ausführung solch ruhmvollen, fast sicheren und durch die Lage der Dinge vorgezeichneten Unternehmens entgegen? — Die Meinungen des Hofes. — Der römische König mußte in Augsburg gekrönt werden. Man brauchte neue Livreen, Gallaröcke, Geld zu Festlichkeiten, zu Geschenken; konnte somit keine Kanonen bespannen, Truppen bezahlen, alles dasjenige bestreiten, was zum Krieg gehört. „Die Königskrone ohne Prunk auf das Haupt Joseph's gesetzt, hätte Leopold mehrere andere erworben, so aber fehlte nicht viel, er hätte alle die seinigen verloren" (Worte des Prinzen de Ligne).

Ein neuer Großvezier aus dem berühmten Geschlecht der Kiuprili führt eine Armee von 100000 Mann nach Ungarn. Der Markgraf hat 11000 ihm entgegenzustellen. Er selbst befand sich in Siebenbürgen. In Serbien wird ein Korps der Kaiserlichen überfallen und aufgerieben, der Markgraf eilt zu Hilfe; bis er anlangt, sind Nissa und Widdin gefallen, selbst Belgrad sammt Semendria und andere Plätze verloren; Essek belagert,

die Tartaren streifen bis Oberungarn, in Wien gränzenlose Bestürzung, man sieht sich in das Jahr 83 zurückversetzt, denkt an Wiederherstellung der Wälle und ist zur Flucht bereit. — Gegen Frankreich hatte die vereinigte englisch-holländische Armee unter dem Fürsten von Waldeck die Schlacht von Fleurus verloren, der Herzog von Savoyen war bei Staffarda geschlagen worden, und der Kurfürst von Baiern, an der Spitze des Reichsheeres, vermochte nicht die Rheinlande gegen fortgesetzten Brand und Mord zu schützen. Dem Markgrafen aber war es durch einen bis mitten in den Winter fortgesetzten Feldzug gelungen, Siebenbürgen frei zu halten, und an der Donau noch das Äußerste abzuwenden.

Mit den Erfolgen des Jahres 1690 weitaus noch nicht zufrieden, rüstete der unermüdliche Großvezier Mustafa Kiuprili Alles, den Feldzug von 1691 mit 120,000 Mann eröffnen zu können. Dies hatte endlich die kaiserliche Regierung aufgeschreckt, und man setzte die Armee in Ungarn auf 85,000 Mann. Hiezu wurden die meisten Regimenter vom Rhein abberufen, und dort durch Sachsen und Hessen ersetzt. Dann hatte man mit Brandenburg Verträge abgeschlossen zur Stellung von 6000 und mit Baiern wegen 2000 Mann Hilfstruppen. Die kaiserliche Hauptarmee unter persönlicher Anführung des Markgrafen, war auf 55,000 Mann festgesetzt, mit 90 Stücken; 12,000 davon sollten Siebenbürgen schützen, der Rest Oberungarn. Erst im Sommer konnte der Markgraf sich zur Armee begeben, er lag krank in Böhmen. „Den 14. Juny sind J. D. Herr Markgraf Ludwig frühe um 11 Uhr zu Sezu in dem brandenburgischen Lager per Posta glücklich angelangt, allwo alle Truppen in schöner Parade gestanden, und nachmals Ihro Durchlaucht zu Mittag von Herrn General Barfuß sehr wohl tractiret worden. Ihre Excellenz Herr General Seuches*) haben den Kaiserlichen Generalquartiermeister Ihro Durchlaucht bis über das Brandenburgische Lager entgegengeschickt und bewillkommnen lassen; sodann aber nach Mittag selbsten außer denen Vorwachten unseres Kaiserlichen Lagers mit der übrigen Generalität dieselben empfangen und zur Armee, welche in Bataille gestanden, eingeführt, welche eine Linie fast gegen drei Viertel Stunden lang formiret und mit dreimaligen Salven von Kanonen und Musqueterie, auch Lösung der Reiterey-Gewehr mit ganz schönem Succes und Disposition beneventirt worden."

Mit dem 20. July hatte die Armee sich in Bewegung gesetzt, einen eben so gefahr- als ruhmreichen Feldzug zu beginnen. Die Hitze war drückend, daß die armen Soldaten verschmachteten. „Den 30. und 31. still gelegen und ist ein türkischer Chiaus auf denjenigen Beiken (Tschaiken, bewaffnete Donaufahrzeuge), mit welchen der Comte Marsigly nach Belgrad abgefahren, allhier

*) Kommandirender in Abwesenheit des Markgrafen.

angekommen, durch welchen der Grand Vezir J. D. ein großes compliment enthieten lassen, daß er sich über Dero Ankunft erfreue." Die Höflichkeit konnte der Markgraf bereits am 19. August, nach seiner Weise, erwidern. Es war auf dem Schlachtfelde von Szlankament an der Donau. Der tapfere Großvezier mußte hier Blut und Leben lassen, mit ihm der Seraskier, der Janitscharenaga, der Lagerrichter, achtzehn Pascha, über hundert Oberoffiziere und zwanzigtausend Gemeine, ungerechnet was die Donau verschlungen. Die Leichen der Erschlagenen deckten das Feld bis an den Saustrom. Herrliche Trophäen fielen den Siegern zu: die Roßschweife und die grüngoldene Heeresfahne des Großveziers, die rothgoldene Standarte des Seraskiers, die Standarten des Janitscharenaga, der Egypter, der Freiwilligen, aller Pascha. Außerdem noch 154 Kanonen, 10000 Zelte, 10000 Büffel, 5000 Pferde, 2000 Kameele und Maulthiere, die Feldkasse in 54 Kisten Kupfergeld bestehend. — Aber auch mit schweren Opfern war der hohe Sieg erkauft, er hatte „groß Blut gekostet". „Ich glaube nicht," schrieb der Markgraf am 20. August an den Kaiser, „daß in diesem Seculo ein scherferes und blutigers Treffen vorbeygangen, indem die Türken wie verzweifelte Leut gefechten, und mehr als ein Stundt lang so zu sagen die Victori in Händen gehabt." — 7300 Todte und Verwundete, mit 300 Offizieren, darunter 11 Generale und Obersten, zählte die Verlustliste des Markgrafen. Todgeschossen waren unter andern der Feldzeugmeister Souches, die Generalwachtmeister Christian von Holstein und Prinz von Arenberg.

Daß die Türken ihr verschanztes Lager aufs Beste vertheidigten, wie sie sich immer hinter Schanz und Graben tapfer erwiesen haben, braucht man kaum zu sagen; auch gut angeführt waren sie, das bewiesen ihre Manövre den Tag vor der Schlacht. Zur Leitung der Operationen des Artillerie- und Genieweisens hatte ihnen Ludwig XIV dreihundert Franzosen gesendet, „sie giengen in französischer Uniform unter den Türken einher", doch mit gefangen, mit gehangen.

Des Markgrafen Anordnung zur Schlacht war gänzlich abweichend von dem bis dahin Üblichen, und muß als Zeugniß gelten des großen Feldherrngeistes, welcher die Eigenthümlichkeiten des Momentes, der Waffengattungen, des Bodens, sichern Blickes erkennt und darnach handelt. Jene bis dahin übliche Schlachtordnung aber bestand im Wesentlichen in einer Vermengung aller Waffen, namentlich des Geschützes, damit jede unmittelbar zur Unterstützung der andern wirke. Der Markgraf aber hatte auf seinem rechten Flügel starke Infanteriemassen gebildet, zum Angriff auf das wohlverschanzte Feindeslager, welches vortheilhaft auf den Höhen an der Donau genommen und in seiner linken Flanke durch die türkische Donauflottille gedeckt war. Auf dem linken Flügel der kaiserlichen Infanterie hatte der Markgraf sein sämmtliches schweres Geschütz in eine Batterie vereinigt. Die Masse der schweren Reiter

in die Ebene gestellt, den Spahi gegenüber, die gesammte leichte Reiterei aber zur Umgehung der rechten Flanke des Feindes entsendet. Der Angriff sollte kaiserlicher Seits auf dem linken Flügel unter Graf Dünewald eröffnet werden, doch die Reiterei brauchte viel Zeit, um auf dem hochgrasigen struppigen Boden fortzukommen und sich zu formiren. Als es endlich zum Einhauen kam, waren die deutschen Reiter bald Meister über die Spahi und dadurch der Sieg entschieden. Bis aber das geschah, hatte die Sache auf dem rechten Flügel fast eine schlimme Wendung genommen. Mit den Janitscharen vermochte die Infanterie nicht fertig zu werden. Dreimal hatte sie angesetzt, die Türkenschanzen zu nehmen, schon die Brustwehren erstiegen und die Fahnen hoch flattern lassen, doch dreimal auch durch die, aus den Lücken der Schanzen brechenden Feinde blutig zurückgewiesen, fast vernichtet worden. Schon nach dem ersten Sturm liegt der Feldzeugmeister todt niedergestreckt, den zweiten befehligt Graf Guido Stahrenberg; ein Pfeil trifft ihn in die Brust und der Sturm mißlingt. Blutriesend setzt der Graf zum Drittenmal sich an die Spitze der Grenadiere, sie wider die Schanzen zu führen, doch abermal so vergeblich wie zuvor. Des Mittags um 3 Uhr, auf das Signal eines Bombenwurfes hatte die Schlacht begonnen, und diese blutigen wie erfolglosen Gefechte bis zum Abend gewährt. Alle Anführer todt oder verwundet, der rechte Flügel fast aufgelöst; General Barfuß mit den Brandenburgern im Zentrum kaum im Stand die Schlacht einigermaßen zum Stehen zu bringen. Dies die verhängnißvolle Stunde, von welcher der Markgraf berichtete. Mit Windeseile war er nach dem linken Flügel gesprengt, den endlichen Angriff der Reiterei zu ordnen und zu beschleunen, und hier entriß er die Siegespalme der wankenden Viktoria.

Ein huldvolles Gnadenschreiben, ein kostbarer Ring, das Gouvernement von Raab und die Würde eines Generallieutenant des Kaisers waren die kaiserliche Belohnung des Siegers. Den letztgenannten militärischen Rang theilte der Markgraf mit Piccolomini, Montecuculi und Karl von Lothringen. Nach Ludwig von Baden erhielt ihn noch Eugen von Savoyen. Die eroberte Fahne des Großveziers verehrte Leopold dem heiligen Vater, zwei andere Fahnen der Gemahlin des Markgrafen, Sybille von Sachsen-Lauenburg; die übrigen ließ er in der Minoritenkirche zu Wien aufhängen.

Früchte des Feldzugs sind: die Wiedereroberung von ganz Bosnien, die Sicherstellung von Siebenbürgen; die Einschließung von Großwardein, welche Veste im nächsten Jahre fallen mußte.

Zu derselben Zeit aber hatten die andern Reichsfeinde, die Franzosen, in Italien und Savoyen wieder Eroberungen gemacht, am Oberrhein einen Verheerungszug nach Schwaben unternommen, und waren nur in den Niederlanden durch König Wilhelm von England, den Oranier, an der Spitze einer alliirten Armee aufgehalten worden.

Mit so übeln Vorzeichen hatte der Feldzug von 1692 begonnen, und wirklich sollte er an der Donau das Seitenstück bilden zu dem Zug von 1690. Zu dem Krieg im Reich mußten wieder Regimenter von der Türkey-Armee entsendet werden, der schwache Rest ward noch heimgesucht durch Ruhr und böse Fieber, die sogenannte ungarische Krankheit, von welcher selbst der Oberfeldherr sich angegriffen sah. Ein Glück, daß auch die Türken nicht davon verschont blieben. Während man in Wien Armeen wechselte und versetzte, wechselte man in Konstantinopel Vezire und Paschа: Brand, Meutereien und Strangulirungen waren dort das abwechselnde Schauspiel des Tages, und so vermochte der Markgraf wenigstens Großwardein zu Fall zu bringen und die vorjährigen Eroberungen zu behaupten.

Die Feldzüge von 1693—1697.

Dies waren die Laufbahn, die Thaten des Markgrafen Ludwig, als eine Gesandtschaft des schwäbischen und fränkischen Kreises dem Kaiser die inständigsten Bitten der Reichsstände vortrug, zu endlicher Erlösung aus namenloser Drangsal, den Oberbefehl am Rhein dem Türkensieger zu übertragen, auf welchem die Augen von ganz Europa hafteten. Da es dem Schutze des Markgrafen eigner Lande galt, konnte der Kaiser das Zumuthen nicht wohl ablehnen; da ferner Karl von Lothringen unterdessen gestorben, ward Ludwig von Baden zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen und des Reichsheeres wider die Franzosen ernannt. — Mit eignem Gefühl mochte der Fürst zurückblicken auf den Schauplatz zehnjähriger Anstrengung, zehnjährigen Ruhmes, auf den weiten Umfang der eroberten Provinzen.

Gleich wie der volle Werth eines Besitzthumes oft erst erkannt wird, wenn es verloren, zeigte sich auch an dem Verlaufe der Sachen in Ungarn nach des Markgrafen Abgang, was dieser eigentlich hier gewesen. Der General Heißler, welcher nach dem Markgrafen befehligte, dann die Feldmarschälle Herzog von Croy, Caprara, der Kurfürst August von Sachsen, sie alle nach einander scheiterten in vier Feldzügen. Erst Prinz Eugen vermochte den Türken einen derben und letzten Streich zu versetzen, bei Zenta an der Theiß am 11. September 1697. So sehen wir in diesen Ländergebieten drei Generationen von Feldherren, Montecuculi, Ludwig von Baden, Eugen von Savoyen, einer der Zögling und Waffengefährte des andern, drei entscheidende Schläge führen, bei St. Gotthart im Jahre 1664, bei Szlankament und bei Zenta. Durch den letzten war die Macht der Moslim gebrochen und der Friede von Karlowitz zeigte dies damals schon allen Hellersehenden. Was heut zu Tag noch ein türkisches Reich in Europa aufrecht hält, weiß jedermann.

Die rein kriegerische Bahn des Markgrafen war geschlossen, die diplomatische begann für ihn. Nach dem bisherigen Lauf der Begebenheiten mußte er vorhersehen, daß fortan die Verderbtheit von Christen, der üble Wille von Kanzleyen ihm mehr zu schaffen machen werde als die Wuthangriffe der Ungläubigen, es mußte ihm ahnen, daß an den Ufern des Rheins er nur zu erhalten haben würde, was an den Gestaden der Donau er erworben.

Im Hornung 1693 reis'te er mit seinem ganzen Hofstaat von Wien ab; bis Langenenzersdorf war Prinz Eugen dem Fürsten entgegengeeilt, ihm die Kette mit dem goldenen Vließ umzuhängen, welche beiden gleichzeitig durch Karl II von Spanien verliehen worden. Zu Nürnberg hatte er eine

Konferenz mit dem Markgrafen von Baireuth, dem Fürſten von Öttingen, den Geſandten von Dänemark und Münſter. Zu Ulm mit andern Reichsſtänden. Dies der Anfang der endloſen Unterhandlungen, in denen der Generaliſſimus ſtets zu begehren hatte, ohne jemals das verlangte Nothwendigſte zu erhalten. Engherzigkeit, franzöſiſcher Einfluß ſchimpflichſter Art hatten dafür ſchon geſorgt.

Wie aber ſtanden die Sachen am Rhein? — Im Jahre 1806 haben die Franzoſen, auf Napoleons Befehl, den Buchhändler Palm aus Erlangen durch ein Kriegsgericht verurtheilen und todtſchießen laſſen, weil er ein Büchlein herausgegeben: „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung“. Gewiß war Deutſchland damals gedemüthigt und erniedrigt, doch tröſten wenigſtens durfte es ſich, es war nicht gefallen ohne würdigen Kampf: von einem übermächtigen Feind am Ende beſiegt zu werden, iſt ein Unglück, aber keine Schmach. Selbſt der Umſtand, daß die Sieger einen armen Buchhändler hingerichtet, der nichts that, als ſein Volk an ſich ſelber zu erinnern, zeugt, wie ſehr ſie das Volk noch fürchteten, wie ſehr ſie Urſache zu haben glaubten, „des Grimmes Erwachen“*) zu ſcheuen. Eine Nation aber, vor deren Regungen der Überwinder noch zurückbebt, ſteht nicht auf der unterſten Stufe der Troſtloſigkeit. Nur dann muß ſie ſich dies Elend geſtehen, wenn ſie zur Erhaltung ihres volksthümlichen Daſeyns den Kampf nicht einmal ernſtlich gewagt, wenn dies Volk zugeſehen, wie ſein Land in Stücke geriſſen worden, ſeine Städte verbrannt, ſeine Weiber geſchändet und dies Alles nicht einmal durch einen gewaltigen Feind, nein, verwüſtet und entweiht durch elende Kriegsknechte, die ernſtlichem Kampfe nie die Stirne zu bieten wagten: mit einem Wort, wenn ein Volk ſich benommen, wie das deutſche gegen die Franzoſen unter Ludwig XIV. Dort war die Zeit von Deutſchlands tiefſter Erniedrigung. Es iſt eine harte Aufgabe, zu erzählen von deutſchen Geſchichten der letzten zwei Jahrhunderte, ſich aufhalten zu müſſen bei dem fortwährenden Herabkommen der Nation, bei dem vergeblichen Ringen und Ankämpfen ſeiner Edelſten und Beſten, bei der ewigen Verſchlechterung aller Verhältniſſe; gleichſam mit Gewalt muß man ſich immer wieder die endliche glorreiche Erhebung von 1813 zurückrufen, um wie aus böſem Traume erwachend, der gezwängten Bruſt freien Athem zu verſchaffen.

Wie die Franzoſen gehauſet, wie der Krieg geführt worden, davon nur einige Beiſpiele. — Die Veſte Philippsburg wurde bekanntlich durch den weſtphäliſchen Frieden ſchmachvoller Weiſe an Frankreich abgetreten; und die Franzoſen haben ſich dieſes Platzes trefflich bedient, von da ihre Raubzüge in die vorliegenden Lande auszuführen. Die biſchöfliche Reſidenz Bruchſal hatte dies namentlich nebſt vielen andern Städten zu dulden.

*) Überſchrift eines Gedichtes von Göthe aus dem Jahre 1813.

„Freitags den 13. März 1676, *) Morgens frühe zwischen drei und vier Uhr kamen der französische Dragonermajor de Ronville und der Sekretär des Kommandanten aus Philippsburg mit fünfhundert Mann zu Fuß und zu Pferd in Bruchsal an, fragten sogleich nach dem Amtsverwalter daselbst und vermeldeten bei dessen Abwesenheit seiner Hausfrau, wie sie Ordre hätten, die Stadt anzuzünden und abzubrennen, deßwegen unverweilt, jedoch ohne Alarm, den Bürgern und sämmtlichen Einwohnern zu bedeuten sey, daß sie innerhalb zwei Stunden ihre Sachen zu salviren haben. Und nachdem während dieser kurzen Zeit männiglich in höchster Angst und Verwirrung seine Habe, so viel möglich gewesen, in die Kirchen, in das Kapuzinerkloster und an andere Orte geschleppt, haben die Franzosen vor alle Häuser auf dem Markt und in die engen Gassen große Haufen von Stroh gelegt, bis endlich die Trommel gerührt und hiedurch die Losung zum Brande gegeben worden, worauf die Soldaten mit Strohwischen in die Häuser gelaufen, und nicht allein die Stadt, sondern auch die Vorstädte an allen Orten und Enden, gleichsam wie wüthend, dergestalt grausamlich angesteckt, daß gegen Mittag alles in völligem Brand gestanden."

„Durch diesen Brand, dessen Feuer drei ganze Tage gedauert, und nicht mehr denn sechszehn geringe Gebäude verschont worden, ist nun des fürstlichen Stiftes beste Stadt, ungeachtet sie ihre angesetzte Kontribution jederzeit richtig bezahlt gehabt, nicht allein völlig eingeäschert worden, sondern es sind dadurch auch mehrere hundert Bürger mit Weib und Kindern in Armuth und an den Bettelstab gerathen."

Außer den bezeichneten Hütten war das Kapuzinerkloster noch durch den Brand verschont worden, einige Zeit später aber, es war gerade Josephstag und die Einwohnerschaft in einer Prozession auf den Michelsberg begriffen, kamen 150 Dragoner aus Philippsburg angeritten und brannten das Kloster sammt den übrigen Häusern vollends ab.

Nach etwa einem Jahrzent, während des „Mordbrennerjahrs" 1689 mußte die arme Stadt zum drittenmal das Schreckliche über sich ergehen sehen. „Nachdem — heißt es in einem Protokoll des odenheimischen Ritterkapitels — die hieräger Ends verbliebenen Kurbaierischen und andere alliirten Truppen, so zwischen Bruchsal und Ubstadt unter dem Kommando des Herrn Generals von Serini kampirt, weil man sich gegen den Feind zu schwach erachten wollen, den ersten Tag gegen Sinsheim, und drei Tage später gegen Heilbronn retirirt, ist am Dienstag den neunten die französische Armee unter dem Kommando des Generals de Düras von Heidelberg herauf vor Bruchsal gerückt, und hat Mittwochs auf Sankt Laurenz zu Mittag mit zwei halben Karthaunen und andern Stücken, welche sie auf dem

*) Badenia. Band III „Bruchsal durch die Franzosen zerstört."

Steinsberg und bei dem Kirchenbrücklein gepflanzt gehabt, die Stadt anfangen zu beschießen und noch selbigen Abend mit Accord überkommen, der aber keineswegs gehalten ward; allermaßen die Stadt Bruchsal durch diese urplötzliche und unvermuthete feindliche Invasion, nach vorhergegangener Gefangennehmung der darin gelegenen tausend Mann baierischer Garnison und hernach verübter Plünderung abermals in Asche gelegt worden, und dies also völlig, daß auch nicht ein Obdach für einen Vogel, geschweige für einen Menschen stehen geblieben, durch welches Unglück denn auch die nach dem vormaligen französischen Brand mit so großen Kosten wieder hergestellte Stiftskirche und andere Stiftsgebäude in Rauch aufgegangen." — Eine ganze Bürgerschaft und tausend Mann Besatzung haben den Muth gehabt, hinter Wall und Graben sechs Stunden lang die Beschießung durch zwei Zwölfpfünder auszuhalten!

Die Burg Badenweiler war wohl verwahrt und durch eine Handvoll Leute zu vertheidigen. Im Jahr 1678 hatten daselbst einige markgräfliche Beamte ihren Wohnsitz nebst einer Besatzung von einem Korporal und fünfzehn Mann. Die Franzosen, Meister von Freiburg, machten von hier aus Streifzüge, strebten in den Schwarzwald zu dringen und wo möglich Villingen zu nehmen, was ihnen jedoch niemals in jener Zeit gelungen ist. Eines der französischen Streifkorps, aus Dragonern bestehend, kommt bei Badenweiler vorbei, und schickt alsogleich einen Trompeter vor das Schloß, ohne Weiteres zur Uebergabe aufzufordern.

„Es hat sich", schreibt einer jener Beamten an den baden-durlachischen Minister von Kroneck, „wieder alles Versehen zugetragen, daß Dienstags den 30. November der französische General Montclar Nachmittags 3 Uhr einen Trompeter neben einem Kapitain und 25 Dragonern vor das Schloß Badenweiler geschickt, welche auf der Badermatte still gehalten und dreimal die Trommel gerührt, worauf der Kapitain mit dem Trompeter etwas näher herbeigeritten, wiederum still gehalten, dann aber der Trompeter allein bis an den Schlagbaum gekommen und uns, als wir (der Kommandant, Herr Burgvogt und ich) zu ihm hinunter gegangen, seine Anträge in Deutsch (da er ein Jülicher war) also gethan: Sein Herr General begehre, daß von dessen Völkern eine Garnison eingenommen, dagegen die innliegende hinausgeschafft werde, und man solle sich deßwegen sogleich erklären. Worauf ich ihm zur Antwort gegeben: Wenn er würde königliche Ordre aufweisen, daß das Schloß müße feindlich attaquirt werden, wären wir nicht capabel, uns einem so großen und victoriosen König zu widersetzen, und verhofften aber, indem wir niemalen kaiserliche Völker eingenommen, zumalen auch sich diese Lande bisher mit der Kontribution nacher Breisach jederzeit gehorsamlich eingestellt — man werde uns in statu quo unverändert belassen u. s. w. Denselben Abend noch habe ich mit den übrigen Bedienten (als Herrn Spezialen, Herrn Burgvogt und Einnehmern) den Kommandanten befragt, ob er

sich wider die angedrohte Gewalt zu defendiren gemeint, welcher mit geantwortet: Ja, er wolle sich seiner schriftlichen Ordre gemäß halten. Worauf ich ihm aber mit den Uebrigen zu erkennen gegeben, er würde sich schwerlich halten können, und anderes nicht verursachen, als daß alles eingeäschert und das Schloß dennoch gewonnen und ruinirt würde. Er aber regerirte: Er wüßte seine Resolution wohl, und wolle sich über Nacht schon bedenken. Als ich nun des Morgens wieder zu ihm kam, und nachmalen mit Remonstrirung aller Gefahr um seine Entschließung bat, gab er neben dem Fähndrich gleichfalls zur Antwort: Wollten sich wie redliche Soldaten bis auf den letzten Mann und Blutstropfen wehren. Auf welches wir Bediente uns entschlossen uns zu retiriren und in Sicherheit zu salviren."

Die Herren Bedienten haben sich denn auch salvirt, mit Ausnahme des Einnehmers, durch dessen Zuthun, um Unglück zu verhüten, denn eine ganz unschuldige Kapitulation zu Stand gekommen, nach welcher Alles wie zuvor im Schlosse verbleiben, nur die Garnison um zwanzig französische Dragoner vermehrt werden sollte. — Freilich, nachdem die Dragoner den obern Schloßtheil besetzt hatten, waren die fünfzehn badischen Musketiere bald ganz zum Schloß hinaus kapitulirt. Die armen Leute der Umgegend wurden ausgeraubt und gequält, daß sie verzweifeln mußten, „ob für einen deutschen Unterthan bei Gott und den Menschen noch irgend einiger Schutz, irgend einige Vorsorge zu finden wäre."

Anfangs ward die Burg von den Franzosen noch stärker bevestigt, sie selber hatten erklärt, der Platz sey Landskron gleich zu schätzen, und die Uebergabe desselben ein H.. streich; nach drei Monden aber, als sie die Gegend räumen mußten, brannten sie Alles nieder auf den Grund.

Nur da, wo die Bürgerschaft für sich selber zu sorgen hatte, wo eine selbstständige Thätigkeit für das Gemeinwesen noch nicht durch das wuchernde Beamtenthum erstickt worden, wie in den Reichsstädten, sind die Franzosen nicht leichten Kaufes fertig geworden. Billingen mag hier angeführt werden, welches im Jahr 1703 durch die ganze französische Armee angegriffen worden, während das Städtlein nur eine ganz schwache Besatzung hatte. Aber Alles war hier zur Vertheidigung des eigenen Heerdes bereit, selbst die Weiber sah man an der Abwehr theilnehmen, ein Mädchen wurde während des Feuerns auf der Mauer erschossen, und die Franzosen waren genöthigt, von dem Städtlein abzulassen.

Nicht unähnlich den einzelnen Erscheinungen konnte die Kriegführung im Ganzen auch seyn. Seit den fünf Jahren (1688 — 1692), die der Krieg währte, welchen Ludwig XIV. wegen vorgeblichen Erbansprüchen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans auf die Pfalz, wieder begonnen, war den Feinden nicht eine Schlacht geliefert worden, nicht einmal angeboten; man begnügte sich mit Rekognoscirungen und schien beiderseits sehr zufrieden,

wenn man täglich erfahren, daß der Gegner noch auf dem alten Platze stehe.*) Es war so arg geworden, daß die einzelnen deutschen Heerhaufen sich offen Muthlosigkeit vorwarfen. Allerdings erwiesen die Franzosen sich nicht mehr kampfbegierig, und ihre Heldenthaten beschränkten sich, alle Städte und Schlösser der Pfalz diesseits und jenseits des Rheins, den Strom hinab bis gegen Köln und aufwärts bis Basel, zu brandschatzen und dann niederzubrennen. — Während Ludwig von Baden das Reich wider die Türken schützte, wurden so seine eigenen Lande zerstört, und man sagt, daß ihm 1689 auf dem Schlachtfeld von Nissa die Kunde geworden von der Einäscherung seiner Residenz.

Einige Entschuldigung mögen die deutschen Generale wohl in der Verfahrungsweise des Reichstags finden, denn dieser, jetzt ein stehendes Kollegium von Ministern, schien seiner Sendung sich gar nicht mehr bewußt. Während der Reichsfeind Ludwig XIV. das französische Volk aller alten Freiheiten, aller Selbstständigkeit beraubt hatte, um, ohne irgend eine Einschränkung, die Mittel des Landes zur Erreichung seiner persönlichen Absichten benutzen zu können, und Armeen bis zu 300,000 Mann aufzubringen; dafür die Nation mit einiger Gloire, und einer ganz französischen Erfindung, der Polizei, beschenkt hatte; — während dieser König gleich nach dem Nimweger Frieden in Breisach und Metz sogenannte Wiedereinverleibungs-Kammern errichtet, welche ohne weiteres eine Masse deutscher Lande für Eigenthum der Krone Frankreich zu erklären hatten, während er endlich Straßburg genommen, das nun auf ewig verlorne Straßburg, die Krone Allemanien's, und mit erneuter Wuth seine Brandzüge nach Deutschland ausführte — während All dies geschah, war der deutsche Reichstag nicht einen Augenblick aus seiner diplomatischen Ruhe gekommen. Anstatt Soldaten und Geld zu dekretiren, anstatt mit der ganzen Nation sich zu erheben, verlor man seine Zeit, zum Theil vielleicht absichtlich, mit den unglaublichsten Förmlichkeiten, Etiquette genannt. Ob ein Gesandter seinen Sitz auf dem Teppich des Sitzungssaales erhalten solle, oder auf dem undeckten Theil des Fußbodens, war dem Reichstag eine so bedeutungsvolle Frage, daß sie endlose Deliberationen in Anspruch nahm. Glücklicherweise, daß der Geist Salomos endlich über einen der Räthe gekommen, und man sich vereinte den Stuhl auf die Franzen des Teppiches zu stellen.**) Als man endlich beschloß, Armeen von sechzig, von hundert, von zweimalhunderttausend Mann aufzubringen, blieben das papierne Beschlüsse, und die Generäle mußten froh seyn, wenn die Hälfte

*) Laroche, der deutsche Oberrhein. Stuttgart 1842.

**) Es war die Zeit, wo Philipp V. von Spanien sich eher die Beine braten ließ, als das Kohlenbecken, worüber er saß, durch einen Andern wegnehmen, als denjenigen Kronbeamten, dessen Dienst dies gewesen.

davon zusammen kam. — Wären die deutschen Fürsten, getreu der guten Sitte ihrer Väter, selber auf dem Reichstag zusammen gekommen, unmöglich hätten sie auseinander gehen können, ohne des Reiches würdige Beschlüsse zu fassen, und ohne diese Beschlüsse mit dem Nachdruck deutscher Mannhaftigkeit ins Werk zu setzen.

So im aufgelösten Zustand, die Bürger entmuthigt und rathlos, die Soldaten ohne Kriegszucht, die Kriegsanstalten jämmerlichst bestellt, mußte Markgraf Ludwig die Dinge antreffen, die er nun durch Zauberschlag zum Bessern wenden sollte. Und er hat gethan, was unter Umständen, wie die gegebenen, zu thun möglich gewesen; freilich hat er keine deutsche Armee vor Paris geführt, endlich einmal Vergeltung zu üben, denn eine solche Armee durfte man von den Deutschen damals nicht verlangen, aber das deutsche Land diesseits des Rheines vom Feinde freizuhalten, das war die Aufgabe, die er sich gestellt und die er gelöst.

Mannszucht, Ordnung in Verpflegung und Bewaffnungswesen einzuführen, war des Feldherrn erstes Bestreben. Denn daß hierin der einzig sichere Weg zum Siege, hatte er in Ungarn gelernt, wo er sonst von der Türkenmacht hundertmal erdrückt worden wäre. Ludwig, sagt der Prinz de Ligne, war der zweite kaiserliche General, welcher diesen Theil der Kriegskunst verstanden, Montecuculi ist der erste gewesen; aber es war nicht die starke Seite des Herzogs von Lothringen, noch des Churfürsten von Baiern, noch des Prinzen Eugen.

Des Markgrafen Feldzugsplan war, den alten strategischen Zentralplatz Heilbronn auch zum Mittelpunkt seiner Operationen zu machen, starke Befestigungslinien von hier bis an den Rhein anzulegen, dadurch den Feind vom Vordringen nach Deutschland abzuhalten und ihn dann über den Rhein zurückzudrängen.

Bei Heilbronn bezog man ein befestigtes Lager, welchem diese Stadt, und dann Laufen, als Stützpunkte der beiden Flügel dienten. Die Armee bestand aus 27 Schwadronen Kürassiere, 32 Schwadronen Dragoner, zwei (ungarischen) Husarenregimentern und 24 Bataillonen Infanterie.

An der Spitze der französischen Armee stand der Marschall de Lorges (Duras). Am 17. März 1643 passirten die Franzosen, 60000 Mann stark, den Rhein bei Philippsburg und lagerten vor Heidelberg. Hier befehligte der Feldmarschallieutenant von Heitersdorff, nebst der wehrhaften Bürgerschaft, eine Besatzung von 1200 Mann; Heitersdorff hatte vom Markgrafen, welcher am 14. von Eßlingen nach Heilbronn gekommen, die gewaffneten Bauern, sich bis aufs Aeußerste zu halten, um die Bergstraße und Franken zu schützen. Die Stadt war gut zu vertheidigen, doch der Schandmensch übergab den Platz ohne Gegenwehr, ja er verhinderte, daß die Garnison und Bürgerschaft sich nicht gegen seinen Willen vertheidigten.

Am 22. Mai war Heidelberg schon in der Gewalt der Franzosen, welche sogleich wieder an's Brennen, Morden und Schänden gingen. Die ganze Stadt wurde in Asche verwandelt, eine Masse Einwohner jeden Alters und Geschlechtes in die heil. Geistkirche getrieben und ihnen das Gebäude über den Köpfen angezündet.

Auf die Kunde von diesen Ereignissen ließ der Markgraf dem Heerführer der Franzosen zu wissen thun, daß, wenn sie also mit Verwüsten fortführen, er, der Markgraf das Kartell aufkünden und den Krieg auf türkisch führen werde. Besser freilich wäre gewesen, man hätte gleich mit Ears- und Ohren-Abschneiden begonnen, denn Drohungen haben noch nie geholfen. — Den Gluten aber, welcher Heidelberg den Feinden preisgegeben, erwartete eine entsetzliche Züchtigung; unter dem Markgrafen war die Zeit verübt, wo solche Schandthaten ungerochen hingehen konnten. Bei Großgartach, wie wohin Heiterskorff von den Franzosen geleitet wurden, nahm man ihn in Empfang, auf dem Schinderkarren ward er kaum an der Armee vorbeigeführt, von dem Scharfrichter ihm die Zeichen seines Ranges (er war zugleich Teutschordensritter) abgerissen, der Degen zerbrochen, die Stücke ihm dreimal um den Kopf geschlagen, und er dann fortgejagt. Man hat nie weiter von dem Manne gehört.

Am 5. Juny erschien die französische Armee auf den Höhen von Großgartach im Angesichte der Deutschen; sie machten große Anstalten, den Übergang über den Neckar zu erzwingen. Bei Klingenberg, gegenüber von Horkheim und Sontheim, dem Zentrum der Reichsarmee, führte sie eine Batterie von 30 großen Stücken nebst einigen Mörsern auf, unter deren Schutz sie den Fluß zu überschreiten hoffte.

Weil die Stellung des Markgrafen auf den Höhen etwas entfernt vom Flusse war, hatte er dem französischen Angriff eine Kompagnie Grenadier, drei Bataillons Musketiere mit 3 Stücken entgegengesandt. Dreimal waren die Franzosen bis auf die Wiesen am Neckar vorgedrungen, und dreimal zurückgeschlagen worden. Jetzt hatten sie genug, ihr Eifer war abgekühlt. Sie hatten den Sieger der Ungläubigen persönlich kennen lernen und 600 Mann auf dem Platz gelassen. In einem aufgefangenen Brief an einen Pariser rühmten sie sich, am 5. mehr als 3000 Schüsse gethan, und den Übergang über den Neckar mit 14 Regimentern beinahe forcirt zu haben.

Der Marschall de Berges hatte sich wieder in die Stellung von Großgartach zurückgezogen, und schien seine ursprüngliche Absicht aus dem Sinne zu verlieren, wenigstens wagte er keinen neuen Angriff. Er wählte vielmehr die leichtere Aufgabe, alle unbewehrten Plätze an der Bergstraße und in Würtemberg auf's Unerschwinglichste zu brandschatzen.

Unterdessen war am 25. Juli der Delphin von Frankreich mit dem Marschall Boufflers und einem Korps von 13000 Mann aus Flandern

angelangt, hatte bei Philippsburg den Rhein überschritten und sich mit de Vorges vereinigt. Ein neues „kommen, sehen, siegen“ mochte wohl der schöne Traum des Sohnes der Lilien gewesen sein; aus dem zertrümmerten Prachtbau deutschen Heldenruhmes sich einen neuen Tempel der Gloire zu errichten, sein edles Verlangen. Und er kam, sah, ging wieder heim.

Am 18. Juli lagerte der Delphin bei Graben, die übrige feindliche Armee bei Udenheim und Wiesloch; sie zählte jetzt 75000 Mann mit 120 Geschützen und führte auf 13000 Wägen Lebensmittel für drei Monate mit sich. Nach verschiedenen Märschen und Gegenmärschen rückte der Feind über Grötzingen, Pforzheim, Vaihingen, überschritt den Neckar bei Ludwigsburg, verbrannte Marbach, Murr nebst andern Orten und lagerte am 30. Juli bei Kaltenwesten der Reichsarmee gegenüber, während Streifpartheien bis gegen Winnenden schwärmten. Das französische Lager zog sich vom Neckar über Ilsfeld bis gegen Untergruppenbach.

Auf den 2. August hatte der Delphin eine große Rekognoscirung beschlossen. Er glaubte die Armee des Markgrafen, welche 25000 Mann zählte, allein gegen sich zu haben, und sie, da er doppelt so stark war, leichten Kaufs zu fassen. Die Korps des Kurfürsten von Sachsen, und des Landgrafen von Hessenkassel, von denen er wußte, daß sie dem Markgrafen zu Hülfe eilen, glaubte er noch acht Märsche entfernt, während deren Reiterei bereits am 26. und 27. Juli bei Heilbronn eingetroffen.

Der Markgraf hatte seine Stellung etwas oberhalb dieser Stadt genommen, den rechten Flügel an den Neckar lehnend, vor demselben das wohl befestigte Lauffen, von da zog sie über die Höhen weg bis zum Schmellenhof. Mit dem frühen Morgen hatten die Franzosen zu den Waffen gegriffen, die ganze Reiterei bei Gruppenbach vereint, das Fußvolk in drei Linien unter den deutschen linken Flügel gerückt. In der Nähe des Schmellenhofes bauten sie große Massen von Faschinen auf, die Gräben der Verschanzungen damit zu füllen, und begannen zwei große Batterien großen Geschützes aufzuführen. Hier fing nun von deutscher Seite das Feuer an. Kaum aber waren etwa 10 Schuß gethan, als die Franzosen ohne nur zu antworten, sich wieder zurückzogen und des Abends ihr altes Lager einnahmen. — Dies war Alles. — Der Delphin hatte auf der ganzen Linie wohlbesetzte Höhen gesehen, Verschanzungen, Verhaue, die ganze deutsche Armee muthig und schlagfertig. Bei allen kleineren Gefechten und Scharmützeln hatte er bisher den Kürzeren gezogen, außer dem verrathenen Heidelberg nicht den kleinsten Platz nehmen können; und nun war er aufrieden gestellt, sein Ruhmesdurst gelöscht.

Dies war der Feind, von dem die deutsche Nation damals Jahre lang alle Schmach erduldet hatte, ohne sich nur ein einziges Mal auf die Beine zu stellen, und mit einem Stampfen des Fußes die Horde in den Boden zu

treten. Nur allein die Bauern des Kappler Thales haben bei dem Rückzug der Franzosen, von dem sogleich die Rede, deren über 200 im offenen Gefecht erlegt. Was wäre aus ihnen geworden bei einer allgemeinen Erhebung? Aber die Beamten der Regierungen, welche der Nation vorangehen sollten, waren gar so fromme Leute.

„Zwar ist es zu beklagen", sagt der alte Zedler in seinem Universal-Lexikon vom Jahr 1742, „daß Deutschland seine Kräfte, welche zulänglich genug wären 100 000 Mann ins Feld zu stellen, nicht erkennen, vielmehr seinen ungetreuen Nachbarn anziehen will, wie sie von einer Zeit zur andern die Friedenspunkte brechen; jedoch muß man dabei bedenken, daß es von den ersten Zeiten an, dem Schicksale niemals gefallen, die mächtigen Völker des teutschen Reiches unter einem Haupte und in vollkommener Einigkeit zu versammeln, weil sonst, menschlichem Ansehen nach, die Welt gar leicht von ihnen hätte können bezwungen werden." Ja, aus Furcht die Welt zu bezwingen, haben sie sich lieber von einer Handvoll Mordbrennern zwingen lassen. Das Schicksal wollte es nicht! — sauber Gottesfaulheit das, die Schwäche des eigenen Willens mit dem Willen Gottes oder des Schicksals zu entschuldigen. „Wohl beschert der Herr dem Ochsen, aber er bringt ihm nicht ein Horn;" hatten sie das nicht bedacht? Allerdings war es nicht Gottes Wille, daß die Erhebung des deutschen Volkes durch jenes Geschlecht sich erfüllen solle, ein Anderes war dazu berufen und ein ganz anderer Dränger mußte vorher noch über dies Volk kommen.

In der Nacht vom 2. auf den 3. August beorderte der Markgraf den Husarenoffizier der Vorposten mit 60 Trommlern, welche im Gehölze den Dragonermarsch schlugen; die Franzosen scheinen dadurch wirklich getäuscht worden zu sein, und blieben den ganzen folgenden Tag unverrückt auf ihrer Stelle; am 4. versuchten sie nochmals einen schwachen Angriff auf Lauffen; nach einigen Kanonenschüssen aber ließen sie wieder ab, um am 5. entschieden zu retiriren. Am folgenden Tag waren die 800 Munitionswägen, die Menge von Proviantwagen, alle Geschütze, mit einem Wort jede Spur der Franzosen verschwunden.

Sofort entsendete der Markgraf den Artillerie-General Steinau mit einer Abtheilung Tübingen zu decken; die Franzosen riefen hierauf ihre Besatzungen aus Stuttgart, Cannstatt, ohne jedoch zu verabsäumen vorher noch eine Schatzung von drei Millionen Livres aus dem Württemberger Land zu erpressen. Nachdem die Armee bis Berghausen und Grötzingen zurückgegangen, retirirte der Sohn von Frankreich mit dem **Maison du Roi** (oder Leibgarde) über Fortlouis nach Versailles; ein Theil der Franzosen zog nach Flandern, ein anderer nach Italien, der Rest unter den Marschällen de Lorges und Bouflers zog sich nach den Landen des Markgrafen und lagerten bei Kuppenheim und Rastatt.

Prinz Louis hatte die Stellung bei Heilbronn verlaſſen, lagerte anfänglich bei Höpfigheim, den linken Flügel an der Mündung der Murr in den Neckar; ſodann bei Lomersheim an der Enz, machte hierauf eine Bewegung links gegen Markgröningen, um ſich der feindlichen Stellung bei Leonberg zu nähern, entſendete dann eine Abtheilung Pfälzer, den General Würz zu verſtärken, welcher das feindliche Eindringen ins Kinzigthal und den Schwarzwald zu wehren hatte. Nachdem auch dies erreicht war, und der Reſt der Franzoſen über den Rhein gegangen, Winterquartiere zu beziehen, thaten die Deutſchen daſſelbe dieſſeits des Stromes.

Dies die Umriſſe der ſchönen Kampagne von 1693. Mit Bedauern muß ich mir verſagen, das Tagebuch des Markgrafen hier einzurücken. Es zeigt, mit welcher Sicherheit und Ruhe der teutſche Feldherr die Bewegungen des Feindes zu beobachten oder zu errathen wußte, mit welch geringem Aufwand von Mitteln er ihm ſtets begegnete, ſo daß dieſer nicht ein einziges Mal aus ſeiner großen Überlegenheit an Zahl Nutzen zu ziehen vermochte.

Folgendes z. B. iſt der Stand aller detachirten Poſten vom 28. Juli.

Zu Dillsberg	1 Leutnant und	30	Mann.
„ Zwingenberg . . .	1 „ „	35	„
„ Horneck	1 „ „	30	„
„ Lauffen	1 Korporal „	100	„
„ Beſigheim	1 Major „	300	„

Jedermann wird wohl glauben, daß nach den Erfolgen dieſes Jahres die Reichsſtände Muth bekommen hätten zu verdoppelten Anſtrengungen, damit endlich einmal den Franzoſen die Luſt vergehe, weiter in Deutſchland zu hauſen. Doch mit nichten: bei Verſprechungen und Worten blieb es mehr denn je. Wahrſcheinlich dachten die Herren, daß wenn die vorige Macht hinreichte, den Feind aus dem Land zu drängen, weniger auch im Stand ſeyn würde, ihn von weiterem Eindringen abzuhalten.

Unterdeſſen nämlich war eine Abtheilung der Reichstruppen nach der andern wieder nach Haus gezogen, ſo daß des Markgrafen Heer auch nach der Trennung der Franzoſen immer zu ſchwach war, um angriffsweis etwas gegen dieſelben zu unternehmen. Ja ſchon während den letzten Tagen des Juli, als täglich der allgemeine Angriff des Feindes zu erwarten geweſen, hatte der Markgraf den Kurfürſten von Sachſen noch erſuchen müſſen, das Heer wenigſtens in dieſem kritiſchen Augenblick nicht zu verlaſſen.

So ſah man denn die Reichsarmee durch vier Feldzüge hindurch rein auf Vertheidigung beſchränkt, und in vier Feldzügen keine Schlacht geliefert, denn die Franzoſen hielten ſich nie für ſtark genug, den Markgrafen in ſeinen wohlgewählten Stellungen mit offener Macht anzugreifen. Der Krieg ſpielte ſich über den Rhein hinüber und wieder herüber, ohne daß es je zu einer Entſcheidung kommen konnte. Solchen Spieles müde, hatte der Markgraf

1696 das Kommando zurückgegeben. Aber die Stände des schwäbischen, fränkischen und der beiden rheinischen Kreise beschworen ihn, doch an der Spitze des Heeres zu bleiben; versprachen, Alles zu thun, gaben dem Fürsten Vollmacht Soldaten zu werben und Offiziere zu ernennen, und so ließ sich dieser wieder zur Übernahme des Oberbefehls bewegen. Im Juli hatte sich bei Bruchsal eine kleine Armee versammelt, doch mangelte es an Geld und vor Allem an gutem Willen. Die Franzosen unter dem Herzog von Choiseul hatten den Rhein bei Fortlouis überschritten, schätzten die Markgrafschaft Baden, und lagerten bei Kuppenheim. Entschlossen, wenigstens jetzt einen Schlag zu führen, koste er auch noch so viel, rückte der Markgraf den Franzosen entgegen, nahm zuerst eine Stellung zwischen Ettlingen und Scheibenhardt, sodann bei Muggensturm. Doch die Feinde bezeigten wenig Lust, Stich zu halten, sie giengen rückwärts und waren bereits im August wieder über dem Rhein. Sofort theilte Prinz Louis sein Heer, ließ eine Abtheilung unter dem Markgrafen von Baireuth und dem General Thüngen bei Wiesloch und überschritt mit dem andern bei Mainz den Rhein. Eben war er mit der Belagerung von Ebernburg beschäftigt, eine Bergveste, welche den Franzosen bisher als Rückhalt gedient bei ihren Streif- und Raubzügen am Niederrhein, hatte am 20. September Stadt und Schloß genommen und stand im Begriff, für die frühere lange Unthätigkeit durch weitere Schläge sich schadlos zu halten, als der Friede von Riswick für diesmal den Krieg beendigte.

Die Feldzüge von 1702—1703.

Markgraf Ludwig wider Catinat und Villars.

Kaum wieder nur eine kurze Rast hatte jener Friede dem abgemüdeten Europa verschafft, denn Anlaß zu neuen Wirren gab alsbald der zu erwartende Tod Karls II. von Spanien, welcher keine unmittelbaren Erben, desto mehr Erbgierige aber hinterlassen. So klug und fein Höfe und Ministerien ihr Getriebe in Bewegung setzten, so weit sie sich die Zeit zumaßen, doch ward alles verwirrter, gespannter denn je zuvor, und zuletzt Europa wieder, dieser Erbfolge in Spanien wegen, in einen Krieg gestürzt, dessen Echo an den Enden der halben Welt wiederdröhnte.

Auch Markgraf Ludwig's Theil, welchen ihm der geschlossene Friede zugebracht, war keineswegs göttergleiche Ruhe auf goldenen Lorbeern. In Wien wollte man ihm sogar die Verantwortlichkeit wegen des üblen Erfolgs der letzten Feldzüge zuschreiben; gleich wie man früher den Prinzen Eugen mit einem Hochverrathsprozeß bedrohte, weil er die Schlacht von Zenta ge-

wonnen. — Der alte König Johann Sobiesky war gestorben und eine große Zahl polnischer Magnaten, den Kronschatzmeister voran, hatten ihre Blicke auf den Markgrafen Ludwig geworfen, denn Heldenruhm schien ihnen immer das erste Erforderniß der Königswürde. Doch vom Kaiser ward sein Feldherr schlecht unterstützt, und, wie man weiß, erhielt der Kurfürst von Sachsen den polnischen Thron. Auch das Herzogthum Lauenburg, worauf der Markgraf Erb-Ansprüche erheben, seiner Gemahlin wegen, gieng ihm verloren, und fiel an das Haus Hannover. Des Fürsten Erblande waren durch den langen Krieg ruinirt, und seine Einkünfte daraus versiegt. Dies der Lohn für so treue lange Dienste, für die geopferte Lebenskraft. Zu all diesen Anlässen der Mißstimmung kam noch die Frage wegen der neunten Kurwürde (Hannover), deren Errichtung der Markgraf, gleich vielen Reichsfürsten bekämpfte, und dies drohte ihn mit dem kaiserlichen Hof vollends zu überwerfen.

Doch als im Jahr 1700 jener spanischen Succession wegen ganz Europa zu den Waffen griff, ward auch Markgraf Ludwig nach Wien geladen zu den Berathungen des Hofkriegsrathes (Prinz Eugen war schon im Spätjahr 1699 zur Armee nach Italien gesendet worden); des Vergangenen gedachte man gar nicht mehr. Der Kaiser ernannte den Fürsten zum Oberfeldherrn aller seiner Heere, zum Generalgouverneur aller Reichsfestungen, gab ihm dafür einen Gehalt von monatlich 50000 Gulden während des Krieges, und der Hälfte in Friedenszeiten, belieh ihn auf ewige Zeiten mit der Vogtei Ortenau und versprach seine Ansprüche auf Lauenburg nochmals prüfen zu lassen. So war denn das gute Vernehmen wieder hergestellt. Auch die Stände des baierischen, schwäbischen und fränkischen Kreises wollten zur Entschädigung des Markgrafen eine Steuer von 10 fl. auf den Kopf umlegen, was der Fürst jedoch ablehnte.

Während des Jahres 1701 war die Rheingegend von Kriegsgetümmel noch verschont; der Geschützdonner schallte nur in den Niederlanden und in Italien. Des Markgrafen Geschäfte in diesem Jahre waren Vorbereitungen, Unterhandlungen, Aufrufe und Mahnschreiben an die Kreise, sie endlich zum Handeln zu bewegen. Mit dem Anfang von 1702 kam auch eine Allianz zu Stande zwischen dem Kaiser, fünf Kreisen des deutschen Reiches (Oesterreich, Schwaben, Franken, Ober- und Niederrhein), der Königin Anna von England und den Generalstaaten. Die genannten fünf Kreise erklärten Ludwig XIV. als Reichsfeind, doch der gesammte Reichstag stimmte noch nicht bei; dort deliberirte man, ob der Krieg — ein Religionskrieg sey. Diese Zeit verkümmerten Bigottismus vervollständigt das Bild damaliger Reichszustände, und die Folgen davon, daß man Landeskirchen eingeführt hatte. Es gehört hieher noch die Thatsache, daß man 1706 am Reichstag mit dem Ansinnen auftrat, es sollte noch ein zweiter Oberfeldherr ernannt werden, nämlich

ein protestantischer, da der Markgraf Ludwig dem katholischen Bekenntniß angehörte. — Doch mehr als genug hievon. — Der König von Frankreich glaubte seiner Sache in Deutschland so gewiß zu seyn, daß er den Marschall Catinat, als der Markgraf schon gegen diesen zu Felde stand, wiederholt versicherte, er habe von den deutschen Kreisen nichts zu fürchten, sie würden nicht marschiren lassen.

Indessen hatte das Korps am Oberrhein, aus kaiserlichen und schwäbischen Truppen bestehend, bereits im April bei Darlanden den Strom überschritten. Über die Mannschaft, sowie die gesammten Anstalten des schwäbischen Kreises hatte der Markgraf gegen den Kaiser sich höchst anerkennend geäußert. Verstärkung der kaiserlichen, sodann die Ankunft der übrigen Reichstruppen erwartete er von Tag zu Tag. Des Feldherrn Absicht war zunächst auf Landau gerichtet, diesen Schlüssel des unteren Elsaß. Da jedoch vorerst alles Nothwendige hiezu mangelte, mußte er suchen durch Manöver und andere Maßnahmen, diese Absicht dem Feinde noch geheim zu halten.

Die Franzosen unter Catinat, im Ganzen 52 Bataillone zählend und 50 Schwadronen, wovon jedoch ein Drittheil als Besatzungen in Anspruch genommen wurde, standen bei Straßburg im Lager; sie waren dem Markgrafen an Stärke überlegen, wagten jedoch nicht seine Stellung an der Lauter anzugreifen, durch welche Landau abgesperrt wurde. Die Belagerung dieses Platzes wurde nun betrieben; obwohl, außer dem festen Willen des Feldherrn, fast alles dazu fehlte. Nachdem die Laufgräben eröffnet worden, mußte das Belagerungsgeschütz aus Ulm, Augsburg und andern Reichsstädten erst herbeigeschafft werden; die Hantlanger dazu aus Böhmen, das Zugvieh aus Ungarn, Truppen, namentliche Infanterie, an welcher es mangelte, Geld und Lebensmittel durch das kaiserliche Kriegscommissariat. Was hiezu gehörte, selbst wenn überall guter Wille gewesen wäre, sieht man leicht. Allein wenn überall in den Depeschen Ludwigs XIV. viel die Rede ist von seinen Alliirten in Deutschland*), darf man gewiß annehmen, daß auch heimliche Alliirte in Wien dazu gezählt wurden; wenigstens hat man dort wenig verabsäumt, die deutschen Interessen zu durchkreuzen. „Es ist ein Skandal bei allen Alliirten, gutgesinnten Reichsfürsten und Ständen," schreibt der Markgraf unterm 22. Juli an den Kaiser, „daß in einem Krieg den E. M. unternommen, Ihr eigener Hof all unser Mühen unfruchtbar macht; mit Freuden setzt man sein Leben und sein Vermögen ein, aber nicht seine Reputation."

Um diese Zeit war auch der römische König Joseph I. bei der Armee angelangt; sein Erstes war, die eigenen Pferde für den Belagerungsdienst herzugeben und die Generale zur Nachahmung dieses Beispiels einzuladen.

*) Mémoires relatifs à la succession d'Espagne, par le Général Pelet. Paris 1836.

Von Generalstabsdurus war damals wenig Spur zu finden, an Artillerie- und Genie-Offizieren selbst große Noth, und der Markgraf gezwungen, die meisten Anordnungen selber zu machen, ja als der Generaladjutant Delrupt durch eine Stückkugel getödtet worden, mußte der Markgraf bekennen, daß er Niemand habe, der ihm den verdienten Offizier erlege. Am 11. September, nachdem die Bresche im Hauptwall gangbar befunden worden, kapitulirte die Garnison, ohne daß während der achtzigtägigen Einschließung die Armee unter Catinat etwas Ernstliches zur Befreiung der wichtigen Veste unternommen.*) Daß die Besatzung mit allen Kriegsehren abziehen durfte, muß man fast bedauern, denn der Kommandant Melac hatte sich in den orleans'schen Kriegen als der ärgste Mordbrenner erwiesen; es war einer jener Kriegsknechte, welche man häufig im Dienste von Despoten findet, von persönlichem Muth und stets bereit zur Ausführung jeglichen Schand- und Mordbefehles. Doch das Volk hat sich die Genugthuung auf seine Weise genommen; noch heute in den Rheingegenden nennt man die Metzelhunde Melac, — die Rache ist fürchterlich, wenn der Mensch Nachkommen hat.

Wenige Tage vor dem Fall von Landau hatte der Kurfürst von Baiern sich der Stadt Ulm durch Überrumpelung bemächtigt, (eine Zahl baierischer Soldaten war unter der Leitung eines in Ulm wohnenden baierischen Offiziers, als Marktleute verkleidet, in die Stadt gelangt und hatte die Wache eines Thores überwältigt) und damit seinen Übertritt in das französische Bündniß offen beurkundet, nachdem er so lange den wälschen Lockungen widerstanden.

*) Nicht ohne einiges Staunen kann man in dem Werke des General Peter (siehe die vorige Anmerkung) die kühne Behauptung lesen, daß Landau sich so lang gehalten, weil die Deutschen beim Angriff der neuen ungewöhnlichen Befestigung des Platzes sich nicht zu helfen gewußt hätten. Denn fürs Erste konnte der General aus den Akten des Kriegsrevet in Paris genau wissen, was die Deutschen vor dem Beginn der eigentlichen Belagerung so lange aufhielt. Am 16. August aber ward die Kontreeskarpe genommen, und am vierundzwanzigsten Tag darnach fiel die Veste. Was ferner die bemeldete neuere Befestigungsweise betrifft, so ist Landau nach dem sogenannten zweiten System Vaubans erbaut; was sich vorzüglich natürlich von der ersten Art unterscheidet, daß es keine Bollwerke hat, oder vielmehr, daß die Bollwerke von den Ecken des Hauptwalles durch einen Graben abgesondert, etwas niederer gehalten sind, und nun Kontregarden heißen. Das Eck selbst wird durch ein fünfseitiges Bauwerk gebildet, einem sogenannten Bollwerksthurm. Solche Thürme waren aber entfernt nichts Neues, man denke nur an Albrecht Dürers Unterweisung zur Befestigung der Städte und Schlösser. Die fünf oder sechs Geschütze in den engen Kasematten des Thurmes, worin die Bedienungsmannschaft vor Rauch erstickte, haben auf die Vertheidigung der Außenwerke gar keinen Einfluß. Bei vier Belagerungen von Landau, in jenem Zeitraum, von denen Markgraf Ludwig zwei befehligte, wurde der Platz jedesmal übergeben, als die Kontregarde genommen war. Ein Angriff auf die Thürme ist weder 1702, noch die andernmal überhaupt nöthig gewesen.

Max Emmanuel war ein Mann von Geist und Muth, aber schwankenden Charakters. Dem deutschen Reich hätte offenbar wenig daran liegen können, ob ein Bourbon oder ein Habsburg fortan im Escurial residirte, — aber ein deutscher Fürst, und sich mit dem Reichsfeinde verbünden! Offenbar auch hätte der Kurfürst seinen Augenblick nicht unglücklicher wählen können, als jetzt, wo die Deutschen am Rhein die Oberhand erhielten.

Doch der Hof zu Versailles, das ganze Gewicht wohl erkennend, welches durch Baierns Beitritt ihm in die Wagschale fallen mußte, beschloß alles zu setzen an die Vereinigung seines Heeres von Deutschland mit dem baierischen, und, da man es nicht schützen konnte, ganz Unterelsaß seinem Schicksal zu überlassen. So zog der Kampf sich rheinaufwärts an die Gränze der Schweiz, wo dann die Schlacht bei Freiblingen auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes das Schicksal des Feldzuges entschied.

Dem Marquis Villars, welcher bisher in der Gegend von Metz befehligt hatte, das dortige Land zu decken, war der Oberbefehl über die Armee von Deutschland verliehen worden; Catinat schien wahrscheinlich zu bedächtig. Die Franzosen sammelten sich in Hüningen, von hier über den Rhein zu dringen und auf dem obern Schwarzwald den Baiern die Hand zu reichen, welche über Stockach und Laufenburg vorgehen sollten.

Inzwischen hatte Prinz Louis dem Markgrafen von Baireuth, und nach diesem dem General Styrum die Sorge überlassen, den Marschall Catinat zu beobachten, er selbst war Villars entgegen gegangen, hatte Hagenau genommen, den Rhein bei Kehl wieder überschritten und am 22. September bei Friedlingen, Hüningen gegenüber Posto gefaßt.

Die beiden Generale, als treffliche Charaktere im Privatleben sich kennend und achtend, standen hier gegenüber, der eine voll Begierde an dem gefeierten deutschen Feldherrn sich die Sporen zu verdienen, der andere begreiflich nicht gesonnen aus seinem Siegerkranze nur ein Blatt zu verlieren: es müssen eigene Gefühle gewesen seyn, welche die Männerherzen bewegten. Beide Feldherrn fiengen damit an, oder fuhren vielmehr fort ihre Stellung wohl zu verschanzen. Villars hatte den Vortheil, daß er den Angriff beabsichtigte und daß die Schusterinsel in seiner Gewalt war, so daß nur noch ein schmaler Rheinarm, den man durchwaten konnte, ihn vom rechten Stromufer trennte. Der Übergang war somit nicht zu wehren, wohl aber das weitere Vordringen. Villars erachtete übrigens für rathsam, den Angriff erst dann zu wagen, wenn die Gewehre der anrückenden Baiern auf den Gebirgshöhen hinter der Stellung des Markgrafen blinken würden. Allein der Kurfürst beeilte sich nicht an den Rhein zu rücken, so sehr von Paris aus alles in Bewegung gesetzt ward, ihn hiezu zu vermögen. Unterdessen hatte Marschall Catinat dem General Villars aus dem Lager von Illkirchen bedeutende Verstärkungen zugesendet, doch immer hielt letzterer sich nicht zum Kampfe überlegen genug.

Da, bei wochenlangem Abwarten und Besinnen, fiel es einem der französischen Unterbefehlshaber ein, einen Versuch auf das Städtlein **Neuenburg** am rechten Rheinufer, vier Stunde unterhalb Hüningen zu machen und auf diese Weise noch einen zweiten Übergangspunkt zu gewinnen. Der Markgraf hatte Neuenburg durch 400 Schweizer besetzt, welche unglücklicher Weise nicht auf ihrer Huth gewesen; das Städtlein ward des Nachts erstiegen, ohne daß mehr als ein Schuß fiel, welcher dem befehligenden französischen Grenadierhauptmann das Leben kostete. Diesen Gewinn von Neuenburg begrüßte **Villars** als aufgehenden Glücksstern. Alle Vorkehrungen zum schnellen Schlagen einer Brücke waren im Voraus und aufs Geheimste getroffen, und einige tausend Arme bewegten sich Augenblicks, aus dem Städtlein einen Brückenkopf zu machen.

Kaum war dem Markgrafen die Nachricht geworden von dem Verlust Neuenburgs, als er die gesammte Kavallerie seines rechten Flügels aufsitzen, und rechts abmarschieren ließ. Jetzt glaubte Villars den günstigen Augenblick erschienen; er ließ zu den Waffen greifen, um über den Rest des deutschen Heeres herzufallen, welcher im Lager bei Friedlingen verblieben war. Der Markgraf, hievon in Kenntniß gesetzt, macht aber auf der Stelle Kehrt, und mehr Anlaß brauchten die Franzosen nicht, schnell wieder über den Rhein zurückzugehen. Doch die Stellung bei Friedlingen war seit dem Verlust Neuenburgs nicht mehr haltbar; vergebens auch hatte der Markgraf versucht, den General Styrum, welcher dem Marschall Catinat bei Neubreisach gegenüberstand, an sich zu ziehen

Es kann hier noch angeführt werden, daß das Schweizergebiet neutral seyn sollte; am 13. Oktober hatten auch fünf Abgeordnete von Basel bei dem Marquis Villars Protest eingelegt, daß seine Truppen dieses neutrale Gebiet, woran der linke Flügel des deutschen Heeres sich lehnte, überschritten, und daß sie Miene machten, das wieder zu thun. Hätten sie Soldaten und Kanonen hingestellt, möchte die Protestation vielleicht gefruchtet haben, so aber begreiflich nicht.

Am 14. Oktober lange vor Tag war der Markgraf abermals mit der Armee aus seinen Verschanzungen aufgebrochen, um sich unterhalb Neuenburg zu postiren; Villars, von dieser Bewegung schon den Abend zuvor unterrichtet, hatte sich in Bereitschaft gesetzt, dies sogleich wieder zu benutzen, und endlich in den Schwarzwald einzudringen. Noch aber hatten die Franzosen ihren Übergang nicht vollendet, als die deutsche Armee zum zweitenmal den Gegenmarsch antrat und sich unter den Augen des Feindes zum Angriff formirte. Die waldbekrönten Höhen von Ober- und Unter-Tüllingen hatte der Markgraf als Stützpunkt seines linken Flügels ersehen, die Reiterei aber auf den rechten Flügel in die Rheinebene beordert. Die Verschanzungen des Schlosses Friedlingen und eine starke Sternschanze lagen vor der Fronte

der Stellung; die Ausdehnung derselben war im Verhältniß zu den achttausend Mann, welche das Heer in diesem Augenblick zählte.

Folgendes sind die Namen der Regimenter, deren genauer Bestand jedoch nicht mehr angegeben werden kann.

Reiterei.

Brandenburg Dragoner. Baireuth. Constanz Dragoner. Würzburg Dragoner. Schad Dragoner. Hohenzollern Kürassiere. Stauffenberg Dragoner. Erbpr. v. Würtemberg Drag. Hohenzollern Dragoner. Baireuth Kürassiere. Aufsäß Dragoner. } Kaiserliche oder Schwäb. Kr. kaiserl. Sold.

Baireuth Kürassiere. Aufsäß Dragoner. } Fränk. Kreis.

Infanterie.

Baden. Fürstenberg. } Kaiserliche.

Baden-Baden. Baden-Durlach. Fürstenberg-Möskirch. Fürstenberg-Stühlingen Reischach. } Schwäb. Kreis.

Erffa. Anspach. } Fränkischer Kreis.

Schnäbin.
Fränkische Grenadiere.
Schwäbische Grenadiere.

Das französische Heer zählte an fünfzehn tausend Mann.

Während das deutsche Fußvolk den Wald oberhalb Tüllingen, das Käferholz zu erreichen suchten, strebten die Franzosen bereits durch die Weinberge herauf diese Höhe zu erklimmen, welche der Schlüssel der ganzen Stellung war. Der Markgraf und Villars trafen fast gleichzeitig daselbst ein und das hitzigste Gefecht entspann sich hier alsogleich. Wie fast in allen Schlachten des Markgrafen kostete es namentlich viele Offiziere. Durch die Beschaffenheit des Bodens hatte die Schlacht sich in zwei abgesonderte Treffen gespalten, den Kampf des Fußvolks in dem Gehölze, und das Gefecht der Reiterei in der Ebene. Doch des Feldherrn eigene Worte werden deutlicher als jede Umschreibung ein Bild des Verlaufes dieser Kämpfe geben. Er berichtet an den römischen König de dato Staufen, den 24. Oktober 1702:

Es geruhen Ew. Königl. Mayestät allergst. zu vernehmen, wie daß, nach allen hier oben gegen Hüningen über von mir veranstalteten, theils auch verfertigten Fortificationen und übrigen nöthigen Dispositionen meine gegenwarth der Orthen nicht mehr nöthig geglaubt, also den 13. dieses morgens mich wieder zur Armee so zwischen Hagenau und Bischweiler gestanden, daselbsten auch allenothwendigkeiten zu versehen, auf die Reys begeben, zwischen unserm Lager aber, und das im vorigen Krieg ruinirte Städtle Neuburg, so ganz am Rhein gelegen, in erfahrnus kommen, daß dieses Städtle durch übersetzung mit einigen Schiffen in der nacht attaquiret, und übertrumpelt worden, kurz darauf aber durch einen aus dem Orth entlossenen Burger erfahren, daß bereits über 3 biß 4000 Mann sich darin postiret; die ursach dieser eroberung ist, daß obgedachtes Städtle verwichenen May selbsten bieroden gewesen, und die Arbeiten nicht alle in allorten, sondern von Basel bis ganz hinunter, was einen Jeden zu verfertigen obgelegen, angeordnet, aller Orthen zwar alles in gutem Stand gewesen, allein aber, was Sr. Kayserl. Mayestät eigenen und Breißgauischen unterthanen zu machen obgelegen, nicht das geringste zur perfection gebracht worden, weßwegen dann nicht ermanglet, solches dem Zeit Marschall

Leut. Graf v. Arco, deme die Comission aufgetragen worden, ernstlich zu verweisen, und zu Rede zu stellen, welcher die schuld in allem auf die hierobige Regierung und Stände werffen thut, mit vermelden, daß Sie durch alle erfinnliche Mittel zu nichts haben gebracht werden können, also Er daran die geringste schuld nicht haben wollen; hingegen prätendiret die Regierung und Stände auch zu behaupten, denen Ich ihre fatale morosität, und den daraus erwachsenen Schaden vorgestelt, daß ged. Gr. von Arco, an allem selbsten ursache seye, zumahlen selbiger nicht auf die Execution die Sie ihme verwilliget haben sollen, getrungen hätte, worauf Ich mein urthel suspendiren muß, gewiß aber ist, daß Ihro Kayserl. Mayestät unterthanen die einzige seind, welche in ihrem District gar nichts gethan, da doch die übrige Fürsten und Stände, deren Land ober- und unterhalb gelegen, alles in perfections-Stand gesezet, und durch diese Ihr unverantl. negligence nicht allein das durlachische, sondern auch die Kayserl. Land, zwar nicht soviel durch den Feind, als disordre großen schaden gelitten, und obschon die projecten nicht völlig dadurch zugrund gangen, dennoch viele neue Mühe und spesen verursachen würden, selbe wieder zu prosequiren, wie ich dann darum gezwungen worden, nicht nur wieder in das Lager gegen Friedlingen zurückzukehren, sondern auch die resolution nemmen müssen, mit Hinterlassung einiger 1000 Mann, so auf der Lauter geblieben, um selbige Brücken über den Rhein zu manuteniren, den vortheilhaften posto zwischen Hagenau und Bischweiler, mit der Armee zu quittiren, und dem Generalmajor v. Styrumb an mich mit Selbiger herauf zu ziehen, welchem dann auch also balden um keine Zeit zu verlieren, durch einen General Adjudant, nur durch mündliche Befehl, und da weiter nichts anders bey mir gehabt, mit Blei weiß geschriebenen creditiv anzumarschiren beordert; und weilen, wie spargirt worden, die Bayrsch. Armee den Rhein herunter von Memmingen, und beede Brücken zu Neuburg und Friedlingen geschlagen gewesen, also habe nicht für rathsam befunden, in einen engen posto, wo hätte eingeysperret werden können, gedachten Succurs zuerwarten, sondern entschlossen, Neuburg noch selbe nacht, mit der Armee vorbei zu gehen, und dem Feind sowohl, als ged. beeden Brücken vor, und nicht hinter mir zu lassen, und wäre dieses dessein auch selbe nacht vollzogen worden, wann ich vermocht hätte aus Mangel der Pferdt die schwere Artiglerie und Munition so geschwind fortzubringen; Inzwischen hat sich der größe theil der französischen Armee, zwar wieder alle parolen, in ein Insul, von welcher Sie, so zusagen, druckenen Fuß zu uns kommen können, auf das Schweizerische territorium postirt, aber Sie dann hinter einem Rain, uns aber gleichwohlen nicht verborgen stehen geblieben, und continuirlich einige Infanterie den Rhein hinunter zu wasser auf Neuburg geschickt, und ist man solchergestalten die nacht und den andern Tag bis gegen 8 Uhr gestanden, nachdeme aber meine Große Stück sammt der Bagage den hinter Mir gelegenen Paß paßiret, und die Armee schon sowohl ihren Marsch fortgesezet, daß bereits der nächste Flügel der Cavallerie und ein Theil des corps de Bataille die Brücken paßiret waren, bin ich von dem Obrist Mercy so mit 400 Pferd den Feind zu observiren in der arrier garde ohnweit der großen Sternschantze gelassen, verläßlich berichtet worden, daß der Feind mit seiner gantzen Armee, so damals in 40 Bataillonen und 40 Escadrons bestanden mit gewalt übertringe, oder vielmehr über die Brücken auß der Insel gegen uns anlauffe, als habe ich, weilen mir des ged. Obrist Mercy valor bekannt, auf die Sicherheit dessen Nachricht verlassen, ohne verlierung einiges Augenblicks mit meiner, wegen Abgang vieler commandirten nur in 8000 Mann zu diensten damahlen bestandenen Armee zurück gegen dem Feind gewendet, und indem ich mich nothwendig vor dem Rhein formiren müßen, von dem linken Flügel, welcher noch zurück gewesen, den Rechten formirt, und also dem Feind zufolge einer halben Stund postiret, in welcher Zeit der Obrist Mercy sich auch in guter Ordnung allgemach der Armee genähert und die feindl. Mouvementen beobachtet, und gestalten angenommen worden, daß der Feind seine völlige

Der Römisch Kayserl. Majestät und hohen Allirten Reichs Armee Ordre de Bataille, resolvirt den 21. 8br 1702.

in Capite

Ihre Hochfürstliche Durchlaucht Herr Marggraf Ludwig Wilhelm zu Baden rc., der Römisch Kays. Maj. General Lieutenant.

Ihre Erl. Herr Graf von Limburg Styrum, R. Kays. M. Gel. Feldmarschall der Cavallerie. Dr. Erl. Hr. Baron von Thüngen rc. R. Kays. M. F. Marschall der Infanterie.

Corps de Bataille.

Linker Flügel. — **Erstes Treffen.**

[illegible]

Zweites Treffen.

Dr. Erl. Hr. Gel. Fe. Mch. Lieut. Graf von Fröhlingen
Dr. Gel. Wachm. der Infant. P. C. A. v. Würtemberg
Dr. Gel. Wachm. der Cavallerie Baron Sebes

Dr. Gel. F. M. Graf von Serini
Dr. Obrist Gr. Caraffa

Ihre Dchl. Fürst von Hohen-Zollern R. K. M. Gel. F. M. Lieut.
Dr. Gel. Wachm. der Infant. Gr. von Daun.
Dr. Gel. Wachm. von Lanzau

Corps de Reserve.

Ihro Erl. Dr. Gal. der Cavallerie Graf von Castel
Dr. Gen. Wachtm. der Cavallerie Ihro Durchl. der Fürst von Oettingen.
Dr. Gen. Wachtm. der Husaren Graf v. Forgatsch
Dr. Gen. Wachtm. der Grenadiere Baron von Riedinger

Husaren halb. — 3 Esc. — 8 Bat. Grenadiers — 2 Escadrons — Husaren halb

Total.

Dragoner	42	Escadrons
Reuterei	60	„
Husaren	22	„
Summa	124	Escadrons
Infanterie	33	Bataillons
Grenadiere	8	„
Summa	41	Bataillons

ORDRE DE BATAILLE DE L'ARMÉE D'ALLEMAGNE.

General: le Marechal de VILLARS.

Première Ligne.

Lieutenant-General: Mons. le Comte de Bourg.
Marechaux-de-Camp: Messieurs de Locall, de Heron, de Bourgblingberg. (?)

CAVALLERIE

	Escadrons
Royal Piemont	3
Aubusson	2
Livry	2
D'Antrai	2
Bourck	2
Montmorin	2
	13

Lieutenant-General: Mons. Dourson (?)
Marechaux-de-Camp: Messieurs de Lee, de Chamarande.

INFANTERIE

	Bataillons
Bourbonnais	2
Foix	1
Pery	1
Dorington	1
Lorraine	1
Isenghien	1
La Reyne	3
Clarke	1
Vermandois	2
Coësquin	2
Toulouse	2
Bearn	1
Dauphin	3

Lieutenant-General: Mons. de Dreux.
Marechal-de-Camp: Mons. de Marivaulx.

CAVALLERIE

	Escadrons
Prince Charles	2
La Feronnaye	2
Levy	2
Heudicourt	2
Royal	3
	11

DRAGONS

	Escadrons
Fontbeauzard	3
Listenois	3
	6

Seconde Ligne.

Lieutenant-General: Monsieur de Melac.
Marechal-de-Camp: Monsieur de Vivans.

CAVALLERIE

	Escadrons
Condé	2
Merinvill	2
L'Ile-du-Vigier	2
Rosy	2
La Billarderie	2
Barantin	2
	12

Lieutenant-General: Monsieur de Rozel.
Marechal-de-Camp: Monsieur de Dormentin.

INFANTERIE

	Bataillons
Poitou	2
Nivernais	2
Agenois	1
Vendôme	1
Provence	2
Bourbon	1
Montboissier	1
Guerine	1
Vivarais	1
Condé	1
Deslandes	1
Chartres	2
Artois	1
Laonnais	1
Noailles	2
Nettancourt	2

Lieutenant-General: Monsieur de Blainville.
Marechal-de-Camp: Monsieur de Cheyladet.

CAVALLERIE

	Escadrons
Choiseul	2
Fouat	2
Paulery	2
Fourquevaux	2
Vivans	2
Dauphin Etranger	3
	13

Première Ligne.

Cavallerie 32 3
200 Hussards,
44 pièces de canon,
dont 4 pièces de 24 livres.
Total Escadrons la première ligne 35.
Bataillons . . . . 26.

Seconde Ligne.

Total Escadrons la seconde Ligne 25
Bataillons 24

Summa Cavallerie 60 Escadrons.
Infanterie 50 Bataillons.

Anmerkung. Diese Beilage ohne Datum befindet sich in einem Convolut „Kriegsakten von 1702" des Gr. Archives; es ist nur wahrscheinlich die Schlachtordnung Villars bei Bingen. Die französischen „Documents inédits" enthalten dieselbe nicht.

Infanterie auf das mit zur linken gelegene Gebürg, und darauf befindliche kleine Eichwäldlen ziehe, seine Cavallerie aber allein die Ebene occupiren mache, als bin meinerseits bemüßiget worden, mit meiner Infanterie dis auf etliche gar wenige Bataillonen ein gleiches zu thun, und ist hiebey remarquable gewesen, daß beede diese Armeen nur etwa 1500 Schritt von einander sich in der großen Eil formirt, und fast eine Stund ohne einigen Schuß zu thun ein Jeder auf seiner seiten, sich zur schlacht präpariret, bis ich endlich mit einigen Stücken zu canoniren den Anfang gemacht, und weilen ich mich in Bataille befunden, als bin in Gottes nahmen, den Feind anzugreifen der erste avancirt, allwo sich dann begeben, daß die Infanterie in den Wald unter dem Commando beeder Generalen Gr. Carl von Fürstenberg Mößkirch, und Graf Prosper von Fürstenberg Stülling, dann denen G.W. Erb-Prinz von Durlach und Marggraf von Anspach aber ein scharfes Gefecht gerathen, bei welchem gleich anfangs der General Zeitzeugmeister Graf Carl von Fürstenberg Mößkirch geblieben der Marggraf von Anspach aber, verwundet worden, so doch in der Sache nichts alteriret, und das Fußvolck unter dem Commando deren andern beden Generalen guter resistenz erwiesen, durch die gar zu überlegene Macht aber den Feind nicht pousstren können, sondern bald avanciret, bald wieder zu weichen ein wenig gezwungen worden, weilen ich aber gesorget, es dürfte in die Länge nicht gut thun, als habe die Cavallerie ein wenig geschwinder auf die feindl. avanciren lassen, in wehrend dem Marsch aber, die noch übrige wenige in der ebene gebliebene Bataillonen samt einigen Squadronen und Kayl. Bayreuthischen Dragoner zu Fuß unter dem Commando des Kayl. G.F.M.L. Gr. v. Arco, und Fränck. F.M.L. Erffa, der feindl. Infanterie in die Flanque durch das Weingebürg nach und nach folgen lassen, inzwischen hat unsere Reiterey unter dem Commando der Kayl. F.M.L. Fürsten von Zollern den Feind mit großer vigueur attaquiret, also, daß Linkerseits, wo der General Zuffato das Commando geführt nicht allein die feindl. Stück schon erobert, sondern auch, wo sich der Fürst von Zollern und zu seiner Rechten der Oberst Mercy befunden, bereits einige Unserer Squadronen durch die erste Linien durchgetrungen, deren der erstere bereits gefangen gewesen, dem andern aber sein Pferd todt geschossen worden, und sich also in die Weinberge retiriren müßen. In der zweiten Linie hat sich der F.M.L. Graf von Zollern Sigmaringen und Staufenberg befunden, deren gleichfalls der erstere todt geblieben, der andere aber durch und durch gestochen wurden und ist wahrhaftig über die Generals Personen und übrige Officiers nichts zu tadlen, weilen aber in dergleichen Kriegsbegebenheiten, wie in andern Sachen eine gewisse Verhängnus regieret, als ist in einem Moment, nach allem ausgehaltenen Feuer eine confusion unter die Reiterey und zwar anfänglich in der zweiten Linie, welche aus eyfer der ersten gar zu nahe angerucket, entstanden, und die ganze Cavallerie in ein außreißen gerathen, dergestalten, daß noch die Generalen noch übrige Officiers, deren der meiste Theil todt, bleßirt und gefangen worden, nicht mächtig gewesen, eine einzige Squadron aufzuhalten, auch nicht verhindern können, daß Sie sich außer dem Paß und gar aus dem Champ de Bataille verlossen haben; die Infanterie hat nicht weniger in dieser Zeit auch wegen allzuüberlegener Macht, und weilen die in die Flanque geschickte Infanterie den Wald verlassen, biß in eine Fläche und darhinden gelegene Höhe weichen müßen, und hat es ein sehr schlechtes Ansehen gehabt, ich auch fast selbst nicht mehr gezweifelt, totaliter geschlagen zu werden, und schon schier mehr bedacht gewesen die noch übrige Infanterie mit einiger ordre und Soldatisch zurück zu kehren, als über die feindl. ohne Hilf der Cavallerie zu triumphiren, es ist aber selbe durch die standhaftigkeit und gutes Exempel der allhorten befindl. Generals Personen und übrige Officiere, obngeachtet sich die Infanterie verschossen, und ohne Munition gewesen, dergestalt animiret worden, daß Sie mit dem Degen in der Hand, fast ohne einen Schuß zu thun, schier an allen Orten, in den Feind oder deßen Infanterie getrungen, totaliter geschlagen,

und selben vermischter durch den ganzen Wald und ohne Ordre durcheinander vermengt, bis an Hüningen getrieben; die Dicke des Walds hat mich verhindert zu sehen, wie eigentlich die große disordre in dem Feind entstanden. ich vermuthe aber, daß dieses die, ursache seye, daß Sie sich der gänzlichen victorie schon versichert gehalten, und viele auf die Beut begeben haben müßen, und nichts mehr zu besorgen zu haben vermuthet, sich aber derentwegen confundiret, weilen der F.M.L. v. Erlach, ihnen durch das Weingebürg wo ich selben anfangs der Bataille auf der Rechten mit etlichen frischen Bataillonen avanciren machen, ihnen in die flanquen kommen, auf der Linken aber der F.M.L. Graf Prosper von Fürstenberg sehr à propos eingefallen, mit Ein par hundert Dragoner so sich zu Pferd von Anfang des Treffens bei der Infanterie befunden einzutringen, also daß dadurch der übrigen Infanterie ein wenig Lufft gemacht, und maßen man auf allen Seiten zugleich darauf eingetrungen, vermuthlich nicht die Zeit gelaßen worden, sich wieder in Ordnung zu stellen, der Fürst von Zollern, Auffsäs und Staufenberg, welcher letztere schon bleßirt war, mit vielen Officieren haben sich mit einigen Hundert Pferdten so Sie mit Mühe zusammen bringen können, bey mir, bei der Infanterie eingefunden, weilen Sie aber zu schwach, als habe mir nicht getrauet die feindl. Reiterey, welche ohngefähr 1000 Schritt in der Ebene ohnbeweglich stehen geblieben, und der Desertion Ihrer Infanterie zugesehen, zu attaquiren, und dahero, weilen von unserer Reiterey nichts mehr zurückkommen wollen, sondern hin und wieder auf das plündern in die Dörffer gefallen, mich vergnügen müßen, mit den unsrigen und etlich der feindl. eroberten Stücken, so viel deren bespannen und abführen können, nachdem 5 Stund in Angesicht ihrer Cavallerie stehen geblieben, und selbe vor mir zurück marschiren sehen, auch zurück zu ziehen, und meinen in der Frühe angefangenen Marsch, der Bagage und großen Stücken nach, biß anhero auf Stauffen zu continuiren; was von unsern Officiers todt, bleßirt und gefangen, zeigen die Listen, den Verlust der Gemeinen kann noch nicht eigentlich wißen, weilen Sie sich zum Theil in währendem Rückmarsch sowohl von der Armee als von der Bagage nächtlicher weil auf das Marodiren in die Dörffer verloffen, und alle Augenblick einige wieder einfinden, es wird aber nicht dafür gehalten, daß viel über 1500 todt bleßirt und gefangen, abgehen werden; was feindl. Seits geblieben, kann ich Ew. Königl. Mayst. eigentlich nicht sagen, gewiß ist aber, daß ihre Infanterie großen Schaden gelitten, und eine große Anzahl Officier sammt einigen Generalen, worunter unsers wißens der Feldmarschall Pe bordes todt geblieben seyn müßen, interne unsere Infanterie Zeit nicht gehabt Quartier zugeben, und nicht mehr als des General Villars Adjutanten sammt einigen wenigen gemeinen gefangen genommen Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Cavallerie mit der Standhaftigkeit, wie sie angefangen, fortgetrungen hätte, doch aber dunckt mich, daß obwohlen selbe, auß dem Feld geschlagen worden, man dennoch zufrieden sein könne, und Gott zu danken habe, daß eine so geringe Anzahl Infanterie die feindl. totaliter geschlagen, die Stück erobert, und nach so lang erhaltener Wahlstatt, und so wenig bei sich habender Cavallerie ruhig ihren angefangenen Marsch bis hiehero prosequiret, und die Sachen in solchem Stand gelaßen, daß die französische Infanterie schwerlich mehr viel großen Sprung machen wird. Und wiewohlen nicht zu leugnen, daß unsere Cavallerie aus dem Feld geschlagen worden, meines erachtens mit Billigkeit nicht gezweifelt werden könnte, ob nicht Sr. Kayl. Mayl. Waffen ein wenig mehr prätension an der Victorie machen können, zumalen derselben Infanterie die feindliche völlig geschlagen, einen Theil ihrer Stück mit den unsrigen mit abgeführet, und nach 5 Stund erhaltener Wahlstatt, nachdeme die feindl Cavallerie schon angefangen gegen ihre Infanterie zurück zu ziehen, bei hellem Sonnenschein nicht rechts oder links, wohin Sie gekönnt, sondern vorgenommener maßen ihren Marsch ohnangefochten, nach belieben prosequiret.

Die deutsche Armee, nachdem sie noch fünf Stunden auf der Wahlstatt gehalten, dem Feinde erneuten Kampf anzubieten, der jedoch keineswegs angenommen worden, wie der vorstehende eben so einfach, als würdig gehaltene Bericht ausdrücklich hervorhebt, ging jetzt, unbeirrt vom Feind, und wie es die anfängliche Absicht des Feldherrn gewesen, zurück bis unterhalb Neuenburg und nahm eine höchst glücklich gewählte zentrale Stellung bei Staufen. Villars hatte am 15. den ganzen Tag über das Schloß Friedlingen und die Sternschanze daselbst mit seiner gesammten schweren Artillerie beschossen. Am dritten Tag kapitulirte die Besatzung, großentheils aus Durlacher Landwehr bestehend, und erhielt freien Abzug.

Unterdessen war der Markgraf durch das Korps des General Styrum verstärkt worden, und lagerte nun, eines Angriffs gewärtig, in einer Schlachtordnung, welche aus der nebenstehenden Tabelle ersehen werden kann. Doch Villars blieb unbeweglich zwischen Neuenburg und Friedlingen stehen, — das Hauptquartier zu Binzen. Nach dem 14. Oktober hatte der französische Feldherr in alle Welt posaunen lassen, die Reichsarmee sey geschlagen, und seiner Vereinigung mit dem Kurfürsten von Baiern stehe kein Hinderniß mehr im Wege. Wirklich hatte der Kurfürst auch eine Bewegung vorwärts gemacht und seine Streifer zeigten sich schon bei Stühlingen. Jetzt war also der so heiß ersehnte Augenblick da. Doch in den Schwarzwald dringen und den Markgrafen in der Flanke stehen lassen, — das ging nicht, — bei Staufen eine neue Schlacht liefern — das noch weniger. Die Franzosen entschlossen sich daher zu warten, bis die Baiern von der Donauseite das Gebürge überschreiten, und ihnen im Rheinthal die Hand reichen würden. Doch der Kurfürst war eben so wenig geneigt, von der Reichsarmee in den Gebürgspäßen angefallen zu werden; ja, als endlich der Markgraf wieder vorwärts gegen Neuenburg sich bewegte, zog Villars sich auf Friedlingen zurück, und zu Anfang des Novembers bei Hüningen vollends über den Rhein, im Elsaß Winterquartiere zu nehmen; ohne jedoch verabsäumt zu haben, vorher noch aus dem Badischen und andern Orten des Reiches, welche ihm erreichbar, alle nur erschwinglichen Kontributionen zu erpressen. — So ist also der Feldzugsplan des deutschen Feldherrn glänzend erfüllt worden, die Vereinigung der Franzosen und Baiern vereitelt, und erstere über den Rhein zurückgedrängt.

Man hat darüber gestritten, wem bei Friedlingen die Ehre des Sieges gebühre. Wie aber solchen Streiten meistens Begriffsverwirrungen zu Grund liegen, so auch hier; man verwechselte die Schlacht und ihre Folgen. In der Schlacht selber blieben ohne allen Zweifel die Deutschen Sieger, obwohl die Reiterei, auf dem rechtem Flügel, geschlagen worden. Aber als das Feuer aufhörte, stand die Infanterie auf dem Wahlplatz; die feindliche war im bedenklichsten Zustand aus dem Felt gewichen. Verschiedene Dinge aber sind ein Sieg und gänzliche Vernichtung des Feindes: das letztere wird

selten statt finden, wo zwei tüchtige Feldherren sich gegenüber stehen. Nach lang beendigtem Kampf hat die deutsche Armee ihre rückgängige Bewegung fortgesetzt, und zwar unbeirrt, nach freier Wahl, wohin sie wollte. Wenn die Franzosen dieses Zurückgehen als Zeichen des Sieges geltend machen wollen, kann man den Beweisgrund ohne weiteres gegen sie selber kehren, denn einige Wochen später, gerade in Folge der Schlacht, und der so harten Mitnahme ihrer Infanterie, retirirten sie über den Rhein zurück. Doch schon dieser mehr als zweifelhafte Sieg trug dem General Villars den Marschallstitel ein.

Unerklärlich allerdings bleibt das Benehmen der deutschen Reiterei; — hätte diese, wie früher, ihre Schuldigkeit gethan, würden die Franzosen das Schicksal von Höchstett zwei Jahre früher an den Ufern des Rheines erlebt haben. Dieselben Regimenter, welche derselbe Feldherr in Ungarn durch das ganze flüchtige Polenheer hindurch in bester Ordnung gegen den Feind und zum Sieg geführt, gerathen jetzt in Unordnung nach dem ersten Anritt, und in der zweiten Linie muß die Verwirrung zuerst einreissen. Vergebens opfern sich die Offiziere, — die Generale Hohenzollern und Staufenberg lassen das Leben, 20 andere Offiziere mit ihnen, 26 sind verwundet, 13 Zögernde gefangen — unaufhaltsam fliehen die Reiter, um nicht mehr auf das Schlachtfeld zurückzukehren. Allerdings „herrscht ein gewisses Verhängniß" in Kriegsläuften. Doch der Soldat muß der Herr seines Schicksales seyn, oder zu Grund gehen. — Im alten Rom wären die Reiter ohne Gnade dezimirt worden, und mit Recht. Ein gleiches Geschick aber hätte das französische Fußvolk verdient.

Der Verlust des deutschen Fußvolkes betrug

313 Todte, worunter 13 Offiziere,
726 Verwundete, worunter 38 Offiziere;

Im Ganzen 1039 Mann.

Die Zahl der in Gefangenschaft Gerathenen ist nicht mehr angegeben, eben so wenig der Verlust an Unteroffizieren und Gemeinen bei der Reiterei, doch mögen es nicht über 1500 Mann gewesen seyn.

Den Verlust der Franzosen geben ihre veröffentlichten Aktenstücke an:

	Todt.	Verwundet.
Kapitäne	22	91
Lieutenants und Unterlieutenants	30	104
Sergeanten und Soldaten . .	972	1719

Im Ganzen todt und verwundet 2340 Mann.

Die Akten des Großherzoglichen Landesarchives enthalten eine ganz ähnliche Liste mit dem Bemerken jedoch, daß dieselbe wahrscheinlich nur von der Infanterie zu verstehen sey, was auch der Ausdruck „Sergeanten und Soldaten" zu rechtfertigen scheint. Eine andere Stelle in dem Werke von Pelet stimmt hiemit gleichfalls überein. Von der Reiterei heißt es in dem

Bericht des Marquis Villars, daß bei dem ersten Zusammenstoß viele brave Offiziere (französischer Seits) geblieben seyn. Außerdem fehlen den französischen Angaben der Verlust der Stabsoffiziere, nämlich 1 Generalleutnant (Desbordes), 1 Oberst, 4 Oberstleutenante; verwundet 1 Brigadegeneral.

Auch in Italien wie in den Niederlanden war der Erfolg des Feldzuges den französischen Waffen nicht günstiger. Prinz Eugen hatte am Po gegen zwei Armeen zu kämpfen: eine französische unter Marschall Villars, und eine spanische unter Anführung des neuen Königs, dem Enkel Ludwigs XIV. Eugen hatte den Feind durch mehrere kühne Züge in Schrecken gesetzt, wie durch den Anschlag auf die Person des Königs, durch den Ueberfall von Cremona, welcher nur aus zufälligen Umständе mißlang, denn die Deutschen waren bereits in die Stadt gedrungen; doch der französische Oberfeldherr blieb gefangen. — Die Schlacht von Luzzara, wobei der Herzog von Vendome die Franzosen befehligte, bildete das Seitenstück zu Friedlingen; beide Theile nämlich glaubten sich berechtigt für den erhaltenen Sieg das Te deum anstimmen zu lassen. — In den Niederlanden, wo der Herzog von Burgund, ein jüngerer französischer Prinz, dem Namen nach befehligte, in der That aber der Marschall Boufflers, waren die Franzosen entschieden unterlegen; sie hatten Kaiserswerth, Venloo, Stephanswerth, Ruremond, Lüttich und Andernach verloren, und mußten selbst gestehen einen eben so unglücklichen als für die Feinde ruhmvollen Feldzug gemacht zu haben. Während des Sommers war hier auch Lord Marlborough angelangt, das Oberkommando der alliirten Armee zu übernehmen.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung während des ganzen damaligen Erbfolgekrieges, daß die Deutschen, gleichwie die Franzosen, in dem Eifer ihrer Rüstungen stets nachließen, so bald sie in dem vorhergegangenen Jahre einigen Erfolg errungen. Dies Schauspiel mußten im Jahr 1703 unsere Landsleute der Welt wieder geben. Während ihre Alliirten von den Ufern des Ozeans bis zum Rhein in Waffen standen, während Frankreich verdoppelte, verdreifachte Anstrengungen machte, Villars schon im Januar von Paris zur Armee abreiste, geschah im lieben Deutschland wieder einmal gar nichts, als daß man Beschlüsse auf's Papier schrieb. Die „Perücken" zu Regensburg hatten noch nicht einig werden können, ob der Krieg, welcher alle Kräfte des Reiches aufzuzehren drohte, wirklich ein Reichskrieg, oder, wie schon gemeldet, ob er nicht vielmehr als ein Religionskrieg betrachtet werden dürfte. Des Markgrafen Ludwig verdrüßliches Geschäft war es somit wieder, mit Ermahnungen, Bitten, Drohungen die Stände zu bestürmen, daß sie endlich handeln möchten, statt zu berathschlagen. Denn schon bewegten sich zwei französische Armeen gegen Deutschland, die sogenannte „Rheinarmee" unter Tallard, welche auf 50 Bataillone und 80 Schwadronen gebracht werden sollte, und die „Armee von Deutschland" unter Villars mit 40 Bataillonen

und 50 Schwadronen, im Ganzen zwischen 60 — 70 Tausend Mann. Diesen entgegen zu stellen hatte Markgraf Ludwig, von versprochenen 120 Tausend, richtig schon 8 — 10 Tausend, meistens schwäbische Kreistruppen beisammen. Seine anfängliche Absicht war, an der Kinzig sich festzusetzen, seinen rechten Flügel an Kehl lehnend, und hier zunächst das Vordringen der Franzosen nach Schwaben und Baiern zu hindern; denn die Vereinigung mit dem Kurfürsten Max Emmanuel blieb immer die große Aufgabe, welche der Hof von Versailles sich gesetzt. War durch diese Vereinigung der Krieg einmal ins Herz des Reiches getragen, das Land recht ausgesogen und gequält, dann wähnte man, daß die Stände schon beilegen, und der Kaiser, auf sich selber beschränkt, Friedensbedingungen annehmen müßte, wie Frankreich sie vorschrieb. Man wußte auch, daß der Kaiser, freilich unklug, anstatt vollesten Ernst zu zeigen, noch durch Unterhandlung den Kurfürsten vom fremdländischen Bündniß zu lösen hoffte; endlich bei längerem Aufschub mußte man befürchten, „daß der Kurfürst entmuthigt, oder überredet von den Rathschlägen seiner Ministern, dem Flehen seiner Familie, dem Schrei seiner Unterthanen auf die Seite des Kaisers zu treten sich entschlöße“ (französische Worte).

So dringlich nun die große Angelegenheit der „Vereinigung“ sich auch darstellte, so bestimmt die Befehle des Hofes lauteten, die französischen Marschälle hatten ganz schlechten Muth ans Werk zu gehen. Es macht einen eigenen Eindruck zu lesen, wie sie in ihren Berichten an den Hof emsigst alle Schwierigkeiten aufzählen, welche dem Beginnen entgegen stehen könnten. Beim Licht besehen aber waren diese Schwierigkeiten lediglich die Furcht vor dem deutschen Heerführer. Erstlich gaben sie vor, die Gesinnungen Max Emmanuels seyen nicht verläßlich; aber der Kurfürst hatte den Feldzug bereits eröffnet und schon am 31. Jänner Neuburg an der Donau mit Waffengewalt genommen, jene Gesinnungen konnten somit nicht mehr zweifelhaft seyn. Dann verlangten sie, als sicheren Ausgangspunkt ihrer Operationen, einen festen Platz auf der rechten Rheinseite, und der französische Hof hatte die Güte mit seinen Marschällen in diesem Stück völlig übereinzustimmen. Man ließ ihnen die Wahl, Freiburg, Breisach oder Kehl zuerst wegzunehmen. Gewiß mußte der Markgraf sich für solche Entschließung beiden innigst verbunden fühlen; denn offenbar war alles für ihn verloren, wenn die Franzosen, ohne Aufenthalt, ihm unmittelbar zu Leibe gegangen.

Nun freilich blieb Villars nichts weiter übrig, als einmal zu handeln; er entschied sich für die Belagerung von Kehl und traf hiezu seine Vorkehrungen. Am 14. Februar hatte er den Rhein bei Hüningen und Neuenburg überschritten und zog stromabwärts. In den halbfertigen und nicht einmal halb besetzten Schanzenlinien hinter der Kinzig konnte der Markgraf den Feind nicht erwarten; er zog sich zurück in die zweite Schanzenreihe, welche bei Stollhofen am Rhein anfangend, und bei Bühl an das Gebürge stoßend

nun bald einen europäischen Ruhm erlangen sollten. Für seine Person hatte der Markgraf Kehl nur verlassen, einige Augenblicke bevor die französischen Streifer an den Zugängen des Orts sich zeigten. Unmittelbar darauf folgte die Berennung, und ohne Pause die förmliche Belagerung. Straßburg hatte dazu 42 große Kanonen, 22 Mörser und 10 schwere Haubitzen geliefert. Während der Zeit schob Villars eine Erkundschaft ins Kinzigthal vor, bis Gengenbach, und entschloß sich thalaufwärts zu ziehen, — wenn nach dem Fall von Kehl der Kurfürst von Baiern bis Villingen vorgerückt seyn würde.

Unterdessen war die Belagerung der angegriffenen Veste in ihr letztes Ziel getreten, die Breiche in dem Hauptwall zeigte sich gangbar, doch hatte die Garnison hinter derselben gute Abschnitte gemacht, und so bewilligte man ihr freien Abzug mit allen Kriegsehren. Mit seinen Paar Mann einen Entsatz zu versuchen, konnte im Ernst wohl Niemand vom Markgrafen erwarten. Er benutzte die ihm geschenkte Zeit Verstärkung an sich zu ziehen, mit möglichster Eile aber die Verschanzungen der Stollhofer, sowie der Lauterburger Linien, jenseits des Rheins, so weit als thunlich zu vollenden.

Der Kurfürst von Baiern war aber bis dahin nicht vor Villingen erschienen, und Villars zog nun wieder über den Rhein zurück. — Seltsames Beginnen, und nur aus persönlichen Beweggründen zu erklären: als tapferer Feldherr war Max Emmanuel bekannt, und der Franzose hätte ihn gern in der Brühe gesehen, damit sein Retteramt desto glorioser erschiene, auch hat er wohl dem deutschen Fürsten das Gewicht eines **Maréchal de France** fühlen lassen wollen. Wirklich auch that es nicht lange gut, als einige Wochen später, Villars unmittelbar dem Befehl des Kurfürsten untergeben seyn sollte.

In Paris betrachtete man das Zurückgehen Villars eben so befremder, und er erhielt nun gemessenen Befehl bis zum 10. April schlagfertig zu seyn; Tallard aber ward angewiesen, jenen in aller Weise zu unterstützen. Was war nun zu thun; das Kinzigthal hatte Villars als nur schwer passirbar erkannt; der leichteste Weg schien ihm der über Pforzheim, Stuttgart und Ulm; dazu aber mußte der Markgraf geschlagen, und aus seinen Linien vertrieben seyn. Mit Verzweiflung im Herzen entschloß er sich das zu versuchen.

Am 19. April war Villars mit 20 Bataillonen und 31 Schwadronen, bei Kappel, wieder über den Rhein gegangen, hatte bei Kenzingen 15 Bataillone und 37 Schwadronen an sich gezogen, und bei Kehl nochmals 19 Bataillone und 16 Schwadronen. Tallard aber war aufgefordert worden, ihn bei dem projektirten Angriff der Stollhofer Linien zu sekundiren, und zu dem Ende bei Straßburg auf das rechte Rheinufer zu gehen: er vollführte dies mit 27 Bataillonen und 44 Schwadronen.

Es entfaltete sich nun ein Schauspiel, bei dem man nur wünschen muß, die Feinde hätten etwas mehr Mannhaftigkeit bewiesen, dann würde es

allein hinreichen, dem Markgrafen und seinen braven Reichstruppen unvergänglichen Ruhm zu sichern. Zwei französische Armeen, von zwei Marschällen befehligt, zusammen an 60000 Mann, bemühen sich fünf Tage lang die, an drei Stunden weit ausgedehnten Linien von Feldschanzen, welche von 15000 Deutschen vertheidigt werden, zu durchbrechen, und werden zurückgeschlagen.

Die Verschanzungen liefen von einem Ort zum andern, meistens durch walkiges Gelände, wo die Zugänge durch tüchtige Verhaue gesperrt waren, oder über nasse Wiesen, welche durch Schleusen unter Wasser gesetzt werden konnten. Hauptangriffspunkte blieben somit die in der Linie liegenden Ortschaften. Am 19. April in der Frühe war Villars auf der Höhe des Fleckens Bühl angekommen und hatte beschlossen, hier in Person den Angriff zu befehligen, zugleich aber unter dem Generallieutenant Blainville, die Maréchaux de Camp Chamarande und Lee mit fünf Brigaden, zusammen 25 Bataillone, rechts in das Gebürge zu werfen, über die Höhen desselben das Bühler Thal zu gewinnen, dessen Ausgang in den Rücken der deutschen Stellung führen mußte.

Zum Widerstand auf Tod und Leben war der Markgraf entschlossen, trotz dem Unverhältniß seiner Streitkräfte gegen den dreimal überlegenen Feind; doch er vertraute seinem Genius, und seine Soldaten vertrauten ihm, mit unbeschränkter Hingebung. Doppelte Löhnungen und Raxionen kräftigten ihre Streitlust, denn, wie ordinär es auch gewissen empfindsamen Seelen klingen mag, der Muth des Soldaten zieht seine Nahrung großentheils aus derselben Quelle, wie seine Arme und Beine. — Von dem Marsche Tallards rheinaufwärts unterrichtet, und darum ohne Sorgen wegen seiner Linien an der Lauter, hatte der Markgraf eiligst das zu Weissenburg postirte holländische Korps von 15 Bataillonen, unter dem General van Goor, über die Schiffbrücke bei Darland an sich gezogen, und dies Korps, welches spät am Abend des 18. April im Lager angekommen, mit dem Tagesgrauen dem General Blainville in das Gebürge entgegengesendet. Die Franzosen hatten sich keineswegs übereilt, und van Goor fand noch hinreichende Zeit alle wichtigen Stellen zu besetzen; seine Holländer hielten sich so brav, daß sie die Feinde auf allen Punkten zurücktrieben. Nicht minder schmählich für diese war der Angriff unter Villars, auf die Fronte der Verschanzungen ausgefallen. Der Markgraf wußte seines Gegners Bewegungen überall zu durchschauen; er hatte seine „Bereitschaft" (Reserve) stets zur Hand, ja seine Soldaten sagten, er sey fast zu gleicher Zeit aller Orten gewesen; aller Orten auch wurden die Franzosen zurückgejagt. Bei der Vertheidigung des Dörfleins Pimbuch hatte eine französische Kugel den Weg nach der Brust des Feldherrn gefunden, doch der gute Harnisch *) erhielt dem deutschen Vaterland

*) Noch im Schloß zu Rastatt.

das kostbare Leben; — unberechenbar hätten die Folgen von des Fürsten Tod in diesem Augenblick seyn müssen.

An dem Gelingen des offenen Angriffes verzweifelnd, griff Villars nun zu jenem geräuschvollen Mittel des Pulververpuffens, welches Muthlosigkeit schon so oft für Kampf und Kampflust hätte ausgeben mögen; er ließ während des 20. die Verschanzungen aus allen seinen Geschützen beschießen, denen die Deutschen sieben eiserne Stücke entgegen zu setzen hatten. Am 22. und auch am dritten Tag ward die Kanonade fortgesetzt, nachdem, seiner eigenen Aussage nach, die Stücke auf Pistolenschußweite an die deutschen Linien heran gerückt waren. Doch all der Lärm war rein ohne Erfolg, die Deutschen wankten nicht, gaben nirgends eine Blöße. Da beschlossen die Franzosen im großen Kriegsrath, der im Dorfe Moos gehalten worden, auf den 24. April nochmals einen Generalangriff. Marschall Tallard, welcher am 20. bei Straßburg über den Rhein gekommen, sollte den deutschen rechten Flügel bei Stollhofen angreifen; Marschall Villars mit dem Hauptkorps aber nochmals bei Bühl durchzudringen versuchen. Während der Nacht hatten die Feinde bereits ihre Stellungen eingenommen, und mit dem ersten Lichtstreifen über den schwarzen Tannenbergen ward's lebendig auf der ganzen Linie; — Alles setzte sich zum Angriff in Bewegung. Die kleine Schaar der Alliirten, jetzt am fünften Tag ununterbrochen im Feuer, hatte nicht auf sich warten lassen, jeder Mann wieder auf seinem Posten, überall noch die veste Zuversicht. Anders aber auf der französischen Seite: schon die ersten Kolonnen vermochten nicht vorwärts zu kommen, auf dem rechten Flügel ward jene durch einen Hohlweg aufgehalten, auf dem linken getraute sich diese nicht, eine nasse Wiese zu durchwaten, und als das deutsche Feuer erst ein paar hundert Mann hingestreckt hatte, riß die Muthlosigkeit dergestalt ein, daß selbst die Führer verzweifelten. Der Angriff ward zur Flucht; Villars retirirte bis Offenburg; Tallard war am 25. bereits wieder zu Schiltigheim bei Straßburg im Lager.

Mit allem Fug durfte der Markgraf Kaiser und Reich beglückwünschen, daß der französische Heeresstrom, welcher Deutschland überschwemmen sollte, an den schwachen Wällen von Stollhofen bereits den hemmenden Damm gefunden.

Kaum eine gefährlichere und zugleich undankbarere Aufgabe mag einem Feldherrn gestellt werden, als hier dem Markgrafen. Denn wie leicht ist es geschehen, daß auf so langer Linie irgendwo eine Blöße gegeben wird, eine augenblickliche Verwirrung statt hat, welche der Feind benützt und durchbricht; dann aber schwebt die ganze Armee in der größten Gefahr, weil sie schwerlich mehr Zeit hat sich zu vereinigen und ihren Rückzug frei zu halten. Der Angreifer dagegen wagt gar nichts als einigen Verlust an Leuten, was man im Krieg, wie bekannt, nicht sonderlich anschlägt. Im schlimmsten Fall geht

er den Weg, den er gekommen wieder zurück, denn eine ernste Verfolgung ist, abermal wegen der ausgedehnten Stellung des Gegners, nicht zu besorgen.

Nochmals muß ich hier auf das Werk des General Peter zu sprechen kommen. In dieser amtlichen Schrift wird der Vorgänge des 19. bis 24. April 1703 auf eine Weise gedacht, welche nicht nur den Freund seines deutschen Vaterlandes, sondern jeden Freund geschichtlicher Wahrheit verletzen muß. „Villars war genöthigt (!) auf den Angriff der Linien zu verzichten", dies sind nicht nur die Worte, sondern auch der ganze Sinn der, absichtlich ganz dunkel gehaltenen Darstellung, welcher überdies sämmtliche Belege mangeln. — Frankreich hat seit Ludwig XIV Siege genug auf den Tafeln seiner Geschichte geschrieben, um ohne Scheu eine Niederlage mehr gestehen zu dürfen. Aber diese beharrliche, man möchte sagen systematische Ungerechtigkeit gegen alles Deutsche (Peter's Werk ist auf Befehl des jetzigen Königs herausgegeben) hat ihre ganz bedenkliche Seite. Wenn, ohne allen Zweifel, ein verständliches Zusammenwirken der zwei Nachbarvölker für die gedeihliche Zukunft Europa's unerläßlich erscheint, immerhin bleibt klar: nur dann werden die Franzosen aufrichtig gegen Deutschland handeln, wenn sie stets die streitfertigen Fänge des Doppeladlers vor Augen sehen.

Nur mit wenig Worten noch kann ich den weiteren Verlauf des Feldzuges und des langen Krieges hier erzählen, denn fast zu lange schon für die Gränzen dieser Schrift habe ich dabei verweilt. Aber welcher Baiener könnte unergriffen bleiben, bei der Betrachtung jenes Zeitraums glorreicher Kämpfe, ruhmwürdiger Ausdauer des Volkes und seines großen Fürsten, des einzigen strahlenden Lichtes in der trostlosen Nacht, welche bereits über alle Zustände des geliebten Vaterlandes sich gelagert hatte. —

In welch grausame Lage die französischen Marschälle gerathen waren, nachdem sie Mittel gefunden, drei Monate hinzubringen, um sich endlich die prächtige Schlappe vor den Stollhofer Linien zu holen, beweißt der Entschluß Villars mit seiner gewiß nicht ermuthigten Armee, jetzt dasjenige zu versuchen, was er vier Wochen zuvor, als Belagerer von Kehl, für unausführbar erklärt hatte, nämlich durch das gefürchtete Kinzigthal zu dringen.

An den Ufern des Rheins eine **Campagne brillante** zu machen, eine oder die andere Veste wegzunehmen, unter Umständen auch eine Bataille zu liefern, nebenbei tüchtige Schatzungen zusammentreiben; von der errungenen **Gloire den Winter über bei Hofe zu zehren**, das wäre nach ihrem **Geschmack gewesen.** Allein diesmal waren die Befehle von vorher zu bestimmt, die allerhöchste Ungnade zu dräuend, man mußte es wenigstens **versuchen.** Daß der Oberfeldherr selber am Gelingen zweifelte, beweisen seine Berichte **voll** bedenklichkeiten und sichtbarem Kleinmuth. Doch wider alles Vermuthen gelang diesmal der Versuch, denn es war des Markgrafen böses Geschick, daß alles schlecht gehen mußte, wo er nicht selber zugegen gewesen. Tallard mit seinem Armee-

sowie mußte bei Offenburg stehen bleiben, den Markgrafen zu beobachten. Villars setzte am 17. April, abermals unter Blainville, seine Truppen von Offenburg ab, und nach sieben Tagen stand seine ganze Armee vor den Mauern von Villingen, dessen ritterlicher Vertheidiger bereits erwähnt worden. — Die Anordnungen des Markgrafen zur Absperrung des Thales waren wieder einmal nicht ausgeführt worden, und leider, verrätherische Führer zeigten den Feinden die Seitenwege im Gebürge, so daß die Besatzungen der kleinen Thalschanze Hausach, Haslach, Hornberg sich bald umgangen sahen und den Muth verloren. Der Fürst von Fürstenberg, welcher im Gebürge einige Tausende, meistens würtembergischen Landsturm, befehligte, konnte unter diesen Umständen den Durchgang nicht wehren, und so fand endlich bei Tuttlingen die so lang und heiß ersehnte Vereinigung der Franzosen mit der Armee des Kurfürsten von Baiern statt, von welcher der französische Hof so große Dinge sich versprochen. Doch wir andern Augen sah Prinz Louis die Sache an: er blieb vorerst ruhig in seinen Linien stehen, einmal weil er befürchtete, die Franzosen möchten umkehren, um über Pforzheim seine Stellung in den Rücken zu kommen; außerdem mangelte ihm stets noch Geld, Mannschaft und alles Übrige, um angriffsweise agiren zu können; seine dringenden Klagen darüber waren fruchtlos geblieben, und der Vertrag mußte ihm das Mark antreffen. Übrigens war seine Absicht keineswegs, daß man den Franzosen alsobald folgen solle; die ganze bisherige Kriegführung entschieden mißbilligend, bestand er vielmehr darauf, daß man an der Mosel operiren müsse, etwa über Thionville eine Spitze gegen Paris machen, und mitten in Frankreich den Krieg entscheiden müsse; Erfolge jeder Art, an andern Orten errungen, würden den Hof zu Versailles wenig anrühren. Dabei verhehlte er keineswegs, daß er sonst an dem ganzen Kriege verzweifle. Doch von den zehn Kreisen des deutschen Reiches hatten nur fünf bisher den Krieg geführt, und französische Bestechung wußte überall das Ergreifen gemeinsamer kräftiger Maaßregeln zu hintertreiben, oder doch zu verzögern, so daß der französische König von dieser Seite nichts Großes zu befürchten hatte.

Ein Glück, daß der Kurfürst und Villars nun das Ältere für ihren Zweck erwählten; anstatt mit den gesammten Kräften auf Wien loszugehen, begann der Kurfürst einen Zug nach Trient, dort mit dem Marschall Boufflers, welcher aus Oberitalien herauf kommen sollte, zusammen zu stoßen. Villars dagegen setzte sich zwischen Tillingen und Leuingen an der Donau fest, hier, in sichrer Stellung, des weiteren Verlaufs der Dinge gewärtig. Von des Markgrafen übler Lage, durch aufgefangene Depeschen unterrichtet, waren die Feinde vor ihm fürs Erste ohne Sorgen.

Inzwischen war Prinz Eugen zum Präsidenten des kaiserlichen Hofkriegsrathes ernannt worden, und die Geschäfte gingen von hier aus nun besser, obwohl nicht Alles plötzlich zum Guten sich ändern konnte. So war denn der

Markgraf, den Schutz seiner Verschanzungen dem Feldmarschall Thüngen übergebend, in den ersten Junitagen aufgebrochen, an die Donau zu rücken. Unterwegs durch das Korps des Markgrafen von Baireuth verstärkt, bezog er, Angesichts der Feinde, sein Lager zwischen Wittislingen und Haunsheim. Eine Gelegenheit zur Schlacht suchend, ward dem Heerführer die Nachricht von der Ankunft des Herzogs von Burgund bei der „Rheinarmee", und dessen Absicht, sich mit Villars in Verbindung zu setzen. Dieses nöthigte zu Ende Juli die Entsendung eines starken Sonderkorps nach Villingen, den feindlichen Entwürfen begegnen zu können, und so war der Markgraf wieder auf die Beobachtung beschränkt. Er war die Zeit über körperlich leidend, eine alte Wunde hatte sich geöffnet; dies und der fortwährende Ärger über die traurigen Kriegsanstalten zehrten sichtlich an seiner Lebenskraft.

Als die Gefahr von der Seite des Schwarzwaldes abgewendet, Villars zugleich völlig von dort abgeschnitten war, begann die Thätigkeit des Donauheeres wieder, wo, außer einigen Abtheilungsgefechten, seither nichts von Bedeutung vorgefallen. Der Kurfürst von Baiern war inzwischen aus Tyrol zurückgekommen. An dem Aufstand des Volkes in Masse hatten seine, anfangs wirklich glänzenden Fortschritte ihr Ziel gefunden; die Verbindung mit Vandome war gescheitert und alle genommenen Plätze, bis auf den Kuffstein schnell wieder verloren gegangen. Der Markgraf manövrierte nun so glücklich, daß er die Stadt Augsburg den anrückenden Baiern vor Augen wegnahm; dadurch war der Reichsarmee ganz Baiern geöffnet, und nach Kurzem sahen der Kurfürst und Villars sich zwischen der Donau, der Iller und dem Lech der Art eingeklemmt, daß ihnen kein Ausweg mehr vor Augen stand, als eine Kapitulation. Unterm 10. September hatte Villars diese äußerste Lage seinem König gemeldet, dabei zugleich um Abberufung von der Armee gebeten. Ludwig XIV., in die peinlichste Besorgniß gestürzt, mußte jetzt selbst dem Kurfürsten die Aussöhnung mit dem Kaiser anempfehlen, unter der Bedingung, daß der französischen Armee freier Abzug werde. — An Tallard, welcher eben Landau belagerte, war Befehl ergangen, diese Belagerung, alle Frucht des bisherigen Feldzugs, ohne Weiteres aufzuheben, und eiligst nach Villingen, der Armee Villars entgegen, aufzubrechen.

Nach großen Anstrengungen mit seinen beengten Streitkräften endlich auf dem Punkt solcher glänzenden Aussicht angelangt, mußte der Markgraf wieder das Walten seines Dämons erkennen. Einer seiner Unterfeldherren, Graf Styrum, die Linie enger zu schließen beordert, ließ sich am 21. September bei Höchstätt unnöthiger und unvorsichtiger Weise in ein Gefecht ein, und ward gänzlich geschlagen. Wähnend, nur eine französische Abtheilung vor sich zu haben, hatte er diese alsobald geworfen, aber im Verfolgen begriffen, war ihm der Kurfürst mit der ganzen baierischen Armee auf den Hals gekommen,

und dadurch der schon sicher geglaubte Sieg zur Niederlage geworden. Mit Verlust von Geschütz, Munition, dem Brückengeräth und allem Gepäck mußte Styrum auf Nördlingen zurückweichen.

Somit war dem Feinde wieder Luft geworden, und bevor das Styrum'sche Korps neu hergestellt, für den Markgrafen keine Aussicht angreifen zu können. Die Wiedervergeltung bei demselben Höchstätt mußte auf das folgende Jahr verschoben bleiben. Augsburg ging jetzt auch wieder verloren, doch ward die Stadt Friedberg von der Reichsarmee genommen.

Auch am Rhein waren nach einander Unfälle eingetreten, der Herzog von Burgund hatte Breisach erobert*), und Tallard hierauf die Belagerung von Landau unternommen. Ein Entsatzheer unter dem Erbprinzen von Hessen-Kassel und dem Grafen von Nassau-Weilburg war an der Speierbach durch die Armee Tallart's überfallen, und trotz braver Gegenwehr zersprengt worden. Auch in Italien und in Flandern waren zu Ende des Jahres die feindlichen Waffen siegreich. Doch mußte der Markgraf wieder so viel Boten zu gewinnen, daß die französisch-baierische Armee sich neuerdings hart bedrängt sah, und das Villars, die erhaltene Erlaubniß zur Heimkehr benützen zu können, für sich und seinen Nachfolger den General Marcin von dem teutschen Feldherrn Päße zu erbitten genöthigt war. Allerdings gelang es ihm später ohne hierzu Gebrauch zu machen, mit einem kleinen ausgewählten Geleit Schaffhausen zu gewinnen, welche „neutrale Stadt" während der ganzen Kriege als französische Niederlage diente.

1704.

Vierzehn Armeen sollte dieses Jahr um der beiden Gegenkönige von Spanien willen, sich feindlich gegenüber sehen: in den Niederlanden, Marlborough gegen Villeroi; in Portugal, den König-Erzherzog Karl gegen Berwick; in Savoyen und Piemont, den Herzog des Landes gegen Vantome und Lafeuillade; in der Lombardei, Trautmannsdorf gegen den Großprior von Frankreich; am Rhein, Eugen gegen Tallard; in Deutschland, Ludwig gegen Max Emmanuel und Marcin; eine achte Armee hatten die Franzosen noch, unter Villars, gegen die Aufständischen in den Cevennen.

Große Schläge waren in Deutschland beabsichtigt; doch unterschied sich der Anfang des Feldzugs in Nichts von dem vorhergehenden. Die Aufgabe der Franzosen mußte es wieder seyn, einen Heerhaufen über den Schwarz-

*) Wegen tadliger Vertheidigung ist der Kommandant, General Arco, später vor ein Kriegsgericht gestellt, verurtheilt und enthauptet worden.

wald zu schieben, ihrer Armee in Baiern neue Mannschaft, Geld und Kriegsgeräthe jeder Art zuzubringen, woran jene den höchsten Mangel litt.

Des Markgrafen Hauptquartier war zu Aschaffenburg, und sein gewohntes Geschäft wieder, die säumigen Reichsstände zum Stellen ihrer Kontingente anzutreiben. Den Winter über hatte er auf der Schwarzwaldlinie, von der Donau bis zum Bodensee, neue Schanzreihen anlegen lassen, in den Waldungen Verhaue bis zu 80 Schritt Breite, so daß das Durchdringen der Feinde unmöglich schien.

Feldmarschall Thüngen befehligte hier 10000 Mann Linientruppen und einiges Aufgebot: doch als die Feinde ihre Bewegungen begannen, war nichts vollendet, die Truppen nicht beisammen. Als der Kurfürst, von Ulm aus, gegen das Gebürge vorrückte, glaubte Thüngen sein Korps bei Rottweil zusammenziehen zu müssen: der Kurfürst benützte sogleich die entstandene Lücke, um sich zwischen Tuttlingen und Villingen festzusetzen, und hier den Marschall Tallart zu erwarten, welcher durch das Thal von St. Peter und das Waldkircher Thal heraufrückte. Thüngen war unterdessen durch den Erbprinzen von Würtemberg mit 18000 Mann verstärkt worden, und die Generale wollten nun unverzüglich den Kurfürsten zur Schlacht nöthigen, doch der Markgraf hatte hinreichende Gründe, hiermit nicht einzustimmen, so lange er nicht persönlich zugegen seyn konnte.

Am 19. März übernahm der Fürst den Oberbefehl und bot sogleich die Schlacht an; doch der Kurfürst hielt für gerathen auszuweichen, und eiligst nach Ulm zurückzugehen, wie auch Tallart wieder dem Rhein zuzog. Des Kurfürsten Marsch war so wohl geleitet, daß der Markgraf ihm nicht beizukommen vermochte. In dem alten Lager bei Lauingen fanden die Baiern hinreichenden Schutz, und der Markgraf setzte sich mit seiner Armee bei Emmingen in der Gegend von Ulm fest, wo Prinz Eugen aus Östreich mit einigen Regimentern anlangte.

Noch mehr neue handelnde Personen treten jetzt auf die Szene des nemlichen Kriegsschauplazes. Lord Marlborough hatte seine Armee aus Engländern, Holländern, Brandenburgern und Hessen bestehend, etwa 35000 Mann, zuerst an die Mosel geführt, dann schnell rheinaufwärts nach Mainz, Mannheim, bei Ladenburg über den Neckar, von da nach Heilbronn. So wenig hatten die Franzosen daran gedacht, daß der englische Feldherr nach Schwaben marschiren würde, daß Tallart, als Marlborough bereits bei Mannheim stand, immer noch wähnte, der Zug gälte Landau.

Bis Heilbronn war Prinz Eugen dem Lord entgegengegangen; auch der Markgraf war Tags darauf in Begleitung des Erbprinzen von Würtemberg hier eingetroffen. In dem Kriegsrath der großen Feldherren war beschlossen worden, daß Eugen in die Stollhofer Linien rücke, hier Tallart zu beobachten, Lord Marlborough dagegen die Armee der Niederlande mit der Reichsarmee

vereine, was denn auch auf den 21. Juny bei Luzhausen im Ulmer Gebiet statt fand. Beide Armeen lagerten nahe am Feink, bei Elchingen und Langenau.

Eine haifle Frage war die wegen des Oberbefehles. Zuvorkommend hatte der Markgraf dem Lord angeboten, sich darein zu theilen; gleich den altrömischen Konsuln wechselten sie Tag um Tag darin ab.

So viel Herbes auch das Geschick dem ruhmreichen Heldenleben unseres Fürsten beigemengt, der neue engländische Waffengenosse sollte ihm das Bitterste bereiten. „Wie nöthig auch einem Kriegsmann sittliche Würde des Karakters, so ist doch in den Heeren nichts gewöhnlicher, und zugleich nichts schadenbringender als Unverträglichkeit. Der englische General war stolz, noch ohne Ursache dazu, eigensüchtig, neidisch, voll Launen und übermüthig, bis zu dem Grad, daß er bei seiner Ankunft sich vermaß, er habe für die Deutschen Herbartigkeit mitgebracht, und für die Franzosen Steigbügelriemen*) (Prinz de Ligne). Die Holländer hatten bereits Proben solcher Gemüthsrichtung des Engländers erleben müssen, der Markgraf sollte sie auf den Grund kennen lernen.

Bis zu den letzten Tagen des Juny hatte der Anmarsch des alliirten Fußvolkes und Geschützes gedauert, und bereits am 1. July setzte die vereinigte Armee sich vorwärts in Bewegung.

Für Donauwörth besorgt, hatte der Kurfürst dort, auf dem Schellenberg, starke Verschanzungen anlegen, und den Posten durch den Feldmarschall Arco mit zwanzig Bataillonen, zwei französischen Dragonerregimentern und fünfzehn Stücken besetzen lassen. Zunächst diesen anzugreifen waren die Feldherren übereingekommen. Marlborough bestand darauf, daß dies schon am nächsten Tag, den 2. July, geschehe, trotz des Markgrafen Einwand, daß der Marsch zu stark, und für die nöthigen Vorbereitungen keine Zeit mehr wäre. Doch der Engländer, dessen Kommandotag auf den 2. fiel, machte dagegen geltend, daß die noch nicht ganz fertigen Befestigungen am 3. in besserem Vertheidigungsstand seyn würden. Somit brachen die Armeen mit der Frühe des 2. aus dem Nachtlager, und Marlborough beeilte seinen Marsch dergestalt, daß er Abends 5 Uhr vor Donauwörth anlangte. Kaum hatten die Baiern ihre Linien besetzen können, begann auch schon der Angriff, denn nur eine Stunde Zeit hatte Marlborough sich genommen, seine Armee in Schlachtordnung zu stellen. Als der Markgraf mit der Reichsarmee auf der Wahlstatt eintraf, waren bereits drei Angriffe Marlborough's von den Baiern auf's tapferste zurückgewiesen. Viel Leute waren kampfunfähig, unter den Todten lag der diktete van Goor, der Prinz von Bevern und noch mehrere Generalsoffiziere, allein keinen Fußbreit Land hatte man gewinnen

*) Das Werkzeug, womit man die Reiter prügelte.

können. — Mit der Röthe der Entrüstung auf der Stirne mußte der Markgraf seine Vorhersagung bestätigt finden; er sah ein, daß hier nichts mehr zu thun sey, als geradezu das Gewicht der Übermacht geltend zu machen, wie viel Blut es auch kosten möge. Rasch sind die Bataillone zum Angriff formirt; die gesammte Reiterei auf dem rechten, das Fußvolk auf dem linken Flügel*), jede Gefahr will der Feldherr auch mit dem Niedersten theilen; ihn an der Spitze seiner Grenadiere, rücken die Kolonnen zum Sturm vor. Eine Stückkugel reißt dem Feldherrn das Pferd nieder, eine Flintenkugel trifft ihn am Fuß, die tapferen Marschälle theilen Alles mit ihm; eine Kartätsche reißt Thüngen darnieder, tödtlich in die Brust getroffen sinkt Styrum vom Pferd, der Erbprinz von Würtemberg ist verwundet, der Graf von Fürstenberg durch den Leib geschossen; denn mannhaft wehren sich die Baiern, ununterbrochen ist ihr Feuer, des höchsten Lobes würdig Arco's Vertheidigung, der, die hohe Gefahr erkennend, seine ganze Kraft dem schwer bedrohten rechten Flügel zuwendet. Doch Widerstand kennen die braven Reichstruppen jetzt nicht, unaufgehalten durch die Leichen ihrer Kameraden stürmen sie vorwärts.

Die Sonne löscht aus — heiß brennt die Schlacht,
Gott befohlen Brüder!
In einer andern Welt wieder.

— Dragoner, faschinenbeladen, sprengen an die Ränder der Gräben, diese mit dem Reissig auszufüllen. Hier angekommen schleudern die Grenadiere ihren Hagel von Granaten über die Brustwehren, stürzen diesen nach, und erklimmen die Höhen. Genommen sind Schanzen, hoch auf den Wehren flattern die Reichsbanner im Abendroth, nach allen Richtungen zerstieben die Feinde.

Das Korps von Marlborough, jetzt mehr Luft habend, setzt zum viertenmal an, und dringt gleichfalls stürmend in die Linien. Vernichtet ist der baierische Heerhaufe, Wenige nur können entrinnen; Viele werfen sich in die Donau, unter ihnen der tapfere Arco, der sich schwimmend reitet, alle Andern, sammt Geschütz und Gepäck werden gefangen. Aber auch an sechs tausend Mann der Alliirten liegen todt oder verwundet auf dem Blachfeld.

Auf alle Weise feierte man im Reich und am kaiserlichen Hof den Sieg am Schellenberg, durch welchen die französisch-baierische Armee außer

*) Folgendes die Namen der Regimenter:

Erstes Treffen. Reiterei: Styrum 6; Fleischenbach 5; Gronsfeld 6; Hohenzollern 5; Mersy 6; Hannover 6; Würtemberg 2; Kastell 6 Schwadronen. Fußvolk: Baden 2; Salm 2; Bibra 2; Fuchs 2; Tollete 2; Bevern 2; Bernsdorf 1 Bataillon.

Zweites Treffen. Reiterei: Zant 6; Aufsäß 5; Darmstadt 6; Mootheim 2; Oettingen 3; Würtemberg 3; Bibra 4; Cusani 6 Schwadronen. Fußvolk: Erff 2; Schnebelin 2; Wald 2; Torte 1; Reischach 2 Bataillone.

Reserve: Baireuth 5; Osten 5; Leutsch 2 Schwadronen. Schwäbische und fränkische Grenadiere 3 Bataillone. Im Ganzen: 24 Bataillone und 86 Schwadronen.

Stand gesetzt ward, ohne neue Hilfe, noch irgend Etwas von Bedeutung unternehmen zu können. Als unmittelbare Folge davon öffnete Donauwörth den Kaiserlichen die Thore. Der Kurfürst hatte sich auf Augsburg zurückgezogen; die Alliirten, ihm nachfolgend, überschritten die Donau, nahmen Neuburg und Rhain; vor ihnen her flog der Schrecken durch ganz Baiern.

Am Rhein aber war, auf die Trauerkunde der verlornen Schlacht, Tallard unverzüglich mit dem **Maison du Roi** (den Garden) und 30000 Mann aufgebrochen, den gefährdeten Landsleuten zu Hilfe; Villeroi folgte ihm mit 20000 Mann, die Päße des Schwarzwaldes zu besetzen und den Prinzen Eugen zu beobachten. Dieser aber hatte nur eine Abtheilung in den Stollhofer Linien gelassen, und war mit dem Hauptkorps gleichfalls an die Donau marschirt.

Was dem Marschall Tallard, gleich seinen Vorgängern, wiederum große Sorge bereitete, war Villingen. Trotz der großen Eile seines Marsches entschloß er sich jetzt, den noch auf mittelalterliche Weise mit Mauern und Graben umschlossenen Platz, dem selbst ein Glacis mangelte, förmlich zu belagern. Am 16. Juli eröffnete man die Laufgräben; am dritten Tag war die Mauer bereits geöffnet. Doch die Thürme bielten noch gegen das große Feldgeschütz, denn eigentliche Belagerungsstücke hatten die Franzosen glücklicherweise nicht zur Hand. Tallard, welcher in den drei Tagen Besatzung und Bürgerschaft schon achten gelernt, wagte darum nicht zu stürmen. Er griff vielmehr zu dem jämmerlichen Mittel, durch glühende Kugeln das Städtlein in Brand zu schießen; allein auch die Löschordnung ward musterhaft gehandhabt, und als am 26. die Annäherung Eugen's kundbar worden, hob Tallard die Belagerung eiligst auf, fürder gen Augsburg zu ziehen, wo er in den ersten Tagen des August eintraf.

Gewaltige Truppenmassen, drei Armeen auf jeder Seite, bewegten sich jetzt auf verhältnißmäßig engem Raum, und entscheidende Begebenheiten waren darum täglich zu gewärtigen. Übrigens standen die Alliirten sehr günstig; innerhalb acht Tagen konnten sie Truppen vom Rhein an die Donau ziehen, und umgekehrt, während die Verbindung der feindlichen Heeresabtheilungen auf weiten Umwegen geschehen mußte.

Am 8. August trennte sich der Markgraf mit seiner Infanterie, dem Geschütz und einem kleinen Theil der Reiterei von den Alliirten, Regensburg zu besetzen, und die Belagerung von Ingolstadt zu unternehmen; den Haupttheil der Reiterei aber ließ er, unter dem Erbprinzen von Würtemberg, bei Marlborough, der sich bald darauf, unfern Donauwörth, mit Eugen vereinigte.

Die französisch-baierische Armee hatte unterdessen die Gegend von Augsburg verlassen und sich bei Blindheim und Lutzingen an der Donau gesetzt. Dies führte denn am 13. August die weltbekannte Schlacht von Blindheim

oder Höchstett herbei, eine der bedeutendsten Kriegshandlungen der neueren Zeit, in welcher, nach großem Verlust auf beiden Seiten, die Feinde eine vollständige Niederlage erlitten, und der Marschall Tallard mit dem ganzen, der Vernichtung entgangenen Rest seines Korps in Gefangenschaft fiel.

Einer ziemlich verbreiteten Ansicht nach war die Abwesenheit des Markgrafen von der Schlacht absichtlich durch Marlborough herbeigeführt worden, dessen maaßlose Ehrsucht durch den Tag des 2. Juli schwer verwundet gewesen. Er habe, sagt man, eine Vorliebe Ludwig's für den Belagerungskrieg benützt, um diesen gefürchteten Mitbewerber des zu hoffenden Ruhmes, durch den Anschlag auf Ingolstadt, fern zu halten. Wenn diese Ansicht, in Bezug auf Marlborough's persönlichen Karakter, wohl begründet seyn konnte, ist sie doch ganz unzulässig, wegen der nothwendigen Theilnahme des Prinzen Eugen an einem solchen Komplott, denn einen milderen Ausdruck könnte man hier kaum brauchen. Daß die beiden Generäle sich in eine Hauptschlacht einließen, ohne das Korps des Markgrafen, war allerdings ein starkes Wagniß, und ein unglücklicher Ausgang hätte ihnen schwere Verantwortung bereiten müssen. Marlborough und Eugen zusammen waren den Franzosen und Baiern nicht überlegen, ja an Infanterie bedeutend schwächer, auch der Boden des Schlachtfeldes bot ihnen keinerlei Vortheile. Es müssen darum nur augenblicklich günstige Umstände sie zum raschen Handeln bestimmt haben. Auch ist bekannt, daß der Gewinn des Kampfes in gleichem Maaß den trefflichen Anstalten beider Feldherren zu verdanken war, als den Fehlern der französischen Marschälle, namentlich Tallards*), der sich sogar erlaubte, den Befehlen des Kurfürsten gerade zu keine Folge zu geben. Welche Anstrengungen der Sieg gekostet, beweist die Dauer der Schlacht von früh Morgens bis zur Nacht, und der schwere Verlust der Alliirten an Todten und Verwundeten (16000 Mann), welcher fast dreimal stärker gewesen, als auf feindlicher Seite. Nur die Kapitulation des Tallard'schen Korps gab, in dieser Beziehung, wieder den Ausschlag zu Gunsten der Alliirten.

Die Erschöpfung der alliirten Armee mußte auch Ursache seyn, warum man die geschlagenen Feinde fast nicht verfolgte. Am Abend nach der Schlacht hatte der Kurfürst sich auf Lauingen zurückgezogen, hierauf nach Ulm, wo er die Seinigen, so viel als thunlich, wieder gesammelt, und war dann, aufgenommen durch das Korps von Villeroi, welches die Kniszthalpässe besetzt hielt, nach Straßburg marschirt, dem vaterländischen Boden Lebewohl sagend. In noch guter Fassung waren die Baiern hier angekommen, die Franzosen jedoch völlig aufgelöst, selbst die Offiziere waren unterwegs von ihrem Korps entlaufen. — So beharrlich hatte Max Emmanuel zur Partheie Ludwigs XIV gehalten! noch bei Augsburg hatte man gehofft, ihn durch Versprechungen

*) Sein Schicksal war Marcin, zwei Jahre später, vor Turin vorbehalten.

auf kaiſerliche Seite zu ziehen. Doch auch jetzt, vom Heimathland getrennt, war er keineswegs geſinnt, den Degen aus der Fauſt zu legen: nach wenigen Tagen der Ruhe rückte er mit ſeiner Armee nach Flandern, wo er als Generalvikar beſchligte.

Die drei alliirten Armeeen unter Eugen, Marlborough und Louis, nachdem ſie Thüngen zur Belagerung von Ulm zurückgelaſſen, waren unterdeſſen durch das Würtembergiſche an den Rhein gerückt, und hatten ſich an der Speierbach feſtgeſetzt; ihre Abſicht war den Feldzug mit der Einnahme von Landau zu beſchließen, und ſich zugleich noch an der Moſel und der Saar auszudehnen.

Der Marſchall Villeroi hatte eine Armee von 85 Bataillonen und 113 Schwadronen geſammelt, machte Miene Landau decken zu wollen, und hatte ſich zu dem Ende hinter der Queich aufgeſtellt, den rechten Flügel an Germersheim. Die Alliirten beſchloſſen ihn hier am 9. September anzugreifen. Doch den Franzoſen war es nicht mehr um eine Schlacht zu thun; als die alliirte Armee mit Tagesanbruch ihre Kampfordnung entwickelte, waren die Feinde bereits ſeit vier Stunden in voller Retirade. Sie ſetzten ſich hinter der Lauter feſt, und als man ihnen auch hier zu Leibe gieng, hinter der Moder, und dann hinter der Zorn, drei Stunden von Straßburg. Marlborough blieb zuerſt an der Lauter zur Beobachtung der Franzoſen ſtehen, während der Markgraf die Belagerung von Landau unternahm. Selten hat eine Kriegsoperation die allgemeine Theilnahme ſo ſehr in Anſpruch genommen, als dieſe dritte Belagerung deſſelben Platzes binnen zwei Jahren: ganz Europa ſchaute darauf. Der römiſche König fand ſich gleichfalls wieder bei der Armee ein, die Ehre der Eroberung mit hinzunehmen. Unter einem tapfern Kommandanten, dem General Laubanie, wehrten die Franzoſen ſich brav und wußten den Platz bis zum 24. November zu halten, wo die Übergabe ſtatt fand.

In den Winterquatieren, auf dem Schauplatz der letzten Operationen, fanden die ermüdeten Truppen endlich eine ſo nöthige Ruhe. Eine prachtvolle Medaille ſollte dem Heerführer die Dankbarkeit der Reichsſtände ausſprechen; unter den Bildniſſen der drei Feldherren, Ludwig in der Mitte, rechts Eugen, links Marlborough, ſteht die Widmung: His tutelaribus Franconia servata, Suevia liberata (durch dieſe Beſchützer ward Franken gerettet, Schwaben befreit).

* *
*

Ganz in gewohnter Weiſe handelte man fernerhin in Deutſchland: die großen Erfolge von 1704 waren hier Anlaß genug, in kommenden Jahr wenig zu thun, und im darauf folgenden gar nichts. Markgraf Ludwig mußte anſehen, wie, bei mangelnden Kriegsmitteln, das ſo blutig Gewonnene nach

einander wieder verloren gieng. Vergeblich waren seine Warnungen, vergeblich sein Protestiren. Er legte den Oberbefehl zum zweitenmal nieder; zum zweitenmal beschwor man ihn, die Armee nicht zu verlassen; zum zweitenmal gab er nach, um wieder zu erleben, was er sich vorhersagen konnte, daß man doch nicht Wort halten werde. Zu allem dem sah Ludwig sich noch, wie früher den verdeckten, so jetzt den offenen Anfeindungen Marlborough's ausgesetzt, und zwar bis zu dem Grade, daß er sich gemüßigt erachtete, an den Reichstag, an die Generalstaaten, an den englischen Hof Rechtfertigungsschriften zu senden. — An dem Heilquell zu Schlangenbad suchte er, wie früher, wieder Linderung der körperlichen Leiden; aber der Lebensquell war ihm versiegt, der 4. Jänner 1707 sein Todestag. Er starb, so zu sagen, mit dem Degen in der Faust, nachdem er zweiunddreißig Lebensjahre von den zweiundfünfzig, welche die Vorsehung ihm zugezählt, dem Kampf wider die Reichsfeinde, Türken und Franzosen, gewidmet hatte.

Stand Prinz Eugen vielleicht höher in der Gunst der Soldaten wie Markgraf Ludwig, dem sie als Führer unbedingt vertrauten, aber als Befehlshaber fürchteten, weil er Unordnung und Zuchtlosigkeit verfolgte, wie seinen Feind; bei dem Volke war nie ein deutscher Feldherr beliebter. Er verdankte das keineswegs sogenannten herablassenden Manieren, denn bei ihm herrschte überall vornehme fürstliche Haltung. Die Popularität Ludwig's gründete sich auf seine großen Talente, das Gerade, Mannhafte seines Charakters und seine rein vaterländischen Gesinnungen.

Nach dem Markgrafen von Baden kommandirte der Markgraf von Baireuth die Reichsarmee, und bereits im Monat Mai waren die bis dahin unüberwindlichen Linien von Stollhofen durchbrochen. „Es war leicht," sagte Villars, als er der Markgräfin zu Rastatt seine Aufwartung machte, „denn der Markgraf lebte nicht mehr." Die Soldaten aber sagten: hätte man den Sarg unseres Feldherrn auf die Brustwehr gestellt, die Franzosen wären nicht hinüber gekommen.

Nur die gewaltigen Bewegungen der französischen Revolution vermochten das lebendige Andenken des Fürsten bei dem Volk zu trüben. Mir selbst, und gewiß noch vielen von uns, ist von den Großältern die Überlieferung geworden, daß, als in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die Franzosen abermals über den Rhein brachen, und Prinz Eugen noch, im hohen Alter, die Reichsarmee befehligte, die Landleute wieder sagten: hätte man den Hut des Prinzen Louis an einer Stange am Rhein aufgesteckt, die Franzosen wären nicht herüber gekommen.

Allgemein Militärisches

aus dem vorhergehenden Zeitraum.

Mit keinem andern Momente steht das Wesen eines Heeres in so inniger Beziehung als mit der Art seiner Ergänzung oder Rekrutirung. — Immerhin üblich blieb zwar das Aufgebot der Landwehr, des Landsturmes, oder der Milizen, wie man es jetzt nannte. Doch das stehende Heer rekrutirte sich fast ausschließlich durch Werbung. Dies Geschäft ward aber bereits so schamlos betrieben, mit solcher Mißachtung aller Natur- und Menschenrechte, daß Markgraf Ludwig schen im Jahr 1695, durch ein, aus Ulm datirtes „Werbpatent" dagegen einschreiten mußte. Weil der lange Krieg die junge waffenlustige Mannschaft selten gemacht, brauchten die Werber alle Mittel, ja Gewalt, Leute in die Werbrolle zu bringen, und es war ihnen gleichzeitig, ob sie einen ledigen Mann alten Eltern, oder einen verheiratheten dem Weib und den Kindern entrissen: dem schoben sie beim Trunk heimlich Geld in die Tasche und gaben hernach vor, er habe Handgeld genommen, jenem redeten sie zu, einen neumodischen Soldatenhut aufzuprobiren; einem dritten, auf des Werboffiziers Gesundheit zu trinken. Jede solche Handlung machte zum Dienst verbindlich, und wer sich nicht gut-

willig fügen wollte, wurde halbtodt geprügelt. Oft verübten sie auf den Feldern und im Walde offenen Menschenraub. So weit war es mit den öffentlichen Zuständen gekommen, daß die Staatsbeamten, welche doch nach und nach alle Gewalt über Einzelne, wie über Korporationen und Gemeinden sich beigelegt hatten, unfähig waren, die Unterthanen nur gegen hergelaufene Werber zu schützen.

Auf die Weise wie der Soldat geworben, ward er auch behandelt. In einer Notiz aus den letzten achtziger Jahren über den Feldmarschall Thüngen heißt es: „Er besaß viel Klugheit und Tapferkeit, und hat nie eine Gefahr gescheut. Uebrigens war er ein sehr strenger General; wann er sagte „so wahr ich Hans Karl heiße«, so mußte die Sache gleich vollzogen werden, und wenn der Soldat auch nur eine Kleinigkeit begangen hatte, und er sagte: „Kerl, du sollst hängen, so wahr ich Hans Karl heiße", so mußte es geschehen. „Dies heißt wohl mit Recht das Bestrafen übertreiben", fügt der Erzähler naiv hinzu.

Aussichten zum Vorrücken in höhere Grade hatte der gemeine Mann nur wenig, doch immer noch mehr als in der späteren Periode des siebenjährigen Krieges.

Die Bewaffnung anlangend, so war bei der Infanterie bereits allgemein die Flinte, das Füsil, in Gebrauch d. i. ein Schießgewehr mit Steinschloß. Doch sollte der Soldat noch ein Musketenschloß (Luntenschloß) „für gewisse Fälle" bei sich führen. — Auch das Bajonet ist jetzt überall eingeführt, doch wollte sein Gebrauch dem deutschen Wesen nicht zusagen. Aus den Berichten der Friedlinger Schlacht hat man ersehen, daß das Fußvolk, als es sich verschossen hatte, trotz dem Bajonet mit der Seitenwehr dem Feinde zu Leibe ging. Die Offiziere und Unteroffiziere allein trugen noch Spieße (Partisanen); erstere mit der rechten, letztere mit der linken Hand. Zur Seitenwehr sollten gute Stoßdegen dienen.

Auch Patrontaschen sind schon eingeführt. Häufig hingen aber die Patronen, wie Franzen, am Bandelier. Die Patrone selbst enthielt nur die Pulverladung, das Zündkraut wurde im Pulverhorn verwahrt, die Kugel im Mund; das Papier zum Propfen (die Probe) stack auf dem Hut.

Aus gewählten Leuten bestand die Mannschaft der Grenadiere. Sie waren vorzüglich zum Angriff von Verschanzungen bestimmt, um dabei Handgranaten (faustgroße, etwa 3 Pfund schwere Hohlkugeln) auf den Feind zu schleudern. Das übrige Fußvolk hieß immer noch Musketiere. Als das Wort Füsiliere aufkam, bezeichnete man die Schützen damit.

Die Reiterei trug Flinten wie die Infanterie. Doch hat Markgraf Ludwig immer darauf gedrungen, daß die Reiter vorzugsweise mit dem Pallasch angreifen sollen. Unter Reiter verstand man übrigens stets einen Kürassier. Die Dragoner, diese eigenthümliche Waffengattung jener Zeit,

waren eine berittene Infanterie, sie mußten zu Pferd und zu Fuß fechten, und das Exercitium der Infanterie, wie der Kavallerie eingeübt haben.*)

Den leichten Reiterdienst versahen beim Reichsheer fast immer ungarische Husaren, ein Korps, das bald von allen kriegführenden Mächten nachgebildet worden.

Die taktische Einheit in der Schlachtordnung ist das Bataillon, von 400—600 Mann, und die Schwadron von 100—160 Pferden.

Das Fußvolk steht in vier Gliedern. Was jetzt Rotte ist, hieß damals Reihe, daher noch der Ausdruck „in Reih' und Glied."

Das Bataillon war meistens in zwei Pelotone getheilt, und eine Reserve oder Fahnenbedeckung.

Man hatte Gliederfeuer und Pelotonfeuer. Das hinterste Glied feuerte zuerst, während die drei vorderen auf die Knie fielen, dann das dritte Glied und so fort. Beim Pelotonfeuer rückte das Peloton etwa fünf Schritte vor, dann warf das erste Glied sich völlig auf die Kniee, das zweite halb, das dritte stand gebückt, das vierte ganz aufrecht, alle gaben zugleich Feuer.

Die Reiterei stand in zwei Gliedern. Beim Feuer rückte das Hinterglied hervor, daß die Pferdsköpfe noch zwischen die Vorderpferde kamen.

Noch während der Türkenkriege war die Schlachtordnung unveränderlich auf das Prinzip gegründet, daß alle Waffengattungen sich unmittelbar Unterstützung bieten sollten; daher man Reiterei, Fußvolk und Geschütz gleichförmig in kleineren Abtheilungen nebeneinander stellte. Es ist schon bemerkt worden, daß wiederum Markgraf Ludwig zuerst hievon abgewichen, indem er die drei Waffen nach großen Massen schaarte.

Zum Plänkeln wurden aus den Bataillonen einzelne verläßliche Leute gezogen.

Die staffelförmige Aufstellung der Reiterschwadronen zum Angriff hat sich gleichfalls in dieser Periode ausgebildet. In verschiedenen Instruktionen sind vom Markgraf Ludwig Anweisungen hiezu ertheilt worden.

Die Reserve war lediglich in Bereitschaft für unvorherzusehende Fälle, zur Verstärkung einzelner Punkte, keineswegs aber, wie in neuer Zeit, das Korps, dem der Entscheidungskampf vorbehalten.

In taktischer Beziehung machen sich, bei der Kriegführung im Großen, zwei fast auseinanderlaufende Richtungen bemerklich. Auf der einen Seite ent-

*) Merkwürdig ist auch der Ausdruck Dragoner. In einer älteren französischen Encyklopädie heißt es, das Wort stamme aus dem Deutschen und bedeute so viel als getragene Infanterie. Uebrigens heißen, wie bekannt, die Achselklappen an unseren Uniformen noch Dragoner, und Dragoner nannte man auch die Steine, welche aus den großen Mörsern geworfen wurden.

wickelt sich die große Beweglichkeit der Heere und die Kunst des Manövrirens. Daß die Deutschen hierin den Franzosen überlegen waren, erhellt schon aus dem Verlauf der Schlacht bei Friedlingen; bei Höchstett zeigte sich's noch auffallender.

Anderer Seits gewinnt die Lagerungs- und Verschanzungskunst auch im Feldkrieg immer größere Bedeutung, und überall als Meister darin zeigte sich Markgraf Ludwig. Die Anwendung ausgedehnter Schanzenlinien im Feldkriege bezeichnet vorzüglich diese Zeit. Uebrigens haben die Türken das Verschanzen am weitesten getrieben, ja, sie haben hierin eine wahre Maulwurfsnatur beurkundet. Blieb einem ihrer Heerhaufen auch nur eine halbe Stunde Muße, so waren sie schnell mit allen ihren Linien bis auf Brusthöhe eingegraben.

Auch der eigentliche Vestungskrieg erreicht rasch seine völlige Ausbildung, und selbst die neuesten Kriege haben in dieser Beziehung nichts zu verbessern oder nur zu ändern gewußt, wenn man eine ausgedehntere Anwendung der Wurfgeschütze nicht etwa hieher rechnen will. Auch die drei größten Namen der Ingenieurkunst gehören dieser Zeit an: der deutsche Rimpler, der Franzose Vauban, der Niederländer Coehorn.

In dem Thal des Rheines, in dessen Seitenthälern vom Neckar, Main, der Mosel wälzte der Kriegssturm sich zur Zeit der Orleans'schen Kriege. In dem spanischen Successionskriege aber, wo nicht sowohl das deutsche Reich, als Östreich die kriegführende Hauptmacht gewesen, waren das Rhein- und Donauthal der Kriegsschauplatz.

Welche Bedeutung hiebei den Stollhofer Linien zugekommen, ist schon aus unserer kurzen Erzählung hervorleuchtend. Das neu befestigte Rastatt mag vielleicht von der Zukunft bestimmt seyn, einen Theil ihrer Rolle zu übernehmen. Man vergesse übrigens nicht, daß am Oberrhein noch Mannheim, Philippsburg, Kehl, Freiburg, Breisach deutsche Vestungen waren.

Als die Kriegsscene sich im Donauthal bewegte, trat die Schwarzwaldlinie in ihre volle Geltung. Villingen und Ulm waren hier die Angelpunkte. Fortwährend aber beklagte der Markgraf das Nichtvorhandenseyn eines festen Platzes am Bodensee zum Schluß der linken Flanke jener Linie, von welcher Heilbronn als der äußerste Punkt rechts betrachtet werden konnte.

Exerzitium im siebenzehnten Jahrhundert.

Ein Kriegsbuch, gedruckt in Brüssel, im Anfang des obengenannten Jahrhunderts noch vor dem dreißigjährigen Krieg, enthält Vorschriften und Regeln, wie sie sich in dem spanisch-niederländischen Krieg ausgebildet haben. Man wird wohl erwarten, daß diese Regeln noch ganz einfach gewesen seyen. In der That besteht dort die „Soldatenschule“ des Arkebusiers und des Musketiers aus zwei Momenten.

1. Der Arkebusier in Postur (mit der Büchse auf der Schulter).
2. Der Arkebusier im Anschlag.
3. Der Musketier in Postur.
4. Der Musketier im Anschlag (die Muskete auf dem Gabelstock aufgelegt.)

Für den Pikenier sind acht Handgriffe vorgeschrieben. Die Pike bei Fuß; — geschultert; — wagrecht auf der Achsel; — schräg auf der Achsel; — die Pike gefällt, (den Schaft wagrecht, die rechte Hand am Ort [Ende], die Fäuste in der Höhe der Schulter, den rechten Fuß zurück, die Schwere des Leibes auf dem linken Bein); — die Pike schleifend; — die Pike gegen Reiterei (schräg aufwärts, wider den rechten Fuß gestämmt); — die Picke rückwärts gefällt.

Die Evolutionen bestanden in Front- und Flankenmärschen, Schwenkungen, verschiedenen Arten des Verdoppelns der Glieder, endlich verschiedenen Arten des Kontremarsches, jener uralten Evolution, welche bereits die macedonischen Feldherren so sehr beschäftigte.

Während des dreißigjährigen Krieges kamen die Exerziermeister auf, man nannte sie Drillmeister. Ihre Bemühungen, die Kunst zu vervollkommnen, waren so fruchtbar, daß am Ende des Krieges zum ordnungsmäßigen Laden und Abfeuern der Muskete bereits mehr als hundert Handgriffe gehörten. Wem das etwas viel dünken sollte, bedenke, daß die alte „Charchirung in zwölf Tempo“ nach dem französischen Reglement doch eigentlich 30 Handgriffe erforderte.

Mit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts sind die Piken aus dem Heere verschwunden, und der Ausdruck „von der Pike auf dienen“, (von der Pike zur Partisane u. s. w. übergehen) hatte jetzt nur noch eine sinnbildliche Bedeutung.

Wie das Exerzitium sich bis zum spanischen Erbfolgekrieg, und während desselben ausgebildet, ersieht man aus dem Reglement, welches im Jahr 1702 auf Befehl des Markgrafen Friedrich Magnus von Baden zu Durlach im Druck herausgegeben worden. Dieses interessante Aktenstück hat folgende Abtheilungen.

1. Formation des Fußvolkes. „Eine **Kompagnie** oder vielmehr **Bataillon** soll bestehen in: 1 Hauptmann, 1 **Capitaine-Lieutenant**, 3 **Lieutenants**, 1 Fähndrich, 3 Feldwaibel, 1 Führer, 1 **Fourier**, 1 Feldscherer, 2 **Fourier-schützen**, 2 Zimmerleute, 6 **Tambours**, 12 **Corporals**, 12 Gefreiten und 384 Gemeinen. Zusammen 430 Köpfe."

2. Von der Lagerung. Da in jener ganzen Zeit äußere Förmlichkeiten eine so große Rolle spielen, darf man wohl erwarten, daß das militärische Wesen davon nicht frei geblieben sey. Dies gilt namentlich von den Vorschriften beim Ein- und Ausmarsch aus dem Lager, bei dem Aufziehen der Wachen, bei dem täglichen Gebet. Von Ehrenbezeugungen schreibt das Reglement unter anderm vor: „In währendem **Marche**, so der **commandirende General** oder Herr vor den **Trouppen** sollte vorbei reiten, ist man **obligiret**, daß die **Officiers** abbitzen, das Gewehr (die Partisanen) nehmen, die Fahnen fliegen lassen, das Gewehr schultern, und die **Tambours** den **Marche** schlagen sollen, welches zwar der **General** oder Herr selbst des Tags nicht mehr als einmal **praetendiren** wird."

3. Formation der Kavallerie und der Dragoner. Eine Schwadron oder **Kompagnie** besteht in: 1 Hauptmann oder Rittmeister, 1 **Lieutenant**, 1 **Cornet** oder Fähndrich, 1 Wachtmeister, 1 Quartiermeister, 4 **Corporals**, 1 Feldscherer, 1 Schmid, 1 Sättler, 2 **Tambours** oder Trompeter, 106 Gemeine. In Summa 120 Köpfen.

4. Von dem Gewehr.

5. Funktionen der **Officiers**. Von dem **Capitain** heißt es: „wann er unterwegs das **Compliment** machen will, so läßet er die Spitzen (der Partisane) etwas gegen die Erden sinken, und verrichtet dasselbe mit dem Hut in der Hand und etwas gebrochenem Leib; wann aber die **Generalität** vorbey passirt, machet er dies **Compliment** dreimal."

6. Exerzitium mit der Flinten und Bajonette sammt den Evolutionen.

Als historisch merkwürdig wird immerhin das Exerzitium der Grenadiere und der Dragoner, dieser jetzt entschwundenen Waffengattungen, im wesentlichsten hier einen Platz verdienen.

Exerzitium der Grenadiere.

Weilen die **Grenadiers** allezeit das Gewehr auf dem linken Arm tragen, als wird **commandiret**.

1. Hoch die Flint.
2. Schultern die Flint.
3. Hoch die Flint.
4. Die linke Hand an die Flint.
5. Spannt den Hanen.
6. Schlagt an.
7. Gebt feur.
8. Sezt ab.
9. Faßt den Flinten-Riemen.
10. Schwingt die **Flint** auf die Schulter.
11. Faßt die Grenade.
12. Oeffnet die Brand-Röhr.
13. Bedeckt sie mit dem Daumen.
14. Faßt den Lunten.
15. Blaßt ihn ab.
16. Zündt und werfft die **Grenade**.
17. Faßt den Flinten-Riemen.

18. Hoch die Flint.
19. Schwingt die Flint an die lincke Seite.
20. Zieht aus das Bajonet.
21. Schließt das Bajonet an den Lauff.
22. Praesentirt das Bajonet.
23. Vorwärts fällt das Bajonet.
24. Halbrechts 4 mal.
25. Rechts umbkehrt euch.
26. Lincks herstellt euch.
27. Halb lincks 4 mal.
28. Lincks umbkehrt euch.
29. Rechts herstellt euch.
30. Schwingt die Flint an die lincke Seite.
31. Zieht aus das Bajonet.
32. Bringt das Bajonet an seinen Ortd.
33. Herstellt den Hanen.
34. Butzt die Pfann aus.
35. Faßt das Pulfer-horn.
36. Zünd-Pulfer auff die Pfann.
37. Schließt die Pfann.
38. Schwingt die Flint zur Ladung.
39. Faßt die Patron.
40. Oeffnet die Patron.
41. Die Patron in den Lauff. *)
42. Den Ladstock heraus.
43. Hoch den Ladstock.
44. Verkürzt ihn auff der Brust.
45. Bringt ihn in den Lauff.
46. Setzt ihn an die Ladung.
47. Den Ladstock heraus.
48. Hoch den Ladstock.
49. Verkürzt ihn an der Brust.
50. Bringt ihn an seinen ort.
51. Die rechte Hand unter den Hanen.
52. Hoch die Flint.
53. Schultert die Flint.
54. Presentirt die Flint.
55. Flint vor den Fuß.
56. Niedersetzt die Flint.
57. Erhebt die Flint.
58. Praesentirt die Flint.
59. Flint auff die Schulter.

Gebt achtung in 3 Commandements euch fertig zu dem Schuß zumachen.

1. Macht euch fertig.

Alsdann machen sich die Grenadiers fertig zum anschlagen.

2. Schlagt an.
3. Gebt feur.

Gebt achtung euch fertig zur Grenade zu machen.

1. Macht euch fertig.

Alsdann machen sie sich fertig zur Ablaßung der Lunten.

2. Blaßt den Lunten ab.
3. Zündet und werfft die Grenade.

Gebt achtung euch zum Bajonet fertig zumachen.

4. Macht euch fertig.

Alsdann machen sie sich fertig, bis auff das fällen.

2. Vorwärts fällt das Bajonet.
3. Stoßt aus.

Dann machen sie sich wieder fertig zum Schuß und bringen das Gewehr auff die Schulter, worauf die Evolutions Pouplierung der Reihen und Glieder folgen.

Dragoner-Exerzitium um Abzusitzen.

1. Laßt euer gewehr sinken.
2. Mit der linken Hand ergreifft die Mähnen.
3. Mit dem rechten Fuß aus dem Steig-Bügel.
4. Herunder von der Märr.
5. Rechts und links kuppelt die Pferd.
6. Ergreifft euer gewehr und stellt euch vor die Pferd.
7. Mit halben gliedern rechts und links marchirt heraus und formiert euer Pattaillon.
8. Halt.
9. Gewehr hoch.
10. Gewehr auff die Schulter.
11. Tragt euer gewehr wol.
12. Richt euer Reyhen und glider.
13. Observirt euer Distanz.

*) Bey dem Exercitium der Musketierre steht hierzwischen: Kugel aus dem Mund — Papier vom Hut.

14. Laßt euer gewehr sinken.
15. Bringt die rechte Hand an das gewehr.
16. Hoch das Gewehr.
17. Bringt die linke Hand an das Gewehr.
18. Mit dem rechten Daumen auf den Hanen.
19. Zieht den Hanen zurück.
20. Schlagt an.
21. Gebt feur.
22. Setzt ab.
23. Mit dem rechten Daumen auf den Hanen.
24. Setzt den Hamen in die Ruhe.
25. Blaßt ab in die Pfann.
26. Schwengt euer Gewehr zur Ladung.
27. Ergreifft euer Patron.
28. Oeffnet sie mit den zähnen.
29. Bringt sie in den Lauff.
30. Kugel aus dem Mund.
31. Prob vom Hut.
32. In 3 zügen den Ladstock heraus.
33. Hoch den Ladstock.
34. Verkürzt ihn an der Brust.
35. Den Ladstock in den Lauff.
36. Stoßt die Ladung.
37. In 3 zügen den Ladstock heraus.
38. Hoch den Ladstock.
39. Verkürzt ihn an der Brust.
40. Bringt ihn an seinen ort.
41. Ergreifft euer Pajonet.
42. Hoch das Pajonet.
43. Schraubt euer Pajonet.
44. Ergreifft euer Gewehr mit der rechten Hand hinter dem Han.
45. Das Gewehr hoch.
46. Vorwärts fällt euer Pajonet, stoßt aus.
47. Halbrechts 4 mal.
48. Rechts um kehrt euch.
49. Links herstellt euch.
50. Halb links 4 mal.
51. Links umkehrt euch.
52. Rechts herstellt euch.
53. Hoch euer Gewehr.
54. Bringt euer Gewehr an die Seite des Degens.
55. Faßt das Pajonet.
56. Hoch das Pajonet.
57. Bringt das Pajonet an seinen Ort.
58. Mit der rechten Hand ergreifft euer Gewehr.
59. Hoch euer Gewehr.
60. Ruhet auf eurem Gewehr.
61. Niederlegt euer Gewehr.
62. Nehmt euer Gewehr auff.
63. Hoch euer Gewehr.
64. Schultert euer Gewehr.

Die siebente Abtheilung des Reglements handelt vom Exerzitium der Reiterei. Die achte von dem Karree (um das gebildete Karree sollen immer noch spanische Reiter gestellt werden).

Die neunte Abtheilung betrifft das Feuern (Peloton- und Gliederfeuer).

Die

Revolutionskriege.

(1792 — 1801.)

Und das Band der Länder iſt gehoben,
Und die alten Formen ſtürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Atlantt und der alte Rhein

Umgelaufen war bald wieder der Zeiger an dem Zifferblatt der Jahrhunderte; die letzten achtziger Jahre gingen zu Ende. — Fast so geräuschlos wie der Gang der Zeit selbst, war der Gang der Begebenheiten in dem größten Theil unseres Vaterlandes.

Die Kriege um den Besitz Schlesiens in der Mitte des Jahrhunderts, welche den wankenden Bau des Reiches vollends aus den Fugen getrieben, hatten die Gegenden des rheinischen und des schwäbischen Kreises nur mittelbar berührt. Des großen Preußenkönigs Schlachten waren in andern Gauen des Vaterlandes durchgefochten worden. — Politische Ruhe ja politischer Schlaf, geistige Fühllosigkeit, hatte sich auf Deutschland gesenkt, und höchstens wie im Traum ward es bewegt, wenn über den Ocean herüber die Kunde kam von den wundersamen Kämpfen der Kolonie im fernen Westen gegen das geld- und gewaltsüchtige Mutterland. Ja, man hatte kaum den Schrei vernommen, welcher gellend durch die Nacht tönte, als an der Ostgränze ein tapferes, selbstständiges Volk durch verbündete unselige Vergrößerungssucht den

ersten blutigen Herzstoß empfing. — Jenseits der Vogesen war die moderne vornehme Staatsklugheit, und das Land mit ihr, bereits bankerott geworden; man hatte die **Notablen**, gewissermaßen die ständischen Ausschüsse, nach Versailles beschieden, das leck Staatsschiff flott zu erhalten.

Dies waren die Vorzeichen, ja der Anfang des erschütternden Sturmes; aber gewiß nur wenige sachenprobte Steuerer auf dem Meere des Lebens vermochten seinen Losbruch und seine Gewalt voraus zu verkünden.

Trat man damals am Oberrhein in ein Städtlein (Städte, großstädtisches Wesen fand man wenig in diesen Gegenden), so gab schon das Äußere ein verkleinertes Bild von den Zuständen des Reiches: überall die Zeugen des Herabkommens, Zurückgehens; die Wohnhäuser meist verwahrlost, fast jeglichen Zierrathes ermangelnd; in den Seitengassen Überfluß an Schmutz; auf den Plätzen oft große, einst stattliche Gebäude, Schlösser, Stifter, mit zerfallenem Dach, mit Gras an den Fensterbänken und unter der Thorfahrt.

Wir müssen eintreten in diese Wohnungen, zu diesen Familien, welche des Kampfes und der Waffen fast entwöhnt, doch bestimmt waren, ihre Söhne und Enkel dem Eisen und Blei und allen Gefährlichkeiten des Krieges zum Opfer zu bringen, so daß nach kaum einer Generation es bereits selten war, einen jungen Mann mit geraden Gliedern zu treffen, der nicht Soldat gewesen.

Vom handwerkenden und ackerbauenden Bürger ist hier zunächst die Rede; auf ihn vor Allem fiel die Last der Steuern und des Soldatenlieferns. Am Ordnen und Verwalten der öffentlichen, wie Gemeinde-Angelegenheiten fast unbetheiligt, und gewöhnt alles dies durch die „Obrigkeit" besorgt zu sehen, lebte jene Klasse der Einwohner, wenn man will, ein ruhiges Leben. Denn um seine Existenz, wie es jetzt genannt wird, war nicht leicht Einer bekümmert; Wenigen nur mochte die leidige Konkurrenz den Schlaf verscheuchen. Ohne viel Kopfzerbrechen trieb der Enkel sein Wesen, wie der Großvater es getrieben. Geistige Erregung war nicht beliebt, selbst Lesen und Schreiben für Manchen ein Luxus. Bei wenig Bedürfnissen, geringen Tugenden, traf man im Allgemeinen auch nur kleine Laster und wenig Ansprüche. Sogar der Bettel war bei Ehren; denn zuversichtlich heischte der wandernde Geselle an den Hausthüren den Zehrpfennig und der reisende Student sein Viatikum.

Dies ungefähr mag die gute Seite „der guten alten Zeit" gewesen seyn, denn alle andern gesellschaftlichen Verhältnisse waren verderbt durch den eigenthümlichen, soldatischen Ton und Zuschnitt, der überall an den Höfen sich gebildet hatte und der nun, fortgebildet durch das Beamtenthum, durchgängig herrschend geworden. Dahin gehörte zunächst der **blinde** Gehorsam, den jetzt jeder Vogt von seinen „Untergebenen", das heißt von der großen Masse der Einwohner, so gut verlangte, wie der Offizier vom gemeinen Soldaten, und der beiden auch gleich willig geleistet ward. Wie es aber der Fluch ist aller Unfreiheit, daß sie jeden Knecht selbstischer Obergewalt gleich wieder zum

Tyrannen macht, wo er einen noch geringeren Knecht unter sich hat, so sah man dieses befehlshaberische Wesen selbst in den Beziehungen zwischen Vater und Sohn, — Zopf und Stock herrschten bis ins Heiligthum der Familienerziehung. Handgreifliche Argumente bildeten stets den letzten Überzeugungsgrund, und daß kein Stand hierin eine Ausnahme gemacht, lehren die bekannten Verhältnisse Friedrichs II von Preußen zu seinem Vater.

Daß die erwachsenen Söhne der Bürger, ja die Töchter, zur Strafe für gewöhnliche Polizeivergehen an den Marktagen auf offenem Platz durch den Büttel gezüchtigt wurden, dies hat an einzelnen Orten sogar die Revolutionszeit und die Befreiungskriege überlebt.

So jeglichen Selbstgefühles entwöhnt, wußte der gemeine Mann sich gegen Obere kaum anders, als unterwürfig zu erweisen; dies zeigte schon das äußere Benehmen. — Ging irgend Einer aus den bevorzugten Klassen, namentlich ein Beamter, selbst niedersten Ranges, wie immer mit gepudertem Haupt und bedächtigem Schritt über die Gassen, konnte man die Erwachsenen demüthig grüßen, die Kinder aber hinzulaufen sehen, dem „Herrn" die Hände oder das Kleid zu küssen, nicht etwa aus Pietät, sondern weil die Ältern dies für schicklich ansahen.

Wohlbekannt ist's noch, in welcher sozialen Geschiedenheit von den Bürgern diese Klasse der Herren lebte, die, aus Beamten und irgendwie angesehenen Familien bestehend, sich selbst höchst sinnreich die Honoratioren nannten.

Gar häufig ruhte das Ansehen solcher Honoratioren auf keinem andern Grund, als daß ihre Familien es verstanden hatten, bei der mangelhaften Staatsaufsicht, den Ertrag von Stiftungen oder von großen Theilen des Gemeindevermögens als eine Art Erbgut sich anzueignen; zu Ämtern und Stellen besaßen ihre Angehörigen ohnedem die Vorrechte.

Dies alles hatte dann den charakteristischen Umstand zur Folge, daß man sich unter den achtbaren Bürger- und Volksklassen äußerst hütete vor jedem Geschäfte „bei Amt", vor einer jeden Berührung mit „der Obrigkeit", wie vor dem Schlimmen, und daß es für eine Ehre galt, wenn man sein Leben lang vor keine Kanzlei zitirt worden.

Daß die Söhne gemeiner Leute, wenn sie den geistlichen Stand ergriffen, zu den höchsten Würden gelangen konnten, diese kirchliche Einrichtung hatte schon in den mittelalterlichen Zeiten dem Volke die Freiheit gerettet, als das übergewaltige Lehenswesen alles, was nicht Herr war, in Sklaven zu verwandeln drohte, und auch sie nur vermochte später die Kluft zwischen den höheren und niederen Ständen hie und da zu überbrücken. Denn selbst im Soldatenstand, wo bald hernach ein massenhaftes Emporsteigen aus der Dunkelheit zu den höchsten Graden die Welt in Erstaunen setzen sollte, auch hier war, vor der Revolution, Kommisbrot und der Stock das tägliche Traktament des gemeinen Mannes. Für ihn war jede Aussicht zum Vor-

rücken so gut wie nicht vorhanden; man betrachtete ihn lediglich als Futter für das Pulver. Daß zu den Offiziersstellen nur Adelige gelangen konnten, war so sehr Regel geworden, daß unter anderm der Fähndrich jetzt geradezu der Junker hieß. Einen bürgerlichen Generaloffizier durfte man mit Recht als „seltenen Vogel" bewundern.

Doch dürfen wir nicht verkennen, daß von einzelnen Fürsten und Regierungen Manches höchst Anerkennungswerthe gethan werden zur Verbesserung des politischen Zustandes der unteren Volksklasse theilweise durch Aufhebung der Leibeigenschaft, zur Hebung ihres Wohlstandes durch Musteranstalten und Unterstützung von Ackerbau und Gewerben. Wir Badener dürfen nur den Namen Karl Friedrich nennen und es wird Jedem wieder lebendig vor die Seele treten, was dieser Fürst, auf der Höhe seiner Zeit stehend, gearbeitet hat für seines Volkes Wohl. Leider aber waren und blieben dies vereinzelte Bestrebungen und darum ohne erhebliche Wirkung auf das ganze Volk und Reich.

Je höher man aufstieg in der Gesellschaft, um so vorherrschender zeigte sich die allgemeinige Mode neben einem ungemessenen äußerlichen Luxus. Für die Hoflager, wie klein oft ihre Bedeutung, war doch der Ton von Versailles maßgebendes Muster. Zum Anwesen eines nur etwas großen Hauses gehörten Mohren, Läufer, Vorreiter, Sänftenträger und noch ein Dutzend anderer Diener; ein Küchenpersonal von eben so vielspältiger Rangordnung; Wagen, Gespanne, Reitpferde, jährlich nach neuestem Ton und jüngsten Zuschnitt wechselnd, und so weiter und so weiter. — In Bezug auf Gesittung und Denkweise dieser höheren Klassen, spiegelt sich schon in wenigen einzelnen Zügen die ganze überfeinerte Genußsucht, die nichtige Gespreiztheit jenes Geschlechts, wenigstens in seinen äußersten Spitzen, das es bereits so weit gebracht hatte, eine ungeschminkte Haut häßlich, und eine ungezierte Haltung gemein zu finden.

Aus Hogarth's Satyren weiß man, daß damals zu den fashionablen Erfordernissen des Gesellschaftszimmers ein verhülltes Gemälde gezählt werden mußte, dessen Vorhang nur den Zweck hatte, Eintretende zum Beschauen des schlüpfrigen Gegenstandes anzuregen. Neben den Speisesaal gehörte ein Kabinet mit dem Nöthigen zum Vomiren und Klystiren, den überladenen Bauch der Tafelgenossen sogleich wieder aufnahmsfähig zu machen. Das feinere Komfort beischte ein Damenkabinet mit Schaukelbett, rosenfarben ausgeschlagen und ebenso drappirt, damit der zarte Widerschein der Bewohnerin, nach Umständen, die Bemühung des Erröthens spare. Ein Mäern der Künste zu seyn, forderte der gute Ton; Diskurse hierüber und über französische Philosophie waren gewöhnliche Gegenstände der Unterhaltung.

Doch wäre es ein bedenklicher Irrthum, wollte man in jenem Modeton eine aufrichtige Theilnahme erblicken, an dem was immer die edelsten Geister des Menschengeschlechtes erregt und begeistert hat; denn der vornehmen Gesellschaft von damals erschien jede wahre, tiefgehende Empfindung geradezu lächerlich.

Künste und Wissenschaften betrachtete man höchstens als Nahrung einer gewissen Schöngeisterei oder als linkes Abführungsmittel wider die Obstruktionen von neufränkischem Esprit und trockener Konversation. Dabei war es einst auch üblich, daß die Männer als zierliche Nebenbeschäftigung seltene Lappen zupften; ächte Moderitter pflegten sogar neue Geldbörsen zu kaufen, und des Abends mit Grazie zu zerfasern.

Einen eigenthümlichen Beitrag zur Charakteristik jener Zeit besitzen wir in dem bekannten Trauerspiele „Kabale und Liebe", denn obgleich nur Dichtung, hat es doch eine wunderbare innere Wahrheit, wie dies bei Schiller stets der Fall, so oft er von historischen Zuständen als Dichter redet.

In der Politik hatte bei den deutschen Höfen seit Ludwig XIV französische Tirlemanie nur die bisher gepflegte „spanische Praxis" verdrängt: Kabinetsjustiz und Willkürherrschaft aller Art wurden auch in Deutschland allenthalben herrschend — und um so leichter und verderblicher, als die alten Reichs- und National-Erinnerungen im deutschen Volke gänzlich erloschen waren. Landesherrlichkeit und Polizeigewalt erstickten fast alles Bewußtseyn von „Abkunft und altherkömmlichen Rechten" der Territorien und Landschaften. Hieraus war denn ein Zustand der Regierungs- und Unterthans-Verhältnisse erwachsen, welcher selbst den streng monarchischen Friedrich II endlich zu dem Ausrufe gebracht: „Ich bin es müde, über diese Sklaven zu herrschen."

Man pflegt ein großes, aber doch wohl einseitiges Gewicht zu legen auf die literarische Bewegung, und ihren Einfluß auf den Geist der Nation, in den Jahrzehnten vor der Revolution. Gewiß ist, daß in Frankreich die Ideen Montesquieu's, Rousseau's, Voltaire's und der Encyklopädisten in jenen Wirrsalen die Geister gewaltig aufeinander jagten, sey es nun, daß jene Ideen vorher schon den Weg in die große Menge gefunden und deren Begriffe umgewandelt hatten, oder, daß sie nur angesammelt um einzelne Pole, bei der Berührung der Massen, gleich dem elektrischen Stoß, mit Blitzesschnelle sich über dieselben verbreiteten.

Wenn nun gleich die deutschen Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts verschrieen sind und gewiß nicht mit Unrecht, wegen ihrer erschrecklichen Gründlichkeit (ein Zeit- und Zunftgenosse nannte sie selber „schwindsüchtene Monstra"), so fehlten doch auch Männer nicht, welche es verstanden, Dasjenige in der Wissenschaft, was geeignet ist, das öffentliche Interesse in Anspruch zu nehmen, gemeinverständlich und ansehend darzustellen. Es mag hier zunächst der Osnabrücker Justus Möser genannt werden. Als ächter Patriot, auf dem geschichtlichen Boden seines Landes fußend, ging sein unermüdlich Bemühen dahin, der deutschen Nation wieder äußere Kraft und den Nachdruck eines wohlbegründeten Selbstgefühles zu verschaffen. Sein Bestreben war, Dasjenige von den alten Reichssatzungen und Bräuchen wieder zu beleben, und in die ursprüngliche Richtung zu bringen, was nur durch die Unbilde der Zeit ver-

schoben und verderbt worden, dem aber in der Regel ein höchst praktischer, weiser Sinn unterlag. So arbeitete er für Wiederbeleben und Zurückbringen des Gewerbstandes, für Wahrhaftigkeit der ständischen Steuerbewilligung, im Gerichtswesen für Anklageprozeß und geschworene Richter.

Gleich patriotisch, aber derber und thatsächlich eingreifender, sprachen und schrieben der Schwabe Moser und der Göttinger Schlözer, wie noch andere Männer ihres Geistes und Strebens. Allein im deutschen Reich war es bereits dahin gekommen, daß das derbste Wort, der überzeugendste Beweisgrund nimmer fruchten konnte. Über öffentliches Anliegen nachzudenken, hatte das Volk zu sehr schon verlernt, zu schwer lag der Fluch auf ihm, „ein Enkel zu seyn“; Vernunft war ihm zu arg in Unsinn verkehrt worden, Wohlthat zu sehr in Plage, als daß auf dem Wege des Ermahnens, des Überlegens hätte geholfen werden können. Das wohl selbst fühlend, hatte Möser darum seine volksthümlichste Schrift „patriotische Phantasien“ genannt.

Allerdings wirksamer, weil auch dem politisch Unmündigen nahliegend, war das Aufstreben in der Poesie, und zwar im Schauspiele. Die gefeierten Männer jener Zeit, die „Helden der Literatur“, sie werden immer ein Stolz der Nation bleiben. Doch ein anderes ist der persönliche Werth des Mannes in seiner Zeit, ein anderes der bleibende Werth seines Werkes. Herder's mehr kritische als schöpferische Natur konnte nur mittelbaren Einfluß gewinnen auf das zu hebende Volksbewußtseyn. Aber Lessing's Richtung hat nothwendig auf die herrschende moralische Auflösung beschleunigend wirken müssen.

Als einst unter dem heitern Himmelsgewölbe Griechenlands der alt-Orphische Hymnus erschallte:

> Ehre dich grüßt mein Gesang, die du ewiges Götter und Menschen,
> Die du den ewigen Bau der Welt trägst, heilige Jungfrau,
> Der mit Geburtsschmerz sich unzählige Kinder entwinden;

da war dies die Stimme eines kindlichen Gemüthes, dem noch kein Mittler den Abstand geoffenbaret zwischen der Kreatur und dem allmächtigen Schöpfer, es war der Dienst Gottes in der Natur. Wem in solcher Weltansicht noch der Segen der Freiheit kam, die allerdings im Heidenthume nothwendig nicht liegt, so konnte auf solchem Boden jene herrliche Blüthe der Kultur sich entwickeln, deren Reste sogar uns noch entzücken. — Aber was sollte, was konnte entstehen, wenn Lessing in seiner von der Skepsis durchwühlten Zeit mit dem gepriesenen Mädchen von den drei Ringen den Unglauben zum Götzen des Tages erhöhte, wenn er sein Volk hinführte zu opfern auf den Altären der Gleichgiltigkeit. Nun und nimmermehr, so lang es eine Weltgeschichte giebt, haben solche Triebfedern vermocht, ein gesunkenes Volk wieder zu heben. Wer vermag an dem Nichts sich aufzurichten, an dem Zweifel das Herz zu erwärmen? Wohl dem deutschen Volke, daß es nicht gelungen ist, ihm den Funken

in der Seele zu verlöschen, der zur begeisternden Flamme auflodern konnte, als in der ernsten Stunde es rief:

Führ' uns, Herr Zebaoth,
Führ' uns, dreimal'ger Gott,
Führ' uns zur Schlacht und zum Siege!

Wie sehr man allen Grund und Boden der christlichen Kultur verloren, erweist sich nur zu deutlich an dem Zustand der bildenden Künste, die fast gänzlich in einer trostlos nüchternen Nachahmung der Antike umirrten, einer Antike, welche man durch Spekulation von Rom über Paris kennen gelernt. Maler, wie Mengs und Tischbein sind jetzt kaum mehr dem Namen nach bekannt, und doch waren es Männer von Talent, welche, hätten sie etwa in den Tagen Dürer's gelebt, gewiß Werke von bleibendem Kunstwerth geschaffen haben würden. Wo aber die Zeit Alles verflacht, wo der Schein und die konventionelle Lüge herrschend geworden über alle wahre und tiefe Empfindung, da mag es nur dem begabtesten Geist, einem Göthe, gelingen, den naturwidrigen Zwang abzuschütteln und kühnen Schrittes die Bahn eines bevorzugten Genius zu wandeln.

Unser Bild zu vervollständigen, nur noch einen Blick auf die übrigen Künste. In der Kupferstecherkunst, jener jüngern Schwester der Malerei, lobte man die Augsburger Füger, und den Berliner Chodowicki. Sie sind jetzt verschollen, während die alten Meister, wie ein Michel Wohlgemuth oder Hanns Schäufelein, auf welche jene wohl hoch herabsahen, wieder zu verdienter Anerkennung gekommen, und gewiß nimmer vergessen werden. Nicht einmal durch einen Namen von vorübergehender Bedeutung war die hehre Muse der Bildhauerkunst repräsentirt, und dies ist gewiß eines der traurigsten Zeichen einer traurigen Zeit. Zur Ausschmückung des Schwetzinger Gartens mußte Karl Theodor italienische Bildhauer verschreiben.

Was die Architektur geschaffen, müssen wir leider noch vor Augen sehen. Kirchthürme, deren Modell von drei aufeinander gesetzten Zwiebeln hergenommen zu seyn scheint, sind Werke, denen man, im Vergleich mit anderen, sogar noch einige Phantasie zuerkennen muß. Und solche armselige Baumeister schauten mit anmaßender Geringschätzung auf die hohen, reichen, herrlichen Werke altdeutscher Kunst herab, auf Werke, die sie gothisch nannten (was so viel sagen wollte als altväterisch-geschmacklos), deren unvergleichlichen Werth aber sie nicht einmal zu ahnen vermochten, während die Thoren, wahrhaftig Bettlern gleich, an den Resten altrömischer Bauten nach „architektonischen Verhältnissen“ stöberten und suchten.

„Ja, unser Zeitalter hat auf seinen Genius verzichtet, hat seine Söhne umhergeschickt, fremde Gewächse zu ihrem Verderben einzusammeln. Der leichte Franzose, der noch weit ärger stolpelt, hat wenigstens eine Art von Witz,

seine Beute zu einem Ganzen zu fügen, er baut jetzt aus griechischen Säulen und deutschen Gewölbern seiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unserer Künstler, als er ersucht ward, zu einer altdeutschen Kirche ein Portal zu erfinden, hab ich gesehen ein Modell fertigen stattlichen antiken Säulenwerks. Wie sehr unsre geschmückten Puppenmaler mit verhaßt sind, mag ich nicht deklamiren. Sie haben durch theatralische Stellungen, erlogene Teints und bunte Kleider, die Augen der Weiber gefangen. Männlicher Albrecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener."

So mußte Göthe seinen Landsleuten zurufen, als er sich gedrängt fühlte, ihre Augen zu öffnen der Größe und Herrlichkeit des Straßburger Münsters. Er hatte gut reden, man verstand ihn nicht; sie waren des Anschauens der Natur entwöhnt. Selbst Herder wagte nicht, Göthe'n gegen französische Auctorität Recht zu geben. — Wenn nun das am grünen Holze geschah, welche Blüten sollte dürren Ästen entsprossen?

Das Heerwesen vor der Revolution.

Von Friedrich des Zweiten hehe Thaten hatten ihm und seinem tapfern Heere einen Ruhm bereitet, dem vielleicht nur der Napoleonische gleichkommt. Auf preußischen Fuß die militärischen Einrichtungen zu bringen, war darum fast allgemeines Bestreben, weil man der Ansicht lebte, daß hier nothwendig das vortrefflichste Muster zu finden, ja daß jenen Formen und Anordnungen gewissermaßen an sich schon die Kraft zum Sieg innewohnen müsse. Auf diesem Weg kam man dann so weit, selbst unwesentliche Dinge für unantastbar zu halten; man entschlug sich sogar Nachdenkens hierüber und verfiel dann in einen leeren Paradekurus, in ein geisttödtendes Formenwesen, wie das immer geht, wenn man das Vollkommene erreicht zu haben wähnt.

Ziemlich bedeutende Änderungen in Waffnung, Kleidung, Fechtart waren im Verlauf des siebenjährigen Krieges bei den Heeren vorgegangen. Ein unermüdetes Streben, ja ein gegenseitiges Überbieten gieng in der preußischen und österreichischen Armee auf eine stets größere Beweglichkeit aller Waffengattungen: viel und schnell schießen war dabei Bestreben des Fußvolkes. Die Zeit zum Umwenden des Ladstockes zu sparen, hatte man sogar zylindrische d. i. gleichdicke Ladstöcke eingeführt. Durch Flintenfeuer wurde in der Regel das Gefecht der Infanterie entschieden. Die Aufstellung geschah darum in langen dünnen Linien, die Bataillone nur noch mit einer Tiefe von drei Gliedern. Als höchstes Ziel taktischer Dressur galt der Frontmarsch eines Regimentes im langsamen Paradeschritt, mit einer Richtung wie nach der Schnur.

Carl. Friedrich.

1742.

Auf eine Stufe der Vollkommenheit war offenbar die Reiterei gebracht worden; ihre Abtheilung in leichte und schwere hatte man streng durchgeführt. Der preußische Husar gab dem ungarischen nichts nach, wie denn überhaupt die Befähigung des Deutschen zu jeder Gattung von Reiterdienst keines Beweises mehr bedarf. Daß die Stärke aller Kavallerie nicht im Schießen liege, sondern im kecken Einreiten mit dem Säbel in der Faust, war erkannt und herhaft geübt worden. Die Küraßiere dienten als Reserve. An glänzenden Reiterthaten hat jener Krieg zahlreichere Beispiele geliefert, als selbst die späteren französischen.

In die Zeit des siebenjährigen Krieges fällt auch das erste Auftreten einer reitenden Artillerie. Weniger glücklich muß man andere Reformen im Geschützwesen nennen. Unter anderm hatte man, in dem Mühen, alles leicht und beweglich zu machen, die Geschützröhre verkürzt, die Lafette so dünn gebaut, daß darüber die Sicherheit des Schusses verloren ging. Auch den nichtsnutzigen Troß von dreipfündigen Regimentsstücken mußte man überall sehen. Übrigens hat die kaiserliche Artillerie für die geübteste gegolten.

In sichtbarem Widerspruch mit solchem Bestreben nach großer Beweglichkeit der Heere stand aber die ganze äußere Haltung derselben. Hier war Alles gemessen, gezwängt, steif und nur berechnet zum Fortschreiten auf genau vorgezeichneter Bahn. Schon die Kleidung des Fußvolkes, welche man aus der Zeit vor dem Krieg fast unverändert beibehalten, muß als ein launenhaft zweckwidriges Gemengsel erscheinen: enge weiße Beinkleider und anschließende hohe Gamaschen aus schwarz gewichster Leinwand mit ein halbhundert Knöpfen und Knopflöchern; ein offener Rock, welcher Magen und Unterleib unbedeckt ließ; das Haupthaar in dicke Locken frisirt, mit Talg und Mehl überkrustet; hinten der über alles gehende ellenlange Zopf; zur Bedeckung, jene sonderbare spitze Blechkappe, welche, wahrscheinlich die Erfindung eines scythischen Ästhethikers, so wenig gegen Sonne als Unwetter Schuz gab, und beim Laufen vom Kopfe fiel.

Auch das Exerzitium trug denselben Stempel. Zunächst die barocken Mannöver des Flügelmannes, welcher, bei den Handgriffen mit dem Gewehr, auf das Obacht's Kommando vorsprang, und mit wunderlichen Schwenkungen seiner Waffe das Auszuführende der Linie gewissermaßen vorgaukelte. Dann die Masse von nichtssagenden Übungen, wie: Augen rechts, Augen links, rechten Fuß vor, linken Fuß vor u. s. w. Wenn hier irgend eine bestimmte Absicht durchleuchtet, ist es keine andere, als den Soldaten zu dressiren, wie man andere Geschöpfe dressirt, daß sie Alles thun auf Befehl, sonst keiner Regung nachgeben, nicht mucken ohne Befehl.

Gewiß hat Friedrich II Großes mit seiner Armee ausgerichtet, aber sein Feuergeist beseelte die Unterfeldherren, das Vertrauen auf ihn belebte die Soldaten, bei denen man sonst jede Selbstthätigkeit grundsäzlich niederhielt und

war es doch nur der so mißachtete Geist, welcher die Schlachten gewann. — Übrigens darf man hiebei nicht übersehen, daß Friedrich im Lauf des siebenjährigen Krieges von zehn Schlachten, welche er persönlich befehligte, sieben gewann; seine Unterbefehlshaber jedoch von sechs Schlachten nur eine, so daß in sechszehn großen Kämpfen der Sieg sich gleichmäßig auf beide Seiten gewendet hatte. Dazu war Friedrich's Heer trefflich eingeübt, sein ganzes Land gleichsam als Lager organisirt, seine Feinde aber auf den Krieg wenig vorbereitet, ihre Handlungen ohne Nachdruck und Zusammenhang. Allerdings herrscht in den Zuständen hienieden immer eine Wirkung und Gegenwirkung. Vor der Revolution war der Stand des gemeinen Soldaten der Art herabgekommen, daß man ihn geradezu verachtete; nur der Auswurf der Bevölkerung konnte sich aus freien Stücken dazu entschließen. Taugenichtse, an denen alles Bessere verloren war, wurden zur Strafe unter die Soldaten gesteckt, wie der übliche Ausdruck lautete, und wenn ein Kerl nur ansehnliche Körpergröße hatte, durfte er gewiß seyn, von jedem Kommandeur willig angenommen zu werden, mochte er auch gerade dem Zuchthaus entsprungen seyn. Durch äußerste Strenge, auch bei der kleinsten Dienstverrichtung, durch gräuliche Strafen und durch die Wunderkraft des Reglements glaubte man aus jedem Hallunken einen brauchbaren Soldaten machen zu können. Aber gerade durch dies Beginnen mußte die Ehre des Standes in der öffentlichen Achtung immer tiefer hinab getreten werden.

Fehler beim Exerzieren wurden ohne Nachsicht mit Prügeln bestraft. Sobald das Korps vom Exerzierplatz eingerückt war, ging das Austheilen los, so daß man um diese Stunde das Gepatsch weit in den Straßen hören konnte.

Stets argwohnte man bei den Soldaten die Absicht zu desertiren, was freilich oft genug der Fall gewesen. Waren die Leute nicht im Dienst, wurden alle ihre Schritte bewacht von Vertrauten und Gefreiten, Unteroffizieren und verläßlichen Soldaten, welche man zu solchem Spionendienst ausersehen.

Auf einmalige Desertion stand die Strafe der Spießruthen mit zwölfmaligen Auf- und Ablaufen durch die Gassen. Dem Patienten wurde der Oberleib entkleidet, die Hände in die Höhe gebunden, eine Bleikugel in den Mund gegeben, den Schmerz darauf zu verbeißen, und so mußte er unter Trommelrühren seinen Gang antreten. Zwei Unteroffiziere hielten ihm die Spontons (Spieße) vor, damit er nicht zu schnell laufe, ein anderer nachfolgender stachelte ihn damit, wenn er zurück bleiben wollte. Die eingeweichten Ruthen schlangen sich um den nackten Rücken, schlugen auf der Brust zusammen, Haare und Stücke Fleisch herausreißend. Längs den Gassen ritten Offiziere auf und nieder, und ihr Ruf: zugehauen ihr Hunde übertönte noch das Schmerzgeschrei des Gepeinigten. — Nach zweimaliger Desertion mußte der Wiedereingefangene fünfzehnmal die Gassen dafür ablaufen und den zweiten

Tag abermals so oft seinen schon zerfleischten Leib den Streichen preis geben. Wenn er vor der Beendigung zusammen sank, band man ihn an einen Pfahl, hier den Rest der Streiche zu empfangen. Oft erfolgten auf solche Exekutionen Zuckungen und selbst der Tod des Mannes.

Gewiß aber folgte ein schrecklicher Tod auf die Strafe der dritten Desertion, welche in einem zwanzigmaligen Gassenlaufen drei Tage hintereinander bestand. Bei den preußischen Garden zu Potsdam war auf dreimaliges Ausreißen, oder auf sonstige wiederholte schwere Vergehen die Strafe des Enthauptens gesetzt. Bischof Eylert erzählt in seinen Denkwürdigkeiten Friedrich Wilhelms III., daß, seiner Zeit, zu diesem Geschäft ein Scharfrichter nicht mehr ausgereicht habe und deren einige hätten angestellt werden müssen.

Wohl kann man sagen, solche Strafen lagen nun einmal in der Art jener Zeit, und jeder der sich anwerben ließ, wußte auch, was ihm unter der Fahne bevorstand; doch muß nicht übersehen werden, daß in gewissen Landestheilen von Preußen und Österreich bereits das sogenannte Kantonsystem oder das Ausheben der nöthigen Mannschaft eingeführt war, während allerdings im übrigen Reich der Soldat nur angeworben wurde.

Ein anderes böses Übel im Heerwesen war der herrschende Unterschleif, der Betrug, die Erpressung, welche man kannte und doch duldete. — Dem Hauptmann war die Verwaltung der Kompagnie übergeben und sein Bestreben ging mit Wissen in der Regel nur dahin, diese „gut zu benützen.“ Wenn er Soldaten beurlaubte, sie aberdoch als „Blinde oder Passevolanten“ auf der Dienstliste stehen ließ und ihre Löhnung in seine Tasche steckte, hatte er dessen gar kein Hehl. Man wußte, daß auf diese Art der Staat arg betrogen ward, allein man sah durch die Finger. Hatte darum ein Offizier nur erst eine Kompagnie, war ihm dadurch ein schönes Einkommen gesichert; natürlich, daß jeder Stabsoffizier stets der „Proprietär“ seiner Kompagnie blieb.

Bei solchem Beurlaubungsunfug machten die Feldwebel die Unterhändler, indem sie gleichfalls ihren Gewinn davon zogen, denn der zu Beurlaubende mußte diese Vergünstigung in der Regel von einem Feldwebel erkaufen. Kam der Mann wieder aus Urlaub zurück, war es ihm sehr gerathen, dem Hauptmann, dem Feldwebel, seinem Korporal, und dem sonstigen unmittelbar Vorgesetzten Geschenke an Geld, Lebensmitteln, Leinwand u. dgl. mitzubringen, denn sonst standen ihm saure Gesichter und schlimme Tage in Aussicht. Viele der ältern Leute unter uns werden sich erinnern, daß das Unwesen auch am Rheine bekannt war. Keine Krankheit aber wirkt ansteckender als Betrug und Bestechung, wenn sie einmal ungescheut fortgetrieben werden. Leicht läßt sich's abnehmen, wie es unter solchen Umständen mit der ganzen Verwaltung des Heeres beschaffen gewesen.

Allein man war höchster Orte zufrieden, wenn bei den Revuen die Leute nur wohl dressirt in Reih' und Glied standen; alles Andere schien Nebending.

Schon Friedrich der Große hatte gegen Ende seines Lebens mit bitterm Gefühl den Verfall seiner Armee erkannt. In dem langen Frieden aber mußte nicht nur im preußischen Heer, sondern fast überall in Deutschland militärische Pedanterie um so selbstherrschender, Dünkel und Anmaßung um so gespreizter sich erweisen, je dünner und fadenscheiniger der Prunkmantel früheren Verdienstes mit den Jahren geworden. So erzählt Graf Henkel in den „Erinnerungen aus seinem Leben", daß in einer seiner Garnisonen bei den jährlichen Übungen ein gewisses Parademanöver stets prächtig ausgeführt worden, als aber einmal eine Abwechslung befohlen wurde, sey Alles glänzend durchgefallen.

„In den Jahren vor 1806 war der alte Kurfürst von Hessen Inspekteur der Westphälischen Regimenter. Bei den jährlichen Revuen strömte Alles auf die Exerzierplätze das prächtige Schauspiel mit anzusehen. Der Kurfürst kam zu Pferd, in den letzten Jahren zu Wagen, Alles war dann still und begrüßte ehrfurchtsvoll den großen General, der zugleich ein regierender Herr war. Derselbe ging so einstmalen mit einem großen Gefolge die stattliche Front eines Regiments hinunter, und sagte wiederholentlich: Schöne Leute. Die eigentliche Revue aber bestand darin, daß der Kurfürst ein Normalmaß aus der Tasche zog, nach welchem er die Zöpfe der Soldaten beurtheilte. Bald waren sie dann zu dick, bald zu dünn; bald zu lang, bald zu kurz; bald zu nah, bald zu weit vom Kopfe; wenige fanden Gnade vor seinen Augen. Gegen den Chef des Regiments gewendet, sagte er dann laut, daß alle Umstehenden es hören konnten, „ach Herr General, es ist grausam schwer einen guten Zopf zu machen." (Eylert Denkwürdigkeiten.)

Ein Übelstand von den traurigsten Folgen war auch, daß beim Beginn der Revolutionskriege die meisten Oberoffiziere alt und dienstunfähig gewesen. So giebt Graf Henkel die Karakteristik vom Stab eines Kürassier-Regimentes im Jahr 1795. Da war der General ein 70jähriger Podagrist, der Kommandeur ein bernirter Hämorrhoidarius, der Oberst hatte das Chiragra an beiden Armen, ein anderer Stabsoffizier litt stets an Unterleibsbeschwerden, ein dritter war ein abgelebter französischer Windbeutel, der vierte ein dicker Bonvivant, der sich stets den Bauch am Sattelknopf wund ritt u. s. w.

Absichtlich sind hier Beispiele aus dem preußischen Heere gewählt, weil dies, wie gesagt, ein Musterbild für alle übrigen gewesen, und weil anderwärts dieselben Zustände, mehr oder minder treu sich wiederspiegelten.

Wenn auch minder schroff und minder gewaltthätig als im eignen Haus, doch auffallend genug erwieß sich insbesondere der Militärstand in seinen Beziehungen zum Bürgerthum.

Der Kommandant einer Provinzialstadt benahm sich als gebietender Herr, der keinen Widerspruch duldete. Sein äußeres Auftreten war immer anspruchsvoll sowohl in, als außer Dienst. Die Nachmittagsspazierfahrt machte solch ein Herr häufig mit ansehnlichem Geleit, die Regimentsmusik,

wenn eine solche vorhanden war, auf einem Wurstwagen hinter sich. Erblickte der Gefürchtete auf seinem Wege einen wohlgebauten Gesellen, der ihm zum Soldaten tauglich schien, wohl gar einen Flügelmann abzugeben versprach, war er in den Mitteln, dies ins Werk zu setzen, nicht lange wählig, und man hat Beispiele genug, daß der also Ausersehene ohne weiteres mit Gewalt in die Uniform gesteckt ward.

„An der Tafel Friedrich Wilhelm's I wurde einstmalen geäussert, der Professor Siegesmund Baumgarten zu Halle sei einer der größten Männer seiner Zeit. Dem König, welcher das Wort in physischem Sinne nahm, stieg sogleich auch der Wunsch auf, das ausgezeichnete Exemplar für seine Leibkompagnie zu erwerben, und mit nichts dir nichts erhielt der Professor zu Halle einen königlichen Befehl, Angesichts dieses, sich sofort nach Potsdam aufzumachen. Baumgarten war klein von Natur und schmächtig, hatte überhaupt das Ansehen eines deutschen Professors. Angekommen, erhielt er die Ordre den König nach der Parade im Lustgarten zu erwarten. Als dieser aber den schüchternen Manne gesehen und gehört, sagte er zu ihm: „ich habe geglaubt, daß er ein großer Mann sey, er ist aber nur ein Sch — kerl, ihn kann ich nicht brauchen, er kann wieder gehen, woher er hergekommen ist." — Dieser Zug ist durch eine neuere dramatische Behandlung allgemein bekannt worden; auch Bischof Eylert erzählt denselben, doch zeigt er zu deutlich, wessen man sich damals in Deutschland versehen durfte, um hier nicht wieder angeführt zu werden. Übrigens erzählt Eylert noch viel anderes was er selbst erlebt, von Gewaltstreichen, von thätlichen Mißhandlungen, welche kommandirende Offiziere sich gegen Bürgermeister und andere Civildiensteste erlaubten. Denn nur wenn es galt, bedrückend und aussaugend nach unten zu wirken, waren Militär und Beamtenthum einig, sonst betrachteten sie sich als Feinde.

„Das Verderben lag darin, fährt der Gewährsmann dann fort, „daß der Wehr- und Nährstand nicht ein integrirender Theil des Ganzen, nicht ein verwandt Zusammengesetztes und in einander Verwachsenes, wie es seyn sollte, und wie es jetzt ist, sondern ein Entgegengesetztes, sich einander unfreundlich, oft feindlich Gegenüberstehendes war. Das Militär, die Armee im Staate, bildete einen für sich bestehenden abgeschlossenen Stand, der nicht mehr zu den übrigen im Land gehörte, sondern isolirt im Kastengeist dastand. Dieser Geist selbst war in sich ein widerwärtiger, ein aristokratischer; in den Soldaten die zum Theil verkommene und verlaufene Ausländer waren, ein niedriger. Schlecht, hart und grausam behandelt, hielten die Befehlshaber, wenn es ihnen auch am Übergewicht der Bildung fehlte, sich für unbeschränkte Machthaber, die einen sklavischen unbedingten Gehorsam in den kleinsten Dingen, in und außer Dienst forderten und fanden. Die Furcht hielt zusammen. Man achtete die Befehlenden für Henker; Dulden und Schweigen blieben nur den Gehorchenden übrig. So war es im ganzen Staate, und Bürger und Sol-

daten waren zwei ganz verschiedene, ausschließende Begriffe. Doch der Soldatenstand trug Waffen, marschirte aus, bildete eine Macht, die imponirte, und welche man respektirte. Der Übermuth aber kannte keine Schranken mehr, that was ihm einfiel. Dies nannte man das Regiment Friedrich's des Großen. Großer Geist wie bist du verkannt worden!"

Ich wiederhole es, in den übrigen Reichslanden war das Soldatenthum nicht in solchem Grad anmaßend und gewaltsüchtig; namentlich ist Karl Friedrich nicht der Mann gewesen, der solches stillschweigend hätte hingehen lassen. Aber die Richtung im Allgemeinen war einmal so; und wie viel Unrecht geschieht, was auch dem bestgesinnten Fürsten nicht zur Kenntniß kommt, wenn der gedrückte gemeine Mann, um sein Recht durchzusetzen, auftreten müßte gegen ganze Stände, welche allen Einfluß und Hunderte von Mitteln zur Beherrschung in Händen haben.

Die Jahre 1789 bis 1795.

Dies ungefähr, in allgemeinsten Umrissen, waren die Zustände im deutschen Vaterland, als von Frankreich aus, eines jener Ungewitter aufgestiegen, welche, je nach Jahrhunderten, die Vorsehung über das Menschengeschlecht sendet, damit ihre Zwecke erfüllet werden.

Ein Naturereigniß nennen wir es, wenn in der physischen Welt schaffende Kräfte in unbekannter Wechselwirkung, gewiß aber nach ewigen Gesetzen, Erscheinungen zu Tage bringen, welche wir nicht vermuthet und deren Zusammenhang mit dem Welthaushalt wir nicht zergliedern können. So, wenn ein Wort genügt, wo die Begriffe mangeln, mag man die französische Revolution ein Naturereigniß im Völkerleben nennen. Denn wenn jetzt, nachdem der Sturm mit seinen nächsten Folgen vorüber, jetzt, wo dem umwühlten Boden neuer Anwuchs entsprießet, wo der Nationen Hände und Kräfte sich regen, den bisherigen Nothbau des Welttheiles auf sicherem Fundament umzuschaffen in ein geräumiges wohnliches Staatsgebäude, wenn man jetzt emsigst forschet nach den Mängeln und Schäden des alten, eifrigst nachspürt, welches die Ursachen seines Zusammensturzes gewesen seyen, so wird doch beim Betrachten jener Weltbegebenheit in ihrem Ganzen, immer das Gefühl herrschend bleiben, daß, gleich wie beim Naturereigniß, so auch hier vieles auf gewöhnliche Weise nicht Erklärliche vorliege, daß das Walten einer höheren Macht sichtlich sey.

Noch waren zwei Menschenalter nicht dahingegangen, seit der vierzehnte Ludwig auf dem Throne von Frankreich das vermessene Wort gesprochen,

„der Staat, das bin ich!“ — Ein einziger schwacher Mensch wollte die Geschicke eines ganzen großen christlichen Volkes aufgehen lassen in seinem schwachen Eigenwillen. Aber dieser Einzige, ein neuer Belsazar, nur umgeben von Weibern und Hofkreaturen, hatte die blutige Hand nicht gesehen, welche das mene tekel upharsin an die bereits schwankenden Wände seines Pallastes geschrieben. Doch wenige Jahre nur saß der zweite seines Geschlechtes nach ihm auf demselben Thron, als die verrottete Staatsmaschine, welche er geschaffen, zusammenbrach, und mit ihr das Haupt des Königs in den Staub rollte; — heute noch trägt der Letzte dieses Geschlechtes sein hartes Geschick, das Brod der Fremde essen zu müssen.

Auf den ersten May des Jahres 1789 waren die Reichsstände nach Versailles beschieden worden — zum ersten Mal wieder nach 175 Jahren. Fieberhaft war die Spannung schon in den Monaten vorher, denn das fühlte jeder, daß aus dem Schooße dieser Versammlung ungewöhnliche, durchgreifende Beschlüsse hervorgehen müßten, erschütternde Heilmittel für alte tiefe Schäden. Bei dem Geschäfte der Wahlen waren bereits Unordnung und Zuchtlosigkeiten des Pöbels ausgebrochen, und der aufwachende Partheigeist hatte die Nation schnell in „Volksfreunde und Volksfeinde“ gespalten. Mit kaum minderer Spannung blickte man in unsern deutschen Gränzlanden auf das ungewohnte Schauspiel, und es unterliegt keinem Zweifel, daß bei uns die Sympathien fast aller Gebildeten, der aufstrebenden Sache des Volkes zugewendet waren.

Bereitwillig zu jedem Opfer, hatten die französischen Stände sich versammelt, und die Geistlichkeit des Landes war mit dem schönen Beispiel vorangegangen, ihre uralten Vorrechte und Privilegien auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Nach der langen Knechtung, dem endlichen Anerkenntniß des dritten Standes, des Bürgers, war jetzt Freiheit die Losung, Freiheit tönte es aus jedem Munde, und man wähnte den Juwel schon zu besitzen, weil der Name frei ausgesprochen werden durfte. Wirklich großartig wäre die Stellung des Königs gewesen, hätte er sie nur zu erfassen vermocht: vom Volke angebetet begrüßte man ihn als den Wiederhersteller der Freiheit. Im allgemeinen Entzücken liefen kindliche, ja kindische Züge mit unter; so mußte eine Abordnung von Frauen den Monarchen ersuchen, anstatt der Schnallen an den Schuhen, Rosetten zu tragen à la Henry quatre, seinem Ahnherrn geliebten Andenkens. — Den drückenden Vorrechten der aristokratischen Klassen, dem willkürlichen, gesetzlosen Schalten von Oben hatte man zunächst, und soweit auch mit Recht, das Elend des Staates zugeschrieben, und wider sie anzukämpfen als erste Pflicht erkannt. Schon am 17. May waren die drei Ständekammern, ihrer Feudalrechte sich entäußernd, in eine einzige Nationalversammlung zusammengetreten. Mit dieser Thatsache aber hatten sie die Form der bisherigen Monarchie gebrochen, und die thatsächliche Staatsumwälzung hatte begonnen.

Mit dem Umwandeln der Reichsstände in eine Nationalversammlung fieng das Auswandern des Adels an, das Unseligste, was diese Parthei beginnen konnte. Das Volk, welchem der legale Gang schon zu bedächtig erschien, hatte bereits angefangen, eigenhändig Justiz zu üben, und einige Unglückliche seiner Rache geopfert. Am 12. July endlich war die Bastille gestürmt, und die dortigen Staatsgefangenen, in großer Zahl Opfer der Willkühr, befreit worden. Einen furchtbaren Wiederhall hatte dieser Stoß im ganzen Reich: gleichsam aus dem Boden erstanden überall bewaffnete Banden, welche die Edelhöfe und Stifter plünderten und verwüsteten, öffentliche Beamten verjagten und andern Unfug übten. Wenig half es, daß man von den eingefangenen Mordbrennern Hunderte aufknüpfte, die Rädelsführer viertheilte: über das ganze Reich und über die Nachbarländer verbreitete sich der Schrecken. In dem obern Elsaß hausten Banden, deren eine 1200 Köpfe zählte. Auch in Straßburg fand gegen Ende July ein Krawall statt, wobei das Rathhaus gestürmt und die Archive vernichtet wurden. Von da aus überzog der Aufstand die diesseitigen Theile des Bisthums, die Ortenau, die angränzenden badischen Landestheile und unmittelbaren Reichsgebiethe. Es geschah dieses ohne Plan und ohne Führer, doch mit solcher Schnelligkeit, daß binnen wenig Stunden eine Strecke doppelt so viel Meilen Wegs insurgirt war. Ohne eigentlichen Gegenstand, mußte die Bewegung freilich in sich selbst zusammenfallen; nur einige „herrschaftliche Bediente" waren geängstigt worden; Andere mit den öffentlichen Kassen, dann der Abt von Schuttern, die Äbtissin von Frauenalb hatten die Flucht ergriffen. Nichts destoweniger mußte das Ganze viel Bestürzung erregen, und die badische Regierung hielt es für nöthig, zum Erhalten der Ordnung, das vorhandene Militär postenweise in der ganzen unteren Markgrafschaft zu vertheilen. Damit aus dem Elsaß keine Aufrührer, kein Raubgesindel ins Land dringe, mußte man die Rheinufer bewachen und hiezu wieder das Landaufgebot berufen, weil der geringe Stand des Militärs dazu nicht hinreichte. So entstand beim Ausbruche der Revolution am Rheine gleich der Waffenlärm, der nun, mit kurzen Pausen, während sechsundzwanzig langen Jahren fortklirren sollte; und gleich zu Anfang mußte der Bürger, welcher längst schon des Krieges entwöhnt war, die Waffe wieder zur Hand nehmen.

Drei Tage nach dem Fall der Zwingburg von Paris, hatten auch die französischen Prinzen Versailles und den vaterländischen Boden verlassen und sich nach Brüssel gewendet, wohin der Strom der Emigranten jetzt vorzugweise ging. Von Brüssel wenderten die Prinzen sich über Koblenz nach Basel. Auf diesem Weg sahen die Einwohner von Karlsruhe am 12. August den Grafen Artois (nachmaligen Karl X) durch ihre Stadt passiren, und in den folgenden Tagen die andern Prinzen nebst ihren Familien. — Man denke sich die damalige Bevölkerung beim Anblicke der Glieder des mächtigen französischen Königshauses, die nun flüchtig auf fremder Erde das Gastrecht in

Anspruch nahmen; dazu die tägliche Kunde von Gewalt- und Gräuelscenen auf dem Überrhein; dann all' dieses im innern Widerstreit mit dem lebhaften Interesse, welches die Mehrzahl immerhin an der volksthümlichen Entwicklung nachbarlicher Zustände genommen, und man wird sich eine Vorstellung machen können von der aufgeregten, ahnungsvollen Stimmung, welche sich der deutschen Bürger bemächtigt haben mußte, die vor kurzem noch so harmlos und gedankensparsam dahinlebten.

Auf dem Weg, welchen man in Frankreich eingeschlagen, war ein Stillestehen, oder nur ein berechnetes Fortschreiten nicht mehr möglich: wie der Fels vom Gebürge rollt, und Hemmnisse ihn nur zu zermalmenden Sprüngen treiben, bis er geborsten im Thale liegt, so folgten dort die Ereignisse. Die Umtriebe der Aristokraten, das Schwanken und Wanken des Königs, hatten Alles bald aus dem sichern Geleise in die wilde Bahn zerstörender Umwälzung getrieben. „Die Nation, das Gesetz, der König", hieß zunächst der Wahlspruch, hierauf lautete der Schwur den man geleistet, er bildete den Eingang aller öffentlichen Aktenstücke.

Am 3. August ward die berüchtigte Erklärung der Menschenrechte verlesen, ein wunderliches Machwerk, in welchem die alten christlichen Sätze, welche der Apostel bereits den Galatern zugerufen, in einer Form vorgebracht wurden, als seyen sie Tags zuvor erst dem Gehirne der Verfasser entsprungen. Die allgemeine Glückseligkeit war darin als seyn sollendes Ziel jeder Regierung dargestellt worden, die Nation, als der Urquell aller Macht, und ein einziges auf alle Menschen und Verhältnisse im Staat anzuwendendes Gesetz als die Panacee der neuen Freiheit; ein Beginnen das seine Nachahmer und Bewunderer jetzt noch findet, denn das Bestreben, alle Schafe, von dichter wie dünner Wolle, über denselben legalen Kamm zu scheren, als wirksamstes Beförderungsmittel der gesetzlichen Glückseligkeit hienieden, trifft man, wie bekannt, noch allerwärts und häufig genug.

Unterm 5. August war im Schooß der Nationalversammlung ein Beschluß erfolgt, welcher alle Feudalrechte aufhob, namentlich den Zehnten und die sogenannten herrschaftlichen Gefälle. Nach dem zugleich angenommenen Grundsatz der Gleichheit des Gesetzes, hatte man sich auch keinen Augenblick besonnen, jenen Beschluß ohne Weiteres auf alle Besitzungen deutscher Reichsstände im Elsaß und in Lothringen auszudehnen, welche im Münsterischen Friedensschluß, oder später, wie die Stadt Straßburg, die Oberherrlichkeit des Königs von Frankreich anerkannt hatten. Freilich lief solches Beginnen schnurstracks wider feierliche Verträge, also wider das Gesetz. Es waren dadurch vorzüglich die geistlichen Fürsten am Rhein getroffen worden, als Kurmainz, die Bischöfe von Trier, Speier, Straßburg, Basel. Auch Würtemberg, Darmstadt, der Fürst von Salm und andere hatten durch die Maßregel vieles verloren, gleich wie Baden die Gefälle in dem Amt Beinheim.

Sicher war es nicht sowohl böser Wille der Nationalversammlung, als ein übelverstandener Enthusiasmus, welcher sie hingerissen, auf solche Weise beschworne Rechte der Nachbarn zu kränken. Auch hatte die Versammlung sich zu Entschädigungen willfährig gezeigt, sobald von Deutschland aus Einsprache erhoben worden. Zunächst war dies geschehen durch die Bischöfe von Speier und Straßburg, dem Großmeister von Heitersheim und einem Theil der Reichsritterschaft. Allerdings, nachdem die weiteren Entwicklungen zum Kriege drängten, blieb die Sache ein Streitpunkt, die Fürsten aber ihrer Rechte beraubt; sie ärndeten die Früchte der unnationalen Politik ihrer Vorgänger. Mit andern Augen ward die Maßregel von dem Bauernstande angesehen, der sich unverhofft so schwerer Bürde enthoben sah.

Den Verlauf der Begebenheiten in Frankreich im Besondern hier wieder zu erzählen, liegt nicht in dem Plane dieser Schrift. — Überall hatte dort die zweischlächtige Natur der menschlichen Dinge ihr böses Recht geltend gemacht. Mit dem besten Willen waren die Stände zusammengetreten; mit dem ausdrücklichen Mandat, das königliche Frankreich wieder empor zu richten, dem Volke seine unveräußerlichen Rechte, der Regierung ihre Würde, Allen das beseligende Vertrauen auf eine gedeihliche Zukunft wieder herzustellen. Aber die erste That war, daß man das Königthum selbst verläugnete; daß man zertrümmerte, was bisher als dauernd nnd ehrwürdig erschienen war. Weises Maß- und Zielhalten hatte man verschmäht, und in keiner Weise beachtet, daß ein Volk sein Herkommen, seine Ansichten, seine Gesittung nicht wegwerfen könne, wie ein altes Kleid, um sich gleich in dem neuen Sonntagsstaat wohl zu befinden. — Während man die völlige Gleichheit aller Staatsglieder proklamirte, hatte die Nation sich selber in Volk und Pöbel gespalten, und die erste Abschlagszahlung an dem neuen Rechte war für diesen Pöbel das alte Standrecht, der Galgen oder die Musketenkugel nach kurzem Prozeß. Denn zu Haufen war schnell die Zahl derjenigen angewachsen, welche im Tumult nur gewinnen wollten; hungrigen Wölfen gleich umheulten sie die Versammlungen der Behörden, und anstatt der Satzung des Friedens trat für diejenigen, welche etwas besaßen, die Nothwehr in ihr unveräußerliches Recht. Darüber aber waren Zwietracht und Zügellosigkeit riesengroß in die Höhe gewachsen und begannen sie Alle zu verschlingen, Einen nach dem Andern.

Während dies Schauspiel in der Hauptstadt sich entwickelte, war unser badisches Gränzland zunächst Zeuge von dem gegenrevolutionären Getriebe der „Emigranten.“

Man weiß, wie diese Ausgewanderten längs der Rheinufer sich festgesetzt hatten; daß zu Koblenz, wo die Prinzen einstweilen hausten, ein förmlicher Hof gebildet worden, bei welchem sogar fremde Gesandte (von Rußland und Schweden) beglaubigt waren, und wo man hauptsächlich die Pläne verarbeitete, wie mit gewaffneter Hand und mit Hilfe des Auslandes, die Dinge

in Frankreich wieder auf den alten Stand gebracht werden könnten. Am Oberrhein hatte jene Partei ihren eifrigsten Anhänger in der Person des Bischofs von Straßburg, eines Prinzen von Rohan, welchen man mit der Kardinalswürde bekleidet hatte. Es war dies einer jener entarteten Aristokraten, auf deren Rechnung so vieles kommt, was die Staatsumwälzung herbeigeführt. Noch heute trägt man sich in den obern Landestheilen mit Anekdoten über diesen Franzosen und deutschen Reichsfürsten, der gegen das Volk sich Unsäthigkeiten erlaubte, die besser nicht nacherzählt werden. Im November 1790 hatte er Straßburg verlassen, und sich in die diesseitigen bischöflichen Lande nach Ettenheimmünster begeben; hier war es sein großes Geschäft, eine Freischar aus französischen Überläufern anzuwerben. Nebenbei aber trieb er das Goldmachen, das Verfertigen von Cagliostrischen Tropfen und ähnliche, von hoher Aufklärung zeugende Dinge. Geld zu gewinnen, hatte der Prälat in Freiburg vorerst mehrere Zentner Silberzeug verkaufen lassen, und suchte nur in jeder Weise auf sein diesseitiges Landesgebiet ein Anleihen zu unterhandeln. Zu Ettenheim hielt sich auch lange Zeit der Prinz Condé auf. Ihnen gesellte sich noch ein anderer Emigré bei, der Marquis Mirabeau, deren jeder eine Freischar, oder eine Legion, wie sie es nannten, zu errichten bemüht war. Eine Meuterei unter der Besatzung von Besançon hatte der Prinz benützt, um einen Theil jener Besatzung über den Rhein zu verlocken, und dies bildete den Stock der neuen Armee. Die Herren unterhielten zahlreiche Ausendlinge, welche ununterbrochen die benachbarten französischen Distrikte durchstreiften, Leute abfällig zu machen und anzuwerben, oder aufregende Gerüchte von baldigem Einfall der Emigranten mit großer Waffenmacht zu verbreiten. Es ist begreiflich, welche Bitterkeit solche Umtriebe, die auf der ganzen französisch-deutschen Gränze statt hatten, in Frankreich verursachen mußte.

Aber auch diejenigen westlichen Reichsstände, welche zufolge einer ganz gesunden Politik bei den französischen Wirrsalen möglichst unbetheiligt bleiben wollten, mußten durch jenes Getriebe sich mannichfache Verdrießlichkeiten bereitet sehen. Durch das Beginnen der Franzosen zu Ettenheim waren namentlich die badische, so wie die vorderösterreichische Regierung zu Freiburg in fortwährende Umständlichkeiten verwickelt, denn nur durch ihre Lande konnten die Rekruten der neuen Legionen nach Ettenheim gelangen. Obgleich dies nur in einzelnen, unbewaffneten Truppen von vier bis fünf Mann geschah, welche meistens straßburgische Päße führten, so konnte man doch nicht ignoriren, was alle Welt vor Augen hatte. Als deutscher Reichsstand zwar mußte dem Kardinal das Recht, Soldaten zu halten, unbestritten bleiben, aber die Reichskonstitutionen gestatteten es keineswegs, Länder, mit welchen das Reich im Frieden lebte, durch angezettelte Meutereien und Androhen gewaffneter Einfälle zu beunruhigen. Durch die Masse fremder

Durchzügler ward aber nicht nur die öffentliche Sicherheit manichfach gefährdet, sondern man lud auch den Schein auf sich, bei dem völkerrechtswidrigem Beginnen durch die Finger zu sehen. Letzteres wollte Karl Friedrich auf jede Weise vermeiden, so gerne und in so reichem Maaß er persönlich gegen die Auswanderer die Pflicht der Gastfreundschaft übte, was keineswegs überall in Deutschland geschah*). Dem Kardinal Rohan aber verweigerte der Markgraf entschieden jede Unterstützung.

Wenn es noch nöthig seyn sollte, weitere Beweise beizubringen über die entschiedene Absicht Kaiser Leopold's, den Krieg mit Frankreich zu vermeiden, so findet sich ein solcher in der Art, wie der Kaiser stets die Anschläge der Ausgewanderten angesehen. Als nämlich freundnachbarliche Abmahnungen bei dem Kardinal fruchtlos blieben, hatte die Regierung zu Freiburg um neue Verhaltungsbefehle nach Wien berichtet. Die kaiserliche Antwort aber lautete: „Alle Reichsstände, welche kriegerische Anstalten und Truppenversammlungen in ihren Landen duldeten, seyn dieserhalb Kaiser und Reich verantwortlich. Jene Stände aber, welche lediglich Hospitalität übten (wie namentlich Baden) könnten sich der kräftigsten Unterstützung getrösten, doch sey jenes Betragen conditio sine qua non der Theilnahme des Kaisers an ihrer Lage, bei etwa zugestoßenem Ungemach; denn Frankreich werde, seinen heiligsten Versicherungen nach, solche Territorien auch respektiren. Dem Kardinal aber sey sehr ernsthaft die Frage vorzulegen, ob er im Reichsverbande verbleiben, und des kaiserlichen Schutzes genieſſen, oder auf die eigene Gefahr hin handeln wolle. Im ersten Fall habe er sogleich alle Truppenversammlungen einzustellen, und die bereits Angeworbenen sofort zu entlassen."

Durch solche Sprache mußte freilich des Kardinals kriegerische Lust gekühlt werden. Er versprach sogleich sich zu fügen. Seine paar hundert Mann mit fast eben so viel Offizieren, rückten auch wirklich im May, einzeln und unbewaffnet in's Mainzische ab, nachdem vorher noch zwischen Vorderösterreich, Baden, Speyer und Kurpfalz viel Papier verschrieben worden war, weil jetzt keiner mehr einen Mann durch sein Gebiet lassen wollte, bevor der Nachbar sich auch erklärt hatte, ihn gleichfalls durchpaſſiren zu lassen.

Man weiß, daß am 7. Februar 1792 zwischen Österreich und Preußen ein Vertrag zu Stande gekommen, dessen angeblicher Zweck die gegenseitige Vertheidigung der beiden Mächte, und der Schutz der deutschen Reichsverfassung war. Rußland, der Kurfürst von Sachsen und die Seemächte sollten zum Beitritt eingeladen werden. Die Verhältnisse zu Frankreich waren ausdrücklich nicht berührt. Es ist anzunehmen, daß des Kaisers Absicht hier

*) Unter andern hatte der Kurfürst von Hessen an die Stadtthore einen Anschlag heften lassen, des Inhaltes: „Juden, Bettler, Landstreicher und französische Emigranten dürfen sich nicht länger als vierundzwanzig Stunden in dieser Stadt aufhalten."

wie bei früheren ähnlichen Handlungen, nur gewesen, die Partheien in Frankreich durch solche Kundgebungen zu schrecken, sie von Übergriffen nach Außen abzuhalten, zugleich aber auch den Ausbruch eines Krieges ohne die eigene Zustimmung unmöglich zu machen. Denn das mußte Leopold klar geworden seyn, daß bei solcher Haltung die Revolution in der Zwietracht ihrer Kinder, in dem Bürgerkrieg, ihr Grab finden müsse. Aber das nächste Grab war dem staatsklugen Monarchen selbst bestimmt; ihm blieb nicht mehr vergönnt, jenen Vertrag zu genehmigen — der Erste des nächsten Monats hatte den Kaiser von hinnen gerufen. Nach zweijähriger Regierung schon war die Hand erkaltet, welche es verstanden, den Schwerpunkt der europäischen Politik so fest zu fassen. Doch auch das Wort, welches im Stand gewesen, die beschwornen Geister zu bannen, es war verstummt, und noch hatte das Reich seinem dahin gegangenen Haupte keinen Nachfolger erwählt, als der entfesselte Dämon des Krieges die Fackel zu schwingen begann.

Hätte es noch besonderer Anreizungen zum Völkerkampfe bedurft, bei der tief innerlichen Unvereinbarkeit der Revolution mit den Ansichten des alten Europa, sie wären in Überzahl vorhanden gewesen: die Beschwerden der beeinträchtigten deutschen Reichsstände — das Entsetzen der ganzen europäischen Aristokratie vor dem revolutionären Grundsatz gleicher Rechte; ihr frommer Abscheu vor dem krassen Rationalismus der Revolutionsmänner (denn auch dieser sollte aristokratisches Vorrecht bleiben) — die Diplomatie in ihrem wüsten Treiben, das nur darauf zielte, auch die neuen Verhältnisse im alten Sinne auszubeuten, Unterthanen und Provinzen zu erwerben, zu vererben, zu verhandeln — das Stacheln und Sporen der Emigranten — zuletzt in Frankreich selber das Drängen der Jakobiner, die wohl fühlten, daß sie ersticken müßten, würde ihnen nicht Luft gemacht durch einen Krieg mit dem Ausland.

Ludwig XVI, durch seinen Fluchtversuch bereits mehr als verdächtig, und den Boden unter den Füßen zittern fühlend, hatte sich den Republikanern in die Arme geworfen. Der ehrsüchtige Jakobiner Dumuriez war zum Minister des Auswärtigen ernannt worden; von diesem nur geschleppt, betrat der König in der Nacht des 20. April 1792 den Saal des Konventes, dieser Körperschaft den Krieg gegen den jungen König von Böhmen und Ungarn, Franz II, vorzuschlagen. Mit Beifalls-Raserei wurde das Wort gehört, der Antrag fast ohne Diskussion angenommen: „Krieg den Königen, Friede den Hütten" schallte der Ruf über das ganze Land. — Die armen Hütten! das Stroh ihrer Dächer sollte in der Beiwacht von den Pferden zerstampft werden, das Blut von Millionen ihrer Bewohner das Feld düngen.

Es wird nöthig seyn, vor dem weiteren Verfolg, hier einen Blick zu richten auf den Stand des französischen Heeres; denn wenn damals in Deutschland, mit Ausnahme Österreich's, wenig eigentliche Kriegstüchtigkeit zu finden gewesen, so mangelte diese in Frankreich noch weit mehr. Bereits

unter dem Weiberregiment Ludwig XV war der ächte Soldatengeist aus der französischen Armee entschwunden, so daß sein Nachfolger, gleich nach dem Antritt des Regiments, nichts Besseres zu thun zu haben glaubte, als eine Zahl von Offizieren nach Potsdam zu senden, dort geimpft zu werden mit dem Geist Friedrichs des Großen. Es gelang jenen Offizieren auch wirklich, preußisches Reglement und preußischen Paradedienst nach Frankreich zu verpflanzen, wovon das erste jedoch dem Volkscharakter wenig zusagte.

Die Offiziere dieser Armee, nur Adeliche, standen beim Ausbruche der Revolution zum größten Theil auf der Seite der Aristokraten, und über 12,000 derselben*) waren, dem Beispiel der Prinzen folgend, ausgewandert, so daß bei mehreren der 119 Infanterie-Regimenter sämmtliche Offiziere fehlten. Außerdem waren die Korps nur unvollzählig, und die Desertion lichtete sie noch täglich; die Soldaten schlecht genähret, schlecht gekleidet, durch das Kasernenleben herunter gekommen. Allerdings hatte die gesetzgebende Versammlung dekretirt, daß 200 Freibataillone errichtet werden sollten; sie hatten sich auch ziemlich schnell formirt, allein militärische Erziehung mußte den jungen Soldaten völlig abgehen.

Die Reiterei zählte 59 Regimenter, worunter 24 schwerer Reiter. Diese waren gut beritten und geschult, doch ihnen traute man wenig. Die leichten Reiter, Dragoner, Jäger und Husaren taugten nicht viel, und die Regimenter wurden noch verschlechtert durch eine Masse von Rekruten, welche man ihnen zutheilte, anstatt aus diesen Leuten, die noch nicht reiten konnten, ganz neue Regimenter zu bilden.

Besser stand es wieder mit der Artillerie, welche 7 Regimenter zählte. Die Kanoniere waren gut geübt, und ihre Offiziere, von denen man keine Adelsbriefe verlangte, der Sache der Revolution aufrichtig ergeben. Nach dem Beispiel der Deutschen errichtete man 9 Kompagnien reitender Artillerie, welche bald sehr gute Dienste leisteten.

Zu einem gewöhnlichen Krieg, etwa mit Österreich oder dem deutschen Reich, waren diese Streitkräfte wohl hinreichend, gewiß aber nicht, um es mit halb Europa aufzunehmen. Zudem war alles Kriegsmaterial nur spärlich vorhanden, und Geld gar keines.

So verblendet über das Maaß ihrer Kräfte die Nationalversammlung sich gezeigt, so wenig hatte sie's geachtet, daß die österreichischen Truppen, wenn auch augenblicklich in geringer Zahl, doch immer kriegsgeübt blieben, weil die fortwährenden Türkenhändel für sie eine treffliche Kriegsschule gewesen.

Bereits zu Ende des Jahres 1791 waren die französischen Streitkräfte an die Gränzen vorgeschoben worden. Die Nordarmee, gegen Belgien bestimmt, befehligte Marschall Rochambeau; die Rheinarmee der Marschall

*) Gouvion St. Cyr, Mémoires.

Luckner, ein Deutscher, und die Armee des Zentrums der General Lafayette.

Auf die Kriegserklärung folgte sogleich der Angriff; ein kurzer und wenig blutiger Zusammenstoß. — Am Oberrhein begnügte man sich, die Pässe von Brundrut im Sundgau durch ein Korps unter General Custine besetzen zu lassen, nachdem sie von den Österreichern verlassen worden. — In den Niederlanden, wo der Hauptschlag geschehen sollte, hatten die französischen Soldaten alsbald ihre Anführer erschlagen (die Generale Dillon und Berthou) und waren davongelaufen, fast ohne einen Schuß zu thun. So hatte, gegen Ende April, der erste Akt des Drama's geendet.

Man weiß, welchen Eindruck das Davonlaufen der Franzosen bei Mons und Tournay auf das Ausland gemacht. Hier glaubte man die „Advokatenarmee" in Zukunft mit Reitpeitschen fortjagen zu können. In Frankreich aber klagte man die Generäle an, da sie Adeliche waren, die Armee verrathen zu haben; ja man stund nicht an, die Anklage noch höher hinauf zu tragen, so daß die Stellung des Königs kritisch, bald sogar verzweifelnd werden mußte.

Nach dem Tode des Kaisers waren die Kabinete von Preußen und Rußland bald mit dem Österreichischen einig. Friedrich Wilhelm erklärte nach dem Vertrag vom 7. Febr. zur Vertheidigung seines Bundesgenossen und der Rechte aller Monarchen, den Degen ziehen zu müssen, und Katharinall versprach hiezu alle Hilfe. Der König von Preußen erhielt die Oberleitung des Krieges und die Truppen der drei Mächte setzten sich in Bewegung nach dem Rhein und nach Polen. Doch erst nach der Krönung des Kaisers Franz II, welche am 11. März zu Frankfurt a. M. stattfand, sollten die Pläne der Koalition veröffentlicht werden.

Am Reichstag gerieth man über dies Beginnen der koalirten Mächte höchlich in Unruhe. Doch jetzt war es zu spät, dort eine eigene vaterländische Politik zu befolgen; die Reichsstände sahen sich alsobald in den Krieg verwickelt, und zur Stellung ihrer Kontingente genöthigt.

Die Kriegshandlungen selber füllten die letzten vier Monate des Jahres 1792 aus.

Während dieses Feldzugs sah man am Oberrhein, auf deutschem Reichsboden, noch keinen Feind. — Im Breisgau befehligte der Feldmarschall-Lieutenant Fürst Esterhazy ein abgesondertes österreichisches Beobachtungskorps von 10 Bataillonen und 12 Schwadronen, im Ganzen 13,800 Mann, zu denen etwas später noch die „Armee" des Prinzen Condè mit etwa 5000 Mann gestoßen.

Unsere Landsleute machten damals die erste Bekanntschaft mit den österreichischen Gränzern, von welchen die Rothmäntel jetzt noch im Andenken stehen, wegen ihrer meisterhaften Fertigkeit im Stehlen. In ähnlichem Sinne gedenkt man auch der Condéer, denn ihr absonderlicher Aufzug, und

die Exzesse der Gemeinen haben ein treffliches Seitenstück zu jenen ersten geliefert.

Käme es nur auf die Masse der Beiehlenden an, das Condé'sche Korps hätte mit Recht den Namen einer Armee verdient, denn die Generalität, der Schwarm von Adjutanten und Stabspersonen würden für hunderttausend Mann ausgereicht haben. Den Nachzug bildete eine große Zahl von Damen aller Art, fast eben so viele Abbés und andere emigrirte Priester, dann ein weitschweifiger Troß von Dienerschaft.

Man sah alte würdige Männer mit 15 Sols täglich (dies war der Sold aller Adelichen, hohen wie niedern Ranges) freudig den Dienst des gemeinen Infanteristen thun, während der größere, geworbene Haufe, dem kein gesrannter Ehrgefühl die Mahnungen des Bedürfnisses beschwichtigte, in Diebereien mit den Rothmänteln wetteiferte, häufig noch zu Raub und Gewaltthat sich verleiten ließ, so daß die Klagen der Bauern und Bürger kein Ende nahmen.

Die Theile des Korps waren: die Legion Mirabeau von 3 Bataillonen Infanterie und 6 Escadronen Kavallerie, etwa 2000 Mann; die Brigade allemande, bestehend aus den Legionen Rohan, Hohenlohe-Schillingsfürst, Hohenlohe-Bartenstein, zusammen 1000 Mann. 32 Kompagnien Infanterie noble, zusammen 1600 Mann; 7 Escadronen Kavallerie, worunter 2 Escadronen chevaliers de la couronne; 100 Mann Artillerie, denen es aber an Geschützen fehlte*). 100 Mann Garde de Police und eine Prevôté von 50 Mann.

Im Ganzen haben diese Auswanderten das Loos Aller getheilt, welche unter den Fremden gegen ihre Brüder fochten. Überall waren sie schlecht angesehen, für die Heerführer der Verbündeten oft eine Verlegenheit. Mit dem Namen der „Aristokraten" wurden sie gewöhnlich bezeichnet, während man die französischen Soldaten im Dienste ihres Vaterlandes „Patrioten" nannte. — Einige kleine Züge schon malen die Stimmung des Volkes bei uns gegen jene ersteren. — Als der Prinz Condé im Frühjahr 1792 durch Dinglingen fuhr, und sich gegen die Umstehenden verbeugend aus dem Wagen lehnte, riefen diese ihm ein vive la nation entgegen. — Etwas später kamen einige Condéer Offiziere nach Lahr, dort auf dem Amthause die Uniformen von Austretern ihres Korps abzuholen, allein die Lahrer, unter bekanntem revolutionärem Rufe, nöthigten die Offiziere den Deserteuren die Kleidungsstücke zurückzugeben. — Doch scheinen jene Lahrer Bürger niemals vergessen zu haben, was sie dem Reiche schuldig, wenigstens wußte Prinz Karl von Lothringen, welcher eine zeitlang als östreichischer General in der Stadt lag, das Benehmen der Einwohner nur zu loben; das allein mißbilligte er, daß man öffentlich, und stets unter großem Beifall die Carmagnole tanzte.

*) Wegen Überlassung einiger Haubitzen hatte der Prinz Condé sich an die baierische Regierung gewendet, war aber abschlägig beschieden worden.

Die Rolle Badens, welches mit den meiſten Reichsgliedern am Kriege noch nicht theilgenommen, beſtand vorerſt in der Sorge für öffentliche Sicherheit, zu welchem Ende die Füſilierbataillone an die Rheinſtationen verlegt wurden.

Auch die Operationen der Eſterhazy'ſchen Armeekorps hatten ſich auf Märſche und Gegenmärſche beſchränkt, welche, wie es ſcheint, nur in der Abſicht unternommen wurden, die Franzoſen über den Zweck und die Stärke dieſer Heeresabtheilung im Ungewiſſen zu erhalten.

Bekanntlich war es die große Abſicht der koaliſirten Mächte, mit der Armee des Zentrums, unter der Anführung des Königs von Preußen und des Herzogs von Braunſchweig*) gerade auf Paris los zu gehen, und dort dem ganzen Unweſen ein kurzes Ende zu machen.

Am 30. Juli waren die Preußen vom Rhein bei Koblenz abgerückt, dem linken Moſelufer entlang marſchirt, und hatten am 12. Auguſt bei Konfarbrück den franzöſiſchen Boden betreten. Den rechten Flügel der verbündeten Armee bildete ein öſterreichiſches Korps von etwa 18,000 Mann unter Feldzeugmeiſter Clerfayt, welches bei Luxemburg und Namür aufgeſtellt war. Ein öſterreichiſches Korps von 24,000 Mann unter dem Feldzeugmeiſter Fürſten von Hohenlohe-Kirchberg ſtand bei Schwezingen, und eine Heeresabtheilung von 13,000 Mann unter Feldm.-Lieut. Graf Erbach bei Philippsburg, beide formirten den linken Flügel der Hauptarmee. Mit dieſen verhältnißmäßig ſo geringen Streitmitteln hoffte man ein großes Land wie Frankreich im Sturmſchritt wegnehmen zu können.

Nachdem ein Anſchlag auf Landau, wo Condé Einverſtändniſſe zu haben vorgab, mißlungen, und die preußiſche Hauptarmee vorwärts gezogen war, verließen die öſterreichiſchen Abtheilungen des linken Flügels das jetzige badiſche Gebiet, um an die Saar und Moſel zu rücken, ſo daß zur Huth ſehr anſehnlicher Magazine in Speier nur etwa 3000 Mann unter Oberſt Winkelmann zurückblieben. — Das war denn doch eine zu ſtarke Verlockung. — Der franzöſiſche General Cuſtine, welcher mit 13,000 Mann bei Landau ſtand, ward beauftragt, einen Streich gegen Speier zu unternehmen, den er auch vollführte. Am 30. September erſchienen die Franzoſen unverſehens vor der Stadt, ſo daß der größte Theil der Beſazung keinen Ausweg mehr hatte, als zu kapituliren. Die reichen Vorräthe wurden nach Landau geſchafft, und dem Domkapitel ſtarke Brandſchazung auferlegt; alsdann wendete Cuſtine ſich nach Worms, welches gleichfalls kapitulirte, hierauf nach Mainz. Die wichtigſte deutſche Feſtung am Rheinſtrom ergab ſich dem Feinde am 21. Oktober ohne Schwertſtreich, einem Feind, welcher in ſeinem ganzen Troß nicht ein Stück Belagerungsgeſchüz bei ſich gehabt.

*) Ihre Stärke war: Preußen, 47 Bat. 70 Schwad. zuſ. 51,000 Mann, — Heſſen unter perſönlicher Anführung des Kurfürſten 10 Bat. 11 Schwad. zuſ. etwa 9000 Mann; — Kurmainzer 2000 Mann Infanterie; — 12,000 franzöſiſche Emigres.

Kaum hatten die Franzosen in Mainz ihren Einzug gehalten, als sogleich politische Klubs sich bildeten und ein Volksregiment der neuen Art. Man sprach von einer „rheinischen, oder einer Rheno-gallischen Republik", wie früher auch von einer „schwäbischen" viel geredet und verhandelt worden. Ohne Aufenthalt ward sofort General Neuwinger mit einer Abtheilung gegen Frankfurt entsendet, und auch die Stadt der Kaiserkrönung fiel am 23. im fremdes Hände. Von Frankfurt aus verbreiteten die Franzosen sich zwischen Main und Lahn bis Weilburg und Limburg, überall Kontributionen erhebend und die Revolution verkündigend. Dies war die Morgengabe der jungen Republik dargebracht von einem ihrer improvisirten Feldherren, welcher bisher höchstens ein Bataillon befehligte. Das Jahr darauf umhalste die Guillotine den nicht mehr glücklichen General, ein Loos, das noch so manchem seiner Nachfolger beschieden sein sollte.

Während dieser Ereignisse am Rhein aber hatte zwischen den Kreidehügeln der Champagne die weltgeschichtliche Entwicklung statt gefunden. Im Siegesflug war das preußische Heer dahin gezogen. Am 23. August hatte die Veste Longwi, am 1. September Verdun sich ergeben. Nur Thionville, von Felix Wimpfen vertheidigt, leistete ernstlichen Widerstand. Die Österreicher unter Clerfayt, hatten sich mit dem König vereinigt; dagegen befehligte an Lafayettes Stelle jetzt Dümouriez die Armee des Zentrums. Der neue Führer hatte dieselbe in den Engnissen des Argonner Waldes der koalisirten Armee entgegengestellt. Doch die Defilern wurden genommen, und Dümouriez in sein Lager von St. Menehould eingeklemmt, abgeschnitten von Chalons und von Paris, wohin die Koalisirten in fünf Tagmärschen gelangen konnte. Jetzt aber, im entscheidenden Augenblick, überkam Unschlüssigkeit die deutschen Feldherren. Der König von Preußen wendete sich gegen Kellermann, der den Marschall Luckner ersetzt hatte, und seitwärts bei Valmy stand, nur durch eine einzige schlechte Kommunikation über Vitry mit Dümouriez verbunden. Zweimal hatte der König seine Kolonnen zum Angriff formirt, und jedesmal sie wieder in die Linie rücken lassen. Der Tag endigte mit einer nutzlosen Kanonade. Am Morgen schloß man einen Waffenstillstand, um bald darauf den Rückzug anzutreten. — „Mehrmals, sagt der Marschall St. Cyr, hatte ich Gelegenheit das Gelände zu durchwandern, welches man Kellermann hatte einnehmen lassen. Wenn ich mir dann zurückrief, was unsere Truppen zu jener Zeit gewesen, war es mir stets unbegreiflich, wie man sie in einem so sehr ungünstigen Terrain blos stellen mochte. Noch nie mußte die Unabhängigkeit Frankreichs in größerer Gefahr schweben, und wenn man keine Wiederholung der Niederlage von Mons erlebte, so hatte dies keinen andern Grund, als weil der Feind weder die Geschicklichkeit seiner Generale, noch die Überlegenheit seiner Truppen sich zu Nutz machen wollte."

Allerdings waren bedeutende Veränderungen im Innern Frankreichs vor-

gegangen. Schon das Anrücken der Preußen, verbunden mit dem unglücklichen Manifest, welches in Koblenz entworfen, zu Paris im Kabinet des Königs berathen, und kaum begreiflicher Weise vom Herzog von Braunschweig unterzeichnet worden, schon diese Schritte hatten die furchtbaren August-Ereignisse herbeigeführt, die königliche Familie zu Paris in's Gefängniß gebracht, und, man wird nicht zu viel sagen, sie hatten die Armeee um hundert Bataillone Freiwilliger verstärkt. Allein die Lage Ludwigs XVI war seit sechs Wochen bekannt und die Armeen unter Dümouriez und Kellermann, obwohl an Zahl ihren Feinden etwas überlegen, diesen dennoch in die Hand gegeben, wenn sie nur wollten. Darum konnte es nur die Stimme des Verhängnisses seyn, welche die Entschlüsse des Königs von Preußen geleitet. So vollständig war das Umschlagen seiner Gesinnungen, daß in dem Vertrage wegen Auswechslung der Gefangenen, die Emigranten nicht einmal mit begriffen wurden, so daß diese jetzt Alle kaum Worte zu finden wußten, für ihren Unmuth über den König, den sie bisher in den höchsten Himmel erhoben. — Zu Paris hatte die Nähe der Koalisirten völlig die Wuth des Volkes entzündet, die jüngste Verfassung mit ihrem Schein vom Königthum wurde zertrümmert, die reine Republik ausgerufen.

Der Nationalkonvent, vom Schwindel ergriffen, foderte nun zum Kampf auch England und die Generalstaaten. Zugleich (16. und 19. Nov.) erließ diese Versammlung ein Dekret, dem bald (15. Dezember) noch ein zweites folgte, worin allen bestehenden Verfassungen ein Kampf auf Leben und Tod angesagt ward. „Wo die französischen Waffen hingetragen würden, brächten sie den Völkern Friede und Hilfe, Brüderschaft, Freiheit und Gleichheit; sie würden die Souveränität des Volkes verkünden, und alle Einrichtungen für aufgehoben erklären, welche nicht aus dieser Quelle entspringen."

Die preußische Armee war indessen, vom Feinde unbeirrt durch das Luxemburgische an den Rhein zurückgegangen; hatte dann das Custin'sche Korps wieder vom rechten Ufer des Stromes vertrieben, und hierauf die Winterquartiere bezogen. Die Österreicher unter Clerfayt waren nach den Niederlanden gerückt in die Verschanzungen von Jemappes wo ihnen Dümouriez die bekannte Schlacht lieferte, in deren Folge ganz Belgien den Franzosen zufiel. Auch im Süden hatten diese Eroberungen gemacht, Savoyen und die Grafschaft Nizza der neuen Republik einverleibt. — So hatte das erste Kriegsjahr geendet; und während die ermüdeten Soldaten in den Winterquartieren sich erholten, sah man das alte Reichsgebäude an zwanzig Ecken von den Flammen der Revolution umzüngelt.

Der Reichskrieg.

Mit innerstem Widerstreben nur (und wer wollte sie darum tadeln) sahen die Reichsstände sich durch die trübe und eigensüchtige Politik der Großmächte, in den beginnenden Kampf mit Frankreich verwickelt. — Doch Nichts thun, und wenn das nicht ging, so wenig thun als möglich, blieb nun einmal das herrschende Prinzip; ein Geschehenlassen war alles, was man der heranrollenden Zeitwoge entgegen zu setzen wußte; doch, ihr Maaß war voll, und ihre Tage gezählt.

Bereits unterm 1. September 1792 hatte die kaiserliche Kommission am Reichstag das förmliche Begehren gestellt zur Kriegserklärung gegen Frankreich. Man verlangte das dreifache Kontingent, und beantragte den Widerruf aller Gebietsabtretungen an Frankreich seit dem westphälischen Frieden. Das Wort war groß, aber seine Aufnahme wie zu erwarten. Man setzte die Berathung fest auf den 22. Oktober. Unglückliche Wahl, denn es war das „Morgen“ des Tages, an welchem Mainz, der Sitz des ersten Reichsfürsten, den Reichsfeinden zufallen sollte. Dem

Kurfürsten von Hannover aber schien der Termin zu kurz anberaumt. Dennoch hatte der Reichstag einstweilen diejenigen Kreise, welche über Truppen, verfügen konnten, aufgemahnt, den bereits bedrohten Kreisen zu Hilfe zu eilen. Vom Kaiser ward der Reichstag in Kenntniß gesetzt, daß außer den Truppen, welche er in seiner Eigenschaft als König von Ungarn und Böhmen gegen Frankreich bestimmt habe, von ihm noch 20 Bataillone Infanterie und 12 Divisionen (zu 2 Schwadronen) Reiterei in die Gegend von Nürnberg beordnet worden seyen, als der Kern der zu bildenden Reichsarmee. Am 23. November endlich erließ der Reichstag sein Gutachten, worin das Triplum des Kontingentes und die Zahlung von 30 Römermonaten*) dekretirt wurden. Drei Tage nachher erklärte auch der König von Preußen, daß er als Kurfürst von Brandenburg noch eine zweite Armee an den Rhein senden werde. Das Gutachten wurde genehmigt und am 22. Dezember zum Reichsschluß, oder Reichsgesez erhoben, beinahe 7 Monate, nachdem die Franzosen durch die Besazung des Bisthums Basel die ersten Feindseligkeiten wider das Reich verübt.

Es war dies die lezte Kriegserklärung, welche das mächtige und einst so gefürchtete deutsche Reich erlassen sollte, und darum mögen die wesentlichsten der übrigens wenig verbreiteten Aktenstücke hier einen Plaz finden.

I. Beschluß des Kurfürstenrathes.

„Nachdem man im kurfürstlichen Kollegium das am 7. September abhin zur öffentlichen Diktatur gelangte kaiserliche allergnädigste Hofdekret vom 1. des nemlichen Monats zur Berathung gezogen hat; so ist dafür gehalten und beschlossen worden, daß Ihro röm. kaiserlichen Majestät für die reichsoberhauptliche Sorgfalt, welche Allerhöchstdieselbe für die Sicherheit und Erhaltung des deutschen Vaterlandes hiebey preiswürdigst tragen, der allerunterthänigste Dank zu erstatten, und weil die vor Augen liegende, und täglich mehr zunehmende Gefahr des Reichs keinen Verschub in der vereinigten Zusammensetzung des Reichs-Wehr und Vertheidigungsstandes erleide, einstweilen inseweit, und mit Vorbehalt des hiernächst noch zu erstattenden umständlichen Gutachtens auf die in dem allerhöchsten Hofdekrete vorgelegte mehrere Punkte der Antrag dahin zu machen sey, daß zur schleunigen Befreiung und Rettung der auf so manche Art bedrängten Reichskreise und Stände so, wie zur Defension der noch fernere bedrohten Reichslande und überhaupt zur völligen Sicherheit des gesammten Reichs und seiner Gränzen, in Gemäßheit des bestehenden allgemeinen Reichs-Verbandes, und der insbesondere itzo eintretenden gemeinsamen Reichsgarantie das Triplum des Reichs- und Kreis-Militärs nach dem Fuß der für dermalen wiederum anbefohlenen und im Reichsgutachten vom 30. August 1681 für einen jeden der gesammten Reichskreise einverständlich angenommenen Repartition mit guter wohlgerüsteter Mannschaft auf das unverzüglichste von allen Reichskreisen und Ständen herzustellen, mit Proviant so, wie überhaupt mit aller Nothdurft und Erforderniß wohl zu versehen, und an Ihro kaiserliche Majestät und

*) Wie bereits angeführt, betrug ein Römermonat 4 fl. für jeden zu stellenden Fußknecht, und 12 fl. für den Reiter.

„an das hiernächst anzuordnende Reichs-General-Commando (dessen Bestimmung jedoch „für dermalen eben so, wie dessen eigene Verpflichtung für kaiserliche Majestät und das „Reich, Allerhöchst-Ihro andurch überlassen werde) anzuweisen sey, um alle diese Reichs- „und Kreistruppen ohne Aufenthalt und Ausnahme nach erheischender Nothdurft und „Sicherheit des deutschen Vaterlandes an bestimmende Orte und Ende anziehen zu lassen „Zu wessen desto wirksamerer Erzielung dann auch dasjenige, was zu dieser eilenden „Anstalt annoch weiters gehörig ist, oder sonst der Dienst der Armee und das allgemeine „Beste dringlich erheischet, Ihro kaiserlichen Majestät und Allerhöchst-Ihro provisorischen „Vorkehre nach Maas der schon bestehenden und noch anwendbaren vordern gesetzlichen „Anordnungen anheimzustellen, und alles dieses sofort Mittels eines einstweiligen Reichs- „gutachtens an kaiserliche Majestät auf das schleunigste einzubefördern, zugleich aber auch „diesem das ehrerbietigste Ersuchen um die ungesäumte Erlassung der erforderlichen „reichsoberamtlichen Ausschreiben an die sämmtlichen Kreise mit dem Anhange allerunter- „thänigst noch beizufügen wäre, daß Allerhöchstdieselbe geruhen wollen, sowohl hievon „als auch von den übrigen in oberwähntem Maas ergehenden weiteren Vorkehrungen „von Zeit zu Zeit dem versammelten Reiche die allergnädigste Mittheilung zugehen „zu lassen."

Ziemlich gleichlautend hiemit sind die Beschlüsse II und III des Fürsten- und des Städterathes. — No. IV, das hieraus gebildete Reichsgutachten, wiederholt wörtlich den Inhalt des Kurfürstenbeschlusses.

Unterm 22 Dezember erfolgte hierauf No. V das kaiserliche Ratificationsdekret:

Sr. Römisch Kaiserl. Maj. wollen die unzähligen Gewaltthätigkeiten bey der allgemeinen Notorietät derselben, nicht wiederholen, welche Deutschland und dessen Angehörige seit den im Monate August des Jahrs 1789 ergangenen berüchtigten französischen Dekreten bis jetzt, auf eine unter Staaten beyspiellose Weise, durch die Völkerrechtswidrigsten Handlungen erlitten haben, und die endlich die Langmüthigkeit des Reichs reitzen müssen, ebengedachtes allerunterthänigste Gutachten an das Reichsoberhaupt zu erlassen. Allerhöchst Sie erkennen mit dem geneigtesten Dank nicht nur den ganzen Werth desselben, und der dadurch von Churfürsten, Fürsten und Ständen, und ihren darzu mitwirkenden fürtrefflichen Räthen, Botschaftern und Gesandten dem deutschen Vaterlande erwiesenen Reichspatriotischen Anhänglichkeit und Treue, sondern bezeugen auch noch besonders Ihr eigenes allergnädigstes Wohlgefallen über die zutrauensvolle Erklärung, mit welcher Churfürsten, Fürsten und Stände sowohl die Bestimmung des Reichs-General-Commando, als auch die weitere Anordnung anderer Maaßregeln Allerhöchst-Ihrer reichsväterlichen Sorgfalt übertragen hätten.

Kraft der von Sr. Majestät beschwornen Wahlcapitulation liege es Ihnen ob, und schon aus dem Begriffe eines Oberhauptes folge es, alle und jede Reichsglieder, unmittelbare oder mittelbare, nach Kräften zu beschützen, derer aber nun mehrere, theils dem despotischen Drucke neuphilosophischer Machtsprüche, theils allen andern Arten von Gewaltthätigkeiten unterlägen, und das unglückliche Opfer derselben geworden seyen. Höchstihnen liege es kraft Wahlvertrags ob, einen jeden bey seinem Stande und Wesen zu erhalten, und nichts zu gestatten, wodurch die öffentliche Ruhe gestört oder der Umsturz der deutschen Reichsverfassung befördert werde; da es hingegen anderer Seits als eine Wohlthat für die leidende Menschheit, als ein unsterbliches Verdienst gepriesen werde, alle Unterthanen wider ihre verfassungsmäßige Obrigkeiten aufzuwiegeln, und die bisherigen Bande der gesellschaftlichen Ordnung aufzulösen, ja ohne weitere Rücksicht auf die verschiedenen Gemüthsarten der Bewohner und andere theils physische theils politische Einflüsse, durch alle Arten von Machinationen selbst gegen den freyen Willen sich glücklich fühlender Unterthanen alle europäische Staatengesellschaften in eine Regie-

rungsform umzuschaffen, obgleich selbst diese erst seit einigen Monaten im Reiche der Neuerungen unter einem Sturme der heftigsten Leidenschaften ihre Existenz erhalten habe, und alle nach einem Ideale zu organisiren, das noch zur Zeit weder vollendet noch weniger aber durch seine innere Güte aus Mangel einer beruhigenden Erfahrung als das Muster politischer Glückseligkeit, im Gegentheil als eine Quelle viel anarchischen Uebel erprobt sey. Allerhöchst-Ihnen liege es vermög Wahlvertrags ob, allen Fleiß zu verwenden, daß die Reichszugehörden erhalten würden; aber viele davon, beynahe ganze Kreise seyen bereits in Feindes Händen und stehen ohne eine nachdrückliche gemeinsame Gegenwehr in Gefahr, durch Aufwiegelungen und Waffen auf immer, nach des Feindes selbst eigenen lauten Aeußerungen, vom deutschen Reichskörper abgelöst zu werden. Und Sr. kaiserl. Maj. als des gesetzlichen Vollstreckers aller Reichssatzungen übernommene und ausdrückliche Pflicht sey es, namentlich den Landfrieden, und die gegen innere sowohl als auswärtige Feinde gerichtete Reichsexecutionsordnung zu handhaben von welchen das in der gegenwärtigen dringenden Noth abgefaßte Reichsgutachten als ein verfassungsmäßiger Ausfluß anzusehen sey; Allerhöchst Sie fänden daher keinen Anstand, erwähntes in einer solch patriotischen und gesetzmäßigen Entschließung zur schleunigen Befreyung und Rettung der auf so manche Art bedrängten Reichskreise und Stände, zur Defension der noch ferners bedrohten Reichslande, und überhaupt zur völligen Sicherheit des gesamten Reichs und seiner Grenzen abgefaßtes Reichsgutachten nach seinem ganzen Inhalte allergnädigst zu genehmigen, und eben dadurch demselben kraft kaiserlicher Autorität die Wirkung eines allgemeinen verbindlichen Reichsschlusses beizulegen ꝛc. ꝛc.

No. VI war die kaiserliche Aufmahnung an die kreisausschreibenden Fürsten.

No. VII das kaiserliche Einberufungsmandat an alle Reichsunterthanen, welche zur Zeit in Diensten des Feindes stehen sollten.

No. VIII das kaiserliche Verwarungsmandat gegen Lieferung von Kriegsmaterial an den Feind.

Wie ernst und feierlich all dies ausgesprochen worden, es waren für das damalige deutsche Reich der Worte noch nicht genug. Nachdem an der ganzen Westgränze des Reiches schon wochenlang die Luft vom Kanonendonner erzittert, hatte man sich unterm 23. März 1793 zu einem allerletzten Gutachten vereinigt, dem am nächsten 30. April wieder die kaiserliche Ratification folgte.

Dekretirt war endlich die Armee, aber gewaltig viel fehlte, daß die 120,000 Mann wirklich auf die Beine kamen, oder daß der Geldbetrag in die Reichs-Operationskasse geflossen wäre. Zunächst stritt man sich wieder über den Austheiler. Der Gesammtbetrag eines Römermonates ward von 128,000 fl. herabgesetzt auf 50,000 fl. Aber von den 1,500,000 fl. welche hiernach bezahlt werden sollten, wurden wieder nur 1,280,000 flüssig.

Auch andere böse Vorzeichen machten sich bemerklich; so war Baiern daran, einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich abzuschließen und konnte nur durch die nachdrücklichsten Vorstellungen von Seiten des Reichskanzlers davon abgebracht werden.

Aber auch bei gutem Willen waren viele Reichsstände gar nicht mehr in der Lage gleich Truppen marschiren lassen zu können. Dies hatte den Kaiser zur

Garde du Corps.

1772.

Errichtung einer „Reluitionskasse“ bewogen, wohin für jeden zu stellenden Infanteristen 100 fl. und für jeden Reiter 300 fl. bezahlt werden sollte.

Mit dem Geld dieser Kasse wollte man 4500 Darmstädter in den Sold des Reichs nehmen, dann 1800 französische Emigranten unter Prinz Rohan und 1200 weitere unter Dümouriez.

Überhaupt hatte in dem Jahr 1793 der Krieg die Form eines mittelst „Subsidien“ geführten Unternehmens erhalten.

England war jetzt die Seele der Koalition geworden, denn der Nationalkonvent hatte unterm 1. Februar dem König des Inselandes, wie dem Statthalter der Niederlande förmlichen Krieg erklärt, so auch am 7. März der Krone Spanien.

Ueberall, wo es anging, war England bedacht, Verträge zu schließen, über Stellung von Truppen zum Krieg wider Frankreich, gegen „Subsidien“, das heißt, gegen Ersatz der Kosten und noch einigen baaren Überschuß. Aber auch überall, wo es angieng, war dies Geschäft noch Anlaß zu weiteren Verträgen, welche dem Handel und der Schiffahrt Brittanien's große Vortheile zuwenden mußten, oder wenigstens Begünstigungen gegenüber anderen handeltreibenden Nationen. So erscheinen die ungeheuren Summen, welche jenes Handelsvolk zum Krieg aufgewendet, doch nur als ein Anlagekapital zur Förderung seines eigenen materiellen Wohlstandes.

Von solcher Art war der Vertrag England's mit Sardinien, welches versprach, während des Krieges eine Armee von 50,000 Mann auf den Beinen zu erhalten, wogegen England jährlich eine Subsidie von 200,000 Pfund Sterling zu zahlen sich anheischig gemacht.

Dann ein ähnliches Übereinkommen mit Spanien, mit Portugal, mit Neapel. Doch die ernsteste Seite hatte das Übereinkommen mit Rußland, welches dem gierigen Inselvolk einen Brocken vorwarf, um dann bei seinen Absichten gegen Polen freie Hand zu behalten. Denn dieser Vertrag war der erste Schritt England's nach seinem unverrückten Ziel, während des eigenen Krieges, auch den Handel der neutralen Staaten zu vernichten.

In Deutschland hatten die Engländer vorerst nur Soldaten zu holen. Handel und Seefahrt dieses Reiches machten ihnen noch keine Sorge. Unterm 4. März nahm England von dem Kurfürsten von Hannover ein Korps von 15,000 Mann in Sold, dem später (1794) noch 5000 Mann beigefügt wurden. Den 10. ward zu Kassel ein Vertrag abgeschlossen, wonach es 8000 Hessen, später 12,000, in Sold nahm, gegen eine Subsidie, bestehend in einmaliger Zahlung von 80 Kronen Banko für jeden Reiter, und 50 für den Infanteristen, dann während 3 Jahren einer jährlichen Zahlung von 225,000 Kronen.

Auch mit dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden schloß England einen Subsidienvertrag wegen Stellung von 750 Mann, unter den gleichen Bedingungen wie mit Kurhessen. Eben so ward mit dem Landgrafen von Hessen-

Darmstadt ein Übereinkommen getroffen, wonach dieser Fürst 3000 Mann in englischen Sold gab.

Aber was in den Tagen Ludwigs von Baden oder Eugens von Savoyen noch ausgeführt worden, kam jetzt nicht mehr zu Stande, das ist ein deutsches Reichsheer. Wohl ernannte man den Prinzen von Koburg zum Reichs-Feldmarschall, allein die Kontingente der einzelnen Stände wurden der österreichischen, oder der preußischen Armee zugetheilt.

Es wird nicht überflüssig seyn, hier nochmals zu erinnnern, daß in den vorliegenden Kreisen die Stände ihrer Heerpflicht gegen das Reich Genüge thaten, durch die Stellung der Kreiskontingente.

Der schwäbische Kreis unterhielt damals 4 Infanterie-Regimenter, 1 Grenadierkorps und 2 Reiter-Regimenter (1 Regiment Küraßiere 1 Reg. Dragoner). Die Artillerie wurde theilweise nach besonderer Vereinbarung gestellt, und zwar wie früher von Würtemberg und von Ulm.

Außer der Betheiligung bei dem Kreiskontingente hielten die Reichsfürsten noch besondere „Haustruppen."

Von diesen Haustruppen wurden häufig einzelne Kompagnien, oder ganze Bataillone den Kreisregimentern zugetheilt, wenn diese beweglich gemacht werden sollten.

Das markgräfl. badische Korps bestand aus folgenden Abtheilungen: Garde du Korps (Dragoner) im Frieden 60, auf dem Kriegsfuß 100 Mann.

Eine Schwadron Husaren von 100 Mann; zu Karlruhe und Rastatt in Garnison. Die Husaren hatten in Friedenszeiten den Dienst von Landreitern oder Gensdarmen zu versehen, in denjenigen Stücken, welche sich auf die Handhabung der Sicherheitspolizei bezogen. Es läßt sich gewiß nicht verkennen, daß solch stetes Bereiten aller Wege und Stege des Landes, bei Tag und bei Nacht selbst in rein militärischer Hinsicht viel Gutes haben mußte.

Das Leibregiment, aus 1 Grenadier- und 1 Musketier-Bataillon bestehend, im Frieden 1000, auf dem Kriegsfuß 1200 Mann zählend. Garnison Karlsruhe. Zwei Füsilierbataillone. 1tes Bataillon Erbprinz, Garnison Durlach. 2tes Bataillon Rastatt, Garnison daselbst.

Kanoniere 100 Mann.

Invaliden 300 Mann; zu Bühl, Steinbach, Ettlingen, Stein, Durlach und Pforzheim garnisonirt.

Gleich zu Anfang des Krieges beschäftigte man sich mit der Aufstellung einer Landwehr, oder eines Landaufgebotes. Dieselbe sollte aus den waffenfähigen ledigen Leuten von 19 bis 50 Jahren gewählt seyn. Jedes „Amt" (mit Ausnahme der überrheinischen) hatte eine Kompagnie zu stellen. Die Wehrmänner der unteren Markgrafschaft waren in drei Brigaden getheilt, jede von 3000 Mann. — Die Städte lieferten besondere Kontingente, woraus ein Korps von 1700 Mann formirt ward.

Aus den Landleuten des Beurerthales hatte man eine Schützenkompagnie errichtet, und eine gleiche aus dem sämmtlichen hiezu brauchbaren Forst- und Jagdpersonal.

Von dem ertheilten Artikelsbrief soll hier nur angeführt werden, daß Prügelstrafe für die Landwehrmänner untersagt war, und daß alle Vergehen so viel wie immer möglich, zur Aburtheilung vor den ordentlichen Richter gebracht werden sollten.

Dem Major Medicus von den Husaren war die Einrichtung des Ganzen übertragen, und nach den vorhandenen Berichten ist nicht zu verkennen, daß die Bevölkerung dem Vertrauen, was man in sie gesetzt, mit Bereitwilligkeit entgegengekommen. Es ward viel und eifrig exerziert, und nach kurzem waren Kompagnien dienstfähig *).

Das Kontingent in der oberen Markgrafschaft war dem Aufgebot des

---

*) Folgendes der Austheiler in der unteren Markgrafschaft.

Namen der Ämter.	Zahl der Mannschaft.
Karlsruhe	345
Durlach	233
Stein	288
Pforzheim	335
Ettlingen	264
Rastatt	455
Baden	178
Yberg	578
Grafschaft Eberstein	285
Frauenalb mit Ersingen und Bilfingen	237
	9000

Stadtaufgebot.

Namen der Städte.	Zahl der Mannschaft.
Karlsruhe	305
Mühlburg	40
Durlach	245
Pforzheim	375
Ettlingen	170
Rastatt	265
Kuppenheim	55
Baden	190
Steinbach	65
	1700

In Reserve blieben waffenfähige Leute aus den Ämtern 5851 Mann; aus der Städten 3700.

Nachstehende Liste der zwölf Kompagniekommandanten der 2. Brigade hat vielleicht für die Familien der Genannten Interesse. Es waren: Zollinspektor Odenwald zu Ettlingen, Amtsaktuar Bossi, Buchhalter Wenkenbach, Theilungskommissär Siegel, Amtsaktuarius Eisenlohr zu Pforzheim, Forstkandidat Leibler, Ingenieur Ludwig zu Rastatt, Theilungskommissär Hennig daselbst, Buchhalter Sievert daselbst, Scribent Rösler daselbst, Schüz daselbst, Leuchsenring daselbst.

Brigade-Adjudanten waren: I. Oberamtsaktuar Cnefelius zu Karlsruhe. II. Ingenieur Müller, III. Ingenieur Wieland.

gesammten Oberlandes zugetheilt. Hiezu stellte Baden 6000 Mann, Fürstenberg desgleichen 6000, das Breisgau und der Schwarzwald 16,000.

Die Stadt Freiburg hat für sich allein ein Korps von 522 Mann gebildet, worunter eine Kompagnie Scharfschützen von 160 Mann. Kommandant war der Stadtrath Galura. Auch eine Anzahl Studenten nebst den Professoren Merdens und Albrecht hatten sich einschreiben lassen.

Eine eigenthümliche Frage, welche wieder die Zeitverhältnisse treffend bezeichnet, ergab sich fast überall bei der Aufstellung der Landwehr, die Frage nämlich der Bewaffnung. In den Händen der Landleute befanden sich nirgends die genügende Zahl der Schießwaffen. Nun aber gab es unter den Beamten allerwärts viele, welche der Ansicht waren, daß es schon gut und löblich, wenn der Bauersmann zur Vertheidigung des Landes aufstehe, aber tüchtige Waffen ihm anzuvertrauen, habe doch seine bedenkliche Seite. Wirklich hatte man auch hie und da den Landleuten zugemuthet, mit Stöcken zum Exerzieren zu kommen, wozu diese allerdings nicht gern sich bequemten.

Als gegen Ende des Jahres die Linien bei Weissenburg von den Franzosen durchbrochen wurden und feindliche Einfälle in das Land jeden Augenblick zu befürchten standen, besetzte man die Rheinorte mit starken Abtheilungen des Landaufgebotes. Diese wurden alle fünf Tage gewechselt, und die Ablösenden übernehmen auch die Waffen der Abgelösten. Im darauf folgenden Jahr hatte übrigens im Badischen das ganze Aufgebot ordentliche Wehr.

Der Feldzug von 1793.

Zu Ende Januars hatten am Rhein die größeren Kriegshandlungen für dieses Jahr völlig aufgehört. Häufiger als gewöhnlich war die kurze Rast der Winterquartiere unterbrochen worden, durch das Gezänke der Vorposten oder durch einzelne Handstreiche, wie der Überfall des französischen Postens zu Höchst auf den Dreikönigstag, oder die feindlichen Übergangsversuche in der oberen Markgrafschaft Baden. — Mit unheimlichem Gefühl sah das Volk der Deutschen dem Verlaufe der Revolution zu, so wie den Vorbereitungen zum neuen Feldzug, und die allgemeine Beunruhigung konnte nur noch vergrößert werden, als nun auch die abgemachte Theilung des polnischen Reiches bekannt geworden.

Bis zur Verurtheilung des Königs war im Nationalkonvent zu Paris

noch immer derjenigen Partei das Wort geblieben, welche dem Wahn lebte, es werde ihr vergönnt seyn, die neue Staatsform zum Wohl des Ganzen ausbilden zu können, auf der Grundlage von Vernunft, Sittlichkeit und Mäßigung. Doch nur zu bald sollte offenbar werden, daß jenen Händen die Gewalt entronnen sey und übergegangen an die finstersten Mächte der Verneinung. Sie sollten sie jetzt schauen die Revolution in ihrer ganzen Furchtbarkeit; wie sie fesellos hinschreite über das Haupt des Königs, die Raserei vor sich herpeitschend, Vernichtung unter ihren Tritten, und das Entsetzen im Gefolge. Denn binnen kurzem war durch die vereinigten Seemächte die Schifffahrt, der Handel Frankreich's zu Grund gerichtet, der Gewerbsfleiß gelähmt, der Geldmangel aufs Äußerste gestiegen. Bei der Sperre aller Gränzen mußten die öffentlichen Vorräthe zusammenschmelzen und der drohende Hunger sein verzweifelndes Haupt erheben. Verdächtig war bald jeder, der noch etwas besaß, und das Fallen der Köpfe aller Verdächtigen das tägliche Ergötzen des verwilderten Volkes.

Gewiß wäre es eine schöne Aufgabe für die alliirten Mächte gewesen, den Drachen niederzuwerfen, und die offenen Thore des Abgrundes wieder zu schließen. Aber die Selbstsucht saß unter den Räthen der Fürsten, der gegenseitige Argwohn mußte den Keim des Mißlingens in ihr Beginnen legen.

Zu Frankfurt hielt man unter Vorsitz Friedrich Wilhelms II am 6. Februar eine Kriegskonferenz, welcher der Herzog Friedrich von Braunschweig-Öls anwohnte, dann der kaiserliche Feldmarschall Prinz von Koburg und der Feldzeugmeister Fürst von Hohenlohe-Kirchberg. Hier war man übereingekommen, daß Prinz Koburg zuerst den Feind vom rechten Ufer der Maas vertreiben, und das belagerte Maastricht entsetzen solle; ein preußisches Korps unter dem Herzog Friedrich werde dabei mitwirken, so wie das hannöverische Kontingent. Wenn dies erreicht sey, sollten hier die Operationen einstweilen eingestellt bleiben, bis Mainz gefallen, dessen Belagerung inzwischen durch das preußische Hauptheer unternommen werde. Zu dem Ende sollte die Armee unter dem regierenden Herzog von Braunschweig den Rhein zwischen Bacharach und Rheinfels überschreiten, die Franzosen aus ihrer Stellung zwischen Bingen und Kreuznach vertreiben, über den Hundsrück und den Alzeyer Gau gegen Frankenthal und Worms dringen, um den Feind von Mainz abzuschneiden und seine Truppenschnur am Rhein zu sprengen. Alsdann werde der k. k. General der Kavallerie Graf Wurmser mit seinem Armeekorps den Rhein bei Mannheim passiren, die geschlagene feindliche Rheinarmee gegen die preußische hindrücken, oder den Gegner hinter seine Linien an die Lauter zurückwerfen. Zum Schutze der Belagerungsarmee vor Mainz sollte ein Beobachtungsheer gebildet werden, zu welchem Prinz Koburg, sobald er an die Maas vorgedrungen, 15,000 Mann hergeben wolle.

Man ſieht, daß das ganze Übereinkommen nur auf die erſten Handlungen des Krieges Bezug hatte, und daß die zwei Hauptmächte freie Hand behalten wollten, ſpäterhin ihren Sonderintereſſen gemäß zu handeln.

Begebenheiten in den Niederlanden.

Bereits im Januar hatte Dûmouriez einen raſchen unvorgeſehenen Zug gegen Holland unternommen, einen Zug, der ſeiner Kühnheit wegen bewunderungswürdig erſcheint. Seine geſammte „Armee“ zählte 13,700 Mann, worunter nur 2 Bataillone Linientruppen (das übrige Fußvolk waren Nationalgarden) und nur 3 Bataillone, welche den vorigen Feldzug mitgemacht; alle übrigen beſtanden aus blutjungen Leuten. Die Reiterei zählte 1000 Pferde; der Geſchützpark hatte 16 Poſitionsſtücke, nebſt 20 Regimentsſtücken. Vielen Soldaten mangelten Schuhe und Tornißter, ſelbſt die Flinten, allen aber die Kriegszucht. Geld hatte das Heer keines, auch keine Magazine, kein Kriegskommiſſariat, oder ſonſt jemanden, welcher für den Unterhalt der Truppen geſorgt hätte.

Allein Dûmouriez war von den Zuſtänden in Holland vollkommen unterrichtet, er wußte, daß man nirgends auf einen Angriff vorbereitet ſey, und ſo gelang es ihm, am 25. Februar Breda zu nehmen, deſſen Kommandant beinahe keinen Widerſtand leiſtete. Am 15. März hatte auch Gertruydenburg kapitulirt. Unterdeſſen war Prinz Koburg bei dem kaiſerlichen Heer angelangt, und die Korps der Alliirten hatten ſich geſammelt. Auch den Franzoſen waren bedeutende Verſtärkungen zugegangen, und nun folgten die Schläge raſch aufeinander.

Prinz Koburg war über die Nur gegangen. Seine Vorhut führte ein junger Held, bald der Stolz ſeines Vaterlandes, der Retter deutſchen Feldherrnruhmes. Bei Aldenhoven errang der Erzherzog Karl von Öſtereich den erſten Lorbeer. Dieſer Tag (1. März) nöthigte den franzöſiſchen Feldherrn die Belagerung von Maaſtricht aufzuheben, um mit allen ſeinen Kräften den Öſtreichern die Stirne zu bieten. Am 6. überſchritten dieſe die Maas und nahmen Lüttich mit Sturm. Bei Neerwinden ward Dûmouriez am 18. völlig geſchlagen; am 22. bei Löwen; am 25. nahmen die Kaiſerlichen Brüſſel ein; Breda und Gertruydenburg fielen ihnen alsbald wieder zu, und die Franzoſen mußten Belgien räumen.

In dieſe Zeit (Anfang April) fiel das bekannte verunglückte Unternehmen Dûmouriez's, ſeine Armee im Verein mit der alliirten, nach Paris zu führen, dort der Schreckensherrſchaft ein Ende zu machen, und eine legitime Regierung wieder einzuführen. Nur eine Zahl von Stabsoffizieren und einige Schwadronen Reiterei folgten ihm in's Lager der Alliirten, wie man überhaupt

wenige Beiſpiele hat, daß eine ganze Armee die Fahnen verlaſen, zu welcher ſie geſchworen, um mit dem bisherigen Feind gemeinſame Sache zu machen. — Feldmarſchall Koburg hatte in einem Manifeſt ſich für Dümouriez's Plan ausgeſprochen, und dabei erklärt, daß die Alliirten völlig uneigennützig, nur zur Wiederaufrichtung einer regelmäßigen Regierungsform in Frankreich den Krieg führten. Nach wenigen Tagen jedoch widerrief der kaiſerliche Feldherr ſelber jene Meinungsäußerung.

Es läßt ſich denken, in welchem Zuſtand die franzöſiſchen Armee geweſen ſeyn mag, nach zwei verlornen Schlachten und der Flucht ihres Feldherrn mit dem ganzen Stabe. Entſcheidenden Erfolg hätte jetzt ein allgemeiner nachdrücklicher Angriff der alliirten Streitkräfte haben müſſen. Dieſe beſtanden aus drei Armeen: 1. der kaiſerlichen Hauptarmee unter Prinz Koburg, welche nahezu 50,000 Mann ſtark geweſen; 2. der Armee von Clerfayt von etwa 20,000 Mann, wobei ein Korps Preußen von 8000 Mann, unter dem General Knobelsdorf; 3. der Armee unter dem Herzog von York, welche aus 20,000 Engländer, 12,000 Hannoveranern und 8000 Heſſen beſtand. Die Holländer 17,000 Mann ſtark, und beſehligt durch den Erbprinzen von Oranien, bildeten ein abgeſondertes, von der engliſchen Armee abhängiges Korps. Dieſe große Streitmacht blieb indeß während des ganzen April's faſt unthätig.

Den Oberbefehl über die Franzoſen, deren Armee fortwährend verſtärkt wurde, führte im Augenblick der General Dampierre. Er hatte anfänglich in einem Gefecht bei Famars (8. May) gegen Clerfayt einigen Erfolg, ward aber in dem Kampfe bei Raismes am 8. May durch eine Kanonenkugel getödet. Nach einer allgemeinen Schlacht und dem Sturm auf die Verſchanzungen von Famars (23. May) ſtand den Alliirten der Weg in's Herz von Frankreich offen, allein ſie entſchieden ſich Belagerungen zu unternehmen. Condé nnd Valenciennes wurden angegriffen.

Cuſtine war indeß als Oberbefehlshaber zu der Nordarmee beordert worden, mit der Weiſung um jeden Preis die zwei bedrohten wichtigen Plätze zu retten. Er machte hiezu mehrere vergebliche Angriffe und ward dann, um hingerichtet zu werden, nach Paris berufen.

Condé ergab ſich am 10. July an den Herzog Ferdinand von Würtemberg. — Die Belagerung von Valenciennes beſehligte der Herzog von York, unter ihm die kaiſerlichen Generale Ferraris und Untenberger. Am 28. deſſelben Monats fiel auch dieſe große Veſte. Prinz Koburg ließ ſowohl in Condé als Valenciennes die kaiſerlichen Adler anſchlagen und nahm die Plätze im Namen des Kaiſers in Beſitz; zugleich ward eine kaiſerliche Kommiſſion zur Verwaltung der eroberten Länder eingeſetzt. Gegen dieſe begonnene Zerſtücklung Frankreich's glaubten ſelbſt die Emigranten proteſtiren zu müſſen, alle Welt aber mußte ſehen, welche Abſichten eigentlich das da-

malige Wiener Kabinet bei der Führung des Krieges leiteten. Daß man zu St. James ebenfalls nur auf Eroberungen ausgegangen, sollte unverweilt zu Tage kommen.

Die alliirte Armee in den Niederlanden war jetzt an 130,000 Mann stark, und fast überall siegreich. Da erklärte der Herzog von York: daß er von seinem Hof beauftragt sey, Dünkirchen wegzunehmen. Allerdings paßte diese Operation im mindesten nicht in den bisherigen Kriegsplan, sie konnte, selbst im Fall des Gelingens, auf den Verlauf des Feldzugs nur einen verderblichen Einfluß haben.

Allein Großbrittanien wollte bei dieser Gelegenheit einen Hafen auf dem Festlande erwerben, und nach einigem Sträuben verstand Prinz Koburg sich dazu, mit seiner Armee die projektirte Belagerung zu decken. So verließen die Alliirten selber den Sieg, welcher bis daher ihren Fahnen treu geblieben. Anstatt mit vereintem Nachdruck zu handeln, trennten sie sich wieder in abgesonderte Korps, und die Preußen unter Knobelsdorf verließen die Niederlanden, um zu den Ihrigen an die Saar zu ziehen.

Bei den Franzosen war jetzt der General Houchard, Custine's früherer Adjudant, und Nachfolger im Kommando der Moselarmee, Oberbefehlshaber der Nordarmee geworden. Er eilte Dünkirchen zu befreien. Nach einigen Unfällen gelang es ihm auch, am 8. September den General Wallmoden bei Hondscoote zu schlagen. In Folge dieses Sieges mußte die Belagerung der Hafenstadt aufgehoben werden, und in solcher Eile, daß die Engländer nicht einmal ihren Geschützpark zu retten vermochten. Indessen fiel die Veste Quesnoy am 11. in die Gewalt der Alliirten. Zwar hatte Houchard am 13. September die Holländer bei Mennin geschlagen, aber am 16. war er bei Courtray gegen den kaiserlichen General Beaulieu unterlegen, und somit hatte sein Regiment die Entschaft erreicht. Er war nach Paris berufen und dort nebst seinen Unterfeldherren Hedouville und Landrin geköpft.

Ende Septembers unternahm man noch die Belagerung von Maubeuge; sie mußte jedoch aufgehoben werden, in Folge der zweitägigen Schlacht von Wattignies, bei welcher die Kaiserlichen am Ende zurückgedrängt wurden, obgleich sie weniger eingebüßt als die Franzosen unter Jourdan, deren Verlust 2500 Mann und 27 Kanonen betrug, während ihre Gegner kein Stück zurückließen.

Als letzte Waffenthat dieses Feldzugs muß die Erstürmung von Marchiennes angeführt werden, wodurch die Vertheidigungslinie der Alliirten wieder geschlossen, und ihre Winterquartiere zwischen der Schelde und Sambre gesichert wurden. Kleinere, zum theil scharfe Gefechte fielen übrigens noch vor bis tief in den Winter.

Die steten Angriffe der Feinde hatten vorzüglich den Zweck, das Abrücken eines Theiles ihrer Macht nach der Vendée zu verdecken. Doch waren die-

selben so ununterbrochen, daß nur alle vier Wochen die Hälfte der alliirten Truppen in die Quartiere ziehen konnte, während die andere Hälfte Vorpostendienst thun mußte.

Am 29. Oktober war in Folge des Vertrages vom 21. September, das 2te Bataillon des Leibregiments von Karlsruhe nach den Niederlanden abmarschirt und in Köln unter englischen Befehl getreten. Bei Ypern angekommen, war es dieser Abtheilung sogleich vergönnt, sich vor dem Feind zu versuchen, und unterm 14. Dezember geschah seiner bereits in einem Tagsbefehl des Herzogs von York belobender Erwähnung.

Am Rhein.

Belagerung von Mainz.

Die Kunde von den Siegen der Alliirten bei Aldenhoven, bei Aachen, Tongern, Lüttich und Ruremond, mußten für Friedrich Wilhelm II hinlänglicher Beweggrund seyn, nicht länger unthätig zu bleiben. Am 8. März war Königstein gefallen, der letzte Punkt, welchen die Feinde außer den Vorwerken von Mainz, noch auf dem rechten Rheinufer besetzt gehalten. Unterm 10. hatte der König an Koburg geschrieben, „daß er, angeregt durch den glücklichen Erfolg der kaiserlichen Waffen, obschon seine Truppen noch mit ihren Retablissements beschäftigt seyen, mit der ganzen Armee über den Rhein ziehen und Mainz einschließen werde.“

Im letzten Feldzuge hatten die Preußen 47 Bataillone und 70 Schwadronen gegen den Feind stehen; sie waren jetzt mit 10 Bataillonen und ebensoviel Schwadronen verstärkt worden. Doch betrug die Gesammtzahl nicht über 47,000 Mann, weil die Korps nur unvollzählig gewesen.

Von diesen stand ein kleinerer Theil bei Koblenz auf dem linken Moselufer, die Hauptmacht kantonirte in der Gegend von Frankfurt. Eine der Brigaden dieses Heeres führte ein badischer Prinz, dem gewieß keine Ahnung aufstieg, daß am Ende des langen Kampfes, den so eifrigst zu beginnen er im Begriff stand, sein Haupt eine großherzogliche Krone schmücken sollte.

Zu dem preußischen Heer stießen noch 6000 Hessen, 5500 Sachsen.

Folgendes war am Rhein die feindliche Macht: die Moselarmee von Lingeville befehligt, 25,000 Mann stark, kantonirte hinter der Saar, hatte jedoch seit Anfang Februars mit einer Division das Zweibrück'sche besetzt. In Mainz lagen 14,000 Mann; Mannheim gegenüber 15,000, unter den Generalen Mounier und Beauharnais. Unter dem Obergeneral Custine standen 23,000 Mann zwischen Bingen und Kreuznach; hievon war eine Abtheilung von 6000 Mann

unter Neuwinger gegen Stromberg entsendet. Rechnet man von dieser Gesammtstärke die Besatzungen ab (außer der von Mainz), mögen den Alliirten etwa 77,000 Franzosen entgegengestanden seyn. In welchem Zustand aber, dazu kann Dümouriez's Armee bei seinem Einbruch in Holland einen Beleg geben. Doch in dem Kriege selber lernten sie bald das Kriegführen.

Der König von Preußen wünschte bei Mannheim über den Rhein zu setzen, doch Kurpfalz, noch immer Neutralitätsgedanken hegend, widersetzte sich dem Durchmarsch. Neben einigen Scheinanstalten wurden dann die ernstlichen Vorbereitungen zum Übergang bei Bacharach getroffen, wo dieser auch am 25., 26. und 27. März statt fand, nachdem man am 24. mit Kanonendonner die Viktoria von Neerwinden gefeiert hatte.

Zur Berennung von Kastel waren unter General Schönfeld 16,000 Mann Preußen, Hessen und Sachsen zurückgeblieben.

Den ersten Streich führte der König gegen das Korps unter Neuwinger bei Stromberg. Dann wollte man Kreuznach angreifen, wo Custine mit der feindlichen Hauptmacht, die Stadt und den Fluß im Rücken, gelagert war. General Kalkreuth, unterstützt durch ein östereichischen Korps von 9000 Mann, überschritt die Nahe bei Oberstein und griff sofort die Franzosen an, welche mit einem Verlust von 6 Kanonen geworfen wurden. Unter den Gefangenen, welche den preußischen Reitern in die Hände fielen, war auch der General Neuwinger, ein Mann, der „in Sitte, Haltung und Ausrüstung den braven alten Unteroffizier nicht verläugnete," wie ein Zeitgenosse von ihm sagte. Denselben Abend ward Bingen mit Sturm genommen. Custine, die Schwäche seiner Soldaten erkennend, verließ nun eilig seine, auch übel gewählte, Stellung in der Nacht, um sich auf Worms zurückzuziehen. In Mainz blieb eine Garnison von 14,000 Mann und der General Doyré als Befehlshaber. Obgleich die preußischen Generale ihre Soldaten nur bedächtig vorwärts führten, unter Beobachtung alles Herkommens bei Märschen und Bewegungen, konnten doch große Vorräthe an Futter und Lebensmitteln zu Worms, Frankenthal und Speier von den Franzosen nicht mehr fortgebracht werden. Custine ließ sie zum großen Schaden verbrennen. Bei Pfeddersheim kam es wieder zwischen den Korps des Herzogs von Braunschweig und der feindlichen Nachhut unter Houchard zu einem Schlage, wobei die Franzosen sich tapfer wehrten und so viel gewannen, daß sie den Rückzug unverfolgt fortsetzen konnten.

Inzwischen hatte der kaiserliche General der Kavallerie Graf Wurmser, dessen Truppen von der Pfinz bis zum Main in Kantonirungen gelegen, diese gesammelt und am 31. bei Pfetsch (zwischen Mannheim und Speier) den Rhein überschritten. Doch war es zu spät, den Franzosen ihren Rückzug abzuschneiden; diese, vor Wurmser's Truppen zurückweichend, blieben diesen Tag an dem Speierbach in Beiwacht, gingen dann bis Landau zurück und nahmen drei Tage später ihre Stellung hinter der Lauter in den berühmten

Linien. Eine Vorhut von 6000 Mann ſtand hinter dem Otterbach bei Freckenfeld, die Verbindung mit Landau zu vermitteln.

Mainz war nun von der Moſel- und Rheinarme abgeſchnitten und den Kräften ſeiner Beſatzung überlaſſen. Es war am Abend des 30. März, die Truppen des Hohenloh'ſchen Korps hatten Quartiere in den ſchönen Dörfern um Mainz gefunden, das Hauptquartier des Königs war zu Alsheim und alles bereits in tiefer Ruhe, als eine Heerſäule von 8000 Mann mit einem Geſchützzug, welche Cuſtine aus der Feſtung noch an ſich ziehen wollte, über Oppenheim mitten in dem preußiſchen Quartierbezirk erſchien. Es hätte hier Friedrich Wilhelm II begegnen können, was der Sage nach ſeinem königlichen Oheim zugeſtoßen, daß er einſtmalen unter einer Brücke verborgen geweſen, als öſterreichiſche Huſaren hinüberritten. Daß in Alsheim feindliche Jäger zu Pferd vor des Königs Quartier vorübergekommen, ſcheint gewiß. Doch trafen die Feinde glücklicherweiſe auf das Regiment Hohenlohe, welches während der Dämmerung noch in ſeinen Standort zu marſchiren im Begriffe war. Der tapfere Kommandeur, Oberſt v. Sanitz, beſann ſich keinen Augenblick, ließ aufmarſchiren, feuern, und mit gefälltem Gewehr darauf losgehen. Die Regimentsſtücke auf der Landſtraße donnerten einen Kartätſchengruß, und ſo wurden die Feinde, welche ſolcher Begegnung ſich nicht verſahen, wieder über Oppenheim nach Mainz zurückgedrängt. Die Beſatzung dieſes Platzes ſtieg dadurch auf 22,000 Mann, welches den Feinden erlaubte, in weitem Kreis um den Platz ſich feſtzuſetzen. Doch war andererſeits dieſe überſtarke Beſatzung genöthigt, auf freiem Feld zu kampiren.

Die Einſchließung dieſes Platzes wurde ſofort durch den General Kalkreuth vollendet, um ſpäter in eine förmliche Belagerung umgewandelt zu werden. — Folgende Stellung hatte während dieſer Zeit das Beobachtungsheer: Wurmſer's Korps, den linken Flügel bildend, lehnte ſeine Flanke bei Lingenfeld (oberhalb Germersheim) an den Rhein, die rechte an Fiſchlingen. Vortruppen waren bis an den Queich geſchoben. Die Mitte hatte der Herzog von Braunſchweig bei Edenkoben eingenommen, mit 15 Bataillonen und 30 Schwadronen. Auf dem rechten Flügel hatte der Erbprinz von Hohenlohe mit 15 Bataillonen und 28 Schwadronen eine Poſtenkette vom Karlsberg, einem Luſtſchloß des Herzogs von Zweibrücken, über Landſtuhl, Kaiſerslautern bis Frankenſtein. Des Königs von Preußen Hauptquartier war zu Guntersblum, mit einer Beſatzung von 3 Bataillonen und 18 Schwadronen. Durch Rückſichtsnahmen aller Art, war man dahingekommen, die Armee in eine Schnur von 15 bis 20 Meilen Länge auseinander zu ziehen.

Das Zurückweichen der Franzoſen hinter die Lauter, welches nahe zuſammentraf mit Dümouriez's Entweichung und den Unfällen der Nordarmee, hatte den Konvent in Paris zu neuen Anſtrengungen aufgeſchreckt, und den-

selben bestimmt, vorerst den Befehl der Moselarmee an Houchard zu übertragen, welche jedoch unter Custine gestellt blieb.

Die ganze Armee vor Mainz zählte anfänglich nur 42,835 Mann, offenbar zu wenig, eine Besatzung von 22,000 Mann*) in einer Veste ersten Ranges zu belagern.

Der Monat May war verlaufen unter wiederholten Angriffen auf die feindlichen Posten zu Weissenau, Zahlbach, Kostheim. — Im Juny waren an Verstärkungen beim Belagerungsheer weiter eingetroffen: 3000 Darmstädter, 6 Bataillonen Östereicher, 1800 Pfälzer, endlich auch aus Holland und Magdeburg der nöthige Belagerungspark, in 145 Kanonen und 78 Wurfstücken bestehend. Jetzt schritt man zu den eigentlichen Belagerungsarbeiten. Die südöstliche Seite der Stadt ward zur Angriffsfronte erwählt, obgleich sie durch eine doppelte Umfassung geschützt war. Denn der Boden auf der Nordwestseite, wo man sich auch genugsam hätte ausdehnen können, war überschwemmbar, und darum den Schanzarbeiten zu ungünstig. In der Nacht vom 18. Juny ward, noch diesseits Weissenau, auf 600 Klafter vom äußern bedeckten Weg eine Verbindungs-Parallele eröffnet, d. i. ein mit den Wällen ziemlich gleichgehender Laufgrabenzug.

Nachdem die erste Parallele bereits angelegt war, gelang es erst das Dorf Weissenau zu nehmen. Vier östereichische Bataillone erhielten hiezu den ehrenvollen Auftrag, welchen sie auch unter den Augen des Königs von Preußen mit vollendeter Tapferkeit ausführten.

In der Nacht vom 12. July hatte man die zweite Parallele in Angriff genommen, und dieselbe in den folgenden Tagen auch vollendet.

Seit dem Einschließen der Stadt waren jetzt drei Monate verflossen. Die Kräfte der Soldaten hatten ununterbrochene Strapazen nahezu erschöpft, namentlich bei den Belagerten, welche durch das fortwährende Kampiren in dem verschanzten Lager vor dem inneren Glacis stark mitgenommen waren, auch an Mehl und Arzneien Mangel litten.

Die feindlichen Armeen, durch bedeutende Verstärkungen vermehrt, zählten jetzt zusammen 100,000 Mann. Man durfte daher eines ernsten Versuches zum Entsatz von Mainz gewärtig seyn. Wirklich hatte die Rheinarmee, 60,000 Mann stark, sich am 19. July in Bewegung gesetzt. Sie war jetzt vom General Beauharnais befehligt, nachdem Custine's unmittelbarer Nachfolger General Dietmann vier Wochen das Kommando geführt. Der neue Feldhauptmann hatte die Östereicher unter Wurmser auch zurückgedrängt, war aber am 22. erst bis gegen von Edenkoben vorwärts gekommen.

*) Nämlich: Preußen und Sachsen 12,400 Mann, Östereicher 9200; sämmtlich unter Kalkreuth. Auf dem linken Mainufer, der Gustavsburg gegenüber, unter dem preußischen Oberst Ruchal, Preußen, Sachsen und pfälzische Jäger 3835 Mann. Vor Kastel unter Schönfeld, Preußen, Sachsen, Hessen-Kasseler und Darmstädter 17,400 Mann.

Houchard mit der 40,000 Mann starken Moselarmee war etwas später aufgebrochen und an die Glan vorgerückt. Der Herzog von Braunschweig, über dieses Gegners Absicht noch im Zweifel, hatte bei Kaiserslautern Posto gefaßt und war nur über Neustadt mit Wurmser in Verbindung.

Der Augenblick schien den alliirten Generalen fast bedenklich, sie sahen die Früchte aller seitherigen Anstrengungen auf dem Spiel. Nur gewohnt in den Kriegshandlungen Märsche und Manöver zu erblicken, fiel es ihnen gar nicht in den Sinn, auch den Werth ihrer Soldaten in Rechnung zu nehmen. Daß ihre wohlererzirten Leute in regelrechter Schlacht den Franzosen weit überlegen seyn mußten, daß diese keinen General hatten, welcher im Stand gewesen wäre, eine große Schlacht zu lenken; all' dies beachtete Keiner: sie sahen ein bedenkliches Manöver des Feindes, und gaben die Parthie schon verloren.

Sicher wäre es anders gegangen, hätte der König unmittelbar den Befehl geführt — da, zu ihrem Glück, kapitulirte Mainz (am 22.) und die aufathmenden Generale ermangelten nicht, die Nachricht unverweilt den feindlichen Feldherren mittheilen. Wie niedergedonnert waren diese von der unerwarteten Kunde, sie blieben einen Augenblick unbeweglich stehen, um dann den schnellsten Rückzug in ihre frühern Stellungen anzutreten.

Durchaus ohne Kunde von dem endlichen Heranrücken seiner Waffengenossen, hatte der Kommandant von Mainz kapitulirt, um noch günstige Bedingungen zu erhalten, weil nach wenigen Tagen längeren Widerstandes ihm nur in Aussicht stand, mit seinen übrigen 18,000 Mann sich als Kriegsgefangene ergeben zu müssen. So aber beeilte man sich der gesammten Mannschaft freien Abzug zu gestatten, mit allen Kriegsehren, nur gegen das Gelöbniß, ein Jahr lang nicht gegen die Alliirten fechten zu wollen. In Folge dessen, ward die Mainzer Garnison unmittelbar nach der Vendée beordert, wo die jetzt geübten Truppen, gegen die gefürchteten Aufständischen vorzügliche Dienste leisteten. An Gesammtverlust vor dem Feind zählten die Alliirten 497 Todte, worunter 42 Offiziere, 2220 Verwundete mit 97 Offizieren. Erbeutet hatte man 96 Kanonen, 20,000 Gewehre und 3,000 Zentner Pulver nebst vielem Getraide.

Unmittelbar nach Unterzeichnung der Kapitulation suchte man einige Abtheilungen des Belagerungskorps zur Verstärkung des Beobachtungheeres abzusenden. Nach erfolgter Übergabe bezog aber der größte Theil der preußischen Heere Kantonirungsquartiere *).

---

*) St. Cyr (Mémoires) äußert sich über die Belagerung von Mainz, es sey dies eines von den Begebnissen jenes denkwürdigen Krieges gewesen, vorzüglich geeignet zur Belehrung über die beste Art große Festungen zu vertheidigen. In dem damaligen Vertheidigungsausschuß wären zwei verschiedene Ansichten geltend gemacht worden.

„Nach der Ansicht des Kommandanten Doyré, eines Anhängers vom alten Systeme, sollte man sich hinter den Wällen wehren, und in diesen die Hauptvertheidigungskraft

Vorfallenheiten auf dem rechten Rheinufer.

Erstürmung der Weissenburger Linien.

Nachdem seit den ersten Tagen des April der französische Obergeneral seine Stellung hinter der Lauter genommen, so wie der kaiserliche Befehlshaber an dem Queich sich festgesetzt, mußte jeder Tag es deutlicher machen, wie Preußen und Östereich nach verschiedenen Beweggründen handelten. Eine nächste und natürlichste Folge solcher auseinanderlaufenden Interessen war Mangel an Entschiedenheit nicht nur im Handeln, sogar in den Entwürfen.

Selbst des kaiserlichen Generals, des Grafen Wurmser's Stellung zum König von Preußen war von solcher Art. „Ohne im eigentlichen Verstande zur königlich preußischen Armee angewiesen zu seyn, hat Graf Wurmser dennoch sich in allen Stücken nach der Direktion und Disposition, welche seine Majestät der König, oder des unter Höchstdemselben kommandirenden Herzogs von Braunschweig Durchlaucht, zu veranlassen für gut und nothwendig befinden sollte, zu benehmen. Nur in dem Falle einer großen oder augenscheinlicher Gefahr am Oberrhein wäre ein größerer oder kleinerer Theil, auch wohl das ganze Korps über den Rhein zurückzuziehen." So hieß es in der Instruktion, welche von dem Feldmarschall, Prinzen Koburg, für den Grafen Wurmser ausgestellt worden. Erwägt man nun die bedächtige und umsichtige Geistesrichtung des Herzogs, welcher gesinnt seyn mußte, eine wohl erworbene

---

suchen. Der Kommandant von Kastel, General Meunier welcher während der Belagerung getödtet ward, habe dagegen geltend gemacht, daß die Vertheidigung vorzüglich auf den Muth und die Thätigkeit der Besatzung gegründet werden müsse, indem diese aus den Vor- und Außenwerken fortwährende Ausfälle machen, und sich dann wieder unter das Geschütz des Platzes zurückziehen solle." – Wenn es gestattet ist, über einen derartigen Gegenstand der Kriegswissenschaft hier eine Meinung zu äußern, so möchte zu bedenken seyn, daß in einem belagerten Platz die Widerstandsfähigkeit der Besatzung, welche deren körperliche und geistige Kraft zu Faktoren hat, eine bestimmte Größe sey, ein gegebener Vorrath, von welchem die Ausgaben der Vertheidigung bestritten werden müssen. Nun aber ist gewiß nicht zu zweifeln, daß es der Zweck der Festungswerke sey, jene tägliche Ausgabe möglichst gering zu machen und damit die Belagerung aufs Thunlichste in die Länge zu ziehen.

Was den vorliegenden Fall selbst anbelangt, muß man nicht übersehen, daß die Vertheidigungskraft der Besatzung erschöpft war, als die Belagerer die zweite Parallele vollendet hatten, also auf dem Boden angekommen waren, wo die mörderische Gegenwehr erst beginnen sollte.

Reputation keineswegs aufs Spiel zu setzen, andererseits den strebenden, entschiedenen Karakter Wurmser's, so wird schon hieraus klar werden, wie ein nachdrückliches fruchtbares Zusammenwirken der zwei betagten Generale unmöglich zu erwarten gewesen. So war für's erste der Monat April in Unthätigkeit hingebracht worden, während die entgegenstehenden feindlichen Armeen nur aus zusammengerafftem ungeübtem Volk bestanden, welche im Lauf des Feldzugs den Krieg erst von ihren Gegnern lernen mußten.

Custine hatte die Zeit welche man ihm ließ, nach Möglichkeit benutzt, einige Zucht und Ordnung in sein Heer zu bringen, so daß er gegen die Mitte May's seine Operationen mit kleinen Gefechten eröffnen konnte.

Schon am 11. kam Meldung vom schwäbischen General Stein, daß bei Fortlouis feindliche Anstalten zu einem Rheinübergang bemerklich wären. Sogleich wurden von Wurmser einige Reiterey an den bedrohten Punkt beordert.

Auch Markgraf Karl Friedrich versäumte nicht, alles, was er von Truppen noch zur Hand hatte, an den Rhein zu senden. Er selbst, an der Spitze des Leibregiments, marschirte nach Söllingen am Rhein, woselbst er verblieb bis alle Gefahr beseitigt schien.

Wirklich hatten am 16. May die Feinde einen ernstlichen Übergang versucht, indem sie auf mehreren „Brückengliedern", d. i. zusammengekuppelten und verdeckten Rheinschiffen, Truppen überzusetzen begannen. Durch das Feuer von fünf Stücken wurden aber bald einige Schiffe in Grund gebohrt, die andern suchten, unter dem Schutz der Kanonen des Forts, das linke Rheinufer wieder zu gewinnen.

Karl Friedrich empfing alsbald ein Dankschreiben des Kaisers, worin dieser nicht unterlassen wollte, die vaterländische Gesinnung und Handlungsweise des Markgrafen in den bedenklichen Zeitverhältnissen gebührend anzuerkennen, und dieselbe namentlich mit der so verschiedenen Haltung von Kurpfalz in erhebende Parallele zu stellen.

Wurmser unternahm nun eine Besichtigungsreise nach den sämmtlichen Stationen des Oberrheins, um persönlich alle noch mangelnden Wehranstalten anzuordnen. Schon diese, an sich so einfache Handlung des kaiserlichen Generals erweckte Argwohn und Lärm im preußischen Hauptquartier. Man glaubte darin bereits eigensüchtige Pläne durchschimmern zu sehen.

Die Truppen am Oberrhein bildeten eine Schnur von Basel bis Philippsburg und standen unter dem Befehl des kaiserlichen Feldmarschall-Lieutenants Staader. Anfangs Juny war folgendes ihre Stärke und Postirung:

1. Unter General-Major Graf Lichtenberg 5 Bataillone, 4 Schwadronen, zusammen 5900 Mann zu Fuß, 584 Reiter nebst 22 Feldstücken, zu Rheinfelden, Lörrach, Wintersweiler, Kirchen und Auggen. Ihnen entgegen standen vom Brunstutischen ab bis St. Louis und Neudorf 17,700 Mann mit 141 Geschützen.

2. Unter General-Major Graf Auersperg zu Krozingen, Biengen, Freiburg, Endingen und Kenzingen, 4 Bataillone, 4 Schwadronen oder 5000 Mann zu Fuß, 600 Reiter mit 13 Stücken. Ihnen gegenüber kampirten in der Gegend von Ottmarsheim und Schalampe bis Neubreisach 3500 Feinde mit 10 Stücken. Als Besazung lagen in Neubreisach und Fort Mortier 3600 Mann mit 110 Stücken.

3. Unter dem kaiserlichen General-Major Landgrafen von Fürstenberg zu Kehl, Altenheim, Rastatt 4 Bataillone und 8 Schwadronen zusammen 5200 Mann nebst 19 Stücken; hinter dieser Linie lagerte ein Korps schwäbischer Kreistruppen von 6770 Mann, 1052 Pferden und 14 Stücken, unter dem Generallieutenant von Stein.

4. Bei Mühlburg, Neureuth, Huttenheim, Philippsburg bis Altlußheim 2 Bataillone, 8 Schwadronen oder 3000 Mann zu Fuß und 1300 Pferde*) mit 19 Stücken unter General-Major Wolkenstein.

Den leztern beiden Abtheilungen entgegen standen von Straßburg an etwa 13,000 Mann.

Diese Abtheilungen, zusammen ein Korps von 21½ Bataillonen und 32 Schwadronen oder 26,200 Mann zu Fuß und 3120 Reiter mit 78 Stücken, wurden im Spätsommer noch mit einigen tausend Mann Landwehr verstärkt. Sie hielten am Rhein eine zusammenhängende Postenkette besezt und thaten einen wachsamen, anstrengenden Patrouillendienst.

Durch die verschiedenen Bewegungen der Franzosen im Luxemburgischen und an der Mosel, um Mainz zu unterstützen, war Graf Wurmser genöthigt worden, sich näher gegen den eingeschlossenen Platz zu ziehen.

Während daher die Posten auf der rechten Rheinseite unverändert blieben, nahm der Rest der Armee, 28,000 Mann zu Fuß und 6200 Reiter nebst 100 Stücken, eine verschanzte Stellung von Germersheim an über Lustadt bis hinter Edenkoben.

Ein preußisches Korps unter General Thadden, bei Wurmser's Armee, hielt die Anzänge besezt, welche aus dem Annweiler Thal (dem Queichthal) gegen Edenkoben führten, und vermittelte die Verbindung mit dem Korps des Herzogs von Braunschweig.

In dieser Stellung lieferte Wurmser die schon erwähnten Gefechte gegen Beauharnais in den Tagen des 19. bis 23. July.

Nur sechs Tage nach der Übergabe von Mainz war auch Valenciennes gefallen. — Ehrfurcht gebietend erschien in diesem Augenblick die Macht der Alliirten. 280,000 geübte und erprobte Streiter standen einem Feind gegen-

*) Die kaiserlichen Bataillone waren um diese Zeit alle vollzählig und 1000 bis 1500 Mann stark. Die Schwadron zählte in der Regel 150 Pferde. Bei den Franzosen bestand das Bataillon nur aus 600 Mann und die Schwadron aus 100 Pferden.

über, der an Zahl wohl nicht geringer, in allen andern Stücken aber nur untergeordnet erscheinen konnte. Der Weg von Mainz über Luxemburg nach Paris stand offen, sowie der Weg von Valenciennes aus. Aber man benutzte den einen so wenig wie den andern.

Bis zum 6. August war bei der preußischen Armee eine große Pause eingetreten; nur der rastlose Wurmser trieb die Franzosen in einem Gefecht am 27. von Landau völlig an die Lauter.

Was aber ferner zu thun sey, darüber verhandelte man zwischen Wien und dem preußischen Hauptquartier. — Bereits im Monat July hatte der Kaiser dem Hofkriegsrathspräsidenten Grafen Wallis befohlen, einen Plan entwerfen zu lassen über die Art und Weise, „wie nach der Einnahme von Mainz die Kriegsoperationen vorzunehmen wären, damit die kaiserlichen und die preußischen Heere von einander unabhängig und abgesondert, mit Beihilfe der ihnen etwa zuzutheilenden Reichskontingente, agiren könnten, um den Vorwürfen, Verzögerungen, Unmöglichkeiten und andern Übelständen zuvorzukommen, welche bisher aus der Vermengung der beiderseitigen Truppen unter einander entstanden seyen. Es handle sich darum, nach militärischen Gründen, solche Gegenden zu bezeichnen, durch welche am leichtesten in Frankreich eingedrungen, eine oder die andere Eroberung gemacht, und eine sichere Basis für den nächsten Feldzug, so wie gute Unterkunft für den Winter gewonnen werden könnte." (Östr. milit. Zeitschrift II. H.)

Der kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant Prinz Waldeck hatte hienach einen Plan für drei verschiedene Fälle entworfen und diesen selbst in das preußische Hauptquartier gebracht. Nach dem ersten gesetzten Fall sollte Landau durch den König von Preußen belagert werden; nach dem zweiten sollte man suchen das ganze Elsaß zu erobern, ohne Landau zu nehmen; der dritte Fall endlich ging dahin, daß der König Landau einschließe und mit seiner Hauptmacht Saarlouis belagere.

In dem preußischen Hauptquartier konnten die Vorschläge des Prinzen Waldeck kein Entgegenkommen finden. Es wurde eingewendet, „daß schon in mehreren vorhergehenden Konferenzen anerkannt worden, wie nach der Eroberung von Mainz kein Manöver für die Alliirten tauglicher wäre, als das gegen Saarlouis und Thionville; weil einerseits die schiffbare Mosel der in Frankreich eindringenden Armee ihren Unterhalt sichern würde, andererseits, weil dadurch die Kräfte der alliirten Armee mehr vereinigt, einen stärkern Druck auf die Vertheidigungslinie hervorbringen würden, da im Gegentheil sie durch einen Marsch in's Elsaß mehr getrennt, folglich geschwächt würden. Auch hätten bereits Prinz Koburg und der k. k. Feldzeugmeister Fürst Hohenlohe-Kirchberg den König eingeladen, eine Unternehmung gegen Saarlouis und Thionville auszuführen, um die Winterquartiere an der Mosel beziehen, und der niederländischen Armee die Hände bieten zu können."

Welch kleinliche Verhandlung, zu welch engen Verhältnissen eingeschrumpft waren bereits jene völkererregenden Pläne, womit man das Jahr zuvor in's Feld gezogen! — Wohl hatte man sich verrechnet in dem Maaß der Mittel. Allein dieser Fehler war durch zahlreiche wohlererzierte Kriegsschaaren gut gemacht, und doch sprach man nur noch von der Eroberung einer, oder der andern Provinz. Auf einen dritten Feldzug hielt man in Wien sich schon gefaßt. Zu diesem Zweck sollte der Krieg geführt werden, hiezu rief man die Vaterlandsliebe der deutschen Nation an. Doch, wie sehr diese auch in sich versunken seyn mochte, die Nation erhob sich auf den Ruf.

Freudig eilte man unter die Fahne, sobald man den Ernst sah, und schnell zu Millionen sammelten sich die freiwilligen Beisteuern in die Kriegskasse. — Von einem Kampf wider die Revolution aber war nirgends mehr die Rede, nicht von einem Krieg der Grundsätze, und noch schien man nicht einmal zu ahnen, daß gerade auf diesem Boden die furchtbare Macht des Feindes ihre flammernden Wurzeln geschlagen habe.

Thatsache bleibt, daß preußischer Seits vorerst nichts, oder fast nichts gethan ward. Am Hoflager Friedrich Wilhelms II erwartete man, vor weiterem Entscheid, jetzt die Ankunft eines neuen kaiserlichen Unterhändlers, des Grafen Lehrbach. Zu den persönlichen Ansichten des Königs konnte der ganze bisherige Lauf des Krieges nicht stimmen; preußisches Interesse rief den Monarchen nach Polen. Sicher jedoch würde Friedrich Wilhelm immerhin, und auch ohne das emsige Ansinnen der russischen Kaiserin alles gethan haben, was die Ehre des deutschen Reiches von dem Könige von Preußen erwarten durfte. Andere Ansichten aber, ein bedauerlichster Kurzsinn wucherten in der Umgebung, in dem Stabe des Königs. Hier begann jene trübselige Politik, den Boden zu versumpfen, deren faule Frucht später bei dem Basler Frieden zu Tag kommen sollte. Da hörte man nur von den „ungleichen Opfern", welche der Krieg verursache. „Sie konnten sich nicht zu dem Gedanken erheben", sagt ein alter preußischer Offizier*), „daß der kriegerische Geist und der Ruhm der Waffen dergleichen materielle Rücksichten weit aufwiegt. Glücklicher Weise war die Armee solch spießbürgerlicher Ansicht wenig empfänglich. Immer gleich tüchtig und wohlgemuth, wo es nur zum fechten kam, verläugnete sich in ihr niemals der gute Grundstoff von Ehre, Gehorsam und Vaterlandsliebe, der späterhin noch größere Proben bestand. Nur in den Hauptquartieren waren die tiefer liegenden Triebfedern und Hemmungen und Parteihäupter bekannt, die bald mit Staats- und Kriegsgelahrtheit, bald mit Redensarten und giftigem Witz sich bekämpften, und zum Theil dem Prasserleben im ruhigen Hof- und Feldlager, oder in der lieben Heimath geneigt, den dunkeln Gedanken der Selbstsucht näherten, daß

*) Erinnerungen aus den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794.

selbst das größte Übel zu ertragen sey, wenn es nur nach uns komme. So mochte ihnen das wachsende Übergewicht Frankreich's für den Norden von Deutschland wenig gefährlich erscheinen; denn immer war es ja noch Zeit mit geschonten Kräften, den ernsten Kampf für's Vaterland, nach der Weise des großen Friedrich zu beginnen! — Diese Spitzfindigkeit, welche vornehmlich in dem folgenden Feldzug die schönen Kriegskräfte gelähmt, fing schon jetzt an ihre nachtheilige Wirkungen zu äussern."

Neue kaiserliche Unterhändler erschienen allerdings bald im preußischen Hauptquartier, doch nur um eben so erfolglos wieder nach Wien zurück zu reisen. In dem König reifte nun der Entschluß, den Rhein ganz zu verlassen. So sah man denn an den Ufern des Stromes den Krieg führen ohne verabredeten festen Plan, oder vielmehr nach verschiedenen Plänen, was nur um so schlimmer wirken mußte.

Wurmser's entschiedene Absicht war, gleich als er bei der Armee anlangte, sobald wie thunlich auf Strasburg loszugehen, indem er hoffte, durch Hilfe von Einverständnissen diesen Waffenplatz nehmen zu könnnn, ohne eine förmliche Belagerung. Dieser Auftrag seines Kaisers stimmte überein mit dem glühendsten Verlangen des alten Helden, dessen Familie aus dem Elsaß stammte, bei Brumat begütert war, aber das Loos aller Adelichen in Frankreich hatte theilen müssen.

Was den Plan einer Eroberung des ganzen Elsasses an sich betrifft, so sagt der „alte preußische Offizier" darüber, es sey der vernünftigste Gedanke im ganzen Feldzug gewesen. Gewiß wird man ihm beistimmen müssen, von dem Standpunkt der Thatsachen aus, wie sie sich nun einmal gestaltet.

Aber selbst zu dieser Absicht hatten die Höfe sich nicht vereinigen können. Freilich, in den Niederlanden war es bereits offen geworden, zu wessen Gunsten die Eroberungen gemacht werden sollten; und leicht begreiflich ist's, wenn damals Preußen nicht sonderlich geneigt seyn mochte, seine Kräfte zur Vergrößerung der Macht Österreich's zu verwenden. — Aber das Ende von dem allem, war es nicht vorherzusehen?

Denn, was die Fürsten beirren, es büßen's die armen Schwer.

Welch herbe Prüfungen mußte nicht die Kampfgierde des kaiserlichen Feldherrn bestehen? Schon daß man gleich anfangs Cüstine durchschlüpfen ließ, der beim ersten Drauflosgehen nur hoffen durfte, einige Trümmer seines Heeres nach Strasburg zurück zu bringen! Dann das thatenlose Harren während der langen Belagerung von Mainz, die er nur benüzen konnte, immer neue und gleich erfolglose Vorschläge nach allen Hauptquartieren abgehen zu lassen.

Wurmser's leichte Schaaren, Kroaten und Husaren, hatten sich wohl in dem Binwald, am linken Ufer der Lauter eingenistet, wo sie dem Feind tägliche, oft scharfe Gefechte lieferten; denn gleich dem Rüden auf der Fährte des

Wildes, vermochte der kühne Degen nimmer abzulassen, stand er einmal dem Feind auf Schweite entgegen.

Mit dem ersten Tage des August waren die kaiserlichen und Reichsvölker etwas vorwärts gerückt und hatten Landau eingeschlossen — diesen ewigen Zankapfel bei den Heerzügen im untern Elsaß.

Der Platz war nicht gehörig versehen, und die Franzosen versuchten alsbald, doch fruchtlos, einen Zug Vorräthe hinein zu werfen.

Endlich waren auch die Preußen wieder zum Angriff übergegangen. Braunschweig hatte am 17. das feindliche Korps geworfen, welches zur Verbindung der Rhein- und Moselarmee bei Kettrich postirt gewesen, auch die Stadt Pirmasenz weggenommen. Der König selbst war nach Edenkoben vorgegangen, in unmittelbare Verbindung mit Wurmser. Der Kronprinz von Preußen hatte den Befehl der Blokade von Landau übernommen. Man beschäftigte sich damals lebhaft damit, die Veste durch Überschwemmung zu zwingen: ein Plan, welcher von dem pfälzischen Ingenieur Traiteur*) ausgearbeitet worden. Doch kam die Sache nicht zu ernstlicher Ausführung.

Nun Wurmser endlich sein ganzes Korps zur Verfügung hatte, etwa 30,000 Mann, darunter die Condéer und ein hessisches Korps, auch eine Unterstützung preußischer Seits in Aussicht stand, glaubte er nicht länger säumen zu müssen mit der Verwirklichung des heißesten Wunsches, sein Vaterland dem deutschen Reich wieder zu gewinnen. Am 17. August begann er mit fünf Heersäulen einen allgemeinen Angriff auf die französische Stellung. Der Feind wurde völlig in seine Verschanzungen an der Lauter zurückgedrängt, doch standen die Dinge einen Augenblick bedenklich und das Condé'sche Korps war nahe daran, in den Rhein geworfen zu werden.

Die Stellung der kaiserlichen Heeresabtheilung lief nun bei Hagenbach vom Rhein ab über Büchelberg durch den Binwald und dann quer über die Abfälle des Gebirges bis gegen Bergzabern.

Am 25. unternahm Wurmser eine Erkundschaft der Weissenburger Linien und mußte in Folge derselben erkennen, daß seine Streitkräfte nicht ausreichend seyen, dieselben durch einen Angriff in der Fronte zu bewältigen. — Daher wiederum eine neue Unthätigkeit, und neuer Kurierwechsel mit dem preußischen Hauptquartier, wo man abermals nur wenig einlässig sich erwies, vielmehr immer noch der Hoffnung lebte, zu Wien werde man sich endlich doch zu Operationen an der Saar und Mosel verstehen.

Wurmser's Trachten gieng nun dahin, den Feind in der linken Flanke zu fassen, und er entschloß sich, dies mit den eigenen Kräften zu versuchen; da es ihm nicht gelingen wollte, den Herzog von Braunschweig zu einer

*) Er lebte später als Direktor der Salinen in Bruchsal.

Mitwirkung zu bereden. Der General Pejacsévich erhielt den Auftrag, die feindliche Abtheilung zu vertreiben, welche in Bundenthal poſtirt war, hier das Lauterthal zu beherrſchen und die Moſel und die Rheinarmee zu verbinden.

Mit einer ſchwachen Abtheilung von 3500 Mann war der General am 7. September aufgebrochen, durch das Anweilerthal über Dahn gerückt, und hatte am 10. ſeinen Auftrag mit glänzender Tapferkeit ausgeführt; das feindliche Lager war genommen und 6 Stücke erbeutet worden. Nun aber ließ man den tapfern Haufen ſich ſelbſt überlaſſen, die Preußen erheben ſich nicht. Wurmſer zögerte, die Vereinzelten zurückzurufen, und ſo ſah Pejacsevich ſich am zweitfolgenden Tag zwiſchen Berg und Wald von zwei ſtarken feindlichen Kolonnen unter St. Cyr und Ferrav nachdrücklichſt angegriffen.

Nach hartnäckiger Gegenwehr, und als beinahe alle Munition verſchoſſen geweſen, mußte man den Rückzug antreten. 700 Mann waren kampfunfähig, der General und ſein ganzer Stab verwundet. Dem König von Preußen war der Befehl, ſeinen Verbündeten dem Schickſal zu überlaſſen, entlockt worden. Doch ſah man ihn das Erlaſſene wieder zurücknehmen, und Braunſchweig ſollte eine Hilfsdemonſtration anordnen. Dieſe aber beſchränkte ſich auf die Entſendung von 2 Bataillonen unter dem Generaladjudanten Kleiſt, welche am 14. eben früh genug über das Gebirge in Fiſchbach anlangten, um Zuſchauer zu werden des ſchönen Rückzuges ihrer Waffengefährten. Daß die Anſtrengungen der Feinde zum Wiedergewinn des Poſtens bei Bundenthal nicht eine vereinzelte Unternehmung geweſen, zeigte ſich bald, denn faſt gleichzeitig geſchahen Anfälle auf der ganzen Linie vom Oberrhein bei Baſel, bis herab an die Saar.

Namentlich ward wieder ein großer Luxus getrieben mit Bombardieren und Kanonieren, jenem Lärm, der nur Schwächlinge zu ſchrecken vermag.

Am 12. September mit der Frühe des Tages begann aus der Citadelle Straßburg das Feuern gegen Kehl. Es dauerte vier Tage und fünf Nächte ununterbrochen fort. Man hatte auch die jenſeitigen Rheindämme mit Geſchütz beſetzt, und ſo wurden das Städtlein und die Feſtungswerke faſt gänzlich zuſammengeſchoſſen. Alle Einwohner flüchteten. Die Beſatzung, beſtehend aus dem Bataillon Durlach, einem Bataillon Würtemberger und dem Kreisbataillon Wolfegg, hielt, trotz ziemlichen Verluſtes, die Trümmer beſetzt.

Größeres Unheil richtete die Beſchießung von Breiſach an. Sie begann Sonntags am 15. mit dem Abend aus Neubreiſach und dem Fort Mortier. Die Stadt hatte weder dienliche Feſtungswerke noch eine Beſatzung, das Zuſammenſchießen und Niederbrennen derſelben konnte darum nur den armen Einwohnern Schaden thun. Es läßt ſich wohl fühlen, welch eine Nacht dieſe erleben mußten, denn gleich die erſten glühenden Kugeln zün-

deten, und so flüchtete Alles in einer Verwirrung, welche die Gefahr und den Schreck nur noch vergrößern konnten.

Ernsthaftere Versuche zu einem Rheinübergang der Franzosen hatten am 17. statt bei Rheinweiler und Hüningen, doch ohne andern Erfolg, als daß die Besatzung der ersten Schiffe, welche zu landen versuchten, etwa 180 Mann, gefangen wurden. — Unbeschreibliche Erbitterung hatten diese Anfälle der Franzosen unter den Landleuten auf dem rechten Rheinufer hervorgerufen. An dem Strome stand alles unter Waffen, denn man wußte, daß Schaaren raublustigen Gesindels hinter den französischen Truppen lauerten, welche an verschiedenen Stellen zum Übergang bestimmt waren. Glücklich waren darum jene Gefangene zu preisen, welche dem regulären Militär in die Hände fielen, denn erschlagen ward, was das ergrimmte Landvolk erreichen konnte, obgleich die Armen nur höherem Befehl folgten. Aber dies sind immer die Früchte, wenn eine der kriegführenden Parteien den ewigen Gesetzen des Völkerrechts Hohn spricht, wie es leider die Franzosen in Deutschland von jeher in Übung hatten.

Am 18., 19. und 20. September folgten ununterbrochene wüthende Angriffe der Franzosen auf den linken Flügel der Kaiserlichen im Binwald; sie wurden alle zurückgeschlagen, wenn auch mit bedeutenden Opfern.

Auch die feindliche Moselarmee hatte sich aufgemacht aus ihrem festen Lager bei Hornbach, und war auf Pirmasenz zugerückt, dem Herzog von Braunschweig eine Schlacht anzubieten. Jetzt aber, wo nicht mehr die Frage seyn konnte von fein ausgedachten Manövern, wo es nicht anders zu machen war, als dem anrückenden Feind die Hörner zu weisen, jetzt fand der alte Krieger auch all' seine Thatkraft wieder. Die Franzosen wurden geschlagen. Auf der Wahlstatt ließen sie 800 Todte, und in den Händen der Sieger 2000 Gefangene nebst 20 Feldstücken. Unter den Helden des Tages ward der Name des Prinzen von Baden vorangenannt. Ein bezeichnender Zug bleibt es, daß der Oberfeldherr in seiner Disposition an die Generale vier oder fünf mögliche Fälle aufgezählt hatte, wie der Angriff des Feindes stattfinden könnte, nebst den ausführlichen Verhaltungsvorschriften in einem jeden dieser Fälle. Unter all' diesen Möglichkeiten war aber der wirklich eingetretene Fall, daß der Feind nämlich gegen den Rücken des Lagers (der Hustenhöhe) marschiren werde, richtig gar nicht vorgesehen. Man sagt auch, der Herzog habe wegen des unerwarteten Ereignisses, durch die Nachlässigkeit einer Feldwache veranlaßt, für den Augenblick die Fassung verloren und sie nur wieder gewonnen, nachdem er einen Unteroffizier und vier Schützen mit sorgfältiger Genauigkeit hinter einen Zaun postirt hatte. Ein Zug übrigens, wie man ähnliche in dem Leben der größten Feldherrn findet.

Nun aber, als in regelmäßiger Feldschlacht ein Sieg gewonnen war, benützte man ihn nicht, man setzte den Fliehenden nicht nach, ließ sie ruhig in

ihr altes Lager retiriren, und war sechs Tage darnach wieder in Besorgniß, der Feind möchte zu neuem Angriff zurückkehren.

Der 14. September war der Tag von Pirmasenz, also derselbe Augenblick, wo Pejacsevich sich bei Bundenthal ohne Hoffnung auf Erfolg gegen die Übermacht schlagen mußte. Mit dem mehrgenannten „Verfasser der Erinnerungen" kann man fragen, ob der Herzog nicht besser gethan habe, Tags zuvor mit seinem ganzen Armeekorps den Weg einzuschlagen, auf welchem er jene zwei Bataillonen den Kaiserlichen zu Hilfe entsendete, während Prinz Hohenlohe Hornbach gegenüber dem Feind die Klinge bant. In keinem Fall konnte es von besonderem Nachtheil seyn, wenn der Feind die soldatische Residenz der Landgrafen von Hessen-Darmstadt auf einen Augenblick heimsuchte, denn es geschah doch später und auf längere Zeit*).

In eben diesen Tagen, war der kaiserliche Feldzeugmeister, Graf Ferraris in dem preußischen Hauptquartier angelangt, wiederum Operationspläne überbringend. Diesen zu Folge sollte General Wurmser die Weissenburger Linien in der Fronte angreifen, während die Preußen gegen die linke Flanke des Feindes (im Gebirge) manövrirten.

Diese berühmten Linien, im Jahr 1706 angelegt, bilden von Weissenburg bis Lauterburg einen vier Stunden langen Schanzenzug, welcher auf dem steilen rechten Hochgestade der Lauter hinzieht. Ihre Stützpunkte sind der Rhein bei Lauterburg und der Taubenberg bei Weissenberg, über welchen die Straße nach Bitsch führt. Zwischen Weissenburg und Bitsch liegt eine rauhe waldige Gebirgsgegend, in welcher kleine Abtheilungen den Marsch ganzer feindlichen Heersäulen aufzuhalten vermögen. Hier stand der linke Flügel der französischen Armee 13,000 Mann unter dem General Ferray. Bei Weissenburg und bei St. Remy konnte das Thal auf lange Strecken unter Wasser gesetzt werden.

Vorwärts der Fronte der Linien hatten die Franzosen im Binwald starke Verhaue gefällt, und eine Menge Feldschanzen angelegt, von welchen die Rheinfelder und die Schweigener Redouten sich auszeichneten. Über diese Werke hinaus war, unter General Meynier, die 10,000 Mann starke Vorhut hinausgeschoben, ihre rechte Flanke an Schaid, ihre linke an Bergzabern lehnend. Hinter der Vorhut, zwischen Ortschaften und Feldschanzen, Dämmen

*) Auch die Kunstliebhaberei des damals regierenden Landgrafen zeigt uns ein Charakterstück der Zeit. Der Fürst war zugleich ein leidenschaftlicher Liebhaber des Soldatenwesens. Als Ausfluß dieser beiden Neigungen kann die Ausschmückung seiner Favorit-Residenz, des Pirmasenzer Schlosses betrachtet werden. Hier sah man die Gemächer reich gezirt mit Schilderein von Soldaten in allen europäischen Uniformen und unter mancherlei Exercierhaltungen. Auch erblickte man viele sprechende Bildnisse von Grenadieren seiner Leibcompagnie, welche sich durch ihre Leibesstatur auszeichneten, vor Allem aber Portraite des Regimentstambours.

und Verhauen standen 13,000 Mann, das feindliche Zentrum bildend. Auf dem rechten feindlichen Flügel, von der Binwaldmühle bis Lauterburg, befehligte General Dubois eine Division von 11,000 Mann. Die Stellung war durch den Strom, die Stadt und durch Sümpfe wohl gedeckt. Der Geisberg hinter Weissenburg, mit starken Schanzen versehen, bot der 5000 Mann starken Reserve unter General Dietmann eine treffliche Aufstellung. Nach dieser Aufzählung betrug die ganze Stärke der Rheinarmee 52,000 Mann, worunter etwa 6000 Reiter.

Wurmser's Armee im ausrückenden Stand 43,200 zählend, worunter 9600 Reiter, stand mit dem rechten Flügel bei Nieder-Otterbach bis über Bärbelelroth, das Zentrum bei Freckenfeld, der linke Flügel im Binwald bis an den Rhein.

In dieser Stellung hinter zahlreichen Schanzen hatten Wurmser's Soldaten bisher rühmlichst jene zahllosen und blutigen Treffen bestanden, welcher wir schon erwähnt. Sehnüchtig harrte der Führer des Augenblickes, wann die Preußen zur Sicherung seiner rechten Flanke ihre Bewegungen beginnen würden, damit er dann seinem Werk die Krone aufsetzen möchte. Allerdings waren seine Streitkräfte schwach gemessen zum Angriff auf die furchtbare Stellung des Feindes. Doch auch dieser sah sich nicht stark genug, diese Stellung hinreichend zu besetzen. Ausserdem waren die Anstalten des Feindes keineswegs wohldedacht, denn in der Absicht, die Stärke ihrer Linien noch zu vergrößern, hatten sie vor denselben einen wahren Wirrwarr von Schanzen aufgehäuft, welche keine andere Wirkung haben konnten, als die Vertheidigungskräfte zu zersplittern.

Den 13. Oktober hatte der General als den Tag der Erstürmung festgesetzt. In sieben Heersäulen waren seine Schaaren getheilt.

Die erste unter Prinz Waldeck, stand bei Rastatt; sie sollte den Rhein bei Blittersdorf überschreiten und sich bei Lauterburg mit der zweiten Kolonne vereinen. Bei dieser, unter General Jelachich, stand die Mehrzahl der Kreistruppen, nämlich 2 Musketier-Bataillone, 2 Grenatier-Bataillone und 2 Schwadronen Dragoner des schwäbischen Kreises, dann 3 Bataillonen Pfälzer ꝛc. Die folgenden vier Kolonnen unter den Generalen Hotze, Meszaros, Kavanagh, Kospoth, hatten über die Binwaldmühle, Steinfeld, beim Haftelhof und bei Ober-Otterbach vorzudringen. Die siebente Kolonne, aus dem Condé'schen Korps gebildet, sollte gegen Bergzabern handeln. Des Morgens um halb fünf Uhr gaben drei Haubitzenschüsse das Zeichen zum Angriff. Maria Theresia, erschallte es von deutscher Seite, vive la nation, ihnen entgegen. Aus mehr denn 90,000 Männerkehlen tönte das Feldgeschrei auf der ganzen Linie von Lauterburg bis Bundenthal, und aus mehr denn 300 Feuerschlunden brüllte der Donner es den Bewohnern am Rhein, an der Saar, an der Mosel, am

Neckar und Main zu, daß des Reiches Kriegerschaaren jetzt ihr ernstes Tagwerk begännen. — Es sollte ein herrlicher Tag werden, ein neues glänzendes Blatt in der Geschichte deutscher Tapferkeit. — Für unüberwindlich galten Vielen die französischen Schanzenlinien an den Ufern der Lauter, welche ursprünglich von Vauban angelegt worden; wenn irgendwo, so mußte hier gelten: ein zagender Mann, ein verlorner Mann! Darum mit dem Muthe gereizter Löwen stürzten die freiwilligen Kämpfer der Sturmkolonnen auf das Ziel ihres Angriffs: die Verhaue wurden überklettert, die Brustwehren erklommen, das überschwemmte Wiesengelände durchwatet, auch wenn das Wasser bis an die Brust reichte. Hundert und wieder Hundert werden niedergerissen vom Blei und Eisen, doch immer wieder schließen sich die gelichteten Reihen; vorwärts drängen die Nachfolgenden, und um 8 Uhr in der Frühe steht bereits eine Heersäule, die dritte, jenseits der letzten Brustwehren auf dem rechten Ufer des Flusses. Dragoner von Waldeck und hessische Husaren waren am ersten hinübergedrungen. Doch nicht alsobald war auch der Sieg entschieden, denn Wurmser hatte seine Kräfte gar sehr getheilt und bevorab mangelte es ihm an einem tüchtigen Rückhalt. An einigen Angriffspunkten war deßhalb der Kampf dauernd geworden, ja einige Augenblicke hatte es ein fast bedenkliches Ansehen. Erst Abends 6 Uhr, nachdem die feindliche Artillerie auf dem Geisberg hinter Weissenburg niedergeschmettert war, wurde auch die Stadt genommen, und mit den Angriffssäulen ritt der Feldherr durch das eingeschossene Thor in den Platz.

Prinz Waldeck mit der ersten Kolonne hatte bereits um Mitternacht seine Bewegung auf dem rechten Rheinufer begonnen. Gegen 3 Uhr fing das Uebersetzen seiner Vorhut an, unter heftigem Feuern des Feindes. Nachdem dies Korps muthig jenseits festen Fuß gefaßt, ward alsobald zum Schlagen einer Schiffbrücke geschritten. Nach 8 Uhr war mittelst dieser die ganze Heeresabtheilung auf das linke Stromufer übergesetzt. Unmittelbar entwickelte sich die Schlachtlinie, der Feind ward geworfen und um Mittag fiel Selz nach heftiger Gegenwehr den Unsrigen in die Hände. Doch wollte es dem Heerführer nicht gelingen, mit der zweiten Kolonne in Verbindung zu kommen: ein dichter Nebel hinderte jede Wahrnehmung über den Gang des Hauptangriffes und täuschte sogar über die Entfernung des Geschützfeuers. Dies bewog den General, gegen Abend mit seinem Hauptkorps wieder über den Strom zurückzugehen, indem er nur die Stadt Selz, so wie den eiligst aufgeworfenen Brückenkopf bei Blittersdorf mit der Nachhut besetzt hielt. Ein abermaliger Beweis, wie oft und leicht Manöver zur Umgehung des Feindes fehlschlagen, so entscheidend sie auch wirken im Fall des Gelingens.

Unsern Kreistruppen war ein neidenswerthes Loos gefallen; ihnen hatte man den ehrenvollen Auftrag ertheilt, das verschanzte Lager bei Lauterburg an der Stirne anzugreifen. — Nach heftiger und ausgedehnter Beschießung

hatte Jellachich zwei Sturmschaaren bilden lassen aus einigen freiwilligen Kompagnien und 200 schwäbischen Grenadieren bestehend. So rasch und entschieden stürmten diese wider die Schanzen, daß der entsetzte Feind flüchtig zurückwich, während von den Unsrigen nur eine Anzahl Verwundeter niederstürzte. Allerdings hatten ihnen die Nachbarkolonnen schon tüchtig vorgearbeitet gehabt, und jene konnten jetzt die Früchte ärnten der blutigen Gisensaat, welche die ausgeschleudert. — 31 Geschütze, 12 Fahnen, 90 Trommeln und 750 Gefangenen waren die Siegeszeichen des Tages; auf 8000 schätzte man den Verlust des Feindes an Verwundeten und Todten. Die Opfer des Reichsheeres bestanden in 355 Todten, 1166 Verwundeten, unter beiden 44 Offiziere. Übrigens kann nicht verhehlt werden, daß man es nur der Unfähigkeit der feindlichen Generale, der Planlosigkeit ihrer Manöver*) zu danken hatte, wenn der Sieg nicht weit theurer erkauft werden mußte. Vorzüglich der Umstand hatte entscheidend zur Niederlage der Franzosen beigetragen, daß auch ihnen ein tüchtiger Rückhalt mangelte, namentlich, daß sie unterlassen hatten, den wichtigen Geisberg durch ein starkes Reservekorps zu besetzen. Immerhin aber durften sie sich glücklich preißen, daß ihre Armee, deren größter Theil sinnloserweise vor den Linien aufgestellt war, bei dem Rückzug über die Lauter nicht vernichtet wurde. Dies wäre unvermeidlich gewesen, hätten Wurmser's Kolonnen größere Stärke und Nachdrucksfähigkeit gehabt.

Bei der preußischen Armee hatte, nach dem erfolgten Abgange des Königs, der Herzog von Braunschweig erst kürzlich den alleinigen Oberbefehl übernommen. Zu einem Angriff auf des Feindes linke Flanke im Gebirge, vor vier Wochen dem Schauplatz von Pejaczewich's muthigem Auftreten, hatte man sich gegen Wurmser verbindlich gemacht.

Unter des Königs Befehl wäre dies wohl auch mit Nachdruck ausgeführt worden, der Herzog aber wollte in der gegebenen Zusage nur das Versprechen einer zu machenden „Diversion" erblicken, keineswegs aber die Verpflichtung zu entschieden eingreifendem Handeln. Er hatte zu diesem Zweck eine Heeresabtheilung bestimmt von 9 Bataillonen Fußvolk, 3 Jägerkompagnien, 15 Schwadronen Reiterei und $1\frac{1}{2}$ reitende Batterien, unter den Generalen Kleist, Prinz

*) Der Marschall Gouvion St. Cyr erzählt in seinen Denkwürdigkeiten: Einer dieser Generale, welcher nicht wußte was zu befehlen, und zufällig dem Kriegscommissär Marteliere begegnete, ersuchte diesen um seine Meinung was zu thun sey. Auf die erfolgte Weigerung des Commissärs fordert der General ihn im Namen des Gesetzes auf, seinem Verlangen zu entsprechen. Bei dieser seltsamen Aufforderung schaut der Commissär den General groß an, wendet sein Pferd und jagt im Galopp davon. — Ein anderer General, nach dem Rheinübergang von Waldeck, eilt, anstatt zum Oberfelderrn, nach Straßburg in den Volksausschuß, dort anzufragen, wohin er seinen Rückzug nehmen solle.

von Baden, Herzog von Weimar, Voß und Wolfradt. Am 11. Oktober hatte das Korps sich gegen Lembach und Fischbach in Bewegung gesetzt. Zehn bis elftausend Franzosen waren hier, in dem festen Lager bei Bundenthal und längs der Straße nach Bitsch postirt. General Ferrar befehligte sie, und unter ihm zwei junge Degen Dessair und St. Cyr. — Während der Herzog nach mehrtägigen langen Märschen und Lagerungen am 12. und 13. im Steinbacher Thal auf der Rückseite des Bundenthaler Lagers anlangte, ein bedächtiges Umgehungsmanöver auszuführen, war sein Adjutant Hirschfeld mit 2 Bataillonen, einigen Jägern und Reiterabtheilungen nebst Geschütz vor der Fronte des Lagers erschienen, und hatte hier den Herzog mit seiner Armee vorgestellt. Wenigstens behaupteten die feindlichen Generäle, und es ist heute noch in allen französischen Geschichtsbüchern zu lesen, daß sie am 13. den Herzog von Braunschweig zurückgedrängt hätten.

Hirschfeld nämlich war dem Feind auf Kanonenschußweite zu Leib gegangen, hatte eine Kanonade angefangen, wobei nur die Jäger in's Feuer kamen, und die Bataillone auf den rückliegenden Höhen figurirten. Gegen Abend war man wieder in's Lager bei Dahn eingerückt mit viel Lärm und Auslegen alles militärischen Prunkes. Das Korps des Herzogs dagegen, welches im Steinbacher Thal einen noch matteren Angriff ausgeführt hatte, war von den Franzosen für die Heeresabtheilung des Prinzen von Hohenlohe gehalten worden. Dies, der Verlauf jener langberedeten Diversion, welche den Feind nicht einmal hinderte, in der Nacht und am 14. fast unbeirrt über die Dahnbrücke auf Lembach und Reichshofen abzurücken, während ein etwas entschiedenes Auftreten des Herzogs den Franzosen sicheres Verderben hätte bereiten müssen. — Ein Halbhundert Gefangener war die ganze, übrigens auch wohlfeil erkaufte Siegesbeute. „Es ist mir sehr erfreulich, Euer Majestät melden zu können, durfte der Herzog dem König berichten, daß das Korps nicht den mindesten Verlust erlitten hat, auch die Verpflegung desselben auf das Beste eingerichtet gewesen ist." — Ja, die Verpflegung, und vor Allem die Feldbacköfen, das war für die Taktiker jener Zeit der Drehpunkt aller ihrer Argumente. Wie manches aussichtsvolle Unternehmen wußten sie abzulehnen, weil die Bäckereien „muthmaßlich nicht wohl zu etabliren seyn könnten." Wahrlich eine wohlfeile Ausflucht für üblen Willen oder mangelnde Thatkraft.

Wurmser war mit dem Reichsheer am 15. bis Sulz vorgegangen, wo er seinen Soldaten eine zweitägige Rast gönnte, und seinen Sieg durch ein „Herr Gott wir loben dich" feiern ließ. Gleichfalls am 15. waren, nach wochenlangem Manöveriren in dem waldigen Theil des nördlichen Elsaßes die preußischen Kolonnenspitzen bei Matschthal, Werth und Reichshofen in die freundliche Rheinebene ausgeströmt, um hier das Ziel ihres Vorrückens

zu finden; denn Braunschweig sah sich bereits nach Winterquartieren um, indem er sich für seine Person wieder nach dem Hauptquartier Schweigen unweit Pirmasens zurückbegab, nachdem er vernommen, daß die feindliche Moselarmee am 23. Oktober von Saargemünd her eine (wenn gleich erfolglose) Demonstration gegen den Erbprinzen von Hohenlohe unternommen habe.

Was die französische Rheinarmee anlangt, so hatte sie sich alsobald hinter die Moder gezogen und den Hagenauer Forst mit starken Posten besetzt, allein auch in dieser Stellung, welche wohl geeignet war, einer geschlagenen Armee Gelegenheit zum Wiedergewinn der nöthigen Ordnung zu geben und den vordrängenden Gegner zu neuen Anstrengungen zu nöthigen, selbst hier hielten sie nicht Stand, retirirten vielmehr beim Vorgehen Wurmsers hinter die Suffel und bis unter die Geschütze von Strasburg.

Noch am 18. Oktober, dem Tag des Wiederbeginns der Operation, hatte der General Mezaros bei Brumath ein ziemlich hitziges Gefecht zu bestehen mit den Truppen unter Ferrau, welche zum Weichen gezwungen wurden; während zu gleicher Zeit der tapfere Hotze auf dem rechten Flügel bei Neuweiler ein unentschiedenes Treffen zu liefern gezwungen war. Am 19. rückte Wurmser nach Brumath, wo er auf einem alten Familiensitze für längere Zeit sein Hauptquartier nahm. Gleichzeitig ward die auf einer Rheininsel liegende Veste Fortlouis (von den Franzosen damals, nach dem Namen ihres Erbauers, in Fort Vauban umgetauft) berennt, d. i. eingeschlossen, und die Berennung unverweilt in eine eigentliche Belagerung verwandelt. — Das Pfälzer Kontingent war anfänglich hiebei verwendet, bald jedoch wieder zur aktiven Armee gezogen worden.

Seiner Stellung weniger Ausdehnung zu verschaffen, hatte Wurmser die Vertreibung des Feindes aus Wanzenau beschlossen. Das Unternehmen war durch das Korps des Prinzen Waldeck am 26. Oktober mit ausgezeichneter Tapferkeit vollführt worden.

Diese Gefechte kosteten der Armee 29 Offiziere, 774 Unteroffiziere und Soldaten nebst 231 Pferden, deren größerer Theil bei Wanzenau blieb oder kampfunfähig wurde. Binnen Kurzem jedoch sollten die Kämpfe noch häufiger und ernster, die Verluste noch empfindlicher werden. Denn während der kaiserliche Feldherr mit dem preußischen wieder in Diskussionen gerieth über die Fortführung der Blokade von Landau; während Wurmser den Herzog wiederholt und immer vergeblich anging, etwas Ernstliches gegen die Bergvesten Lichtenstein und Lichtenfels in's Werk zu richten, indem er selbst bei Zabern sich festsetzte, das Auge stets nach Strasburg gerichtet und auf seine, jedenfalls überschätzten royalistischen Verbindungen daselbst; während so das bisherige unliebe Zusammenwirken der Feldherren fast in Theilnahmlosigkeit überging, begannen gegen beide schwere Wetter heranzuziehen. —

Der Konvent zu Paris, auch die oberste Leitung des Krieges ausübend, hatte die Gefahr am Rheine wohl gewürdigt. Keineswegs der veralteten Ansicht, daß man mit dem Eintritt der rauhen Jahreszeit stets Winterquartiere beziehen müsse, beeilten sich die Lenker jener fürchterlichen Versammlung, mit all dem Ungestüm revolutionärer Gewalthaber, Massen über Massen nach dem Elsaß zu treiben, um ihre Gegner, wenn nicht anders, jedenfalls durch Übermacht der Kräfte und rücksichtsloses Hinopfern aus dem Feld zu schlagen.

Der Winterfeldzug von 1793.

Dem Kronprinzen von Preußen war der Befehl über die Blokade von Landau übertragen worden, ohne daß darum das Unternehmen einen besseren Verlauf gewonnen hätte. Nachdem man allerhand, nicht immer kriegerische Mittel versucht hatte, die Übergabe herbeizuführen, probirte man es Ende Oktober mit einem sogenannten Bombardement, dessen Erfolg jedoch gleichfalls fehlschlug, wie es kaum anders zu erwarten gewesen. An das Beispiel, welches Markgraf Ludwig achtzig Jahre vorher gegeben, wie man Landau bewältigen müsse, scheint man im preußischen Lager nicht gedacht, vielleicht nicht denken gewollt zu haben.

Gegen Fortlouis, vor welchem der kaiserliche General Lauer befehligte, war man kräftiger vorgefahren. 28 Batteriestücke und 26 Mörser hatten dem Platz dermaßen zugesetzt, daß die Garnison sich am 13. November zur Übergabe genöthigt sah. Die Veste hatte vier Basteyen nebst Halbmonden; vor derselben auf der Elsäßer Seite, und durch einen Rheinarm geschieden lag ein Hornwerk, d. i. ein Außenwerk aus zwei Halbbasteyen und langen Flankenwällen bestehend. Der Garnison, welche ziemlich tapfern Widerstand geleistet, war die Kriegsehre beim Ausrücken aus dem Platz bewilligt worden, um dann auf dem Glacis die Gewehre zu strecken.

Diese Übergabe war für unsere Landsleute auf dem rechten Rheinufer ein noch nie erlebtes Ereigniß, und von vielen Meilen in der Runde sah man Alt und Jung herbeiströmen, um beim Anblick des von Kugeln und Bomben aufgezackerten Bodens und der niedergeschmetterten, noch blutgefärbten Trümmer in dem kleinen Platz ein staunendes Grauen zu empfinden.

Mochte es Nacheifer seyn, erweckt durch den Fall von Fortlouis, oder ein Aufflackern jugendlichen Feuers, genug, der überbedächtige Herzog von Braunschweig gab dem Andringen einiger Thatendurstigen im Heere nach, den bekannten Handstreich auf Bitsch zu unternehmen, ein Beginnen, was um so unerwarteter erscheinen muß, als der Herzog den Streich auf Frankfurt im Herbst des vorhergegangenen Jahres so scharf gerichtet hatte. Demungeachtet wäre die Überrumpelung beinahe gelungen, trotz der etwas weitschweifigen An-

ordnung für einen nächtlichen Angriff. Die Nacht vom 12. November war zur Ausführung bestimmt und Alles traf bewundernswürdig zusammen; die Besatzung hatte sich zur Ruhe begeben, als wäre kein Feind in der Nähe gewesen, und die Soldaten mußten im Hemde auf die Wälle eilen, was aber zeitig genug geschehen konnte, mit Gewehr- und Wurffeuer, mit herabgeschleuderten Holzklötzen die Sturmkolonnen abzuwehren, welche an einem nicht zu erbrechenden Thor Aufhalt fanden. Von etwa 1800 zu dem Unternehmen ausgesuchten Leuten gingen über 500, darunter 24 Offiziere, zu Grund. Mit dem Opfer von so viel aus den Tüchtigsten gewählten Leuten, und dem was verhältnißmäßig noch drum und dran hängt, hätte man eine Schlacht gewinnen können, wozu aber die nach Kunstregeln vorgeschriebenen Bedingungen nicht vorhanden gewesen zu seyn scheinen.

Dem letzten Einsatz eines Spielers gleich, der die Parthie schon verloren sieht, hatte Braunschweig den Versuch auf Bitsch gewagt, um gleichsam durch Glückfall einen festen Punkt in dieser Gegend der Vogesen zu gewinnen, der ihm zum Schutz seiner Winterquartiere jenseits der Lauter nöthig schien. Der Einsatz gewann nicht und nun scheint auch der Entschluß des Herzogs, das Spiel aufzugeben, rasch gereift zu seyn; denn schon des andern Tags sah man den Stock der preußischen Armee wieder auf dem Marsch nach ihren alten Quartieren auf der überrheinischen Hard, und unterm 24. erschienen schon wieder Tagesbefehle und Dispositionen aus dem Hauptquartier Kaiserslautern. Nur 7 Bataillone unter Kleist hatte der Herzog zur Verbindung mit dem kaiserlichen Heer in Matschibal (unweit der Straße von Bitsch nach Weißenburg) zurückgelassen.

Leicht mag man sich Wurmser's Entbrennen vorstellen bei der Nachricht von dieser Rückwärtsschwenkung seiner Verbündeten, die ihm die ganze Flanke auf 12 Stunden Länge blos stellte; doch der Herzog hörte es jetzt nicht mehr vor dem Kanonendonner der anrückenden Moselarmee. Dem kaiserlichen Feldherrn aber blieb keine Wahl, als alle Eroberungen jenseits der Moder nur gleich aufzugeben, um hinter diesem Fluße eine durch starke Batterien geschützte Stellung zu nehmen, die ihm gestattete Fortlouis zu decken und der erschnten Übergabe in Landau entgegen zu harren; vielleicht immer noch gewissen Ereignissen in Strasburg. Doch mit viel Muße sollte er die Zeit dazu nicht hinbringen, dafür hatte der Pariser Konvent Sorge getragen.

Strasburg in jenem Jahr.

Sicherlich hatte es zu Anfang des Jahres 1793 wenig Unbefangene gegeben, welche die Umwälzung in Frankreich nicht theilnehmend begrüßten als den Anbruch einer vielversprechenden Zeit von Freiheit und vernünftiger Staats-

ordnung. Auch die neue Republik zählte in unſrer Nachbar- und Schweſterſtadt die Mehrzahl der Bürger unter ihre eifrigen Anhänger, obgleich ſie dies Geſchenk hatten bezahlen müſſen mit dem Aufgeben ihrer ſeitherigen vortheilhaften Sonderſtellung, dem Erbſtück aus den Tagen ihres Verbandes mit dem deutſchen Reich. Der gebildetere und wohlhabendere Theil jener Bürger hielt aufrichtig zur Partei der Girondiſten, und theilte mit dieſen den Irrthum, daß das plötzliche und völlige Umwerfen alles beſtehenden Rechtes und Herkommens andere Folgen haben könnte, als diejenigen, welche wirklich ſtattfanden, und ſtattfinden mußten.

Bereits im März war am Rhein die Guillotine aufgerichtet worden, und ihre erſten Opfer ſind drei junge Elſäßer geweſen, welche dem verordneten allgemeinen Aufgeboth nicht willige Folge geleiſtet hatten. Nach den blutigen Septembertagen mußten auch überall im Elſaß tiefe Spaltungen unter der Bevölkerung aufklaffen: die politiſchen Klubbs gewannen Einfluß und Macht, und ohne es zu ahnen, mußte der „ordnungsliebende, ruhige Bürger“ mit einemmal gewahren, daß das Heft der Gewalt ihm aus der Hand gewunden, und die Herrſchaft übergangen ſey an die rohe blinde Maſſe des niederſten, gemeinſten Volkes unter der Führung einer, wenn auch kleinen, aber eifrigen und entſchiedenen Partei. Zu den unbändigſten ſolcher „Volksführer“ gehörte Eulogius Schneider, ein Deutſcher, aus dem Würzburgiſchen, früher dem Kloſterleben beſtimmt, dann Profeſſor in Bonn, und zuletzt, nach dem Entweichen des Kardinals Rohan, biſchöflicher Vikar in Straßburg, ein Mann von Talent, Bildung und ſelbſt von nicht gewöhnlicher poetiſcher Anlage. Durch die Revolutionsbehörden bald zum öffentlichen Ankläger ernannt, hatte er ſich durchgreifenden, faſt allgewaltigen Einfluß auf den Gang der ſtädtiſchen Angelegenheiten zu verſchaffen gewußt. Solches lange nicht mehr gewohnte Emportauchen eines einfachen Literaten und ehemaligen Prieſters konnte Aufſehen auch in den angrenzenden deutſchen Ländern nicht verfehlen.

Im Oktober, wo die Lage der Dinge am Rhein bedenklich zu werden anfing, waren zwei junge Männer, St. Juſt, der Buſenfreund Robespierres, und Lebas als außerordentliche Konventskommiſſarien nach Straßburg geſendet worden. Von da an ſah Straßburg ſich eng in die Kreiſe der Pariſer Bewegung gezogen und der Wogenſchlag aller dortigen Ereigniſſe trug deren Wirkung jetzt ſchnell aus der Haupt- in die rheiniſchen Grenzſtadt. Die Religion, als ein monarchiſches Inſtitut, war abdekretirt; von den Bürgern der Republik verlangte man nur geſellſchaftliche Tugenden; bald wurden auch die Kirchen geſchloſſen, denn die willkürliche Gewalt hatte bereits nur den Namen ihrer Träger geändert. Die Geiſtlichen wurden aufgefordert zum Niederlegen ihres Amtes, gleich aber beiſchte man von ihnen auch Widerruf ihres ſeitherigen Glaubens; ſo raſche Fortſchritte machte die Gewiſſensfreiheit. Die Pariſer Herrſcher hatten in der Liebfrauenkirche ein „Feſt der Vernunft“

gefeiert; da durfte Strasburg nicht zurückbleiben, denn wie dort, so mußte auch hier der Sinn umschlagen in Wahnsinn, die Freiheit verkehrt werden zur unduldsamen Selbstherrscherin. Darum beeilte man sich nun, den urehrwürdigen Münster umzuschaffen in einen „Tempel der Vernunft", und man bereitete sich darin „der Göttin Vernunft" ein Fest zu begehen mit politischen Reden und Absingen patriotischer Lieder. Mehrere Geistliche hatten sich herbei gelassen, zur Verherrlichung des Ganzen, bei diesem Anlaß ihren Glauben öffentlich abzuschwören, als puren Aberglauben und Pfaffentrug. Selbst ein Arzt fand sich, der seinem bisherigen Stand abschwur, weil er sein Ansehen gleichfalls nur dem Aberglauben und dem Betrug verdanke. Einer der Redner hatte Jesus Christus angepriesen als den geschwornen Feind aller Despoten, aller Reichen, aller Feuillants und Egoisten, und als den besten Freund der Sansculotten. Auf solcher Höhe schwebte der Geist jener Versammlung. Auf dem Münsterplatz war ein Scheiterhaufen errichtet worden, worauf zwar keine politischen Ketzer verbrannt wurden, wohl aber Alles, was man von religiösen Schriften, mittelalterlichen Urkunden, Bildnissen strasburgischer Bischöfe und Ähnlichem aufzutreiben vermocht hatte. Des Abends mußte die Stadt beleuchtet werden, und der sinnlose Pöbel tanzte die Karmagnole um die illuminirte Guillotine.

Ein Stehenbleiben auf solchem Weg des Wahnwitzes war nicht mehr möglich und nur in dem Abgrund ein Halt zu finden. In den Klubbs konnte der Antrag durchgehen, die Pyramide des Münsterthums abzutragen, weil der himmelanstrebende Bau eigentlich ein Spott sey auf die allgemeine Gleichheit. Man wird nicht läugnen können, daß, abgesehen von der Schlußfolgerung, in dem Vordersatz Wahres enthalten sey. Die Kosten des Abbruches retteten jedoch das Denkmal christlicher Kunst und Frömmigkeit vor der Wuth jener Vernunftjünger. So weit es indessen anging, mußte der Zerstörungsgier Lauf gelassen werden, und so machte man sich wenigstens an's Werk, aussen am Dom, alle Bildsäulen und allen nicht mauerfesten Zierrath herabzustürzen. (Im Innern war zum Dienst der Vernunft schon aufgeräumt worden.) Die Steine gaben gutes Straßenmaterial*).

Einige Monate später erwirkte der Departementsrath des Elsaßes von den Konventsdeputirten dennoch einen Befehl, wornach Alles zerstört werden mußte, was von Bau- und Bildwerken an die Vergangenheit erinnern könnte. Diesem Machtspruch zufolge fielen dann alle noch übrigen Wappen an Gebäuden, alle Bildstöcke an den Straßen, selbst die Thürme von Kirchen und Schlössern.

Wo man also bemüht war, den Bürgern des Staats „gesellige Tugenden" einzuflößen, indem man alle Scheu und christliche Demuth aus den Herzen

*) Einige Überreste davon sind noch in der Bibliothek in Strasburg aufbewahrt.

riß, um Platz zu machen eitler Selbstvergötterung und der stolzesten Hoffarth, welche das Ehrwürdigste für gebildete Menschen, den religiösen Sinn der Vorältern, zum Gegenstand frechen Spottes zu machen wußte, da war der Boden auch gedüngt für die Pestpflanze des Kommunismus: denn beide haben das gleiche Ziel, die menschliche Gesellschaft zurückzuleudern auf die unterste Stufe der Kultur. Das Wort des Evangeliums über den „Reichen" parodirte man nun dahin, daß reich, das heißt etwas besitzend, für gleichbedeutend galt mit politisch verdächtig.

Bereits hatte der Konvent auf alle Reichen in Frankreich ein gezwungenes Anleihen von einer Milliarde (1000,000,000 Fr.) umgelegt. Die Deputirten dieses Konvents aber, aus eigener Machtvollkommenheit, betrachten die Stadt Strasburg noch mit einem Zuschlag von neun Million Franken, zahlbar in 24 Stunden, wovon eine Million den „Armen" zufallen sollte.

So viel baar Geld befand sich freilich nicht in der Stadt, wenigstens nicht in den Händen der Reichen, allein man wußte Mittel, das Verschwundene herbei zu zaubern. Einen „reichen", allgemein geschätzten Kaufmann unter andern, welcher in den 24 Stunden nur 180,000 Franken herbeizubringen vermochte von den 300,000, womit er angelegt worden war, ließ man zur Strafe, durch den Henker 6 Stunden lang an die Guillotine gebunden, öffentlich ausstellen. Auf solche Weise waren innerhalb einiger Monate dennoch über 7 Millionen erpreßt worden. Den Rest legte man um auf andere vermögliche Städte des Elsaßes.

Aller solcher Mittel ungeachtet war die allgemeine Lage in Frankreich doch immer verzweifelter geworden, und mit richtigem Instinkt hatte der Konvent erkannt, daß ihm zur Durchführung der Revolution nur ein Mittel bliebe — der Schrecken. — So wenig die Männer der herrschenden Partei gezaudert hatten, diese letzte entsetzliche Waffe zu ergreifen, so erwiesen sie sich auch stark genug, dieselbe mächtig und rücksichtslos zu handhaben.

Nach dem Verlust der Weißenburger Linien begann das Schreckensregiment auch in Strasburg. Nächtliche Haussuchungen und Verhaftnahmen, Deportationen Einzelner und ganzer Korporationen, das waren nach und nach gewöhnliche Dinge geworden: sie geschahen meistens in Folge von Denunziationen in den geheimen Klubbs und bei dem Sicherheitsausschuß. Jeder Einwohner, welcher nicht jeden Augenblick ein Zeugniß von jener Behörde über seine reinen patriotischen Gesinnungen (certificat de civisme) vorweisen konnte, mußte augenblicklicher Verhaftung gewärtig seyn. Damit auch nicht der Schein von schützenden Rechtsformen zu einiger Selbstständigkeit ermuthigen möchte, war von St. Just gleich nach seiner Ankunft in Strasburg ein „Revolutionstribunal" errichtet, und die Vorstandschaft desselben mit unumschränkter Vollmacht an Eulogius Schneider übertragen worden. Zum Schutz dieses „Gerichtshofes" hatte man eine „Revolutionsarmee" gebildet,

wie St. Cyr sagt, aus Überläufern, aus allen Landstreichern und Strolchen, die zu finden gewesen. Im Anfang übte Schneider seine Thätigkeit nur polizeilich gegen die Übertreter der revolutionären Satzungen, wie gegen Verkäufer, welche ihre Waare um klingende Münze wohlfeiler gaben, als um das neue Papiergeld, die verrufenen Assignaten; gegen Bäcker, Bierbrauer und Metzger, welche das „Maximum", d. i. die polizeiliche Taxe, überschritten. Einem Bäcker z. B., welcher es wagte, heimlich einmal Weißbrod zu backen, als eine aristokratische Nahrung, büßte man um 30,000 Franken. Marktweiber, welche es verabsäumt hatten, die Nationalkokarde vorzustecken, Leute, welche es unterließen, im Gespräch sich mit dem demokratischen Du anzureden, alle waren dem Gericht willkommene Beute. Allein für solche Lappalien hatte man kein Revolutionstribunal eingesetzt, hiefür demselben keine Guillotine übermacht. Blut und immer Blut heischten die Konventsabgeordneten, denn Marat's Wort „man müsse ein Drittheil der Franzosen erwürgen, um die zwei übrigen Drittheile zu retten" sollte wahr gemacht werden. Gewiß war Schneider von Natur nicht blutgierig, wie es überhaupt nur wenige Bösewichter von Haus aus gewesen seyn mögen; allein sobald dieser Mensch, wenn auch durch äussern Zwang genöthigt, einmal einige Opfer erwürgt hatte, belebte sich schnell in ihm der böse Trieb. Einer gezähmten Bestie gleich, die wieder warmes Blut gekostet hat, sah man nun den öffentlichen Ankläger mit seiner Revolutionsarmee und der Guillotine auf einem Wagen, das Elsaß entlang von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf ziehen, seine Opfer auswählen und sie, oft mit verfeinter Grausamkeit, auf die Blutmaschine liefern. Schneider fiel endlich als Opfer seiner persönlichen Feinde in den Klubbs, die es nicht verwinden mochten, daß ein Ausländer, „ein deutscher Querkopf," wüthenderer Demagoge seyn sollte, als selbst Vollblut-Franzosen. Plötzlich nach Strasburg beschieden, sich zu verantworten, mochte der Ervikar sein Schicksal wohl ahnen: er verehelichte sich noch in der Nacht und hielt des andern Tags seinen Einzug in Strasburg in einer sechsspännigen Postchaise, umgeben von berittenen Gensdarmen aus seiner Armee, als eine Art Leibgarde. Diesen Aufzug, nicht seine schändliche Wirthschaft, machte man ihm nun zum Verbrechen. Der öffentliche Ankläger ward verhaftet, dann einen halben Tag lang auf der Guillotine ausgestellt, zum Spott des Pöbels, der noch Tags zuvor vor ihm gezittert hatte. Denselben Abends lieferte man ihn auf den Weg nach Paris, dort unter das Messer gelegt zu werden, „um die den Sitten der entstehenden Republik angethane Schmach zu sühnen", wie ein Plakat an den Straßenecken von Strasburg besagte.

Außer den obengenannten Leistungen in baarem Geld wurden dieser schwer heimgesuchten Stadt unaufhörlich noch Naturallieferungen aller Art aufgebürdet; man nahm den Bürgern buchstäblich den Rock vom Leibe, die Schuhe von den Füßen, den Weibern die goldgewürkten Hauben vom Kopfe.

Theuerung hatte sich eingestellt und die Lebensmittelnoth stieg fortwährend; böse Krankheiten foderten täglich massenhaft ihre Opfer, denn der gefährliche Spitaltyphus hatte sich aus den Militärlazarethen über die ganze Stadt verbreitet. Unter solchen Zuständen sahen die Strasburger das Ende jenes denkwürdigen Jahres nahen. Dennoch sind ihre Enkel in diesem Augenblick wieder eifrige Republikaner und haben erst dieses Jahr das Andenken an den westphälischen Friedensschluß von 1648 und damit ihr Losreißen vom deutschen Reich festlich gefeiert!

Das französische Heer.

Wenn ein neuerer Reisender über die heutigen Zustände in Rußland den Ausdruck gebraucht, es gäbe in diesem Lande nur einen freisinnigen Mann, nämlich den Kaiser, so paßt auch dieser Vergleich nicht mehr auf das damalige Frankreich, denn dort waren selbst die Männer der herrschenden Partei weder frei in dem Festsetzen des Zieles, noch frei in der Wahl der Mittel; alle handelten nur unter der Allgewalt der Ereignisse, die sie selbst heraufbeschworen. Im Heer allein war noch ein Rest von Freiheit zu finden, wenigstens einige Sicherheit der Person, aber freilich nur für den gemeinen Mann, denn das Messer der Gleichheit drohte auch hier jeden Kopf abzuhobeln, welcher einiges Hervorragen über die große Masse beanspruchte*). Zur Armee strömte darum nicht nur eine Menge junger Männer von Herz und Bildung, die es unter allen Umständen für die erste Bürgerpflicht hielten, wider Anmaßungen und Angriffe des Auslandes mit Leib und Leben einzustehen; unter die Fahnen der Republik flüchtete auch Alles, was hier noch Schutz hoffen konnte wider Neid und Verfolgung persönlicher Feinde. Bei der gewaltigen Spannung der Gemüther hat jene Stimmung vieler Einzelner in der Armee nothwendig mitreißend wirken müssen. War dann, durch einige Erfolge gegen den Feind, der Funke des Selbstvertrauens in den zaghafteren Gemüthern erweckt, so mußte in der Armee auch jener Geist lebendig werden, welcher ihr mit der Zeit den Sieg verbürgte gegen die bestgeschulten Heere des Auslandes, die, lediglich für untergeordnetere Zwecke in den Kampf geführt, nur durch die schwächere Triebfeder der militärischen Ehre beseelt seyn konnten.

Das Beginnen aber, ein Volksheer, eine Landwehr in Frankreich zu

*) Etwa in jenen Tagen lasen unsere Landsleute in den Zeitungen die Nachricht von der Entdauerung des greisen Marschalls Luckner. Dies war seit Anfang des Krieges der 83. General, den man verurtheilt hatte.

ſchaffen, welches man unter dem Namen des allgemeinen Aufgebotes in Paris dekretirt hatte, dies Beginnen war ſchmählich geſcheitert. Abgeſehen davon, daß man als erſten Grundſtock alles brod- und herrenloſe Volk von den Straßen wegpreßte, ſo iſt der franzöſiſche Landmann einmal kein geborner Soldat: dazu gebildet kann er werden, wie jeder geſunde Menſch. Ein Beleg für jene Behauptung iſt die Zähigkeit, womit dies Volk heute noch an dem Einſteherunweſen feſthält; ſo lang er es vermag, wird der franzöſiſche Bauer ſich vom Kriegsdienſt loskaufen, allem Enthuſiasmus für „die Gloire der Nation“ zum Trutz.

Mit welcher Freudigkeit dagegen hat der deutſche Landmann ſich unter die Fähnlein und Banner geſchaart, als man ihn rief gegen den Erbfeind aufzuſtehen. Wie ein Mann hat da Alles ſich erhoben, in den neunziger Jahren, wie im Befreiungskrieg!

Gleichwie in den einzelnen Provinz-Hauptſtädten, herrſchte auch bei jeder Heeresabtheilung ein oder der andere Kommiſſär des Konvents oder ſogenannter Volksrepräſentant. Kein General wagte es leicht, irgend etwas Bedeutendes zu unternehmen, ohne die Zuſtimmung dieſer Herren, deren ſtarke Seite die Kriegskunſt in der Regel nicht geweſen iſt. Wie groß, wie begründet der Schrecken geweſen ſeyn mag, welcher dieſen Männern voranlief, wie düſter ihr Gebahren: das Feldleben hat es an ſich, den Werth einer jeden Perſönlichkeit bald und ſchonungslos auf ſein richtiges Maaß zurückzuführen. So erzählt St. Cyr von einem der unbändigſten jener demagogiſchen Tyrannen, Namens Rüamps, er habe ſich, während des Rückzugs von der Lauter in die Diviſion Ferray geflüchtet, welche noch am Beſten in Ordnung geweſen wäre, weil ſie keinen Verluſt erlitten. Doch auch hier hatte die Niederlage ſo auflöſend gewirkt, daß ſelbſt die Scheu vor einem Volksrepräſentanten bei den Soldaten verſchwunden war und er ihren Unmuth derb zu hören bekam. Dadurch wurde der Mann nach und nach zahm in einem Grad, daß er am Ende Allen als ein ganz ordentliches Menſchenkind vorkam. Doch blieben dies immer nur Ausnahmen; das Syſtem des Schreckens mußte auch bei der Armee aufrecht erhalten werden. Das war die Aufgabe der Kommiſſäre des Konvents. In dem Hauptquartier der Rheinarmee hatte St. Juſt darum auch alſobald ein „Revolutionstribunal“ eingeſetzt, eine Anſtalt, wie unſer veriger Gewährmann ſagt, für die es eigentlich keinen Namen gibt. Die Angeber waren hier weder gekannt, noch dem Angeklagten gegenübergeſtellt. Hier duldete man keine Vertheidiger, nichts Schriftliches, nicht einmal eine ſolche Abfaſſung des Urtheils; nur eine einfache Vernehmung fand ſtatt: der Angeſchuldigte, welcher um 8 Uhr verhaftet worden, war um neun Uhr gerichtet, und um zehn Uhr bereits erſchoſſen. Durch dies Tribunal fielen in Folge der Niederlage vom 13. Oktober die Generale Dubois, Iſambert, Tauſia nebſt andern Offizieren, desgleichen viele Unteroffiziere und Soldaten.

Der Chef des Generalstabs Clarke war abgesetzt, der General Meunier nach Paris gesendet worden. Das Tribunal hatte in allen Korps seine Sendlinge, welche die Soldaten zum Angeben ihrer Offiziere zu bereden suchten. Da einfache Verlockungen wenig Erfolg zeigten, versprach man den Angebern öffentlich Geldbelohnungen und ewige Verschweigung ihres Namens. Durch solche Mittel endlich fand man einige Opfer, deren Blut jedoch die Gier jener Kannibalen nicht zu stillen vermochte.

In vorkommenden Fällen wußten übrigens auch die Oberbefehlshaber eiserne Strenge zu handhaben, und sie mußten es thun, denn für sie war keine Wahl, als die Befehle des Konvents auszuführen, oder zu Grund zu gehen. So ließ der Obergeneral der Moselarmee einen Reiteroberst erschießen, weil dieser den Moment versäumt hatte, in eine feindliche Infanteriekolonne einzuhauen, als sie einen Augenblick in Unordnung gerathen war.

Wie sehr die Gewaltregel „durchsiegen oder zugrundgehen" Beachtung gefunden, zeigt unter andern die That des General Burey, eines wackern Offiziers, welchem ein befohlener Angriff auf das Korps von Hoze mißlungen war, denn diesen Löwen des kaiserlichen Heeres schlug man nicht so leicht aus dem Feld. Als Burey bemerkte, daß man ihn wegen dieses Mißlingens zur Rechenschaft ziehen wolle, eilte er an die Spitze einer nahestehenden Chasseurschwadron und jagte mit derselben zum Angriff wider ein kaiserliches Kürassierregiment, sich den sichern Tod zu holen.

Eine eigenthümliche, aber leicht begreifliche Lage solcher Zustände war, daß jedermann das Vorrücken zu einem höhern Offiziersgrad fürchtete und solchem Avancement auswich, so lang es gehen mochte. Man erzählt sich hierüber die eigene Handlungsweise des General Meunier, welcher, als er an die Spitze einer Division treten sollte, und Ablehnen nichts half, augenblicklich die stumme Person spielte, und nicht zu bewegen war, irgend einen Befehl zu geben.

Aber die Zeit hatte damals die Franzosen gewöhnt, zu scherzen mit allem, was von Menschen ausging, selbst mit ihrem Schrecken. Allein schon das Beisammenleben so vieler entschiedener Männer, und vor allem der tägliche offene Kampf mit einem mannhaften Gegner war geeignet, die Kraft der Seele zu stählen, welche sonst vielleicht stumpf geworden wäre im Kampf mit endlosem Trübsal.

Gewiß nicht ohne Interesse wird man die folgende Stelle lesen aus dem Briefe eines badischen Offiziers im Gefolge des Prinzen Waldeck, welcher übrigens noch vor der Einnahme der Weißenburger Linien geschrieben ist. „Vor einigen Tagen ritten wir in der Gegend vor Lauterburg mit verschiedenen Offiziers, worunter einige von Prinz Condé's Corps und unter Bedeckung einiger Husaren, um die feindliche Linie zu rekognosziren. So stießen wir auf ein französisches Piket, welches aus einem Obersten und andern Offiziers nebst mehrern Chasseurs zu Pferd bestand, welche ebenfalls rekognoszierten. Die Offiziers von Condé begrüßten sie sogleich durch Hutabziehen, worauf

die Franzosen still hielten; Prinz Waldeck befahl seiner Suite auch still zu halten; von beiden Seiten wünschte man sich zu sprechen; die Bedeckungsmannschaft mußte sich also, nach genommener Abrede beiderseits auf einige hundert Schritte zurückziehen. Nun traten wir freundschaftlich zusammen; Prinz von Waldeck mit seiner Suite begrüßte die Franzosen mit den Hüten, diese erwiederten es höflich, aber blos mit den Händen. Prinz Waldeck sprach sodann mit den Franzosen über verschiedenes, über den Zustand ihrer Armee ꝛc. Die Franzosen erwiederten alles höflich und bescheiden. Ihre Armee, sagten sie, wäre sehr stark, es fehle ihr im geringsten Nichts; was sie wünschten und brauchten würde ihnen von ihren Landsleuten und Mitbürgern mit dem besten Willen zugeführt, übrigens hätten sie wenig Geld, fast nur Assignaten, die ihnen aber eben so dienlich wären. Bei diesen Worten ließ Prinz Waldeck einen Handschuh fallen; ein französischer Offiziersbedienter beeilte sich solchen aufzuheben und ihn dem Prinzen zu überreichen. Dieser gab dem Bedienten drei Dukaten, wofür dieser mit dem Beisatz dankte: bei unserm ganzen Regiment haben wir wirklich nicht so viel baar Geld, worüber allgemein gescherzt wurde. Nach diesem äußerte der Prinz Waldeck dem französischen Oberst sein Befremden, wie er als rechtlicher Mann, wofür er ihn ansehe, und nach den Grundsätzen der Menschlichkeit in dem revolutionären Heere dienen könne? Der französische Offizier aber erwiederte, wir streiten für unser Vaterland und nehmen es und zur Ehre, solche Soldaten zu commandiren; aber ungleich ist der Fall bei ihnen; Sie stehen hier an der Spitze von Menschen, die ihr Vaterland verlassen, öfters ihren Eid gebrochen, und all' das Uebel über die Menschheit gebracht haben. Die Franzosen, welche den Prinzen an seinem abgeschossenen Arm wohl schon halb errathen hatten, erkannten ihn jetzt an irgend einem Wort. Schnell griffen sie nach ihren Hüten, bezeugten ihm allen gebührenden Respect unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken, gaben ihren Pferden die Sporen und ritten davon: Adieu mein General, auf Wiedersehn im Schlachtfeld, rief der letzte.

Wie fast allerwärts war in der alten französischen Armee das Vorrücken zu höhern Graden den Adelichen aufbewahrt. Dies Unrecht, nach unten hin wieder gut zu machen, hatte der Konvent in seiner Weise verordnet, daß beim Vorrücken stets der älteste des niederen Grades genommen werden solle, nämlich der lebensälteste, nicht der dienstälteste. War so bei einer Kompagnie ein Korporal nöthig, mußte man den ältesten Soldaten dazu nehmen; dies war vielleicht ein seitheriger Marketender, der in solcher Weise bald darauf Feldwebel und Hauptmann seyn konnte. Nachdem das Sinnlose eines derartigen Systems sich erwiesen, nahm man keinen Anstand, jetwede Regel des Vorrückens wegzuwerfen, und rein nach Gutdünken verfahren. Die Offiziere mußten sich gewöhnen, daß man heute den Kommandanten eines Bataillons an die Spitze einer Division stellte, um ihn vielleicht morgen wieder zum Bataillonschef zu machen.

Im Großen und Ganzen zeigte sich jetzt Zusammenhang in den Operationen der Franzosen, weil bei ihnen die obere strategische Leitung von einem Willen ausging, von dem Wohlfahrtsausschuß, in dessen Anordnungen sich der Genius ächter Kriegskunst nicht verkennen ließ, wie ein gleichzeitiger deutscher Schriftsteller sich ausdrückt. In der Ausführung jedoch mangelte jener höhere Zusammenhang oft gänzlich und es vermißt der Beobachter jene Kunst des Heerführers, Zeit und Verhältnisse richtig wahrzunehmen.

Durch das Getriebe der politischen Bruderschaften hatten die französischen Armeen in Zweibrücken und dem Elsaß wiederum neue Oberanführer erhalten, in den Personen zweier junger Männer, die fast unbekannt, doch in Kurzem, wiewohl in verschiedener Weise, einen Ruf erwerben sollten. Pichegru, der neue Befehlshaber der Rheinarmee, hatte zwar noch nie einen feindlichen Soldaten gesehen und seine Laufbahn vom Privatmann zum Oberfeldherrn ohne sonderliche Mühe zurückgelegt. Durch die Volksvereine zu Besançon war ihm dort das Kommando eines Bürgerbataillons übertragen worden, und er dadurch in Verbindung mit den Führern des Jakobinerklubs gekommen, die ihn vorwärts schoben. Als Mann von Bildung und Urtheil wußte er sich übrigens bald Vertrauen zu verschaffen. Hoche, den man zum Befehlshaber der Moselarmee ernannt hatte, war der Schützling des Franziskanerklubs (der Cordeliers). Von niederer Herkunft, ohne Kenntnisse, doch von tüchtigem Zeug, mit jener unbegrenzten Zuversicht, die an seinem Erfolg zweifelt, freigebig mit großen Redensarten in gemeiner Weise vorgetragen, trug dieser junge Feldherr ganz das Gepräge seiner Partei. Hoche hatte den Feldzug unter Custine in den Niederlanden mitgemacht, war also nicht gänzlich ohne Kriegserfahrung.

Bemerkenswerth ist das fast jugendliche Alter aller damaligen Generäle der Franzosen und so vieler ihrer Volksmänner. St. Cyr, der damals 30 Jahre zählen mochte, berichtet von einem Kriegsrath der vereinigten Rhein- und Moselarmee, wobei er das älteste Mitglied gewesen sey.

Kleber, den Löwen von Snasburg, welcher schon ein Kommando bei der Moselarmee geführt, hatte der Ruf auch bereits genannt. Doch von den jüngsten dieses neuen Feldherrngeschlechtes, dem kühnen Aar, welcher eben die Flotte prüfte, indem er gegen die Engländer in Toulon seine ersten Blitze schleuderte, von diesem war kaum noch eine Kunde an den Rhein gedrungen.

Übrigens konnte keiner der jungen Feldherren für seine Untergebenen Gegenstand des Neides seyn; man betrachtete sie im voraus als Opfer derjenigen Partei, welche in Paris die Oberhand erhalten würde, und Ehrsucht war, wie leicht begreiflich, eine Seltenheit unter den Offizieren des damaligen republikanischen Heeres.

Hoche und Pichegru hatten gemessenen Befehl, Landau und Fort-Louis zu entsetzen. Das Letztere war bereits verloren; daß für alles daran setzen würden zur Befreiung des ersten Platzes, ließ sich verbürgen, denn alsdann war es auch aus mit allen „Eroberungen" der Deutschen, im Elsaß sowohl, als an der Saar. Mit den neuen Obergeneralen waren auch namhafte Verstärkungen an Mannschaft auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen. Von dem Reste des allgemeinen Aufgebots hatte man einen Theil der Garnisonen ablösen lassen, um denselben zum aktiven Heer zu senden. Auch starke Abtheilungen des Ardennenkorps und der Nordarmee hatte man

an den Rhein gezogen; Prinz Koburg, bereits in den Winterquartieren feiernd, ließ es ruhig geschehen.

Mit Anfang Novembers bereiteten sich die französischen Armeen wieder angriffsweise vorzugehen. Doch bevor wir die nun folgenden Ereignisse schildern, noch einen Blick zu unseren lieben vaterländischen Kriegern.

Im deutschen Heerlager.

Auf dem Posten von Jägerthal, erzählt ein „alter preußischer Offizier" in seinen Erinnerungen aus den Feldzügen von 1792—1796, lösten uns 6 Kompagnien Kaiserlicher (ein volles Bataillon), befehligt von einem uralten würdigen Oberlieutenant, ab. Die höheren Offiziere, überhaupt die meisten (so sagte man), waren theils todt, theils außer Gefecht; die Mannschaft war tüchtig, wie in Pulver geräuchert, und daher Ehrfurcht erweckend. Von dem Geist der Subalternoffiziere ward zu der Zeit nicht durchaus Gutes gesagt und das Prinzip des Ehrgefühls nicht für so herrschend gehalten, als seitdem die leitende Hand des erhabenen Erzherzogs Karl dies bewirkt hat. Doch konnte man sehen, daß das, was bei der Fahne geblieben, und im Feuer getauft, auch gediegen war. Am meisten trugen das Gepräge der Tüchtigkeit die Korporale. So ein Mann mit seinem Halseisen gab das ächte Nachbild eines römischen „Centurio" und konnte dreist, wie es auch wohl in der That geschehen, an die Spitze einer Kompagnie gestellt werden. Was wir damals in einem untergeordneten Grad beobachteten, wird von unsern Offizieren in östreichischen Hauptquartieren überall bestätigt: „Den gemeinen Mann habe ich täglich Ursache zu verehren, schreibt einer jener Offiziere; bei allen Fatiguen, und der öfters unnützen Aufopferung (dem Hinopfern) ist er willig, genügsam und brav."

Um die preußische Armee in ähnlicher Weise zu charakterisiren, so ist gewiß das Urtheil des östreichischen Feldherrn selbst, das er einige Wochen später aussprach, als wir ihm so wirksame Hülfe geleistet, das kompetenteste. „Es ist Euer Durchlaucht bewußt, schreibt Wurmser dem Herzog, wie sehr der Feind läuft, wenn man ihn attaquiert, und wie keck er wird, wenn man sich alle Tage von ihm angreifen läßt." — Der alte Feldherr hatte sonach durch die eigene Anschauung erfahren, was man schon aus dem Vermächtniß Friedrich II hätte erfahren können, daß die preußischen Truppen für den Angriff gemacht sind, und daß es ihren Charakter verkennen heißt, wenn man sie in einem defensiven Verhältniß hält. Daß dieses letztere trauervolle Prinzip in diesem Feldzug mit der laut kund gegebenen (darum im Ganzen gewiß verfehlten) Absicht, überall Menschen zu schonen, sie dennoch nicht demoralisirt

Kur-Pfälzische Infanterie.

1789.

hat, wird immer für ihre außerordentliche Güte zeugen, und ward am Schluße dieses Feldzuges durch außerordentliche Thaten beurkundet. Betrachten wir diese Armee, wie sie in unserer lebhaften Erinnerung steht, so dürfte sie ihren Vorfahren, mit denen Friedrich II seine ersten Kriege in Schlesien anfing, vollkommen gleich gestellt werden. In Tapferkeit, gutem Willen, regem Ehrgefühl und taktischer Vollkommenheit kamen ihr zu der Zeit keine Truppen in der Welt gleich. Man würde sehr irren, wenn man den gemeinen Soldaten nach dem Bild, das die Philantropie heutiger Zeit wohl von ihm entwirft, beurtheilen wollte."

(Daß der Soldat im Felde von seinen Oberen nicht so leicht willkürlichen Mißhandlungen ausgesetzt war, begreift sich wohl. Was die Prügelstrafe an sich anlangt, darf man allerdings nicht übersehen, daß sie einmal im Charakter der Zeit lag, und den von ihr Betroffenen damals so wenig entehrte, als seiner Zeit im altrömischen Kriegsheer.)

„Was die Intelligenz, die Kriegsgewandtheit der Offiziere betrifft, so durfte man sie hauptsächlich nur in der Klaße der untern Hauptleute und Subalternen suchen. Die Stabsoffiziere und Kompagniechefs hatten höchstens dunkle Reminiscenzen aus dem siebenjährigen Krieg — und meist dicke Bäuche. Dagegen hatte auf den jüngeren Offiziersstand die fortschreitende Kultur der Zeit schon vortheilhaft gewirkt, und empfänglich für Alles, sind aus ihm die höheren Befehlshaber hervorgegangen, welche 20 Jahre später unsre Schaaren zum Siege führten." (Eigenthümliches Geständniß eines Soldaten der alten Schule, daß das preußische Offizierskorps auf dem Kampfplatz gegen die neue französische Republik sich freisinnige und vernünftige Ansichten erwerben mußte.)

„Die Husaren, auch die Füsiliere und Jäger, als leichte Truppen immer am Feind, genoßen nun hier die besondere Vergünstigung der mehreren Gelegenheit, sich vor dem Feind hervorzuthun und zu lernen. Vornehmlich den ersteren kam hiebei die entschiedene, von jedem Reiter gefühlte Überlegenheit über die schlecht berittenen und wenig gewandten Gegner zu statten, noch mehr aber die zuversichtliche Meinung, daß jeder feindliche Infanteriehaufe, der in der Ebene angeritten werden konnte, ihnen in die Hand gegeben sey. Es war gewiß kein Reiteroffizier in der Armee, der mit 30 Pferden nicht auf jedes feindliche Bataillon, das auf solche Weise zu fassen war, den Versuch gewagt hätte, und selbst ein mißlungener schreckte für die Folge nicht ab. Diesen leichten Truppen müßen wir auch, um gerecht zu seyn, noch die mehreren Ausnahmen von unserem obigen Urtheil über die älteren Offiziere vorbehalten."

(Unter den renomirteren Reiteroffizieren der preußischen Armee befand sich auch Blücher, der damals schon ein Fünfziger, doch noch in frischer Lebenskraft stand. Er und seine rothen Husaren waren für die französische Moselarmee gefürchtete Reiter.)

„Der Vorpostendienst in der preußischen Armee war musterhaft zu nennen.

Hier hatten die im Kriege von 1778 empfangenen Lektionen vortheilhaft gewirkt. Die Vorschriften des Feldreglements über die innere und äußere Sicherheit in Quartier und Lager können noch jetzt für vollkommen gelten. Wachsame Thätigkeit und Vorsicht war Ehrensache für den Offizier. Auch lebte das Talent des alten Ziethen, des Vaters der Husaren, in seinen Schülern noch fort. Wir könnten unter ihnen, vornehmlich in seinem noch bestehenden Regimente, Offiziere namhaft machen, welche in der Kunst, mit einem mäßigen Reitergeschwader eine ganze Armee zu sichern und den Feind im Athem zu erhalten, eine wahre Berühmtheit erlangt hatten. So war denn oft in den Quartieren der (preußischen) Armee wochenlang Ruhe, während die Vorposten es täglich mit dem Feind zu thun hatten, und nur von der Mückenstegerei des einen oder andern Befehlshabers hatten mitunter die Truppen zu leiden, wenn sie ohne Noth unter dem Gewehr gehalten wurden."

„In der österreichischen Armee hatte die Vorsicht auf den Vorposten und in der Nähe des Feindes einen andern Charakter, und es war nicht ohne Interesse, der Verschiedenheit zu beobachten. Wo von uns ein Unteroffizier mit zehn Mann auf Feldwache gestanden, da setzen die Kaiserlichen wohl eine halbe Kroatenkompagnie an die Stelle, die aber den Tag über es sich bequem machte, und kaum von einer Schildwache behütet, sorglos im Waldlager sich pflegte. Man hätte ob solcher Sorglosigkeit staunen mögen. Mit Annäherung des Abends aber war im Lager rührige Bewegung: Alles unter Waffen, lauschende Streifwachen sah man nach allen Richtungen ziehen; die Feuer verlöschten und Alles war bereit, den Feind zu empfangen, auch wohl ihm einen Streich zu spielen. Ein kühner und schlauer Anführer hätte mit solchen Truppen Vieles der Art ausrichten können, und es ist sonderbar, daß gerade in diesen Zweig sich keine Laudon'schen Talente unter den Kaiserlichen fanden; die Preußen dagegen der thätigen Parteigänger mehrere zählten."

„Indeß waren jene Kroaten, in ihrer regulären Form unseren Füsilieren an die Seite zu setzen, ihren Vätern unter Maria Theresia nicht mehr ähnlich. Was damals Kroaten hieß, mochte man eher in den Szeklern, oder den verschiedenen ungarischen Freikorps wieder finden, die jedoch in mehreren ihrer hervorstechenden Charakterzüge von einem gewissen serbischen Freikorps (den Serdschanern) überboten wurden, das auch die nationalen rothen Mäntel noch beibehalten hatte, und, auf türkische Weise erzogen und organisirt, keinen Kampf der Christenheit scheute. Mag es auch übertrieben seyn, was Gustav Schilling in einem seiner Romane vorbringt, von einem abgeschnittenen Kopf, welchen man als den eines Franzosen präsentirte, in dem man den der alten Wirthin von der Buschmühle erkannt habe, oder daß einem pfälzischen Bauer ein französischer Zopf eingebunden und nachher der Kopf abgeschnitten worden sey, so kann man dem Korps doch Lust und Geläufigkeit zu so etwas nicht absprechen, und unsere Vorposten, wenn sie mit ihnen angrenzten, mußten die

Bekanntſchaft immer mit der nöthigen Vorſicht machen, um nicht einzeln in ihren Bereich zu kommen und kann für gute Beute gehalten zu werden."

Was den Zuſtand der Kreistruppen betrifft, wird dieſer faſt ſchon aus dem Vorgetragenen zu entnehmen ſeyn. Unter den Offizieren mußte der abgeſchloſſene Korpsgeiſt, der ariſtokratiſche Zuſchnitt und verhältnißmäßige Aufwand ſich geltend machen, wie er allerwärts in dieſen Körperſchaften herrſchend geweſen. War jener obligate Luxus, namentlich das hohe Spielen, auch bei den Kreistruppen nicht übertrieben, wie z. B. im preußiſchen Heere, ſo mußte er dennoch den Subalternoffizieren das Leben im Felde um ſo mehr erſchweren, als dieſe in der Regel nicht ſehr bemittelt, zu Hauſe meiſt eine Familie zu erhalten hatten. Der Zahl nach waren bei den Bataillonen im Verhältniß zur Mannſchaft mehr Offiziere als in der kaiſerlichen Armee, doch immer noch weniger als es jetzt der Fall iſt, und betagte Lieutenants auch unter den Kreistruppen häufig. Die Unteroffiziere, in der Regel gediente, verläßliche Leute, waren gewöhnt an die Strenge und Umſtändlichkeit der damaligen Dienſtvorſchriften. Zu Anfang des Krieges beſtand die Mehrzahl der Soldaten aus friſch geworbenen Leuten; doch hatten ſie jetzt, unter öſterreichiſchem Oberkommando, eine mehr als achtmonatliche ſcharfe Kriegsſchule durchgemacht, und bei der bekannten Tüchtigkeit des ſchwäbiſchen und allemanniſchen Stammes iſt anzunehmen, daß ſie in Art und Haltung den Kaiſerlichen ziemlich gleichſtehen mochten.

Fragt Jemand nach den Liedern, welche unſere Soldaten damals geſungen, daraus vielleicht einen Schluß zu ziehen auf ihre Stimmung und Anſchauungsweiſe, dürfte er ſich wohl wundern, in jenen Geſängen kaum die Spur zu finden von den bewegenden Ideen der Erſtlingsjahre unſerer neuen Zeit. Außer dem Soldatenlied per excellentiam dem „Prinzen Eugen", einem jener nie alternden Geſänge, deren kein Volk viele beſitzt; außer den bekannten volksgemäßen Improviſationen zu beliebten Tanzweiſen; ſangen unſere deutſchen Streiter in den neunziger Jahren, ſo wie während der napoleoniſchen Feldzüge höchſt unſchuldige, faſt ſüßliche Schäfer- und Jägerlieder*), lauwarme Ergüſſe einer künſtlichen Gefühlsanſtrengung, die ſich auch in der ſentimentalen Romanenliteratur jener Zeit abſpiegelt. Dieſelbe Erſcheinung wird man wohl unter ähnlichen Verhältniſſen ſtets wieder finden. In Zeiten, wo die Weltgeſchichte ſo zu ſagen auf den Straßen einherſchreitet, wo gewaltige Ereigniſſe die Völker erzittern machen, da haben ſie wenig Sinn für ſchwunghafte aufregende Poeſie. Die Muſe der Dichtkunſt ſelber, wie ſehr ſie ſich hingezogen fühlt zu vollendeten Begebenheiten, die ſich ihr darſtellen im verſöhnenden

*) Eines der beliebteſten z. B. fing an:

Ich armer Has' im weiten Feld
Wie wird es mir ſo grauſam nachgeſtellt ꝛc.

Schimmer der Vergangenheit, so wenig mag sie sich heimisch fühlen während der Geburtsstunde gewaltiger Erscheinungen, während der Krisis ihrer Entwicklung, wo die ganze Gestaltung der Dinge beschienen von den grellen Reflexen wirrer Leidenschaften, wie großartig immer, doch für den formschaffenden Sinn kaum anders erscheinen kann, denn ungefüg und unschön.

Die täglichen Gefechte, der Rückzug.

Wurmser, auf reine Vertheidigung beschränkt, gedachte seine Winterquartiere durch starke Befestigungen zu schützen und eine Stellung an der Zorn zu nehmen, doch die Franzosen ließen ihm hiezu nicht mehr Zeit.

Am 18. November unternahmen sie einen ersten Angriff auf der ganzen Linie vom Rhein bis an's Gebirge. Sie wurden zwar überall zurückgewiesen, doch mußten die Kaiserlichen sich mit der Behauptung ihrer Position begnügen. Während offenbar der kaiserliche linke Flügel am Strom des Feindes Angriffsziel hätte seyn müssen, hatten sie ihre Hauptmacht wider den rechten Flügel gerichtet, wo Hotze bei Burweiler den Befehl führte. Der wackere Degen, mit Übermacht von drei Seiten zugleich angefallen, hatte den ganzen Tag festen Stand gehalten, und in der Nacht sogar die Franzosen, welche den Gegner ermattet wähnten, in ihrem Lager überfallen, ihnen viele Leute erstochen und vier Geschütze nebst eben so vielen Munitionskarren abgenommen. Die Gefechte an diesem Tage kosteten den Kaiserlichen 400 Mann nebst 8 Offizieren.

Seit diesem Zeitpunkt folgten kleinere Angriffe der Feinde fast ununterbrochen. Wurmser, seine Schwäche fühlend gegen einen Feind, der stets frische Truppen in's Gefecht zu führen vermochte, wollte sich im Hagenauer Forst festsetzen, und ließ nur noch Vorposten an der Zorn. Am 20. überschritten die Feinde diesen Fluß und drängten die diesseitigen Vorposten zurück. Der 22. und 26. waren wieder Tage ernsterer Gefechte. Aus den Papieren des an jenem Tage bei Reichshofen gefallenen Generals Buren, von dem wir oben gesprochen, konnte Wurmser den Plan der Feinde entnehmen, welcher dahin ging, daß die Kaiserlichen durch Pichegru festgehalten werden sollten, während Hoche mit der Hauptmacht auf die Preußen losgehe, um sich später mit der Rheinarmee zu vereinigen und so auch Wurmser aus dem Elsaß zu drängen. Wirklich war die feindliche Moselarmee am 17. November in vier Kolonnen, über 40,000 Mann stark, von der Saar aufgebrochen, indem Hoche den Herzog von Braunschweig bei Pirmasenz aufsuchte. Als er den Gegner hier nicht fand, wandte er sich ohne Bedenken gegen Kaiserslautern, wo der preußische Feldherr zu seinem Empfang bereit stand, indem er, in gewohnter Weise, seinen Unterbefehlshabern für alle ihm gedenkbaren Fälle des feindlichen Anmarsches Vorschriften ertheilt hatte. Auf seine Über-

macht zählend, glaubte Hoche die Preußen als sichere Beute betrachten zu dürfen. Unterm 27., wo die ersten Vorpostengefechte statt hatten, schrieb er an Pichegru: „Endlich halte ich den Herzog fest, und morgen will ich ihm zur Ader lassen.“ Jedoch nach dreitägigem scharfen Schlagen, und einem Verlust von mehr denn 3000 Mann mußten die Franzosen eiligst den Rückweg suchen, denn mit größter Tapferkeit hatten Preußen und Sachsen überall gegen den doppelt stärkeren Feind Stand gehalten und seine Anfälle abgeschlagen. Namentlich hatten die sächsischen Reiter unter der Anführung von Kalkreuth tüchtig eingehauen. Ihrem Andrang widerstand nichts, und der Feind würde kein Stück Geschütz über den Otterbach gerettet haben, hätte Braunschweig sich nicht rein auf Abwehr beschränkt. Unser obiger Gewährsmann glaubte darum die Sachsen nicht besser loben zu können, als indem er sie „Preußen in weißen Röcken“ nennt.

„Die merkwürdigste Seite der Schlacht von Kaiserslautern“, fährt er fort, „scheint uns: daß ein Lehrling gegen einen vielerfahrenen alten Meister sie lieferte und die Erscheinungen und Ergebnisse in gewissem Sinn das Sprichwort bewähren könnten, daß die Extreme sich berühren. Abermals war die siegspendende Bellona gütig gewesen gegen den Ferdinand von Braunschweig, denn zum vierten Mal bot sie ihm jetzt Gelegenheit, sich ungestört mit Wurmser vereinigen und im Elsaß siegen zu können. Denn offenbar war der ihm mit dem Blachfelde von Moerlautern fast aufgedrungene Sieg wohlfeil erkauft; der Sieger aber hatte die Früchte des Sieges wiederum nicht ärnten mögen. Blücher, der damals schon hochaufstrebende Husar, gab sich selbst Vollmacht dazu. Er schrieb vom Sattel den 30. Nachmittags: „Der Feind retirirt nicht, er flieht! ich folge ihm auf Homburg.“ — Weiter aber konnte er die Verfolgung nicht treiben, und mußte sich mit einem glänzenden Gefechte bei Sembach begnügen, da er nur seine Husaren und sächsische Dragoner bei sich hatte und der Herzog keine Infanterie nachsendete. Denn unmittelbar verlegte dieser seine Truppen wieder in die vermeintlichen Winterquartiere.

Doch bereits am 5. Dezember mußte der Herzog erfahren, daß er den Feind keineswegs für den ganzen Winter los sey. Obgleich nun der Sturmregen eines neuen Anrückens der Moselarmee sich als unbegründet erwies, sollte Braunschweig bald belehrt werden, daß Hoche an noch Entscheidenderes denke, als an eine Wiederholung bei Kaiserslautern. In der That war dieser General bis Bliescastel zurückgegangen, wo er am 3. Dezember ankam. Allgemein fürchtete man in der französischen Armee, daß der junge Feldherr gleich seinen Vorgängern für die Niederlage zur Rechenschaft gezogen werden würde. Doch der Konvent schien nach gerade eingesehen zu haben, daß das Köpfen der Generale zu nichts führe, und anstatt zu strafen, betraute man Hoche mit dem Oberkommando der Mosel- und Rheinarmee. Unterdessen hatte die Rheinarmee ihre steten Angriffe gegen die Stellung Wurmser's fortgesetzt.

Heiß war am 2. Dezember ein Treffen bei Berstheim, welches die französischen Auswanderer unter Condé besetzt hatten. Franzosen gegen Franzosen fochten hier mit der Erbitterung des Bruderkriegs, die Republikaner wurden zurückgeworfen und mußten ihren Gegnern 7 Geschütze überlassen.

Am 4. hatte der unermüdliche Hotze den Feind wieder in seinem Lager überfallen, ihm viel Leute im Schlaf erstochen und 6 Kanonen entführt. Auch die folgenden drei Tage vergingen unter blutigen Scharmützeln; doch vereinzelnte Vortheile vermochten Wurmser's gefährliche Lage nicht zu bessern, denn an einem Ort geschlagen, erschienen die Feinde an dem andern wieder in verstärkter Zahl. So kam endlich der 9. Dezember, der erste Unglückstag. Die Emigranten, bei Berstheim, das sie bisher so muthig vertheidigt hatten, wieder angegriffen, verließen jetzt die Stellung fast ohne Gegenwehr und dieser keineswegs entscheidende Umstand verursachte ein verhängnißvolles Zurückweichen der ganzen kaiserlichen Armee, nach Hagenau, Reichshofen, dem Liebfrauenberg und Lehmbach. „Bemerke man doch, von welchen geringfügigen Ursachen die Ereignisse im Kriege abhängen", sagt St. Cyr bei diesem Anlaß mit achtungswerther Unparteilichkeit; „seit 14 Tagen schlug man sich mit Erbitterung auf allen Punkten der Armee, zurückgeworfen auf dem einen, Sieger auf dem andern, gab es nie ein Resultat; da erhielt man plötzlich am 9. Dezember ein sehr großes, so zu sagen ohne Kampf. Man sah eine tapfere kriegserfahrene Armee auf einmal eine große Linie verlassen, auf der sie bisher mit Vortheil geschlagen hatte, weil ein einziger Punkt ihrer Stellung, nicht überwältigt, sondern aufgegeben worden war, ohne daß man einen genügenden Grund anzugeben vermag. Das Korps von Condé, welches am 2. seinen Gegnern einen Verlust von 7—800 Mann beigebracht hatte, verweigert am 9. Revanche und macht einen eiligen Rückzug, welcher den der ganzen österreichischen Armee nach sich zieht, weil jener Punkt bei Freschweiler von Wichtigkeit schien. Das war die erste rückgängige Bewegung Wurmser's, und darum am schwierigsten auszuführen."

„Ohne den wahren Grund dieses Ereignisses zu kennen, begnüge ich mich mit dem Ausspruch, daß der Charakter der Kriege eben verschieden ist, und daß man selbst bei Heroen Augenblicke der Schwäche findet. Unser Triumph war so bescheiden, als er es dem geringen Kampfpreis nach seyn mußte."

Bereits am 4. Dezember war der kaiserliche Feldherr benachrichtigt worden, daß eine 12,000 Mann starke Kolonne der feindlichen Moselarmee bei Bitsch eingetroffen sey. Dieser ersten sollten in kurzen Zwischenräumen noch drei andere nachfolgen, nämlich die ganze Moselarmee, mit Ausnahme einer einzigen Division, welche an der Saar zurückgeblieben war, dann noch starke Abtheilungen der französischen Nordarmee; lauter geübte Truppen, deren Werth sich schon in den ersten Gefechten geltend machte. Schon am 8. entwickelte jene erste Kolonne ihre Streitkraft gegen den General Hotze, der sich

gegen alle Angriffe fortwährend auf den Höhen von Reichshofen und Freſchweiler hielt. Am 14. und 15., nachdem die zweite neue Kolonne angerückt war, drängten die Franzoſen wieder mit aller Macht gegen die Poſten an der Dahnbrücke, in Lehmbach und auf dem Krähenberge bei Matſchthal. Der Übermacht mußten die Unſrigen endlich weichen, doch in dieſem Augenblicke erſchien der Herzog von Braunſchweig mit 8 Bataillonen und einem Dragonerregiment auf dem Kampfplatz. Die Franzoſen waren nun alſobald wieder zurückgeworfen, und in der Nacht noch der Krähenberg durch die Darmſtädter und ein Bataillon Kaiſerliche wieder erobert worden.

Warum der Herzog nur mit ſolch kleiner Abtheilung, und nicht mit ſeiner ganzen Macht von Kaiſerslautern, dem bedrängten Verbündeten zu Hilfe gezogen iſt, ſcheint ſchwer begreiflich. Es wäre eine ſo natürliche Maßregel geweſen, auch beide Armeen zuſammenzuſchieben, nachdem der Feind dies gethan. Zudem herrſchte gerade jetzt in dem entſcheidenden Zeitpunkt Hader unter den franzöſiſchen Feldherren wegen des Oberbefehles, und der Zwieſpalt hatte bereits im Heere um ſich gegriffen. Zeuge davon iſt das zuſammenhangloſe Anrücken der verſchiedenen feindlichen Heerſäulen, ſo wie ihr ganzes unruhiges Handeln. Doch ſelbſt die kleine aber unerwartete Hilfe der Preußen war Wurmſer willkommen und belebte ſeine Zähigkeit wieder, denn nochmals hoffte er ſeine ausgedachte Winterpoſitirung halten zu können. Zu einer Hauptſchlacht ſchien es jetzt kommen zu müſſen; aber Braunſchweig verweigerte hiezu die Mitwirkung: das Ziel des Feldzuges ſchien ihm nur erreichbar durch Feſtſetzen in ausgeſuchten Vertheidigungspoſitionen. Da, am 22., als die ſämmtlichen Kolonnen der Franzoſen ihre Stellungen eingenommen, ſah man die Feinde auf den Höhen von Nachweiler in voller Bewegung und zum Angriff wider Hotze's Heeresabtheilung herabſchreiten, und denſelben mit heftigſtem Geſchützfeuer beginnen. Heute nun mußte der bisher tapfere General dem Feinde weichen, denn die Streitkräfte waren zu ungleich. Schritt für Schritt wich Hotze auf den Liebfrauenberg bei Sulzbach zurück, nachdem er dieſe kurze Erſtrecke dem Feind 14 Tage lang ſtreitig gemacht.

Nach dieſem Ereigniß war die Stellung an der Moder nicht mehr haltbar. Wurmſer zog ſeine Armee hinter die Sur (Sauerbach) zurück, allein nachdem Hotze auch die treffliche Stellung auf dem Liebfrauenberge nicht länger zu halten vermochte und ſich weiter auf den Geisberg herwärts Weißenburg zurückgezogen hatte, blieb Wurmſer auch keine Wahl, als gleichfalls den Rückzug nach Weißenburg anzutreten. Doch gefahrvoll war dieſer Rückzug Angeſichts eines immer heftiger andrängenden Feindes, und wirklich hatte man die Rettung der Armee den tapfern Grenadieren von Jordis zu verdanken, welche als Nachhut das dreimal ihnen entriſſene Dorf

Retschweiler mit stürmender Hand zum viertenmal einnahmen; sich bis zur Nacht hielten, und so dem Strom der Feinde den aufhaltenden Damm bereiteten. Eben so tapfer und glücklich hatte General Aufseß das Vordringen der Feinde bei Sulz und Surburg abgehalten. Der Feldherr selber sprach diesen Braven den Dank der Armee aus. In der Nacht auf den 24. um 2 Uhr bezog die Armee ihre Stellung auf dem Geisberg.

Braunschweig, der sich auf der Scheerhöhle (dem Taubenberg) verschanzt hatte, war nun der Ansicht, daß man hier ausharren und die fortwährende Blockade von Landau decken solle. Wurmser aber hatte seine Hoffnung aufgegeben. In Folge eines Kriegsrathes, welcher in der Nacht noch auf dem Schloß Geisberg gehalten worden war, wollte er, als letzten Versuch, an einer allgemeinen Angriffsbewegung am 26. theilnehmen, und wirklich standen mit dem grauenden Morgen die todtmüden Krieger schon wieder in Angriffskolonnen formirt, als Narvert einlief, daß der Feind im Anweiler Thal (dem Thal der Queich) die preußischen Jäger umgangen und vertrieben habe, und daß man von jener Seite einen Hauptangriff erwarte. Der dieseitige Angriff unterblieb nun, und die versammelten kaiserlichen Generale sprachen sich einstimmig dahin aus, daß man über den Rhein zurückgehen müsse, wie sehr auch Braunschweig dagegen eifern mochte. Offenbar war des Herzogs Feuereifer zu spät erwacht, denn wirklich schauderhaft war der Zustand der Kaiserlichen. Achtundzwanzig blutige Gefechte hatte dies brave Heer seit dem 18. November geliefert und war bis auf die letzten Tage immer Sieger geblieben. Quartiere kannte der Soldat kaum mehr, an den Feuern der Biwacht konnte er nur wenige Stunden der Ruhe finden, um von Reif betreift oder von Regen durchnäßt, vor der Sonne wieder unter den Waffen zu stehen. Die meisten Bataillonen hatten ihren Kommandanten verloren, manche fast alle ihre Offiziere, dreizehn Generale waren durch Wunden oder Krankheit dienstunfähig, über 4000 Mann waren todt, verwundet oder gefangen, und an 15.000 lagen in den überfüllten Spitälern, zum großen Theil eine sichere Beute des Todes. Von einer regelmäßigen Verpflegung war seit den Tagen der ersten Unfälle keine Rede mehr; ohne Schuhe und abgerissen an Kleidern thaten die übriggebliebenen ihren harten Dienst.

Während nun Braunschweig den Erbprinzen von Hohenlohe eiligst in's Anweiler Thal abordnete und Wurmser seine Kolonnen wieder in Linie rücken ließ, war Hoche bereits mit drei starken Kolonnen zum Angriff wider die Verbündeten vorgegangen. Abermals entbrannte der heiße Kampf. Den ersten Stoß hatte die Kolonne des General Aufseß bei Schleithal auszuhalten, die sich auch bis Mittag brav geschlagen. Dann aber war sie zurückgedrängt worden und kam gegen 2 Uhr aufgelöst am Fuß des Geisberges an, wo sie unter dem Feuer der oben postirten Artillerie Schutz fand. Der

preußiſche Poſten bei Klemmbach war unterdeſſen auch geworfen worden, aber bei dem nun folgenden Angriff auf die Scheerhöhle holten die Franzoſen ſich nur blutige Köpfe. Nicht alſo erging es auf dem Geisberge, wo die Soldaten, ohne Verſchanzung, den von allen Seiten herſauſenden Geſchoſſen blos geſtellt waren. Die Ankunft der Flüchtlinge von Auffeß's Korps brachte auch hieher Verwirrung. Vergeblich führte Wurmſer ſelbſt 30 Schwadronen dem Feind entgegen: das praſſelnde Gewehr- und Geſchützfeuer zwang ſie zur Umkehr. Einer der Letzten, welche Kehrt machten, war Wurmſer ſelbſt; ſchon hatten einige franzöſiſchen Chaſſeure ſich an ihn gemacht, als ein Korporal von Waldeck-Dragonern den Feldherrn noch heraushieb. Zum Glück für die Kaiſerlichen waren die vier franzöſiſchen Reiterregimenter ihnen gegenüber ſchlecht angeführt, ihr Befehlshaber, General Donnadieu, wußte ſeinen Vortheil nicht zu benützen, und Hoche ließ ihn deßhalb unmittelbar nach der Schlacht erſchießen.

Herzog Ferdinand, auf dem Schlachtfelde ſtets ein Held, welcher von der Scheerhöhle aus die Unordnung auf dem Geisberge wahrnahm, eilt in Perſon dahin; unterwegs trifft er auf ein zurückweichendes kaiſerliches Grenadierbataillon, ermahnt daſſelbe zur Umkehr und führt es die Höhe wieder hinan, als gerade feindliche Infanterie ſich oben feſtzuſetzen begann. Vier andere Bataillone Infanterie und zwei Bataillone Kroaten, durch das Beiſpiel des Herzogs angefeuert, ſtürmen ihm nach und werfen den Feind wieder von der Höhe hinab. Mit größter Anſtrengung bringen die Soldaten 14 Stücke Geſchütz aller Gattung in Batterie, woraus unverweilt die Franzoſen, namentlich ihre Kavallerie bei Altſtatt, beſchoſſen und zum Rückzug gezwungen wird. Immer heftiger entbrannte nun der Kampf auf der Fronte. Doch die Kaiſerlichen haben ſich wieder ermannt, und weichen nun aller Übermacht keinen fußbreit mehr, bis zur dunkeln Nacht, welche ihren Schatten wieder herabſenkt auf 600 todte und todtwunde Streiter. Sie hatten geblutet, daß man noch Zeit gewann, auf eiligſt zuſammengerafftem Fuhrwerk 1800 Kranke aus dem Lazareth von Weißenburg fortzuſchaffen. Dieſe Armen waren gewiß bedauernswerther als ihre bereits erkalteten Brüder.

Um 10 Uhr in der Nacht ward das auf dem Geisberg ſtehende Korps abgerufen, gleichfalls die Lauter zu paſſiren und ſich dem Reſt der Armee anzuſchließen, welche zurückwich in die Poſition von Freckenfeld, die man vor dem Sturm der Weißenburger Linien inne hatte.

Mit dem Anbruch des folgenden Tages ſtand Wurmſer bei jenem Ort; den 27. ſetzte er ſeinen Rückzug fort, während die Nachhut ſich mit dem Feinde herumſchoß. Nachdem man dieſe bei Rilsheim noch einmal zurückgeworfen, überſchritt Wurmſer mit dem größten Theil des Heeres den Rhein bei Philippsburg. Daß der Reſt mit dem Reſervegeſchütz ſeinen Übergang bei Mannheim bewerkſtelligen durfte, dazu war erſt noch eine

vierundzwanzigstündige Verhandlung mit den pfälzischen Behörden nöthig, welche endlich auch verwilligten, daß die pfälzische Garnison noch durch zwei kaiserliche Bataillone verstärkt wurde. Während des ganzen Rückzugs vom Geisberge verlor die Armee noch 17 Kanonen, außer 12 Stücken, welche dort zurückgelassen werden mußten.

Gleichzeitig mit den Kaiserlichen hatten auch die Preußen ihre Stellung verlassen. Der Herzog v. Braunschweig selbst war so lange an der Lauter verblieben, bis der Letzte den Fluß überschritten hatte. Am 28. zog die preußische Nachhut an dem bereits entsetzten Landau vorüber: hier hatte sie bei sinkender Abendsonne noch das großartige, aber ingrimmerregende Schauspiel des Viktoriaschießens der Veste mit einem Lauffeuer von Geschütz und kleinem Gewehr, worein das Donnergetös des eigenen Gefechtes sich mischte. Die Garnison feierte ein zweifaches Fest, denn so eben war bei der französischen Armee auch die Kunde der Befreiung von Toulon eingelaufen.

Hoche folgte der kämpfend zurückgehenden preußischen Armee. Hie und da bezeichnete ein auflohendes Dorf den Zug der feindlichen Heere. Bei Frankenthal fiel letztmals noch ein scharfes Gefecht vor, wobei ein großes Magazin in Flammen aufging.

Das war überhaupt eines der Zeichen jener Zeit: so wie eine Armee zurückzuweichen genöthigt war, sah man da und dort ein Magazin in Flammen aufgehen, denn den Herren Kriegskommissären, damals ein regelmäßig raubendes Korps, war die Gelegenheit Vorräthe zu verbrennen, „damit sie dem Feind nicht zufallen sollten", stets erwünscht, um ihre Defekte zu decken und Rechnungen zum eigenen Vortheil zu schreiben.

Zwischen dem Rhein und der Nahe konnte Braunschweig endlich sich festsetzen; sein Hauptquartier blieb in Mainz.

Im Zug des Sieges hatte der französische Oberfeldherr den Plan gefaßt, zum Schluße noch Trier zu nehmen. Aber alle Stimmen erhoben sich dagegen, als diese Absicht bekannt ward: man führe nicht Krieg, um Eroberungen zu machen, hieß es allgemein. Zugleich fingen die Soldaten an, haufenweis nach Hause zu laufen; manche Bataillone zählten bereits über hundert solcher Ausreißer. Hoche mußte umkehren, sonst wäre ihm in einigen Tagen die ganze Armee auseinander gefallen.

Der Sieger Hoche fiel jetzt bei dem Konvent in Ungnade und mußte nach Paris in's Gefängniß wandern, woraus ihn erst (mit so vielen andern) der 24. Juli 1794, der Tag von Robespierr's Sturz, erlöste.

Dies der Ausgang des denkwürdigen Feldzugs von 1793 am Rhein und der Saar. An allen andern Gränzen, gegen Italien, gegen Spanien, waren die Franzosen in diesem Jahr unterlegen, oder hatten wenigstens keinen Vortheil über die Gegner zu erringen vermögen. Bereits im Januar war eine Flotte von 22 Schiffen aus Toulon ausgelaufen zu einer Unternehmung gegen Sardinien:

auch dies war vollkommen geſcheitert, und nach einigen Monaten beherrſchte die engliſch-ſpaniſch-neapolitaniſche Flotte das Mittelmeer. Noch unglücklicher war die neue Republik jenſeits des Oceans, wo ſie faſt all ihre Kolonien verlor.

Daß die Dinge am Rhein das klägliche Ende nahmen, daß zwei herrliche Armeen einen ſo traurigen Feldzug machen mußten, kann wohl Niemanden befremden nach der vorhergehenden Darſtellung der Begebenheiten. 40,000 Preußen und Sachſen liegen unthätig an den Nordabhängen des Vogeſengebirges, während die kaiſerliche Armee im Rheinthal den Anſtrengungen und den Opfern von vierzehntägigen heißen Gefechten auf einer Ausdehnung von zwölf Stunden erliegt. Unſere braven Soldaten, Sieger in allen Kämpfen, müſſen den Feldzug verlieren. Gewiß hatte die Uneinigkeit der Feldherren ihren guten Antheil an jenem Ausgang; aber dieſe Uneinigkeit ſelbſt fand ihre Quelle und ihre Nahrung in der alten Politik der Mächte. Furcht vor den Ideen der Revolution hatte die Höfe und die gewaltige Ariſtokratie zum Schwert greifen machen; Hoffnung auf Eroberungen und Gebietsvergrößerungen unterhielt den Kriegseifer der Kabinette. Über die Theilung der Beute aber ward man uneins, noch bevor man ſie erfaßt. — Mit der Belagerung von Landau, deſſen Einnahme das Schickſal des Kampfes entſchieden hätte, war es Preußen nie recht Ernſt, oder wenigſtens wollte man kein Opfer daran ſetzen, weil man fürchtete, am Ende eine Eroberung für den Kaiſer zu machen. So hatte der König im Sinn, im Dezember noch einmal ein Bombardement der Veſte zu verſuchen, was jetzt wohl von Erfolg hätte ſeyn können, allein der Herzog von Braunſchweig wußte vorzurechnen, daß dies einen gar ſo großen Aufwand von 30 bis 40,000 Thalern verurſachen würde, und dies hielt man ſchon für zu viel. Vollkommen an's Licht traten die Geſinnungen Preußens mit dem nächſten Jahr.

1794.

Bereits im verfloſſenen Herbſte hatte man von Wien aus Sorge getragen, daß die öffentliche Meinung mit der Nothwendigkeit eines dritten Feldzuges gegen Frankreich vertraut gemacht werde. „Des Erzhauſes Oeſterreich gar nicht bekannte Staatsquellen und Hilfsmittel würden allein hinreichen, den Krieg fortzuſetzen gegen eine bereits ſo erſchöpfte Nation, welche nur noch zu den äußerſten, von der Verzweiflung ſelbſt eingegebenen Mitteln ihre Zuflucht nehmen könne. Aber durch der Bundesgenoſſen Beharrlichkeit, den Beitritt Rußlands und der bisher neutralen Höfe; bei der ſonſt nirgends zu befürchtenden Friedensſtörung, würden die Mittel ſo bedeutend, daß man ſich ganz dem Geſchäfte des Krieges gegen Frankreich hingeben dürfe."

Trotz solch halbem Prahlen und halbem Eingestehen, oder vielmehr wegen solcher Sprache, hatte die Flucht des kaiserlichen Heeres auf das rechte Rheinufer bei den Bewohnern desselben und deren Nachbarn, die noch vor wenigen Wochen nur Siegesbothschaften vernommen, einen unbeschreiblichen Eindruck machen müssen. Doch gewaltig anders war dieser Eindruck bei den verschiedenen Klassen des Volkes. Der Landmann, der kräftigere Kleinstädter, welcher noch nicht an Weltbürgerthum und politischer Nervenschwäche laborirte, sah, wie die Sachen nun einmal lagen, einfach einen drohenden Einfall des Erbfeindes deutscher Nation, jetzt auch des Erbfeindes christlicher Gesittung, einen Einfall, dem man nach der Väter Weise mit gewappneter Faust entgegen treten müsse. Die Volksbewaffnung ward neuerdings allgemeine Angelegenheit, und bereitwilligst harrte man des Rufes der Kriegsherren. Aber „die alten Perücken" an den Höfen der Fürsten waren den jetzigen Ereignissen gegenüber rath- und thatlos. Friede, wenn auch kein allgemeiner ehrenhafter, doch ein kleiner Sonderfriede unter schlechtesten Bedingungen, wenn nur die Existenz aller Höchst-, Hoch-, Hochwohl- und Edelgebornen dadurch salvirt werde, das waren die Gedanken mit denen man sich hier vertraut machte. — Abermals andere Ansichten gingen um bei einer dritten Klasse, den Gelehrten und sogenannten Gebildeten, welche nicht unmittelbar von Höfen und Ministerien abhingen; es waren dies im Ganzen ehrliche Leute, die es redlich mit dem Vaterlande meinten, aber den Volksgeist nicht kannten, und diesen Geist nicht kennen konnten, den man seit Jahrhunderten so planmäßig niedergehalten. Jene „Gebildeten", an einem Besserwerden im heiligen römischen Reich längst verzweifelnd, begrüßten nun den nahenden völligen Einsturz als letztes Rettungsmittel: aus den Trümmern wollten sie, nach philosophischer Methode, einen staatlichen Neubau zusammenkitten.

Des Volkes kräftige Erhebung scheint indeß auf die Kabinette selbst rückgewirkt zu haben; in der Weise wenigstens, daß der Kaiser, der Kurfürst von Mainz nebst andern Reichsfürsten, selbst der Reichstag, sich mit einer Organisation des Aufgebotes beschäftigten und man auf die allgemeine Bewaffnung sogar einen Plan zur Vertheidigung von ganz Süddeutschland gründete. — Doch Preußen's Benehmen gab dem Verlauf der Dinge wieder eine andere Richtung. — Schon war es bekannt, wie der Hof von Potsdam den Krieg gegen die Franzosen nur unter gewissen Bedingungen fortführen wolle. In den preußischen Standquartieren, zu Mainz, zu Frankfurt, konnte man es überall hören, daß der Krieg gegen Preußen's Interesse sey. Man ließ es nicht fehlen an Beschwerden und Ausfällen über die Kaiserlichen, welche alle Schuld an dem schlimmen Ausgang des Feldzugs tragen sollten. Koburg's Winterruhe, Wurmser's Rückzug mußten die Unfälle lediglich herbeigeführt, selbst der brave Hotze durch sein Verlassen des Liebfrauenbergs gewisse Siegesprojekte unausführbar gemacht haben; wie denn bei

unglücklichen Unternehmungen gegenseitiges Anschuldigen der Betheiligten so leicht stattfindet. Hier aber war es offenbar auch das Echo der Stimmung in den hohen Regionen. In der That schien Preußen für den Augenblick der Drehpunkt aller Unterhandlungen geworden. Der dortige Minister Lucchesini war nach Wien gereist, dort die Forderung geltend zu machen, daß der Kaiser zum Unterhalt der preußischen Armee jährlich 30 Millionen Thaler bezahlen und als Unterpfand hiefür östreichisch Schlesien einsetzen solle. An Kurmainz hatte Preußen zu gleicher Zeit das Ansinnen gestellt, die vorliegenden Kreise, nämlich Baiern, Franken, Schwaben, Oberrhein, Kurrhein und Westphalen zur einstweiligen Unterhaltung der preußischen Armee am Rhein zu veranlassen und zu diesem Zweck alsofort einen Konvent jener Kreise nach Frankfurt zu berufen. — Am Reichstag und unter den Ständen entstand Rumor über eine muthmaßliche Absicht Preußens auf Säkularisation gewisser geistlicher Stifter, und Einverleibung einiger Reichsstädte als Entschädigung für bisherige Kriegskosten. Gerade unwahrscheinlich konnte solche Unterstellung nicht erscheinen bei der bekannten altpreußischen Politik, welche immer auf Gebietsvergrößerung im deutschen Reich gerichtet war und welche dergleichen noch im Jahr 1792 in Franken durchzusetzen gewußt hatte.

Was nun an jenen Gerüchten wahr gewesen seyn mochte, gewiß ist, daß man zu Anfang des Jahres 1794 drei außerordentliche Gesandte nach Berlin eilen sah, den Grafen Lehrbach von östreichischer Seite, den Lord Malmesbury von englischer und den Prinzen von Nassau, Seitens der Kaiserin von Rußland. Alsobald erschienen auch einige preußische Noten und offizielle Erklärungen. Den Kurfürsten von Mainz mahnte man dringendst ab von der ferneren Berufung des Aufgebotes. Die Reichsstände wurden beruhigt wegen der Gefahr angeblicher preußischer Vergrößerungsgelüste. Beim Reichstag ward mit größtem Nachdruck auf Abstellung der Volksbewaffnung gedrungen, als einer gefährlichen und unpolitischen Maßregel. Übrigens, erklärte Preußen noch, werde es seine Dienste Niemand aufdringen: wolle der Reichstag nicht sorgen für die künftige Unterhaltung der Armee, so werde der König sie zurückziehen und nur 20,000 Mann, nach den Verträgen mit Östereich, am Rhein lassen. Sein Kontingent als deutscher Reichsstand werde Preußen erst stellen, wenn ihm die Kosten der Belagerung von Mainz mit 1,800,000 Rthlr. vergütet seyn würden.

Bald darauf lief ein neues Gerücht um, daß den preußischen Geldforderungen Genüge geleistet seye, und die ganze Armee fortan in englischem Sold stehen werde. Begreiflich wieder viel Gerede deßwegen im Heere. Ein Parolebefehl erläuterte, daß Preußen von England nur Subsidien erhalten würde, wie es ja auch im siebenjährigen Krieg geschehen sey. Die Thatsache war, daß unterm 19. April im Haag ein Vertrag abgeschlossen worden war,

zwischen England und Holland einerseits und Preußen andererseits, wornach letztere Macht zum Krieg gegen Frankreich eine Armee von 62,400 Mann aufstellen werde gegen eine von den Ersteren zu zahlende Subsidie von monatlichen 50,000 Pfund Sterling, so wie einer Summe von 300,000 Pfund für erste Einrichtung und 100,000 für die Kosten der Rückkehr. Zudem würden die Seemächte (Holland und England) monatlich 1 Pfund 12 Shilling Unterhaltungskosten für jeden Mann zahlen. Bedenklich war der Artikel 6 dieses Vertrags, worin man übereingekommen, daß alle Eroberungen durch jene preußische Armee im Namen und zur Verfügung der Seemächte gemacht werden sollten. Mag man dies einen Subsidienvertrag nennen, auf Worte kommt es nicht an (Subsidie heißt zu deutsch Beisteuer); das aber ist anzunehmen, daß Friedrich II um keinerlei Beisteuer seine Armee hergeliehen haben würde, für Rechnung fremder Mächte auf Eroberungen auszugehen. Doch die Koalition war wieder zusammengeleimt, — Rußland hatte halb Europa auf's neue in Kriegen mit Frankreich beschäftigt und die Blicke der Welt von seinen Plänen auf Polen abgelenkt. England durfte hoffen sein Geld auf gute Zinsen angelegt zu haben, denn die Eroberung fremder Kolonien, die Vernichtung von Frankreich's Seefahrt mußten ihm seine Auslagen reichlich decken, und die herrische Aristokratie des Inselreiches durfte das Niedertreten der verhaßten Freiheits- und Gleichheitsideen erwarten. — Von dem Wohl Deutschland's aber war überall nicht die Rede: es genügte Allen, wenn seine Söhne ihr Blut hingaben für undeutsche Interessen. — Der Reichstag dekretirte bedächtigst neue Kriegsrüstungen, aber die Reichsstände vollzogen seine Beschlüsse nicht; die Herren zu Regensburg deliberirten, wie man die widerspännstigen Stände zwingen könne; aber sie fanden kein Mittel dazu, so wenig als der Kaiser selbst, dessen Abmühen gleichfalls vergeblich blieb. Der Reichstag beschloß endlich 50 Römermonate zu erheben, am 6. Juni einen Reichsfeldherrn zu ernennen, und endlich ein preußisches Korps in Reichssold zu nehmen. Die Ernennung des Feldherrn, in der Person des Herzogs von Sachsen-Teschen, geschah wirklich am 27. Juni; über die andern Projekte aber rollte das Rad der Begebenheiten bevor sie reifen konnten. — Der Volksbewaffnung war durch die preußischen Insinuationen die Lebensader unterbunden worden.

Unter diesen Zuständen begann der neue Feldzug. Zu Ende des vorigen Jahres hatte Frankreich vierzehn Armeen der Koalition und dem inneren Feinde entgegengestellt. Die theilweisen Erfolge des Jahres machten es möglich, jene Zahl auf neun zusammenzuziehen, nämlich 1) die West-Armee, 2) die Westpyrenäen-, 3) die Ostpyrenäen-, 4) die italienische, 5) die Alpen-, 6) die Rhein-, 7) die Mosel-, 8) die Sambre und Maas- und endlich 9) die Nord-Armee. Der innere Zusammenhalt, der Nachdruck in den gemeinsamen Unternehmungen wuchs bei den Franzosen mit jedem neuen Abschnitt des

Krieges, während die Zersahrenheit ihrer Gegner stets offener zu Tag trat und mit der schwindenden Aussicht auf Eroberungen die gemeinsamen Triebfeder ihres Handels stets weniger Spannkraft zeigte.

Der lebhafteste, der entscheidende Kampfplatz des neuen Feldzugs war in den Niederlanden. Von den Ufern der Sambre, der Maas erstreckte sich die Bewegung des Kampfes bald über ganz Belgien, an das Meer, an die Ufer des Rheines und stromaufwärts, doch in immer kleineren Kreisen und Schwingungen. Die Bewohner des deutschen Oberrheines wurden noch nicht unmittelbare Zuschauer des Krieges, sie hatten nur befreundete Truppen zu ernähren.

In den Stellungen des kaiserlichen Heeres waren während des Winters keine erhebliche Veränderungen eingetreten. Die Reichstruppen standen von Offenburg aufwärts bis Lörrach; unter schwäbisches Kreiskontingent, unter General Stain, wieder in der Umgebung von Kehl. Das Hauptquartier wurde durch den einstweiligen Oberbefehlshaber, den Feldzeugmeister Brown, von Heidelberg nach Schwezingen verlegt, denn Wurmser war für den Augenblick vom Schauplatz abgetreten und nach Wien gegangen. Auch beim preußischen Heer war ein Wechsel des Oberbefehles eingetretten. Ferdinand von Braunschweig hatte das Kommando dem alten Feldmarschall Möllendorf übergeben. In hohem Grad entmuthigt war der Herzog in seine Residenz zurückgekehrt, und hatte die Ueberzeugung mitgenommen, daß die alte Weise der Kriegführung, die er selbst bisher geübt, und deren höchstes Ziel in der Regel gewesen, dem Feinde eine oder die andere Provinz abzujagen, da nicht mehr ausreichen könne, wo der Krieg zum Kampf von Nation gegen Nation geworden, und wo der Geist der Zeit als mächtigster Streitgenosse aufgetreten.

Bei der preußischen Armee waren übrigens noch im Jänner verschiedene Gefechte vorgefallen, in deren Folge die Franzosen sich endlich ganz hinter den Speierbach zogen, so daß beide Armeen ziemlich wieder dieselbe Stellung inne hatten, wie zu Anfang des vorigen Feldzuges. Denn der einzige Punkt hinter diesem Fluß, welchen die Östreicher noch inne gehabt, nämlich Fortlouis, war von ihnen verlassen und gesprengt worden. Der General Lauer hatte diesen Auftrag vorbereitet und in der Nacht vom 17. auf den 18. Januar trefflich ausgeführt. Alles Geschütz und alle Vorräthe wurden auf die rechte Rheinseite gerettet und der Nachtrab stieß seine Schiffe vom Ufer, nachdem der Knall der letzten Mine unter den Wällen in die Nacht hineingedonnert hatte.

Daß die Einigkeit der alliirten Generale in diesem Jahr nicht aufrichtiger sein, und darum am Rhein wenig Entscheidendes geschehen werde, ließ sich unschwer voraussehen. Man war auch hier vorzüglich auf Vertheidigung bedacht und bemühete sich zunächst die Plätze Kehl, Philippsburg, Koblenz und Ehrenbreitstein in vesten Stand zu setzen, vorzüglich aber die drei Hauptpunkte Trier, Mainz, Mannheim, welche nach der jetzigen

Wendung der Dinge eine Wichtigkeit ersten Ranges erhielten. Doch die Ausführung blieb, nach gewohnter Weise, weit hinter den Entwürfen zurück.

Namentlich sperrte sich die kurpfälzische Regierung wieder gegen alle Maßnahmen zur Verstärkung von Mannheim: erst am 9. May konnte man die Einwilligung hiezu erlangen. Wahrscheinlich fürchtete Pfalzbaiern, die Franzosen möchten die Sache übel aufnehmen. — Wurmser hatte zu größerem Schutz der Stadt ein kleines Korps vor der Rheinschanze lagern lassen. Es ward beschlossen, hier ein befestigtes Lager anzulegen, welches die ganze Armee aufnehmen könnte. Am Ende aber schrumpfte dies Projekt zusammen auf die Anlage von drei Fleschen (pfeilförmigen Schanzen) vor dem Glacis der Rheinschanze.

Für Kehl geschah noch weniger, kaum daß der Schutt aufgeräumt und einige unverkleidete (nicht ummauerte) Redouten angelegt wurden.

Trier, ein ganz offener Platz, der gleichsam die Brücke nach den Niederlanden bildet, konnte nur durch vorwärtige Stellungen gedeckt werden. Dies veranlaßte zwischen den kaiserlichen und dem preußischen Feldherrn wieder ebenso endlose wie erfolglose Korrespondenzen, denn die Begebenheiten folgten noch rascher aufeinander als die Kurriere.

Mitte Februar hatte der Herzog von Sachsen-Teschen den Oberbefehl am Rhein angetreten. Die Streitkräfte betrugen jetzt im ausrückenden Stand: Kaiserliche 56,000 Mann, Preußen 41,000, die verschiedenen Reichstruppen sammt dem Condé'schen Korps 20,000 Mann. Ihnen gegenüber stand die französische Rheinarmee, 65,000 Mann stark, unter General Michaud, einem bis dahin unbekannten Namen (Pichegru hatte das Kommando der Nordarmee übernommen); die Moselarmee, 45,000 Mann stark, jetzt an Hoche's Stelle von Moreaur*) befehligt.

Von diesen Truppen gingen jedoch fortwährend Abtheilungen nach den Niederlanden ab. Gegen Ende März bezog Michaud ein Lager bei Kaiserslautern, indem er sich rechts über Neustadt längs dem Speierbach ausdehnte. Im April fanden bei Trier häufige kleine Angriffe statt, ebenso gegen Ende des Monats bei Mannheim und Oggersheim. Diese Kämpfe hatten französischer Seits nur den Zweck haben sollen, ihre bedeutenden Entsendungen zur Sambre- und Maasarmee und zur Nordarmee zu maskiren, so daß unter Michaud nur noch 36,000 Mann am Rhein blieben. All dies konnte die Alliirten nicht länger im Zweifel lassen, wohin die Hauptabsicht des Feindes gehe. Rein unnütz war ihre Übermacht am Oberrhein, da man hier durchaus nur vertheidigend bleiben wollte. — Vergeblich drangen

*) Nicht zu verwechseln mit Moreau, dem Feldherrn von 1796.

die Alliirten in den preußischen Heerführer, mit seiner Armee gleichfalls an die Maas zu rücken, wenigstens den Posten von Trier zu übernehmen, Möllendorf wußte jedes Ansinnen der Art stets abzulehnen. — Franz II war persönlich zu seiner Armee nach Brüssel abgegangen und am 17. April hatte in den Niederlanden der Feldzug begonnen, zu einer Zeit, wo der Reichstag mit seinen Berathungen über den Kriegsplan noch lange nicht im Reinen gewesen. Anfänglich hatten die Alliirten in Belgien auch Vortheile errungen, und die Veste Landrecis war in ihre Hände gefallen. Da entschloß sich Möllendorf endlich auch etwas zu thun; sein Hauptziel sollte angeblich eine Belagerung von Saarlouis seyn, und Herzog Albrecht ihn dabei unterstützen. Dieser stimmte auch bei, und beorderte ein Korps von 30 Bataillonen und 40 Schwadronen unter dem Kommando des Erbprinzen von Hohenlohe zur Mitwirkung: dies Korps war Mitte May bei Pfeddersheim versammelt. Die Preußen, ungefähr 50,000 Mann stark, sollten zunächst gegen Kaiserslautern manövriren; sie blieben über Oggersheim und Eppstein in Verbindung mit den Kaiserlichen. Der 23. May war zur Ausführung bestimmt. Das französische Korps bei Kaiserslautern ward geworfen, und mit einem Verlust von 2000 Gefangenen nebst 17 Geschützen nach Pirmasenz und Neustadt zurückgetrieben. Weniger glücklich war der Angriff des östreichischen Korps gegen die feindliche Stellung am Rehbach, wo General Dessair befehligte; doch hatten die Franzosen auch hier schweren Verlust: 2000 Todte und Verwundete, 2000 Gefangene und gleichfalls 17 Geschütze. Des folgenden Tages zog Michaud den rechten Flügel gänzlich hinter die Queich. — Die Alliirten hatten im Ganzen 1000 Mann kampfunfähig. — Dies war immerhin ein versprechender Anfang, allein bei diesem Anfang blieb es vorerst, denn der preußische Heerführer hielt jetzt seine Armee 6 Wochen lang in reiner Unthätigkeit, zum Erstaunen für ganz Europa. Es rief dies im Londoner Parlament jenen ächt englischen Antrag hervor, die Subsidien für die preussische Armee tarifmäßig zu bezahlen: für eine Schlacht, ein Gefecht, ein Scharmützel u. s. w., so und so Viel.

Wenig ruhig blieb es inzwischen im Rheinthal, denn Dessair war bekanntlich nicht der Mann, auf den ersten Fehlzug die Parthie verloren zu geben; doch hatte all sein Anstrengen keinen glücklichen Erfolg: durch das Hohenloh'sche Korps, bei dem sich unter andern jetzt auch Blücher mit seinen Husaren befand, wurden alle Angriffe der Franzosen zurückgewiesen. Aber auf dies Zurückweisen beschränkte man sich; das Ziel des Feldzugs blieb für die Feinde unverrückt. — Etwa 51,000 Preußen und 34,000 Östreicher hielten während des Juni die Strecke von Speyer bis Trier besetzt, eine Ausdehnung von mehr denn 20 deutschen Meilen. Dieser langen Schnur gegenüber waren die Franzosen von Tag zu Tag verstärkt worden, und hatten Landau, Saarlouis und Thionville als feste Anhaltspunkte.

In der Frühe des 1. Juli vernahmen die deutschen Heere Salven von kleinem Gewehr in dem feindlichen Lager bei Pirmasenz.

Es war den Siegen zu Ehren, welche die Franzosen in den Niederlanden errungen hatten. Man feierte diese Ereigniſſe um ſo freudiger, als wenige Tage zuvor die Herrſchaft der Jakobiner in Paris ihre Endſchaft gefunden hatte. — Fünfmal hatte die franzöſiſche Sambre- und Maasarmee mit Jourdan den Übergang über die Sambre verſucht, viermal zurückgeſchlagen, war es ihnen das fünftemal geglückt, veſten Fuß zu faſſen, und damit Charleroi, das Ziel aller ihrer Anſtrengungen, zu gewinnen. Am 29. Juni hatte die blutige Schlacht bei Fleurus ſtattgefunden, in welcher zwar beide Theile den Sieg für ſich in Anſpruch nahmen, in deren Folge die Alliirten jedoch die Vereinigung der franzöſiſchen Armeen unter Jourdan und Pichegru nicht mehr verhindern konnte und wodurch Belgien bis an das Meer für die Alliirten verloren gieng.

Jenes Freudenfeuer der Franzoſen am 1. Juli war gleichſam die Ankündigung ihres Angriffes, welcher am folgenden Tage auf der ganzen Linie der Rhein- und Moſelarmee ſtatt hatte. — Noch einmal vermochte die deutſche Tapferkeit hier zu ſiegen. Deſſair war von den Öſtreichern unter Hotze, St. Cyr von Hohenlohe und Blücher, die Franzoſen im Gebürge durch die preußiſchen Generale Kleiſt und Courbiere zurückgeworfen worden. — Aber der Feldmarſchall Möllendorf, nicht geneigt die Vortheile weiter zu verfolgen, begnügte ſich ſeine Armee bei Kaiſerslautern zuſammen zu ziehen. So ließ man dem Feind wieder Zeit zu neuen Vorbereitungen.

Ähnlich wie im vorigen Jahr, wenn gleich nicht ſo ununterbrochen, ſetzten die Franzoſen jetzt ihre Angriffe auf die Linie der Alliirten fort. — Am 5. Juli hatten ſie eine Rheininſel bei Altenheim und Goldſcheuer mit 200 Mann beſetzt. Der Befehlshaber des ſchwäbiſchen Kontingents, Feldzeugmeiſter Stein, ließ ſie durch 150 Mann vom Regiment Wolfegg auf Schiffen angreifen und vertreiben. — Den ſteten Verhandlungen zwiſchen Möllendorf und dem Herzog Albrecht über den Schutz des immer mehr bedrohten Trier, machte ein allgemeiner Angriff der feindlichen Rhein- und Moſelarmee am 12. und 13. Juli diesmal wieder ein Ende. Es gelang den Franzoſen jetzt, die preußiſchen Gebürgspoſten auf dem Schänzel, dem Saukopf, Johanniskreuz und Trippſtadt nach hartnäckigſtem Widerſtand zu ſchlagen. Gegen die Rheinarmee unter den Diviſionsgeneralen Deſſair und St. Cyr hatte die kaiſerliche Armee veſten Stand gehalten; auch Hohenlohe mit ſeinem Korps hatte die feindlichen Angriffe zurückgewieſen, doch der Rückzug Möllendorfs auf Kirchheim-Poland und hinter die Eisbach nöthigte auch die Kaiſerlichen zurückzugehen. Sie zogen ſich bei Lußheim und Mannheim über den Rhein, den General Kospoth mit einem Nachtrab von 5 Bataillonen und 8 Schwadronen in einem Lager vor der Rheinſchanze bei Mann-

heim lassend. Die Tage des 12. und 13. hatten den Kaiserlichen an 700 Mann gekostet. Französische Berichte schätzen den Verlust der Preußen auf 4000 Mann. Indessen hatten die Feinde ihren Sieg keineswegs wohlfeil erkauft; Geschütz und namhafte Gefangene blieben in deutschen Händen. — Alle Hoffnung der Verbündeten ruhte jetzt noch darauf, daß die Kaiserlichen die Maas mit Venloo und Maastricht halten könnten. Möllendorf und der Herzog Albrecht sollten Trier schützen, und das Mögliche für die Versorgung von Luxemburg, Koblenz, Mainz und Mannheim vollziehen. Allein über die Art des Zusammenwirkens konnte man sich nicht einigen, eine kostbare Zeit ging abermal thatlos dahin, während der Feind an der Mosel und dem Rhein immer stärkere Streitkräfte ansammeln konnte. So ging endlich am 8. August Trier verloren. Auch von Luxemburg, dem deutschen Gibraltar, waren die Östreicher abgedrängt worden, und hatten kaum in der Nacht noch 3 Bataillone zur Verstärkung der Garnison in den Platz werfen können. Jetzt sollte von allen Seiten das Mögliche geschehen zur Wiedereinnahme von Trier: Herzog Albrecht hielt wohlkombinirte Manöver hiezu für geeigneter, als offenes Draufloßgehen. *Feldmarschall Möllendorf erklärte* sich bereit mit einem Drittheil seiner Armee mitzuwirken, denn die ganze Streitmacht hier zu verwenden, könne er, ohne besondere Genehmigung des Königs, sich nicht erlauben, namentlich wegen den Schwierigkeiten der Verpflegung; doch auf die Drohung Herzog Albrechts, er werde sofort allein den Angriff wagen, willigte Möllendorf am 3. September in die Unternehmung. — Mitte September hatte die kombinirte Vorwärtsbewegung Statt. Aber schon auf dem vierten Marsch, noch einen vom Ziel, langte Befehl an zur Umkehr, denn die Kaiserlichen hatten bei Lüttich einen neuen Unfall erlitten und konnten zu dem Unternehmen nun nicht mehr, wie verabredet, mitwirken. Doch dem Erbprinzen von Hohenlohe war es beschieden, in diesen Tagen wenigstens die deutsche Waffenehre zu retten. Sein Korps, durch Abtheilungen von der Armee des Herzogs Albrecht ansehnlich verstärkt, sollte während des Marsches auf Trier die französische Rheinarmee durch Scheinangriffe beschäftigen. Der Erbprinz, auf Kaiserslautern zu manövrirend, war bereits am 17. mit dem Feind handgemein worden; er hatte zwar vorschriftmäßig nur Rekognoscirungen angeordnet, doch Befehl gegeben, etwaige Blößen des Feindes zu benützen, denn er wußte, daß er solche finden würde wenn er sie suche. Am 20. September, als der Erbprinz seine Schaaren eben auf den Höhen vor Neukirch aufgestellt, zeigte sich plötzlich der Feind in vollem Anmarsch; es kam zum scharfen Gefecht, in Folge dessen, am Abend des Tages, die Stellung der Franzosen ganz in den Händen der Alliirten, und jene in traurigem Zustand auf Pirmasenz zurückgeworfen waren. Über 1000 feindliche Todte und Verwundete lagen auf dem Schlachtfeld, 3000 Gefangene, 3 Fahnen und 4 Geschütze waren ihnen abgenommen worden. Den Alliirten hatte der Sieg

an 400 Mann gekostet; es war das erstemal und in jenen Zeiten auch das letzte Mal, daß Östreicher, Preußen und deutsche Reichstruppen brüderlich vereint, unter dem gleichen Feldherrn siegreich kämpften, und dies mag uns immerhin einer der Lichtblicke aus jenen trüben Zeiten deutscher Geschichte seyn, wenn auch der Sieg selbst militärisch wenig Folgen hatte und haben konnte. Damit aber dem Lichte der Schatten nicht mangle, soll hier nicht verschwiegen werden, wie Hohenlohe's unverhoffter Sieg in den Hauptquatieren mancherlei Scheelsucht erweckte, und daß man hier Aeußerungen hören konnte, wie die: Der Sieg sey unnütz gewesen, denn er habe ja das preussische Interesse nicht gefördert!

Fast ohne eine günstige Unterbrechung entwickelte sich jetzt das Geschick des Feldzugs; nicht der Kaiser, nicht die Feldherren vermochten es mehr aufzuhalten. Bereits war Maastricht von den Feinden umschlossen; Clerfait hatte sich mit dem österreichischen Hauptheer an die Rur gezogen, und entwarf hier Pläne zum Wiedergewinnen des Verlorenen. Mit Möllendorf und dem Herzog von Teschen ward eine allgemeine Angriffsbewegung verabredet; doch ehevor sie zur Ausführung kam, hatte auch die Stellung an der Rur verlassen werden müssen, und so sah man an den ersten Tagen des Oktobers das kaiserliche Heer über die Schiffbrücke zu Köln marschiren, ganz Niederland und Holland dem Feind preisgebend. Bald darauf rückte Möllendorf mit der ganzen preußischen Streitmacht gegen den Rhein, um den Strom zu überschreiten, was vom 21. bis 23. geschah. Die feindliche Moselarmee marschirte jetzt auf Bonn und Koblenz, welche Städte von den Österreichern gleichfalls geräumt wurden.

So konzentrirte sich denn die Kriegsschaubühne am Rhein gänzlich vor der Rheinschanze bei Mannheim und vor Mainz, den einzigen Punkten am linken Rheinufer, welche, von Hüningen bis Weisel, in einer Ausdehnung von 131 Stunden noch in den Händen der Deutschen geblieben.*) Sie ihnen gleichfalls zu entreißen, war jetzt das eifrige Bestreben der Feinde. Vor Mainz befehligte Kleber, vor der Rheinschanze Michaud, dem die beiden Volksrepräsentanten Ferrand und Merlin (von Thionville) beigegeben waren. Bereits am 18. Oktober hatten die Franzosen eine Zirkumvallationslinie begonnen, die sich über Mundenheim und Oggersheim halbmondförmig gegen den Friesenheimer Wald zog, und welche gegen Mitte September vollendet wurde; die Werke des Feindes waren sowohl zum Beschießen der Rheinschanze, wie der Stadt Mannheim angelegt. In der Nacht des 15. November begann das Feuer gegen beide Orte. Uebrigens that die Besatzung der

*) Selbst den Rheinfels hatte ein alter schwachsinniger Kommandant, im Verein mit einem feigen Offizierskorps, dem Feind auf die erste Aufforderung übergeben. Der zur Hülfe herbeieilende Landgraf von Hessen konnte nur noch die Schuldigen vor ein Kriegsgericht stellen, das ihnen auch den verdienten Lohn zuerkannte.

Rheinschanze ihre Schuldigkeit, so daß die Belagerungs-Arbeiten nur langsam vorrückten. Da jedoch die Vertheidung von Mannheim und Mainz jetzt den Kaiserlichen allein oblag und sie sich zur nachhaltigen Vertheidigung beider zu schwach fühlten, ward in Folge eines Kriegsrathes beschlossen, dem Feind das linke Rheinufer zu überlassen, unter der Bedingung, daß er die Stadt Mannheim nicht beschieße. — Der Kommandant des 15,000 Mann starken Belagerungskorps hatte schon am 22. Dezember, als ein eingetretener starker Eisgang die Verbindung der beiden Stromufer unterbrach, den Kommandanten der Rheinschanze General Terroy zur Uebergabe aufgefordert.*) Man wies ihn ab. Des andern Tags wiederholte Aufforderung zur Uebergabe mit dem Versprechen die Stadt schonen zu wollen — zum zweitenmal abgewiesen. — In der Nacht des 22. eröffneten jetzt die Franzosen aus 8 Batterien ein Feuer auf die Rheinschanze und die Stadt, welches bis um 4 Uhr des andern Tags dauerte. In Folge einer jetzt gemachten dritten Aufforderung, wie nach dem obengenannten kriegsräthlichen Beschluß, ward nun eine Kapitulation abgeschlossen, vermöge deren man des folgenden Tags die Rheinschanze mit allem was sich darin befinden werde, den Franzosen übergeben wolle, wogegen diese sich verbindlich machten, während des Krieges die Stadt nicht von der linken Rheinseite zu beschießen. In der Nacht vor der Ausführung dieses Vertrags ward indeß die Rheinschanze bis auf einige eiserne Kanonen völlig geräumt; und die Feinde hatten nur leere Räume zu besetzen. Durch die Art und Weise dieser Uebergabe konnte man allerdings die militärische Ehre als gerettet ansehen; allein die Bedeutung Mannheims als deutsche Veste war zerstört; daß aber die damalige kurpfälzische Regierung keine größeren Anstrengungen zur Rettung des Schlüssels ihrer Residenz machte, bleibt eine Handlungsweise, deren Zämmerlichkeit kaum noch überboten werden dürfte durch die Jahre darauf erfolgte Uebergabe der Stadt selbst. Gegen Mainz hatte Kleber, von dem Tage seines Eintreffens an, wiederholte offene Anfälle versucht, dabei aber lediglich die Ueberzeugung gewonnen, daß diese wohl versehene und besetzte Veste nur durch Belagerungsarbeiten nach den Regeln der Kunst eingenommen werden könne.

Gleichwie an der Nord- und Ostgränze, war auch in den Alpen und den Pyrenäen der Sieg den republikanischen Fahnen gefolgt. Die Franzosen hatten Nizza und Savoyen besetzt, waren in Katalonien eingedrungen,

*) „Ihr seid verloren," lautete das pausbackige Schreiben, welches ein Trompeter abgab, „ohne Hilfe und ohne Hoffnung auf Hilfe. Vor euch 40,000 Republikaner, entschlossen, alles zu wagen um euch zu bezwingen; 150 Feuerschlünde, die Feuer und Tod auf euch speien werden. Hinter euch der Rhein, auf den ihr stolz so pochet, und der euch jetzt nur Abgründe darbeut, euch zu verschlingen. Aber in unserm Herzen der Edelmuth und Größe. Wählet, der Augenblick drängt; ihr habt 3 Stunden Bedenkzeit, diese vorüber, und nur Tod ist euer Loos."

hatten St. Sebastian erobert und einen großen Theil der Provinz Guipuzcoa besetzt. Nur zur See unterlagen die Republikaner, und Korsika entschlüpfte ihren Händen. Die Insel übergab sich an England.

Doch diese gewaltigen Ereignisse waren es nicht allein, welche das Erstaunen die Zeitgenossen zu einem Grad spannten, daß unser Pesselt, der deutsche Tacitus des Revolutionszeitalters, sich berechtigt glaubte, das Jahr 1794 nicht nur das merkwürdigste des Jahrhunderts, sondern der ganzen Weltgeschichte zu nennen. Denn die Revolution selber hatte mit dem 28. Juli ihr zweites Stadium durchlaufen. — Mit dem Fall jenes Advokaten von Arras, welcher, weder großer Staatsmann, noch Redner, noch Soldat, es dennoch verstanden hatte, durch eine furchtbare Zähigkeit des Karakters die ganze Gewalt der Revolution zu erfassen und, während vierzehn Monaten über ein Volk, das sich im Namen der Freiheit erhoben, eine Tyrannei zu üben, wie kein Nero, Attila oder Dschengischan je zuvor, — durch den Fall jenes Mannes, war jetzt die Herrschaft des Schreckens selber enthauptet. „Mäßigung" hieß fortan der Wahlspruch des neuen Regimentes. Doch, das ist nicht zu verkennen, jener Schrecken hat Frankreich die Selbstständigkeit gerettet, und wahrscheinlich der Welt die Freiheit; während die neue „Mäßigung" jetzt ihre Heere über die Gränzen trieb, zur Eroberung und Unterdrückung von fast halb Europa; damit die tiefe Schmach die Völker endlich aufrüttle zur Erhebung. — Aber noch dunkel sind uns die Absichten der Vorsehung, welche dem, was sich also zwischen dem Rhein und den Pyrenäen entwickelte, die warnenden Begebenheiten an die Seite setzte, deren Schauplatz in eben jenem Jahr das Land zwischen den Karpathen und dem Dniepr gewesen. Hier hatte sich nochmals das Volk der Polen erhoben, das Recht seines politischen Daseyns zu erkämpfen. Aber die Führer trugen Selbstsucht in den Herzen, Partheiungen zerrissen das Volk, es unterlag der Gewalt und List seiner verbündeten Feinde; finis Poloniae: fiel der verwundete Kosziusko auf dem Schlachtfeld von Maciejowicz. Ohne Einsprache sahen die Völker Europa's zu, wie Eines der übrigen also gestrichen ward aus der Liste der vorhandenen, selbst die Franzosen, denen Polens Kampf so sichtbare Erleichterungen bereitet hatte, sie fanden kein Wort für ihre „natürlichen Verbündeten". — Rußland und Oesterreich hatten die Beute getheilt, sie boten Preußen einen Antheil, es durch die Annahme in die Mitschuld zu ziehen. Der moskowitische Koloß hatte einen guten Schritt westwärts gemacht, und — Suwarov in Warschau, Jourdan in Köln sind die Wahrzeichen des Jahrs 1794.

Die republikaniſchen Heere auf dem rechten Rheinufer.

1795.

Stoß in's Horn, Herold des Krieges: zu den Waffen! zu den Waffen!

Wiener Poet.

Abermals erging der Ruf des Kaiſers an das Reich: zu den Waffen, zu den Waffen! und wahrlich es war hoch an der Zeit, Ehre und Daſeyn ſtand auf dem Spiel; denn nicht mehr darum handelte es ſich, die Revolution zu bekämpfen, das heißt, dem franzöſiſchen Volk wieder das Regiment der Abbés und Marquis aufzudrängen, daran dachten höchſtens noch die Ausgewanderten, aber die Rollen hatten gewechſelt: die Heere der verhaßten Republik ſtanden, angriffsbereit, nicht mehr an den deutſchen Gränzen, ſondern überall auf deutſchem Reichsboden, und nur für den Augenblick noch wälzte der Rheinſtrom die trennenden Wogen zwiſchen uns und den Feinden. Daß die deutſchen Provinzen des linken Rheinufers, daß ganz Belgien als eroberte Land zu Frankreich geſchlagen werden mußten, hatten die Machthaber in Paris ſchon ausgeſprochen. Mit dem erſten Monate des neuen Jahres war Pichegru Herr von Holland geworden, das engliſche Hilfsheer hatte ſich wieder nach ſeiner Inſel geflüchtet und der Statthalter war mit ihm nach England geſchifft. Seine Würde war am 24. Februar für abgeſchafft erklärt worden, und die holländiſche Republik, in Freundſchaftsbündniß mit Frankreich, fortan nichts weiter als ein Anhängſel dieſes Landes. So drohend dem deutſchen Reich gegenüber ſtand jenes vereinzelte, von den Regierungen Europa's in den Bann geſprochene Frankreich, das unter dem Namen republikaniſcher Regierung eine Willkührgewalt duldete, wie vielleicht noch nie ein Volk zuvor, und an deſſen Herzen unheilbarer Bürgerkrieg fraß.

So wie der Krieg einen andern Zweck, eine andere Richtung genommen, hatte sich auch der Geist und das Wesen der Soldaten geändert: dahin war der hohe Zorn, die aufbrausende Entrüstung des Jahres 1792. Vergeblich mochte man nach jenen sogenannten republikanischen Tugenden forschen, nach jener altrömischen sittlichen Strenge, welche so viel im Mund geführt ward. Wo französische Heerhaufen hingekommen waren, hatten die Kommissäre gebrandschatzt, die Kommandanten erpreßt, die abgerissenen und abgehungerten Soldaten genommen oder geraubt was ihnen anstund. — Wie bedenklich jedoch, wie bedrohlich die Anzeichen, der Kaiser kannte die Sprache nicht mehr, die man zum Volke reden muß, die deutschen Fürsten verstanden sie noch weniger, sie kannten nicht einmal ihre wahren Interessen, und es bedurfte noch dreizehnjähriger Drangsal, der ganzen Erniedrigung fremder Gewaltherrschaft, ihnen beides wieder auf kurze Zeit klar zu machen.

Preußen sagte sich jetzt offen los von der Koalition und zog seine Truppen zurück. Muß solche Handlungsweise in den Tagen allgemeiner Gefahr an sich schon tadelnswerth erscheinen, so bleibt die Art der Ausführung immerhin einer jener Momente, an welche der Vaterlandsfreund nur mit tiefster Trauer zurückdenken kann. Bereits seit vorigem Jahr waren Verständnisse eingefädelt zwischen dem Berliner Kabinet und dem Pariser Wohlfahrtsausschuß. Nach der Darstellung des preußischen Gesandtschaftsrathes Schöll (**Histoire des traités de paix**) hatte sich ein Einwohner von Kreuznach mit Vorwissen der preußischen Generale an der Schweizergränze niedergelassen und sich mit einem Agenten der französischen Regierung, einen Herrn Bacher in Basel in's Vernehmen gesetzt.

Bacher korrespondirte unmittelbar mit den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses. Zu Anfang Novembers mußte durch die Verhandlungen jener beiden Agenten bereits eine gewisse Grundlage gewonnen worden seyn, denn man sah nun den Adjutanten des Feldmarschalls Möllendorf, einen Herrn von Meyerink, aus dem Hauptquartier zu Herrn Barthelemy, dem französischen Gesandten bei der Eidgenossenschaft, nach Baden i. d. S. abgehen, angeblich in Aufträgen „zur Auswechslung der Gefangenen.“ Mit Anfang Jänners traten hierauf Barthelemy und der frühere preußische Gesandte zu Paris, Baron Goltz, amtlich in Basel zusammen, woselbst dann unterm 5. April 1795 jener berüchtigte Basler Friede unterzeichnet wurde, der das deutsche Reich mitten durch in zwei Stücke riß. — Preußen versprach nach jenem Friedensschluß keinerlei Hilfe mehr zum Krieg gegen die Republik zu leisten, — es trat seine Besitzungen auf der linken Rheinseite an die Republik ab — das ganze Land nördlich vom Main, nämlich der westphälische, der ober-, der niedersächsische und der fränkische Kreis, so wie diejenigen Theile der zwei rheinischen Kreise nördlich vom Main, ward als neutrales Land erklärt, und Preußen verpflichtete sich, diese Neutralität aufrecht zu erhalten. — Es

wurden vier Straßen bestimmt, welche über Frankfurt auf das rechte Mainufer führen, auf denen der Übergang sowohl den Reichstruppen so wie den französischen gestattet seyn sollte. Endlich machte der König sich anheischig, die andern deutschen Reichsstände zum Beitritt einzuladen, und die Republik erklärte sich bereit, die „guten Dienste“ Preußens in diesem Betreff anzunehmen.

So weit war es also in Deutschland gekommen! Preußen, dessen Armee nirgends geschlagen worden, dessen Kraft nirgends gebrochen, entschließt sich zu einem Sonderfrieden, wobei es die schönsten Ländertheile dem Feind hingibt. Während des noch dauernden Reichskrieges ladet es die Stände ein, ihrer beschwornen Pflicht zum Trutz an jenem Sonderfrieden Theil zu nehmen. Mehrere folgen ihm auch, voran der Landgraf von Hessenkassel, bisher einer der stärksten Gegner Frankreichs. — Und dann jene „Demarkationslinie“, jener Strich mitten über Deutschland, welchen zu übertreten den Reichsheeren nicht erlaubt seyn sollte. Wahrlich, so hoch ernst der Gegenstand, man wird unwillkührlich erinnert an das bekannte Duell zwischen einem Magern und einem Dicken, wobei, als der Letztere diese Ungleichheit der Personen hervorhob, der Erstere den Vorschlag that, man solle auf dem Leib des Dicken durch einen Kreidestrich einen Streifen abgränzen in der Breite seines mageren Leibes und alle Streiche, welche außerhalb dieses Striches träfen, sollten nicht gelten. Wähnte Preußen wirklich als Großmacht noch zu gelten, wenn das übrige Deutschland ruinirt, dem Feinde unterworfen wäre? War die konfessionelle Spaltung in Deutschland nicht tief genug, mußte jetzt noch eine politische dazu kommen? Im Übrigen muß man, um billig zu seyn, nicht vergessen, daß damals kein Kabinet in Europa eine gesunde offene, rein auf das Wohl und die Würde des Volkes gerichtete Politik befolgte, daß Hinterhalte und Doppelzüngigkeit lediglich geübt wurden, und daß das Berliner Kabinet wohl mit gutem Grund ein schon früher bestandenes, nur geheimer gehaltenes Verhandeln zwischen den östreichischen Ministern und den Machthabern in Frankreich muthmaßen mußte. Verhandlungen, die sich auf den so oft schon angeregten Vertausch Baierns bezogen haben sollen *).

Wie sehr Preußens Bemühungen zu seperaten Friedensschlüssen den Reichstag in Bewegung setzten, läßt sich begreifen. Wohl erklärte der Kaiser solches Verfahren für verfassungswidrig, aber er hatte keine Gewalt es zu hindern, noch viel weniger es zu bestrafen. Indeß die zwei oberen Reichskollegien erklärten sich für eine Annahme der preußischen Vermittlung. Das Städtekollegium aber wollte nur von einem durch den Kaiser eingeleiteten allgemeinen Frieden wissen. Zu Unterhandlungen scheint auch Östreich jetzt geneigt

*) Einer jener Minister, der Baron Thugut war es, welcher bei der Nachricht von dem Fall Robespierres ausrief: Ah quel malheur pour nous, que Monstre Robespierre soit mort.

gewesen zu seyn, oder stellte sich wenigstens so, doch wollte man angeblich den Erfolg abwarten eines neuen Einfalles der französischen Emigranten, welcher in England vorbereitet worden war. Das traurige Ende dieses Einfalles, die Katastrophe von Quiberon, ist bekannt. Nun wurde durch den Fürsten Kolloredo, in seiner Eigenschaft als Reichskanzler, die Vermittlung des Königs von Dänemark in Anspruch genommen, worauf einzugehen der Wohlfahrtsausschuß auch geneigt erschien, ohne jedoch die erste Grundbedingung, einen vorläufigen Waffenstillstand, zugeben zu wollen. Offenbar war es mit dem Frieden den Hauptbetheiligten kein rechter Ernst, und dem Kaiser mußte auch klar werden, daß man in Paris nur wieder die alte Politik Ludwig XIV befolge, nämlich immer mit dem einzelnen deutschen Staate zu verhandeln und auf solche Weise den Kaiser selbst zu vereinzeln. Wie weit dies übrigens gelungen sey, hat die Folge gezeigt; und nur von London und Petersburg aus flossen der östreichischen Regierung noch Geldunterstützungen zu.

Während solchem Getriebe erschien, aller Welt unerwartet, in Basel ein spanischer Gesandte. Die jüngere Linie der Bourbone, welche jenseits der Pyrenäen regierte, hatte sich entschlossen, die Waffen niederzulegen gegen die Republik, der die ältere Bruderfamilie bereits zum Opfer gefallen war. Man weiß, daß sie sich durch diesen ersten Schritt den Verlust des eigenen Thrones bereitet hat.

Wo aber niedrige Gesinnung und Feigheit sich überall zum Verhandeln mit dem Feinde drängen, ist es da zu verwundern, wenn bald auch der Verrath als Dritter im Bunde erscheint! Anders als Verrath wird man z. B. die Handlungsweise der pfalzbaierischen Regierung kaum bezeichnen können. Nicht nur hatte diese Regierung das Landes-Kontingent in solcher Verfassung gelassen, daß es vor Mitte des Jahres unfähig zum Ausmarsch war, denn böse Fieber herrschten unter der Mannschaft, es fehlte den Soldaten an Kleidung, auch die Löhnung hielt man ihnen bevor; mehr noch, selbst die nothwendigste Munition fehlte, was sich bei der Übergabe von Mannheim herausstellte. Dasselbe Ministerium aber, das sich so Unverantwortliches zu Schulden kommen ließ, stand bis Mitte Sommers mit Pichegru, welcher jetzt die französische Rheinarmee befehligte, in geheimer Verbindung wegen jener Übergabe und separatem Frieden. Man hoffte in der Republik eine Stütze zu finden gegen die befürchteten Projekte Östreichs auf Baiern. Der Minister, ein Herr von Oberndorf, welcher das saubere Geschäft leitete, von den östreichischen Generalen darüber zu Rede gezogen, hatte die Stirne, bis zum letzten Augenblick Alles in Abrede zu stellen. Derselbe Pichegru aber stand zur selben Zeit mit Condé und Wurmser in geheimem Verkehr, um sein Vaterland dafür wieder an diese zu verrathen.

Um dieselbe Zeit bereitete sich auch der Herzog von Würtemberg,

während er persönlich in Kehl beschligte, zum Abfall von der Sache des Reiches. Auch dieser Anschlag wurde in Basel eingeleitet, und später durch den würtembergischen Minister Abel in Mannheim, mit den französischen Konventsdeputirten, zum Abschluß gebracht; aber der Herzog mußte das Unheil erfahren, daß der Pariser Konvent die Übereinkunft nicht anerkannte.

Es ist hier der Ort anzuführen, wie Markgraf Karl Friedrich von Baden stets einer der vordersten unter den deutschen Fürsten gewesen, welche bereitwilligst ihrer Reichs- und Heerpflicht Genüge thaten *).

Zur Zeit dieser verschiedenen Vorgänge, also acht Monate des Jahres 1795 hindurch, hatte der Rhein die schlagfertigen Heere geschieden, und der Strom sah auf beiden Ufern nur ununterbrochenes Hin- und Herschieben von Kriegshaufen, als Vorbereitung zum beginnenden Kampf. Jenseits des Rheines hatte Luxemburg nach achtmonatlicher Belagerung sich ergeben müssen, und vor Mainz waren mehrere scharfe, doch nichts entscheidende Gefechte vorgefallen. Gegen Ende August sah man, daß die Franzosen bei Mannheim, und am ganzen Unterrhein, Anstalten zum Übergang des Flußes machten, so wie ihrer Seits die Kaiserlichen am Oberrhein zu einem Einfall in's Elsaß sich anstellten.

Des Kaisers und Reiches Streitmacht war in zwei Heere getheilt worden. Die Haupt- und Reichsarmee, unter dem Befehl von Clerfayt, der jetzt zum Feldmarschall ernannt worden war, lagerte längs des Rheinstromes von Kehl bis Duisburg, das Hauptquartier war in Schwetzingen. Die Armee des Oberrheines, jetzt wieder unter Wurmser's Kommando, hatte den Strom besetzt von Kehl aufwärts bis Basel. Die Stärke beider Armeen war:

Haupt- und Reichsarmee	Bat.	Komp.	Schwadr.	Mann.
mit dem schwäbischen Kontigent	94	110	137	90,600
Oberrheinarmee mit den Condéern	35	59	134	75,000
Gesammtmacht	129	169	272	165,600

Unser schwäbisches Kreiskontingent nämlich, 11 Bataillone, später 14, und 1300 Reiter stark, obgleich es während des Feldzugs den Rhein bei Kehl besetzt hielt, ward der Armee Clerfayts zugezählt, um wenigstens noch den Schein einer Reichsarmee zu retten. Die Gesammtheit der Reichstruppen betrug, nach dem Abmarsch der Hessen-Kasseler, 50 Bataillone, 19 Kompagnien und 47 Schwadronen.

Weit besser als das Reich hatten die Franzosen ihre Zeit zu nützen verstanden. Mit Ende August waren 100 Millionen holländischer Kriegssteuern in die Kassen der Republik geflossen, die Emigranten auf Ouiderou waren zertreten, die Armeen hatten, in Folge der mancherlei Friedensschlüsse,

*) Zahlreiche aktenmäßige Belege hiefür liefern allein schon die Relationen in den verschiedenen Heften der östreichischen militärischen Zeitschrift.

ansehnlich verstärkt werden können, endlich hatte eine gesegnetere Ernte die Speicher der Landleute auf dem rechten Rheinufer gefüllt, und die einfallende Armee konnte auf Lebensmittel im Feindesland zählen.

Bei Duisburg, bei Urdingen, Düsseldorf, bis herab bei Neuwied, waren die französischen Anstalten zum Rheinübergang bemerkbar. Hier stand die Sambre- und Maas-Armee unter Jourdan's Befehl, 97,000 Mann stark. Von Mainz an aufwärts war die französische Rheinarmee unter Pichegru postirt, in einer Gesammtstärke von 85 bis 90,000 Mann.

Am Abend des 5. September war Jourdan in Krefeld angelangt, und hatte der Armee bekannt gemacht, daß sie in der kommenden Nacht den Fluß überschreiten werden. Clerfayt's Vertheidigungsplan stützte sich zum Theil darauf, daß sein äußerster rechter Flügel, der sich an die preußische Demarkationslinie lehnte, nicht umgangen werden könnte, allein gerade auf dieser äußersten Rechten geschah der erste Übergang des Feindes, trotz der Protestation des dort kommandirenden preußischen Offiziers, und somit war die erste offensive Kriegshandlung ein Hohn auf die Satzungen des vor sechs Monaten abgeschlossenen Basler Friedens.

Bei Urdingen sollte der feindliche Hauptübergang stattfinden, er konnte jedoch erst erzwungen werden nach dem Zurückweichen des rechten Flügels. Als Graf Erbach, welcher diesen befehligte, auf seinem Rückzug bei Grafenberg ankam, traf er schon auf französische Kolonnen, welche von Düsseldorf ausströmten. Auch hier war ein Übergang gelungen, und der dort befindliche pfälzische Minister Hompesch hatte sogleich kapitulirt: 2000 Pfälzer waren aus der Stadt gerückt ohne sich gewehrt zu haben, und die Feinde fanden in dem Platz 353 Stück Geschütz nebst 10,000 Gewehren. — Die Korps der kaiserlichen Armee mußte sich jetzt, stets fechtend, an die Wipper zurückziehen, dann an die Sieg und an die Lahn. Am 15. September überschritt Jourdan's rechter Flügel den Rhein bei Neuwied und jetzt stand die ganze Sambre- und Maas-Armee mit 70,000 Mann an der Lahn, indem sie sich bis Wetzlar ausdehnte. Gräulich hausten die französischen Soldaten, wo sie es ungestraft durften, und sie legten dadurch den Grund zu jener Erbitterung des Landvolkes, die ihnen im folgenden Jahr eine blutige Vergeltung bereitet hat.

Clerfayt, welcher dem Feinde bis daher nur 34,000 Mann entgegensetzen konnte, zog nun bei Höchst auf das linke Ufer des Mainstromes, gleichfalls mit Verletzung der preußischen Neutralitätsgränze, die nun auch nicht mehr beachtet wurde. Jourdan schloß jetzt Mainz auch auf der rechten Rheinseite ein. Unterdessen war Pichegru vor Mannheim erschienen und hatte die Stadt zur Übergabe aufgefordert mit der Drohung, sie sonst zu bombardieren, der Kapitulation vom vorigen Jahr zum Trutz. Diese Übergabe fand jetzt statt: der Minister Oberndorf, der Gouverneur Belderbusch

und der Kommandant Deroy kapitulirten am 20. September für sich und die 10,000 Mann starke Besatzung, welche freien Abzug erhielt *).

Bis hieher waren die Franzosen gekommen, als das Kriegsglück umschlug. Wurmser, welcher unabhängig von Clerfayt befehligte (und dieser stete Mangel an Einheit ist eine der Eigenthümlichkeiten östreichischer Kriegführung), war rheinabwärts gerückt und stand in Verbindung mit Clerfayt durch das Korps von Quosdanovich bei Heidelberg. Auf den Gewinnn dieser Stadt, um von da auf Heilbronn vorzudringen, ging nun Pichegru's Bemühen. War Heidelberg verloren, so konnten die kaiserlichen Heere nur noch hoffen über Aschaffenburg in Verbindung zu bleiben. Alles drängte darum am Ausgang des Neckarthales zu einer Schlacht, welche auch, nach wiederholten Gefechten, am 22. und 23. September an der Bergstraße, jetzt am 21. vor Heidelberg auf beiden Seiten des Neckars statt hatte, und welche unter dem Namen der Schlacht von Handschuchsheim bekannt ist. Ein Reiterangriff von dem Dorfe Neuenheim aus, auf den französischen rechten Flügel, hatte die Schlacht zu Gunsten der Kaiserlichen gewendet. Die Franzosen wurden nach Mannheim zurückgeworfen, zwei ihrer Divisionen auseinandergesprengt, und der Befehlshaber der einen, General Dufour, durch zwei Säbelhiebe verwundet, gefangen genommen. Über 1000 Franzosen waren geblieben oder verwundet, 500 mit 8 Geschützen gefangen. Die Östreicher geben ihren Verlust auf 200 Mann an. Eine kaiserliche Heeresabtheilung unter Feldmarschallieutenant Zehnter stand während dieses Kampfes unthätig bei Heppenheim, etwa 5 Stunden Wegs vom Schlachtfeld. Die kaiserlichen Generale beriethen nun, in Folge erhaltener Befehle aus Wien, neue Angriffspläne; die französischen aber blieben unthätig, und beschränkten sich auf eine engere Einschließung von Mainz, so wie auf Übergangsdemonstrationen bei Kehl und Hüningen. — Jetzt wendete auch der Kurfürst von Sachsen sich von der Reichssache, und gerade im kritischen Augenblick verließ sein Kontingent, 7000 Mann stark, Clerfayt's Heer.

Von diesem Augenblick an war die würtembergische Besatzung von Kehl, und mit ihr das ganze schwäbische Kontingent Gegenstand eines, allerdings entschuldbaren, Argwohnes für die kaiserlichen Feldherren; denn wessen durfte man sich damals in Deutschland nicht versehen?

Zwischen Clerfayt und Jourdan sollte es allem Anscheine nach, sofort bei Höchst und Ridda zur Schlacht kommen, und am 12. Oktober hatte bei dem letztgenannten Dorfe ein einleitendes Gefecht statt, da aber Clerfayt bereits des Gegners linke Flanke zu umfassen gewußt hatte,

*) Den Franzosen ward unter andern übergeben: 164 Belagerungsstücke, 107 Feldstücke, 130 Mörser, 80 Haubitzen, eine Masse andere Waffen, aber ein kaum nennenswerther Vorrath von Munition und Proviant.

beſchloß dieſer anſtatt der Schlacht, den Rückzug. Das Blokadekorps vor Kaſtel zog in derſelben Nacht noch ab, und Jourdan's Retirade ging jetzt durch das ausgeraubte Land faſt auf derſelben Straße, die er gekommen war. Die Belagerung von Ehrenbreitſtein ward aufgehoben, bei Neuwied ging ein Theil der Franzoſen über den Rhein. Jourdan überſchritt den Strom bei Köln, und ſein linker Flügel ſetzte ſich wieder bei Düſſeldorf feſt. Auf dieſem Rückzug verloren die Franzoſen über 1000 Gefangene, 8 Geſchütze nebſt vielen Wagen, einzelne Verſprengte und Nachzügler wurden überall von den Bauern erſchlagen. Clerfayt ſelbſt war bei Limburg an der Lahn ſtehen geblieben, und hatte nur einzelne Korps dem Feind nachgeſendet.

Inzwiſchen war am 18. Oktober durch Wurmſer ein Angriff auf das Zentrum der franzöſiſchen Rheinarmee unter Pichegru erfolgt, die verſchiedenen Lager der Franzoſen vor Mannheim erobert und dieſe Veſtung bis zum 27. gänzlich eingeſchloſſen worden. Dieſe Vorgänge und Clerfayt's ſcheinbare Anſtalten zum Bezug von Winterquartieren im Darmſtädtiſchen hatten das Augenmerk der Franzoſen von ihm faſt abgelenkt, und der kaiſerliche General vollführte jetzt das mit Recht geprieſene Manöver gegen Mainz, indem er durch eine plötzliche Linksſchwenkung auf den belagerten Platz zumarſchirte und dieſen auch erreichte, ehe der weit zurückgedrängte Gegner die Abſicht ahnete und dem Blokadekorps zu Hilfe ziehen konnte. Am 27. Oktober, mit dem beiden Treffen der Hauptarmee war Clerfayt bei Wickert eingetroffen, und hatte ſich noch am Abend im Geheim nach Mainz begeben, das Reſervekorps langte des andern Tags bei Wiesbaden an, wo Clerfayt in der Nacht des 28. ſeine Anordnungen traf zum Sturm der franzöſiſchen Linien vor Mainz, und damit zum Entſatz der ſeit einem Jahr belagerten Veſte. Jene Linien waren bereits eben ſo lang angelegt und von den Franzoſen fortwährend verſtärkt worden; ſie zogen ſich bei einer Ausdehnung von über vier Stunden, in Geſtalt eines unregelmäßigen Viereckes auf den Höhen vor der Stadt hin, bei Laubenheim und Mombach den Rhein berührend. Vier Diviſionen der Rheinarmee, etwa 28,000 Mann, und 200 Poſitionsgeſchütze vertheidigten dieſelben. Clerfayt's Anordnung beruhte auf der Wahrnehmung, daß der Thalgrund bei Weißenau und Laubenheim von den Feinden nur ſchwach beſetzt ſey; hieher richtete er daher ſeinen Hauptangriff, während Scheinangriffe auf Mombach und Goſſenheim des Feindes Aufmerkſamkeit vorzüglich erregen ſollten. In der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober rückten die Truppen in tiefſter Stille in die Stadt, und die verſchiedenen Sturm- und Angriffskolonnen bildeten ſich. In der Frühe, halb ſechs Uhr, ertönte das Zeichen zum Angriff. Der überraſchte Feind ſuchte ſich zu ſammeln und leiſtete muthvollen Widerſtand; bis Mittag währte die Schlacht, dann aber waren die kaiſerlichen, mainziſchen und fränkiſchen Reichstruppen Sieger auf allen Punkten, und Clerfayt konnte

sein Heer zur Verfolgung des fliehenden Feindes ordnen. Die Franzosen wichen über die Selz und Pfrimm zurück bis Alzey und Kirchheim-Bolanden, indem sie ihre Munitionswagen in die Luft sprengten. Alle Waffen, darunter 138 Feuerschlünde und Vorräthe, welche die Feinde zur Bezwingung der mächtigsten Veste des deutschen Reiches aufgehäuft hatten, waren die Beute des Siegers. Der Verlust des Feindes ist nicht bekannt, Gefangene verloren sie über 1600 Mann, aber auch mehr denn 1400 von den Unsrigen waren dahin.

Ein günstiger Ausgang des Feldzugs hing nun zunächst ab von dem Wiedergewinn Mannheims, und dieser selbst von der sofortigen Vertreibung des Feindes vom linken Rheinufer. Zu diesem Zweck hatte Wurmser eine Abtheilung seines Heeres von 14 Bataillonen und 40 Schwadronen unter General Latour am 8. November bei Gernsheim über den Rhein rücken lassen, um Clerfayt's Armee, deren Hauptmacht bei Bechtheim stand, zu verstärken. Am 10. führte der Feldmarschall seine Truppen wider die feindliche Stellung an der Pfrimm. Sie wurde erstürmt und Pichegru ließ in der Nacht noch einen allgemeinen Rückzug antreten. Latour folgte dem Feind auf der Ferse und eroberte des andern Tags Frankenthal. Seinen Vorstellungen gelang es, dem Feldmarschall am 14. wieder zu einem Generalangriff zu vermögen, denn Clerfayt zeigte sich in diesen Tagen unentschlossen, wahrscheinlich aus einer Anwandlung von Eifersucht gegen Wurmser. Die Franzosen wurden jetzt bei Oggersheim abermals geschlagen, und wichen hinter den Rehbach und hinter die Queich zurück. Auf dem rechten Flügel rückte der Sieger bis Homburg und Zweibrücken. Nun fand auch die Belagerung von Mannheim ihr Ziel; Wurmser nahm die Veste am 11. November durch Kapitulation. In der Stadt fand man den Minister Oberndorf und einen Mr. de Salabert, zweibrückschen Minister, welche beide der kaiserliche Feldherr als Verräther am Vaterland festnehmen ließ. Während Wurmser sich mit Pichegru bei Kaiserslautern und Trippstadt schlug, drängte Clerfayt die Sambre- und Maasarmee über Kreuznach zurück. Nun, am Ende des Jahres, bot Clerfayt den Franzosen einen Waffenstillstand an, welcher von diesen auch angenommen wurde, und dessen Bestätigung kaiserlicher Seits am 31. Dezember eintraf. In Folge dessen behielten die Truppen ihre innehabenden Stellungen.

Clerfayt, als Befreier Deutschlands gepriesen, obschon man den Waffenstillstand nicht gern sah, ging nach Wien, wo man ihm, nach festlichem Empfang, das goldene Vließ und — hintenach seine Entlassung überreichte.

Daß im Kriegsrath zu Wien zeitweise auch andere als vaterländische Interessen ihre Vertretung gefunden, ist nicht unbekannt. — Wurmser hatte den Marschallstab, Latour die Feldzeugmeisterwürde erhalten.

Dies das Ende des vierten Feldzugs am Rhein. An allen andern Gränzen waren die Waffen Frankreichs glücklich, nur auf den Meeren unter-

lagen sie fast immer dem englischen Dreizack. Aber die Unfälle hatten keine größere Bedeutung, denn der Krieg ward, laut ausgesprochener Maßen, nicht mehr geführt um das Daseyn der Republik, um ihre völkerrechtliche Anerkennung, sondern nur noch um die Bedingungen des Friedens. Auch die Verfassung des Staates, die Form der Regierung, hatte sich geändert: ein Direktorium sollte fortan an der Spitze der Republik stehen.

1796.

Entsprechend dem seitherigen Verlauf des Krieges hatten die Verhältnisse sich wieder gestaltet beim Beginn dieses unvergeßlichen fünften Feldzugs: Verhandlungen zwischen den Kabinetten der „großen Mächte", Rathschlagen des Reichstags über Kriegsleistungen, weit in die Zeit hinein, wo bereits der Geschützdonner rollte, und das Blut der Gefallenen den Erdboden tränkte. — Diesmal war es an dem König von England gewesen, einmal in der Rolle des Vermittlers aufzutreten, angeblich weil jetzt in Frankreich eine regelmäßige Regierung eingesetzt worden, mit welcher sich nach völkerrechtlichen Grundsätzen verhandeln lasse. Seiner brittischen Majestät Gesandter in der Schweiz richtete auch wirklich zu Anfang März eine Friedensanfrage unmittelbar nach Paris, doch die fünf Direktoren von Frankreich fanden die Propositionen viel zu unklar und in's Weite führend, als daß sie aufrichtig gemeint seyn könnten. Sicherlich aber wären jene Herren, berauscht von Sieges- und Eroberungsgedanken, eben so wenig geneigt gewesen auf die offensten, unzweideutigsten Vorschläge einzugehen. Der Wunsch nach Frieden war auf beiden Seiten gleich wenig aufrichtig. Es mag hier noch erinnert werden, wie England im vorigen Sommer, als die neue batavische Republik zu einem Bündniß mit Frankreich gezwungen war, diesem seitherigen eifrigen Alliirten den Krieg erklärt hatte. Dies war unterm 15. September geschehen, allein bereits am 26. August hatten die Engländer den Holländern ihre Kolonie auf Ceylon hinweg genommen, und am 16. September, dem Tag nach der Kriegserklärung, das Kap der

Füſilier: Bataillon

Durlach. 1796.

guten Hoffnung. — Zur Fortsetzung des Kriegs kam jetzt zwischen England und Östreich ein Subsidienvertrag zu Stande wonach erstere Macht an letztere 1,200,000 Pfund Sterling bezahlte. Auch ein neues Korps Hessendarmstädter war in englischem Sold genommen worden*).

Auf Andringen Östreichs hatte der Reichstag die Aufstellung des fünfachen Kontingentes und die Zahlung von 100 Römermonaten dekretirt, was freilich nur von jenen Ständen geleistet ward, welche den guten Willen dazu hatten, oder nicht den Muth der offenen Weigerung. Überhaupt ließ sich das allmählige Gebahren der Reichsstände, mit ihrer stillen Friedenssehnsucht und ihrer Kraftlosigkeit ihn zu erkämpfen, nicht übel mit dem Gesundheitszustand eines Mannes vergleichen, von dem man sagt: er könne nicht leben und nicht sterben. An Aufmunterung hatte es selbst die Kaiserin der Russen nicht fehlen lassen, da aber all ihr Handeln sich auf die Absendung einiger Kriegsschiffe in die Ostsee beschränkte, vermochte dies den löblichen Reichsständen nur wenig Trost zu gewähren.

Unterm 21. Februar hatte der Kaiser mittelst Kommissionsdekretes dem Reichstag zu wissen gethan, daß er, an die Stelle des abberufenen Feldmarschalls Clerfayt, seinen Bruder, den Erzherzog Karl zum Oberbefehlshaber des östreichischen Heeres ernannt, und demselben auch, vermöge einer Vollmacht vom Jahr 1793, vorläufig das Kommando der Reichsarmee übertragen habe. Die Reichsstände waren höflich genug, diese Ernennung nicht nur zu bestätigen, sondern dem Erzherzog auch die Würde eines Reichsfeldmarschalles zu verleihen. Doch behielt der Reichstag „die Komplettirung und Ausgleichung der Reichsgeneralität an beiden Religionstheilen einer besondern Berathung vor.“ Ob auch die Kanonen nach beiden Religionstheilen ausgeglichen werden sollten, ist nicht gesagt. So erhielt also der jetzt 25jährige Erzherzog den Oberbefehl, allerdings nur der Armee des Niederrheins, denn am Oberrhein sollte Feldmarschall Wurmser unabhängig kommandiren. — Der Schauplatz und die Mittel zur Thätigkeit waren somit dem jungen Helden gegeben, aber er sollte bald erfahren, was es heißt, einen Reichskrieg führen und Instruktionen erhalten vom kaiserlichen Hofkriegsrath, einer Stelle, auf deren Fahne „Schlendrian“ geschrieben stand, nach dem Worte von Clausewitz.

Auch der Erzherzog sollte erfahren, daß am Wiener Hof selbst ein kaiserlicher Prinz oft nicht durchzudringen vermag gegen gewisse Einflüsse und das Gewebe jener Kreaturenpartei, die man, nach spanischen Zuständen, eine Hofkamarilla zu nennen pflegt. Es begreift sich, daß da, wo man so Viel verhandelte, auch Manches verschachert worden. Das Bild Ludwigs

*) Es sollte 2284 Mann stark seyn. Nach dem Vertrag von 1793 standen bereits 3000 Darmstädter in englischem Sold und 4500 Mann im Sold des deutschen Reiches.

von Baden, der an denſelben Verhältniſſen zu Grund gegangen, mag dem Erzherzog oftmal vor die Seele getreten ſeyn.

Auch bei der franzöſiſchen Rheinarmee hatte ein Wechſel im Kommando ſtattgefunden. Pichegru, von der republikaniſchen Wirthſchaft überſättigt, war zurückgetreten, und an ſeine Stelle der General Moreau ernannt worden, welcher bisher eine Diviſion am Niederrhein befehligt hatte.

Doch das Bedeutſamſte war die Ernennung des ſechsundzwanzigjährigen Generals Bonaparte zum Oberbefehlshaber der Armee in Italien. Man weiß, daß Bonaparte ſeine Ernennung zunächſt den Dienſten verdankte, welche er dem Konvent bei dem Pariſer Straßenaufſtand des 13. Vendemiaire geleiſtet.

Am 5. April war der Erzherzog von Wien abgegangen und am 11. in ſeinem Hauptquartier zu Mainz angelangt. — Die Streitkräfte, welche er am Rhein vorfand, betrugen im Ganzen:

Kaiſerliches- und Reichsheer.

	Bat.	Schwad. oder	Infanterie.	Reiter.	Zuſammen.
Armee des Niederrheines	101.	139.	71,076.	20,702.	91,778.
„ „ Oberrheines	78.	134.	60,836.	21,940	82,776.
				Summe	174,554.

Franzöſiſches Heer.

	Infanterie.	Reiter.	Zuſammen.
Sambre- und Maasarmee	65,000.	10,000.	75,000.
Rhein- und Moſelarmee	71,581.	6,515.	78,096.
		Summe	153,096.

Dies Zahlenverhältniß, welches eine namhafte Übermacht an Reiterei auf deutſcher Seite aufweiſt, ſollte jedoch bald, in Folge der italieniſchen Ereigniſſe, geändert werden.

Auf beiden Seiten war es im Plan, den Krieg angriffsweiſe zu führen. Vergeblich waren des Erzherzogs Gegenvorſtellungen, die ſich auf die Stellung der Armeen gründeten. Der franzöſiſche rechte Flügel, welcher ſich an die neutrale Schweiz lehnte, war von Baſel bis Landau durch ſtarke Veſtungen und rückwärts liegende Gebirgsforts geſchützt; hinter der Mitte und dem linken Flügel lagen Luxemburg, Thionville, Saarlouis und Metz. Die Sambre- und Maasarmee, deren linker Flügel in Düſſeldorf einen ſichern Übergangspunkt über den Rhein beſaß, und das vorliegende Land bis zur Wipper inne hielt, hatte auf der linken Rheinſeite ihre Stellung von Köln aus längs der Nahe bis St. Wendel genommen, den Rücken gedeckt durch Jülich, Maastricht, Venlo und den übrigen holländiſchen Veſten.

Aber ein ganz verſchiedenes Bild zeigte die deutſche Gränze. Hier war nur die Mitte ſtark durch Philippsburg, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitſtein. Der rechte Flügel am Niederrhein dagegen formirte einen ſtützloſen Hacken; deßgleichen war am Oberrhein, weder längs des

Stromes, noch auf den Höhen des Schwarzwaldes, irgend eine haltbare Veſte. — Das wohl Vorherzuſehende, daß die Feinde verſuchen würden, dieſe Stellung auf den beiden Flügeln zu durchbrechen, namentlich wenn das Kriegsglück ihnen, wie bisher in Italien, treu blieb, hat der Erfolg alſobald gerechtfertigt. Im Kabinet des Kaiſers aber beſtand man auf angriffsweiſem Vorgehen gegen das Elſaß, einer Belagerung von Landau und Straßburg, nachdem vorerſt die Franzoſen über die Moſel und die Vogeſen gedrängt ſeyn würden.

Dieſer Vorſchrift zu Folge hatte der Erzherzog ſeine Hauptmacht, dem feindlichen Zentrum gegenüber, an der Nahe verſammelt und ſein Hauptquartier zu Baumholder genommen. Ein Korps von 14,000 Mann, unter dem Feldmarſchall-Leutenant Prinzen von Würtemberg, ſtand an der Sieg und eine ſtarke Beſatzung in Ehrenbreitſtein.

Mit dem Anfang des Monat Juni wollte der kaiſerliche Feldherr die Kriegshandlungen beginnen; er ließ deßhalb, da eine zehntägige Kündigungsfriſt bedungen war, am 21. Mai den Abſagebrief an den feindlichen Vorpoſtenkommandanten übergeben. Aber gerade am 31. Mai liefen bei Wurmſer Befehle aus Wien ein, welche den ganzen Plan umwarfen. Von der Armee des Oberrheines ſollten auf der Stelle 25,000 Mann durch Tyrol nach Italien entſendet werden, und 14 Tage ſpäter ward Wurmſer ſelbſt abberufen, jenſeits der Alpen den Oberbefehl zu übernehmen.

Hier hatte der General Bonaparte mit raſchen Schlägen ſeinen Siegeslauf begonnen, mit dem Blicke des Genies Schwächen und Blöſen des Gegners erkannt, ſeine einzelnen Heerhaufen mit ſtets überlegener Macht angefallen und geſchlagen. Am 30. März an die Spitze einer Armee von nur 30,000 Mann getreten, welche Mangel litt an faſt Allem und Jeglichem, hatte er, gleich Hanibal, ſeinen Soldaten die blühenden Ebenen der Lombardei gewieſen, als den Preis des Sieges. Die kaiſerliche Armee von 36,000 Streitern befehligte Beaulieu, ein greiſer Mann, der das Land nicht kannte. Die verbündete piemonteſiſche Armee zählte im Ganzen 35,000 Mann. Ihr größerer Theil ſtand der 25,000 Mann ſtarken franzöſiſchen Alpenarmee unter Kellerman entgegen. Beaulieu hatte bei Eröffnung des Feldzugs an den Var vordringen wollen, und am 9. April den General Cervoni bei Voltri geſchlagen, aber ſeine Flanke im Gebirge nicht hinreichend gedeckt. Bonaparte, dies erfaſſend, hatte am 12. den General Argenteau bei Montenotte geſchlagen, und am 14. bei Dego, des andern Tags an derſelben Stelle den herbeieilenden Bukaſſovich. Nun zwiſchen das öſtreichiſche Heer und die Piemonteſen eingedrungen, hatte Bonaparte ſich mit ſeiner ganzen Macht auf letztere geworfen, ſie am 17. bei Ceva, am 22. bei Mondovi geſchlagen, auf Turin zurückgeworfen, und gezwungen einen Waffenſtillſtand nachzuſuchen, dem auch am 15. Mai der Friede

mit Frankreich folgte. Jetzt wieder gegen die Öſtreicher gewendet hatte er den Teſſin, am 10. Mai bei Lodi die Adda überſchritten, die öſtreichiſche Armee geſprengt, und ſie theils nach Mantua, theils über den Mincio in die Gebirgspäſſe von Tyrol geworfen. Dies waren die Vorgänge in Italien.

Mit dem Tag des 1. Juni nun begannen die Franzoſen den Angriff auf ihrem äußerſten linken Flügel am Rhein. Kleber war aus Düſſeldorf aufgebrochen und hatte den Prinzen von Würtemberg bis an die Lahn zurückgedrängt, welche dieſer General noch in der Gegend von Limburg beſetzt hielt. Unterdeſſen war auch die franzöſiſche Diviſion Grenier bei Neuwied über den Rhein gerückt; zwei andere Diviſionen (Championet und Bernadotte) marſchirten auf Koblenz. In Folge dieſer Vorgänge hatte der Erzherzog ſich bemüſſigt geſehen, ſchnell die Nahe zu verlaſſen und ſich rechts zu ziehen. Bei Mainz überſchritt er gleichfalls den Rhein, das verſchanzte Lager bei Hechtsheim (unweit Mainz) ließ er durch ein Korps von 12,000 Mann unter General Mercandin beſetzen, beorderte einige Bataillone an den Oberrhein, und die Truppen aus der Gegend von Kaiſerslautern nach Mannheim zur Verſtärkung des dortigen Lagers.

An Wurmſer's Stelle hatte Latour das Kommando am Oberrhein erhalten, welcher jedoch, auf ſein eigenes Anſuchen, dem Erzherzog untergeordnet bleiben ſollte. Somit war denn eine Einheit des Oberbefehls hergeſtellt, und es die Aufgabe des Generaliſſimus, die bedenkliche Lage zu verbeſſern, in welche man durch den unſeligen Eroberungsplan gerathen war.

Das Land zwiſchen Sieg und Lahn gab jetzt wieder den Schauplatz ernſter Ereigniſſe. Mit 32 Bataillonen und 81 Schwadronen marſchirte der Erzherzog in zwei Kolonnen über Homburg und Butzbach gegen Wetzlar, wo Jourdan eben im Begriff ſtand, die Lahn zu überſchreiten. Es erfolgte das hartnäckige Treffen bei Wetzlar. Die Franzoſen wurden geſchlagen, nachdem Karl perſönlich ſeine Soldaten zu wiederholten Malen in's Feuer geführt hatte. Rühmlichen Antheil an dieſem Ehrentag erwarben ſich die Sachſen, namentlich ihre Reiterei. In Folge des Treffens zog Jourdan gegen Neuwied und über den Rhein. Ein zweites Treffen fand am 19. ſtatt bei Uckerath und Kirchriep, wo die Diviſion Kleber durch das Korps von Kray geſchlagen ward, ſo daß jetzt auch der franzöſiſche linke Flügel in ſeine anfängliche Stellung bei Düſſeldorf zurückweichen mußte.

Nachdem der Erzherzog das Drohendſte auf dieſer Seite alſo abgewendet, ſchickte er ſich an, dem höchſt gefährdeten Oberrhein zu Hilfe zu ziehen, wo die Ereigniſſe indeſſen ihm zuvorkamen.

Zur richtigen Würdigung dieſer und der folgenden Ereigniſſe, muß man den Umſtand nicht außer Acht laſſen, daß bereits ſeit dem vorigen Feldzug bei den franzöſiſchen Heeren das verderbliche „Requiſitionsſyſtem“ in Aufnahme gekommen war, eine Art der Kriegführung, welche darin beſtand, die Ernäh-

rung der Armee nicht durch Magazine, sondern ganz auf Kosten des jeweils besetzten Landes zu bewerkstelligen. Nun sind allerdings in jedem Kriege Fouragirungen und Requisitionen vorgekommen und werden vorkommen. Dies aber zur Regel machen, heißt den Soldaten zum Plündern und Marodiren anweisen, etwas, dem einsichtsvolle Feldherren stets mit aller Entschiedenheit entgegen getreten sind. Welch gräuliche Unordnung aber eine solche Verpflegsweise auf einem Rückzug herbeiführen müsse, ist leicht zu ermessen.

Moreau's Rheinübergang bei Kehl.

Folgendes war, nach dem Abgang Wurmsers, die Aufstellung des deutschen Heeres am Oberrhein: Im Breisgau, unter Feldmarschall-Lieutenant Fröhlich, ein östreichisches Korps von 10,000 Mann, ihm beigeordnet die Condéer, etwa 5000 Mann. Diese Truppen hielten das Rheinufer besetzt von Basel bis Ichenheim (4 Stunden oberhalb Kehl). Auf der Strecke von Ichenheim bis an die Rench stand das schwäbische Kontingent, von da abwärts bis unter Landau ein östreichisches Korps von 9000 Mann, bei Mannheim der Rest der oberrheinischen Armee mit etwa 10,000 Mann. Die Hälfte der sämmtlichen Truppen am Rhein war zum täglichen Dienst aufgeboten; ein Viertheil hielt durch eine Vorpostenkette das Ufer und einen Theil der Rheininseln besetzt, das zweite Viertel stand als Pikete von 12 bis 30 Mann, oder als größere Unterstützungsposten in zweiter Linie, und in dritter kantonirte oder lagerte die andere Hälfte.

Die Verhältnisse des Kehler „Kordons", wie man diese schnurförmige Aufstellung der Truppen nannte, müssen hier näher angegeben werden.

Ausrückender Stand des schwäbischen Korps.

Kommandeur: Feldzeugmeister v. Stain.

I. Brigade Generalmajor v. Zaiger.		II. Brigade Generalmajor v. Mylius.	
Grenadierbataillon Raglovich	357 Mann.	Grenadierbataillon Bauer	484 Mann.
I. Bataillon Würtemberg	517 „	I. Bataillon Baden	484 „
II. „ „	486 „	II. „ „	434 „
I. „ Fürstenberg	627 „	„ Auer	437 „
II. „ „	571 „	I. „ Wolfegg	530 „
„ Irmtraut	519 „	II. „ „	590 „
	3077 Mann.		2959 Mann.

Reiterbrigade. Generalmajor v. Stader.	
Kürassierregiment Zollern	554 Pferde.
Dragonerreg. Erbprinz v. Würtemberg	640 „
	1194 Pferde.

Artillerie.	12 Pfr.,	6 Pfr.,	3 Pfr.,	Haubitzen
Bataillonsgeschütz	—	14	10	—
Reservegeschütz	4	—	—	4
Würtemb. Artill. im Sold des Kreises	7	5	—	—

Gesammtsumme 7230 Mann. 40 Kanonen, 4 undespannte Haubitzen.

Die Rheinstrecke, welche diese Truppen zu besetzen hatten, war an 8 Stunden lang. 3 Bataillone und 4 Schwadronen standen täglich auf Vorposten. 3 Bataillone bildeten Hauptunterstützungsposten bei Ichenheim, Kehl und Diersheim, wo die Beschaffenheit des Stromes Übergangsversuche am ersten vermuthen ließ. In verschiedenen Batterien am Rheinufer, namentlich bei Kehl, standen 18 Geschütze, in letzter Stadt noch 2 als Rückhalt.

In der Gegend von Kehl und aufwärts bis Hüningen ist der Rhein mit zahllosen buschigten Inseln bedeckt, zwischen denen der Thalweg stets wechselnd sich hinwälzt. An den Seiten des Stromes stehen zahlreiche Altwasser, und seine Ufer, so wie die einmündenden Bäche und Gräben sind mit hohen Dämmen eingefaßt. Übrigens ist der Boden bei Kehl ebenes Fruchtfeld, hie und da von nassem Wiesengeländ unterbrochen. Stadt und Dorf Kehl liegen auf einer Art Landzunge, gebildet einerseits durch den Rhein, andererseits durch den Zusammenfluß der Schutter und Kinzig hart unterhalb des Dorfes. Die alte Veste Kehl war auf der engsten Stelle dieser Zunge erbaut *). Von ihr standen noch die Wälle ohne Brustwehren, und mit verschütteten Gräben. Das Städtlein, aus einer einzigen Gasse bestehend, war ursprünglich in einem Hornwerk erbaut, von dem man neuerdings einige Wallstücke zu Schanzen hergerichtet hatte. Der Kirchhof, auf einem alten Festungswerk, war in eine Redoute umgewandelt; etwas oberhalb, zwischen dem Dorf und dem Rhein, stand eine zweite Redoute, die neue Schanze, gleich der ersten zur Aufnahme von etwa 200 Mann geeignet. An den Rheindämmen waren einige Batterien errichtet, welche jedoch nur eine Frontalvertheidigung gewährten. Nur die Kirchhofredoute bestrich den Strom auf eine Viertelstunde Länge. Jenseits der Kinzigbrücke hatte man eine bollwerksähnliche Schanze erbaut für beiläufig 600 Mann, zu dem alleinigen Zweck, den Rückzug des etwa aus Kehl zurückweichenden Korps zu decken. — Eine treffliche Gelegenheit, ihre Schiffe zu sammeln und alle Vorbereitungen zu einem Übergang unbemerkt in's Werk richten zu können, bot den Franzosen der Rheinarm, welcher eine kleine halbe Stunde oberhalb Kehl sich vom Hauptstrom trennt, an der Zitadelle von Strasburg vorüberfließt und sich in der Nähe der Ruprechtsau wieder mit jenem vereint. Diese beiden Endpunkte dieses sogenannten „kleinen Rheines" waren darum von deutscher Seite scharf im Auge zu behalten. Ähnlich verhielt sich's mit der Ausmündung der Ill, dem badischen Dorf Diersheim gegenüber. Während so die Örtlichkeit das Unternehmen der Feinde vielfach begünstigte, konnten sie von der Höhe des Münsterthurmes leicht alle diesseitigen Gegenanstalten erkennen.

Durch die Unfälle seines Collegen an der Lahn und auf dem Westerwald war für Moreau jetzt der unaufschiebliche Zeitpunkt zum Handeln

*) Nach Vauban's zweitem System.

gekommen. Mit bedachtester Umsicht hatte er alle Anordnungen und Vorbereitungen getroffen, und die Nacht vom 23. auf den 24. Juni zur Ausführung seines Übergangs über den Rhein bestimmt. Bis dahin stand seine Hauptmacht am Rehbach (bei Speier), aber bis gegen Besançon hin hatte er Scheinanstalten zur Aufnahme von Truppen treffen lassen. Am 20. unternahm er einen nachdrücklichen Angriff auf die Kaiserlichen bei Mannheim, und drängte sie in die Verschanzungen des Brückenkopfs zurück. An demselben Tag ward bei Hüningen der Oberrhein allarmirt. Noch am Morgen des 23. zeigte der General sich mit seinem Stabe in Neustadt. Zugleich aber hatten seine Kolonnen Befehl erhalten, in Eilmärschen auf Strasburg zu rücken, wo am Abend schon eine ansehnliche Macht versammelt war, während Latour eines neuen Angriffs gewärtig immer noch in Mannheim lag. — Das Jahr zuvor hatte Jourdan bei Überdingen seine Gegner durch das entgegengesetzte Mittel getäuscht: seine Anstalten waren dort mit so viel Umständlichkeit und auffallenden Lärm getroffen worden, daß die kaiserlichen Generale das lediglich für Schein halten mußten.

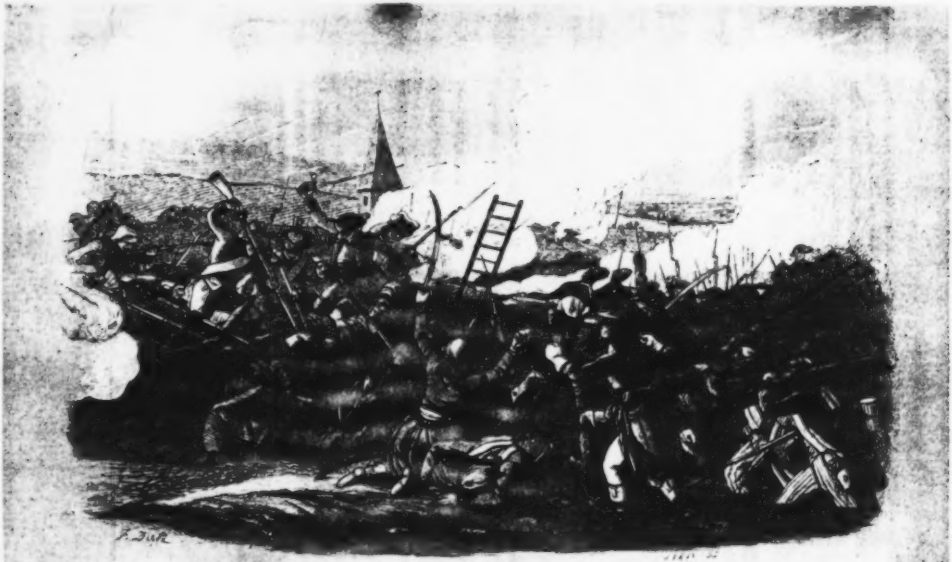
Moreau hatte zwei Haupt- und drei Scheinübergänge angeordnet: den ersten bei Kehl an der Einmündung des kleinen Rheines, wozu 39 Fahrzeuge mit 3540 Köpfen Bemannung, 60 Pontons zu einer Schiffbrücke und 5 Schiffe zu einer fliegenden Brücke bestimmt waren. Den zweiten bei Diersheim durch 2800 Mann in 30 Fahrzeugen, einer Fähre für Geschütz und 2 Schiffen zu einer fliegenden Brücke. Zu dem dritten Angriff bei Meissenheim, etwas oberhalb Ichenheim, waren 500 Mann in 10 Fahrzeugen beordert, endlich zu zwei Zwischenangriffen bei Goldscheuer und Leutesheim, jedesmal 160 Mann in 5 Schiffen.

Am 24. Juni, wenige Stunden nach Mitternacht, begann das Manöver. Die ersten Schüsse fielen auf den Flügeln des Kehler Kordons und bald darauf rollte das Feuer auf allen Hauptpunkten der langen Zeile von Hüningen bis Schröck. Bei Ichenheim waren die Feinde auf einer Rheininsel gelandet, welche ein Steg mit dem diesseitigen Ufer verband. Der Kommandant des dortigen Pikets, Leutenant Arnold von Fürstenberg Musketier, drang sogleich über den Steg, warf die Feinde wieder in ihre Schiffe und nahm ihnen 70 Gefangene ab. Bei Goldscheuer, Leutesheim und Diersheim wurden die Schiffe durch Geschützfeuer abgetrieben. Hier überall scheiterten die Übergänge.

Anders aber bei Kehl. Dem feindlichen Angriffspunkt bei der Einmündung des Rheinarmes gegenüber, auf dem „Bärengrund", stand als äußerster Posten das vom Jahr 1793 her sogenannte Durlacher Piket *),

*) Das badische Bataillon Durlach hatte diesen Posten längere Zeit besetzt. Der Name aber ist, unter ganz veränderten Bodenverhältnissen, bis heute geblieben.

eine Abtheilung von 17 Mann. Der Hauptarm des Flusses war hier so schmal, daß das Piket, als Schiffe bemerkt wurden, nur einmal Feuern konnte und zurückgehen mußte, den gleich darauf hatte da und dort schon eines der Fahrzeuge seine Bemannung an's Land gesetzt; andere Schiffe ließen sich durch die Strömung weiter hinab treiben und kamen so der ersten Uferbatterie in Flanke und Rücken. Drei Geschütze waren auf diese Weise bald genommen, wurden von den Feinden umgekehrt und Feuer auf unsere Linie gegeben. Die erste feindliche Masse, welche sich formirt hatte, stürmte nun die neue Schanze, welche auch verloren ging. Die einzelnen Abtheilungen der Besatzung in und um Kehl, im Ganzen zwei Bataillone, zogen sich sofort an den Ausgang des Dorfes Kehl, in die Kirchhofschanze und das Hornwerk, um von hier aus durch heftiges Feuern und einzelne Ausfälle das weitere Vordringen der Franzosen aufzuhalten. Jetzt, etwa um 5 Uhr in der Frühe, trafen die ersten Befehle aus dem Hauptquartier ein, 3 Kompagnien des Bataillons Raglovich nebst freiwilligen Plänklern sollten die neue Schanze wieder nehmen, unterdessen würden zwei Unterstützungskolonnen aus den Dörfern Neumühl und Sundheim herbeieilen. Oberstleutenant Raglovich ordnete alsobald seine Grenadiere, drang durch das Dorf Kehl vor, brach dann rechts heraus und erstürmte die neue Schanze im ersten Anlauf. Aus dem Lager bei Willstätt war endlich ein Bataillon Wolfegg mit 2 Geschützen angelangt. Es brach aus dem Städtchen, entwickelte sich in Linie, gab sein Feuer ab und drängte so, abwechselnd feuernd und mit dem Bajonet, die feindlichen Plänklerhaufen bis über die Kirchhofschanze zurück, weiter aber vermochte es nicht zu kommen, denn dem Feuer der feindlichen Tirailleurmasse von vorn ausgesetzt, und bald auch dem bestreichenden Feuern der jenseitigen Batterien, war bereits ein Drittheil der Mannschaft gesunken, und über die Hälfte der Offiziere (neun von fünfzehn), ein Geschütz war demontirt, alle Kanoniere verwundet, ein Offizier todt, der zweite verwundet. — Das Bataillon mußte zurückweichen. Von den übrigen Truppen des Lagers hatten sich inzwischen 2 Bataillone, 1 Schwadron und 2 Geschütze am rechten Kinzigufer hinter Kehl als Reserve aufgestellt; eine andere Kolonne aus den 2 Bataillonen Baden, dem Grenadierbataillon Bauer und 2 Schwadronen Küraſſiere, unter Anführung des Obersten Sandberg, freiwillige Plänkler an der Spitze, hatte indeß den feindlichen Tirailleurhaufen aus Sundheim vertrieben, dann sich diesseits des Dorfes wieder in Linie entwickelt und war mit klingendem Spiel (Trommeln und Pfeifen) und unter abwechselndem Feuern bis an die Rheindämme, in der Nähe des Durlacher Pikets, vorgedrungen, erwartend, daß die über Neumühl marschirte Kolonne jetzt aus Kehl herausbrechen und sich mit ihm vereinigen werde. Aber das Schicksal des einen Bataillons, welches hiezu verwendet worden, haben wir schon erzählt. Jene Kolonne linker Hand, welche ihre Flanke von dem einen



Vertheidigung der Neuen Schanze bei Kehl, am 21. Juni 1796.

neuen Plänklerschwarm bedroht sah, wich nun etwas gegen Sundheim zurück, herstellte sich jedoch wieder und trieb die Franzosen zum zweitenmal bis an den Strom und hinter die Dämme. Nun sollten die Kürassiere einhauen, um der stets bedrohten linken Flanke Luft zu machen. Die Reiter trabten vor, bis an einen Wassergraben, prallten hier an, um bald darauf umzukehren. Das war für die Franzosen eine Ermuthigung zu neuem Angriff. Anstatt der ersehnten Hilfe vom rechten Flügel drängten jetzt französische Haufen das Dorf Kehl herauf, so daß die drei Bataillone von allen Seiten gefaßt waren; da murmelte der alte Oberst etwas, was nicht wie ein Kompliment auf das Oberkommando klang, und befahl den Rückmarsch. — Die tapfern Grenadiere Raglovich's in der neuen Schanze hatten unterdeß seit mehreren Stunden das Anstürmen der Feinde abgeschlagen, endlich aber ihre Munition verschossen und mußten so einem neuen Sturm unterliegen. Was von der Besatzung nicht geblieben war wurde gefangen. Mit der neuen Schanze war alsobald das ganze Dorf Kehl in Feindes Hand gerathen, der, jetzt stets anwachsend, seine ganze Anstrengung nur gegen das Städtlein und die Kirchhofschanze richtete. Hier waren die meisten Geschütze zerschossen, die Bedienung getödtet und nun, nach sechsstündigem Kampf, es war gegen 10 Uhr, traf Befehl des Oberkommandos ein zur Räumung des Platzes.

Die sechs Bataillone, nebst der Artillerie, welche im Gefecht waren, im Ganzen 3250 Mann, hatten 27 Offiziere und 693 Soldaten verloren, und, mit Einschluß der demontirten Geschütze, 14 Stücke und 22 Munitionskarren in den Schanzen zurückgelassen. Das Korps nahm eine feste Stellung auf seinem alten Lagerplatz bei Willstätt, um die Truppen des äußersten Flügels bei Ichenheim und Diersheim an sich zu ziehen. Bei Neumühl war unterdessen eine Batterie aufgefahren worden, welche das Ausströmen der Feinde aus Kehl verhinderte. Das Dorf blieb von den schwäbischen Vorposten besetzt, das Hauptkorps aber zog sich gegen Offenburg zurück, wo es bei Bühl an der Kinzig eine seiner Stärke entsprechende Aufstellung nahm; das Lagergepäcke war vorschriftgemäß schon am Morgen in das Kinzigthal zurückgesendet worden. Die Vorhut stand von nun an bei Willstätt, und die äußersten Posten bei Kork und Neumühl. Am Abend war noch eine Abtheilung des Sinlay'schen Freikorps, 7 Kompagnien, welche zufällig von Rastatt nach Freiburg marschirten, zu dem schwäbischen Korps gestoßen. Das Condé'sche Korps hatte sich gegen Dinglingen und Nierschopfheim gezogen, um über Offenburg mit den Schwaben in Verbindung zu treten. Die österreichischen Korps unterhalb Freistett hatten hinter der Rench Stellung genommen, ihr Vorwerk bei Bischoffsheim, und waren über Urloffen und Appenweier mit der Stellung von Bühl in Berührung. Alio verlief der 25., während dessen die Franzosen eng und ängstlich um Kehl geschaart blieben, die Vollendung der Schiffbrücke und den

völligen Übergang ihres bereits auf 30,000 Mann angewachsenen Heeres abzuwarten.

Es ist eine ziemlich allgemeine Ansicht, dem „Kordon sein“ die Unfälle des Jahres 1796, so wie der vorhergegangenen Feldzüge zuzuschreiben; doch jedes Ding hat, wie man sagt, seine zwei Seiten, und die verstehende Schilderung zeigt, wie leicht Moreau's ganzes Unternehmen scheitern konnte, trotz der so unzulänglichen Gegenanstalten, denn ein einziges Bataillon mehr zu Kehl hätte anfänglich den Ausschlag geben können. Östreichische Darstellungen sagen zwar, daß nach einer durch Latour bei dem Erzherzog eingeholten Instruktion, „welche aber zu spät eintraf,“ in Mannheim nur die nothwendigsten Truppen bleiben, bei Offenburg ein Reservekorps zusammengezogen, und insbesondere Kehl als wichtigster Punkt am Oberrhein nicht vernachläßigt werden sollte. Dies heißt mit andern Worten doch nichts Anderes, als daß man nach den Ereignissen erst eingesehen, was man vorher hätte thun sollen. Den Kordon durch einzelne Reservekorps, namentlich bei Offenburg, zu kräftigen, das lag in der Hand des kaiserlichen Feldherrn, und es gab kaum etwas Natürlicheres. Den „wichtigsten Punkt am Oberrhein“ aber wenigstens gegen den ersten Anlauf sicher zu stellen, wie es hundertjährige Überlieferungen gelehrt, das hätte die dringende Aufgabe der schwäbischen Stände seyn sollen, wären diese Zwerge von „Landesherren“ nicht aller Vaterlandsliebe und aller Einsicht baar gewesen. — Eine Armuth an Heerführertalent hat sich überall auch bei den nachfolgenden Ereignissen geoffenbart, welche den Ruin von Süddeutschland herbeigeführt, bis endlich dem Genius des Erzherzogs seine Sendung klar ward und der aufleuchtende Geist des Feldherrn die Armee beseelte.

Im schwäbischen Hauptquartier hatte man, wie es scheint durch die Unthätigkeit der Franzosen ermuthigt, den Plan gefaßt, Kehl durch Überrumpelung wieder zu gewinnen. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juni waren zu diesem Zweck wieder, nebst dem Vortrab, fünf Bataillone, 7 Kompagnien Giulay und 6 Schwadronen in drei Kolonnen formirt worden. Um halb 1 Uhr hatten die Truppen den Marsch angetreten. Nach zweistündigem Weg aber hörten sie bereits Kleingewehrfeuer, und fanden bei Wilstätt die Vorposten mit dem Feind in scharfem Geplänkel. Das französische Heer war nämlich um dieselbe Zeit in sechs Kolonnen aufgebrochen, um seine Stellung mehr auszudehnen.

Somit war die Überrumpelung verfehlt, doch wurden die Franzosen in der Front wieder über Kork hinaus zurückgedrängt. Unsere Truppen hatten in dem Gefecht 70 Mann nebst einer Anzahl Gefangener verloren. Feldzeugmeister Stain zog indeß sein Korps ganz in die Stellung von Bühl an der Linzig zurück, der rechte Flügel war bei Urloffen mit dem Korps von Sztarray an der Acher in Verbindung. Von da aus

zog die schwäbische Linie über Appenweier, Bohlsbach, Bühl nach Offenburg, wo es an der Kinzigbrücke mit der Vorhut der Condéer zusammenstieß, welche unter dem Herzog von Enghien bei Schutterwald und dem Gotteswaldhof standen. Die schwäbische Vorhut hielt Griesheim besetzt. Unter Feldzeugmeister Stain waren nun vereint:

7	Kompagnien	Ginlay	800 Mann.
4	„	Neufheim	500 „
10	Bataillone	Schwaben, neu	5000 „
2	Schwadronen	Anspach	200 „
8	„	Schwaben	1000 „
		Zusammen	7500 Mann.

Die Condé'sche Vorhut bei Offenburg zählte etwa 2000 Mann. In der Frühe des 27. verträngte der Feind die Vorhut aus Griesenheim und setzte sich daselbst fest. Gegen 8 Uhr begann das Geschützfeuer auf der ganzen Linie und dauerte bis am Mittag. Auf den Flügeln währte das Plänkelfeuer bis zum Abend. Da warf sich der Feind mit Macht auf das Condé'sche Korps, vertrieb es von der Kinzigbrücke und und drang im Anstürmen bis an die Statt Offenburg. Eine andere feindliche Kolonne war von Sand und Neusand gegen Urloffen vorgegangen, hatte die Östreicher hier zurückgeworfen und somit die Verbindung zwischen Stain und Sztarray gebrochen. Das schwäbische Korps, obgleich es noch keinen Boden verloren und nur unbedeutenden Verlust gehabt, war dennoch in der mißlichsten Lage, weil der Feind ihm bereits auf beiden Flanken stand. Die Schlachtlinie wurde deßhalb besetzt behalten bis zur Nacht, wo um 10 Uhr, in tiefster Stille, der Rückzug in's Kinzigthal angetreten ward, während das zweite Treffen eine Zeitlang als Nachhut noch in seiner Stellung verblieb. Nach einem höchst beschwerlichen Nachtmarsch, dessen Wirrniß noch dadurch vermehrt worden war, daß einige Condé'sche Bataillone in die Kolonnen geriethen, erreichte das Korps mit Tagesanbruch Biederach im Kinzigthal und Zell am Harmersbach. Die Condéer waren bei Haslach angelangt. Glücklicherweise hatte der Feind den Rückzug nicht bedrängt, denn die Soldaten wären kaum mehr zum Widerstand fähig gewesen: es waren jetzt vier Tage und Nächte, seit sie die Waffen nicht mehr aus den Händen gelegt, und der aufreibende Nachtmarsch hatte während des heftigsten Unwetters gemacht werden müssen.

Am 28. hatte Moreau sich mit seinen überlegenen Kräften gegen das Sztarray'sche Korps gewendet, dessen Stellung bei Renchen, Wagshurst und Memprechtshofen genommen, und daſselbe um so leichter geschlagen, als in der Nacht vorher schon eine französische Abtheilung nach Oberkirch in die linke Flanke der Östreicher gedrungen war. Sztarray's Truppen konnten sich erst bei Bühl (jetzt der Stadt) und Stollhofen wieder festsetzen. Das Schlimmste aber war, daß der kaiserliche General keine Truppen

in das Renchthal geworfen hatte, so daß der kürzeste Weg nach dem Kniebis und Freudenstadt den Franzosen jetzt offen stand.

Latour, welcher bereits am 26. mit 6 Bataillonen und 22 Schwadronen von Mannheim in Muggensturm eingetroffen, war dort ruhig stehen geblieben, Verstärkungen vom Unterrhein her zu erwarten, und hatte seinen Unterfeldherrn bei Renchen dem Schicksal überlassen.

Bei dem schwäbischen Korps war indessen der alte Feldzeugmeister Stain wegen „Krankheit" abgegangen und der Landgraf von Fürstenberg hatte den Oberbefehl angetreten. Die Truppen standen von Lahr, welches die Condéer besetzt hielten, postenweise auf dem Schönberg, bei Biederach und im Nordracher Thal; französische Vorposten bei Gengenbach.

Am 29. Abends erfuhr man den Unfall der Kaiserlichen an der Rench, zugleich mit der Nachricht, daß die Franzosen bereits bis Oppenau vordrängten.

Moreau war nämlich bis zum 1. Juli unschlüssig geblieben und hatte sogar sein Zentrum bis Appenweier zurückgezogen, um vor weiterem Vorgehen sich der Gebirgspasse des Schwarzwaldes zu bemeistern. Die Division St. Cyr war hiezu beordert, und dieser General hatte seine Truppen in dem Renchthal aufwärts geführt. — Fürstenberg, um wo möglich den Franzosen zuvorzukommen und den wichtigen Kniebisübergang zu erhalten, beorderte am 30. drei Bataillone Würtemberger, 2 Schwadronen und 4 Züge auf den Roßbühl; mit dem Hauptkorps aber ging er am 1. Juli auf Hausach zurück, indem er zur Verbindung mit dem Posten auf dem Roßbühl 200 Mann in's Schappacher Thal beorderte. In der Nacht vom 1. auf den 2. waren die würtembergischen Bataillone nach beschwerlichem Marsche bei abscheulichem Wetter auf den unwirthlichen Höhen des Kniebis und Roßbühls angelangt. Das Hauptkorps blieb beim Zollhause stehen, 4 Kompagnien waren auf die letztgenannte Gebirgshöhe vorgeschoben. Am 2. Juli Abend, zur Zeit als eben 4 andere Kompagnien zur Ablösung aufmarschirt waren, wurde der Posten von 3 Bataillonen und einer Schwadron Franzosen auf der Straße von Oppenau her angegriffen. Der Posten wehrte sich eine Stunde lang, dann aber war er umgangen und die Franzosen hatten bereits die im Rücken liegende „Schwedenschanze" erstürmt. Der Posten am Zollhaus und der „Alexanderschanze" (eine Stunde vom Roßbühl), als er das Feuern hörte, rückte zur Unterstützung heran, suchte die Schwedenschanze wieder zu nehmen, doch vergeblich. Die Linie war gesprengt, und die Soldaten zogen sich fechtend, nur von der Nacht begünstigt, wieder auf das Zollhaus zurück, wo sie bis zum andern Tag blieben um dann wieder in's Schappachthal hinabzusteigen. Inzwischen waren von Latour 500 Jäger nach Freudenstadt und von da auf den Kniebis gesendet worden; sie kamen eine Nacht zu spät an, wurden am 4. angegriffen und in's Murg- und Nagoldthal zersprengt. Den Franzosen stand jetzt das Schwabenland offen,

und der Herzog von Würtemberg, welcher drei Tage zuvor noch eine Abtheilung seiner „Haustruppen" nach Freudenstadt gesendet hatte, welche indessen an keinem Gefecht Antheil nahmen, rief diese nun schnell nach Hause.

Zu derselben Zeit war es auch an der Murg zum Treffen gekommen. Nach einigem Geplänkel bei Bühl und Stollhofen hatte das Sztarray'sche Korps sich mit dem Latour'schen vereinigt und von Gernsbach an bis über Niederbühl, Rastatt, Ottersdorf seine Stellung vor der Murg genommen, Am 4. stand der französische linke Flügel und die Reserve bei Iffezheim und Haueneberstein, eine Division rückte nach Baden, um von hier über Gernsbach die linke Flanke der Östreicher zu gewinnen. Am folgenden Tag begann das Treffen, dessen Ausgang bei den überlegenen Streitkräften des Feindes kaum zweifelhaft seyn konnte. Doch die Östreicher hatten sich, namentlich bei Rastatt und Niederbühl, tapfer gewehrt, und erst gegen Abend traten sie, unter dem Schutz ihrer Reiterei, den Rückzug über die Murg an.

Dem Ende des Treffens hatte Erzherzog Karl noch persönlich anwohnen können. Die Kunde von Moreau's Rheinübergang war in seinem Hauptquartier zu Wallmeroth an ihn gelangt. Er hatte sofort 15 Bataillone und 20 Schwadronen nach dem Oberrhein geführt und war mit diesen Truppen am 5. Juli bei Ettlingen, mit dem Vortrab bei Durmersheim, dritthalb Stunden vom Schlachtfeld eingetroffen.

Den Verhältnissen nach mußte eine neue Schlacht im Interesse der beiden Feldherren liegen; der Erzherzog hatte den 10. Juli dazu bestimmt, Moreau aber den 9.

St. Cyr ward angewiesen, alle verfügbaren Truppen bei Gernsbach zu vereinen, sie gegen den kaiserlichen linken Flügel im Gebirge zu verwenden und wo möglich die Straße nach Pforzheim zu gewinnen, wohin der Erzherzog das mit ihm angekommene sächsische Korps beordert hatte, um von da gegen Calw zu manövriren. St. Cyr, von dem Marsch der Sachsen unterrichtet, hatte gleich am 9. eine starke Abtheilung nach Wildbad entsendet; den Rest seines Korps führte er gegen Rothensohl in der Tiefe des Albthales und am Fuße des Dobel, von wo aus der Erzherzog seinerseits nach Gernsbach vorzudringen beabsichtigt hatte. Desaix, der Befehlshaber des linken Flügels, sollte ein Korps bei Odigheim an den Federbach aufstellen, seine Hauptmacht aber mit der Reservekavallerie auf der Bergstraße gegen Malsch führen. So trennte sich die Schlachthandlung in zwei gesonderte Szenen, den Kampf im Gebirge und den in der Rheinebene. Hier befehligte der Erzherzog in Person. Die Schlacht drehte sich hauptsächlich um den Besitz von Malsch, welcher Ort von den Östreichern erobert wurde, wieder verloren ging und so zum zweiten und zum drittenmal erstürmt, bis endlich die Franzosen zurückwichen, dann auch bei Bietigheim geschlagen, und nach Rastatt zurückgedrängt wurden. Aber, sagt der Erzherzog selbst

in den „Grundzügen der Strategie“, was halfen die glücklichen Fortschritte der Östreicher in dem Rheinthal, da die Franzosen auf dem entscheidenden Punkte (bei Rothenfohl) gesiegt hatten, Herren von dem ganzen Gebirge waren und schon in der Nähe von Pforzheim standen! Trotz der hohen Auctorität drängt sich hier dennoch die Bemerkung auf, daß, mit Versetzung der beiden Worte Rheinthal und Gebirg, der Ausspruch eben so gut Moreau in den Mund gelegt werden könnte. Auch das ist eine eigene Erscheinung der Schlacht von Malsch, daß die zahlreiche und treffliche Reiterei der Östreicher nichts Nennenswerthes geleistet. Erst in der Nacht hatte der Erzherzog die Nachricht von der Niederlage seines linken Flügels vernommen und entschloß sich sofort zum Rückzug nach Pforzheim. Hier ist es in den Tagen vom 11. bis 13. Juli, wie er selbst sagt, wo ihm seine Aufgabe ganz klar geworden, „dem Feind das Vorrücken Schritt für Schritt streitig zu machen, ohne sich zu einer Schlacht zwingen zu lassen, dagegen die erste Gelegenheit zu ergreifen, seine in zwei Armeen getheilte Truppen zu vereinen und sich dann mit Überlegenheit, oder wenigstens mit verhältnißmäßigen Kräften auf eines der beiden feindlichen Heere zu werfen.“ — Aus Pforzheim zog der Erzherzog, von Moreau stets gefolgt und stets fechtend, über Stuttgart nach Gmünd, und von da nach Bopfingen, Nördlingen, bis an die Donau. Vom Neckar ab war Moreau dem zurückweichenden Gegner nur behutsam nachgerückt, als ahne er eine unvorherzusehende Wendung.

Letzte Gefechte des schwäbischen Korps.

Nachdem die Gebirgskette des Schwarzwaldes über den Kniebis durchbrochen, mußte die Stellung eines Korps im Kinzig- und Gutachthal zwecklos und gefährlich erscheinen. Fürstenberg beabsichtigte daher, seine Truppen bei Rottweil an den Neckar zu ziehen und über Villingen mit Condé und dem vorderöstreichischen Korps in Verbindung zu bleiben, das von Lörrach an abwärts bis Kenzingen stand. Die Nachricht von der Ankunft des Erzherzogs verursachte eine Abänderung des Planes, und das Korps blieb in einer langen Linie von Sulgau, Schiltach, Hausach bis in's Prechthal stehen und hatte die Aufgabe, sich herumzuschießen mit den französischen Streifpartien, welche auf Requisitionen auszogen. Nach des Erzherzogs Rückzug ward auch der schwäbische Gebirgskorden etwas weiter gegen Horb hingeschoben. Am 14. Juli erfolgte wieder ein Vorwärtsgehen der ganzen feindlichen Linie, wodurch die Schwaben in eine Stellung am Neckar bei Horb, Sulz, Oberndorf zurückgedrängt wurden.

Der Angriff am 14. war ein allgemeiner, auf der ganzen Linie bis an den Oberrhein. Es war nämlich auch der rechte Flügel der Franzosen

unter Ferino, welcher bisher unthätig geblieben, jetzt zum Angriff geschritten. Bereits acht Tage vorher hatten bei Herbolzheim, Wagenstatt, Tutschfelden und Bleichheim Vorpostengefechte stattgefunden, an denen sich der aufgebotene vorderösterreichische Landsturm, namentlich die Freiburger Freiwilligen, rühmlichst betheiligten *). Bei dem Angriff am 14. hatte der Landsturm anfangs brav ausgehalten, allein nachdem die Franzosen Herren der Gebirgspässe geworden, und der General Fröhlich mit den kaiserlichen Truppen nach Villingen gezogen, das Aufgebot seinem Schicksal überlassend, blieb diesen wenig anders übrig, als ihre Posten behutsam einzuziehen und in der Nacht die Heimath zu suchen **).

Das schwäbische Korps hatte sich nach Hechingen und Rottenburg gezogen, den Neckar eine Strecke mit Vorposten besetzend. In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli drängten die Feinde wieder auf den Vorposten bei Haigerloch und Rottenburg und warfen die ersteren nach Nagendingen zurück, während die letztern ihre Stellung behaupteten. Dies war das letzte Gefecht des schwäbischen Korps gegen die Franzosen.

Der schwäbische Sonderfriede.

Den Feind, den Franzosen im Land stehen haben, und dennoch sich nicht für besiegt halten, die äussersten Mittel aufbieten zur Fortsetzung des Kriegs, vertrauen auf den Kaiser und die ganze Nation, die sich einmüthig erheben werde das Vaterland wieder zu befreien, das war mehr als man im Jahr 1796 deutschen Reichsständen zumuthen durfte. Und in der That, woher sollte ihnen solcher Muth, solches Festvertrauen kommen? Es bedarf, diesen Zweifel zu rechtfertigen, wahrlich keiner erneuten Aufzählung alter Sünden bis zum Basler Sonderfrieden, denn die Gesammtdarstellung in diesen Blättern hat den ganzen Jammer deutscher Zustände oft genug zum Gegenstand haben müssen. Damit aber soll keineswegs auch die Hast gerechtfertigt werden, mit welcher namentlich der Herzog von Würtemberg die Gelegenheit ergriff, sich endlich einmal von der Sache des Kaisers und Reiches lossagen zu können, denn bereits am 16. und 17. Juli, während der deutsche Reichsfeldherr sich an der Würm, bei Eßlingen und Kannstadt schlug, hatten die Bevollmächtigten des Herzogs, die Herren von Mandelslohe und Kerner, zu Baden einen Waffenstillstand unterhandelt, vermöge dessen der Herzog

*) Eine ausführliche Darstellung dieser interessanten Begebenheiten findet man in dem Werke von Bader: „Die breisgauischen Stände."

**) Diesem Korps waren später als Anerkennung von dem Kaiser die Privilegien der Wiener Schützen und eine goldene Medaille an seine Fahne verliehen worden.

sein Kontingent vom Reichsheer zurückzuziehen versprach, und sich anheischig machte, 4 Millionen Livres baar zu bezahlen, unabhängig von einer Masse erst weiter festzusetzender Lieferungen. — Daß der Herzog selbst, wie am Rhein alle Fürsten und Prälaten, Äbte und Äbtissinnen, Alles was unmittelbarer Reichsstand gewesen, bereits bei Annäherung der Franzosen die Heimath verlassen und in rückwärtigen, noch nicht beunruhigten Gegenden eine Zuflucht gesucht habe, wird man begreiflich finden.

Nach dem Vorgange Württembergs war für Baden keine Wahl. Im Auftrag des Markgrafen ward durch den Herrn von Reitzenstein, welcher dem General Moreau nach Stuttgart gefolgt war, daselbst unterm 25. Juli eine ähnliche Übereinkunft wie mit Württemberg geschlossen. Der Markgraf zahlte 2,000,000 Livres baar, und lieferte 1000 Pferde, 500 Ochsen, 25,000 Zentner Getreide, 12,000 Malter Hafer, 25,000 Paar Schuhe ꝛc.

Endlich ward am 27. durch die Herren von Lasollaye und Mandelslohe, als Bevollmächtigten der schwäbischen Kreisstände *), gleichfalls zu Stuttgart ein Waffenstillstand geschlossen. Außer bedeutenden Naturallieferungen**) bezahlten diese Stände 12 Millionen Livres, und die Prälaten des Kreises noch dazu 7 Millionen.

Bei Gelegenheit dieser Handlungen und Verhandlungen hat man immer hervorgehoben, wie die Reichsstände, welche seit Beginn des Feldzugs durch keinerlei Mittel zu bewegen waren, von den verwilligten 100 Römermonaten mehr als etwa den fünften Theil, im Betrag von kaum 600,000 Gulden, in die Reichskriegskasse abzuliefern, jetzt, wo es die Erhaltung ihres staatlichen Daseyns galt, bereitwilligst so unendlich höhere Summen dem Reichsfeinde bezahlten. Allerdings läßt sich dagegen nichts erwidern, als daß diejenigen Stände, welche vom Kriegsunglück noch nicht betroffen gewesen, sich in keiner Weise patriotischer erwiesen hatten, und daß Jene, welche bisher ihre Schuldigkeit gethan, mit den Säumigen und Engherzigen leiten mußten. Wohl ist diesen eine Strafe auf dem Fuß nachgefolgt, denn kaum hatten sie durch die ungeheuren Opfer aus dem Sacke ihrer „Unterthanen" das Daseyn vermeintlich sich erhalten, als das Schreckbild einer schwäbischen Republik sie dennoch zu verschlingen drohte. — Es ist dies eine jener geschichtlichen Thatsachen, welche die Zeit noch nicht recht klar gemacht hat.

Gewiß ist nur, daß, als Moreau sich in Schwaben festgesetzt hatte, bald eine Anzahl Männer, deren Gesinnungen nicht zweifelhaft seyn kann, sobald man weiß, daß Vossel, unser für Recht und Freiheit glühender

*) Ein Kreistag war zu diesem Zwecke in Ulm, später, bei Annäherung der Franzosen, in Augsburg gehalten worden.

**) 8000 Pferde, dazu noch 400 Reitpferde, 5000 Stück Rindvieh, 15,000 Zentner Getreide, 100,000 Malter Haber, 150,000 Zentner Heu, 25,000 Paar Schuhe.

Kreis.
Regiment Erbprinz

Dragoner
von Würtemberg.

1790.

Annalenschreiber an ihrer Spitze gestanden, daß solche Männer mit dem französischen Feldherrn in Verkehr traten, um diesen Theil von Süddeutschland in eine Republik umzugestalten, ein Beginnen, was übrigens mit Moreau's Sturz keine Folgen mehr hatte*). Obgleich es nun anerkannte Politik des Direktoriums war, Frankreich mit einem Gürtel kleinerer Republiken zu umgeben, und darum jenes Vorhaben einer Republik Schwaben mehr fremdem, als heimischem Interesse diente, muß man das Beginnen der schwäbischen Männer doch nicht ungerecht, etwa von unserm Standpunkt im Jahr 1848 beurtheilen. Für sie gab es handgreiflich kein anderes Mittel, einen erträglichen bürgerlichen und politischen Zustand in Deutschland herzustellen, denn von einer Reform des deutschen Reiches, welchem Oesterreich und Preußen ihre Sonder- und Familieninteressen unterordnen würden, davon konnten die Patrioten des Jahres 1796 doch nicht träumen.

Zu erwarten war es übrigens wohl, daß das Beispiel von unmännlicher Zaghaftigkeit, welches die schwäbischen Stände gegeben, nicht ohne Nachfolge bleiben, so wie der verhängnißvolle Ruf „die Franzosen kommen," durch die Kriegsläufe tiefer in's Reich hinein erschallen würde. — Am ersten sollte der Kurfürst von Sachsen diese Voraussicht bewahrheiten; sein Kontingent, unter Generalleutenant Lindt, erhielt Befehl, das Heer des Erzherzogs zu verlassen, als dieser, während seines Rückzugs nach der Donau, eine Stellung bei Böhmenkirch genommen hatte, um hier die Räumung der Magazine zwischen Ulm und Günzburg zu decken. Am Reichstage hörte man sofort den kursächsischen Gesandten am lautesten einstimmen in den Chor der friedeseufzenden Bevollmächtigten, und unter dem Schild des Kurfürsten kam auch am 13. August ein Neutralitätsvertrag des obersächsischen Kreises mit den Franzosen zu Stand.

Daß dem Waffenstillstand der schwäbischen Stände ohne Schwierigkeit der endgiltige Friede folgen werde, konnte vorhergesehen werden. Für Würtemberg war er zu Paris unterm 6. August durch die Herren v. Wöllwarth und Abel abgeschlossen worden. Der Herzog hatte sich in dem Vertrag verbindlich gemacht, das Münpelgardische und überhaupt alle seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer an Frankreich abzutreten; auf dem Friedenskongreß mit dem deutschen Reich für Abtretung des ganzen linken Rheinufers zu stimmen; wogegen er durch eingezogene geistliche Besitzungen entschädigt werden sollte. In geheimen Artikeln aber war der Herzog auch darauf eingegangen, in allen künftigen Kriegen zwischen Frankreich und dem deutschen Reich den Franzosen überall in den herzoglichen Landen ungehinderte Bewegung zu gestatten; in all diesen Kriegen neutral zu bleiben und

*) Eine vollständige Korrespondenz Posselts mit Moreau soll noch vorhanden seyn, und müßte auf dies immerhin eigenthümliche Verhältniß helles Licht werfen.

weder sein Kontingent zu stellen, noch irgend andere Beihilfe zu leisten.

In solchen geheimen Artikeln mit einer feindlichen Macht machte also einer der ersten Reichsfürsten förmliche Zusage, seine Reichspflichten für die Zukunft nicht mehr erfüllen zu wollen.

Zwischen dem Markgrafen von Baden und dem französischen Direktorium war der Friede am 22. August unterzeichnet worden. Auch hier ist Abtretung aller badischen Besitzthümer auf dem linken Rheinufer und im Luxemburgischen zugesagt, die Schleifung von Philippsburg und selbst die Abtretung der Reichsveste Kehl, deren Schirm dem Markgrafen obgelegen; endlich die Abtretung von 80 Morgen Landes gegenüber von Hüningen. — Daß auch hierdurch den Pflichten gegen das Reich zu nahe getreten worden, ist sicher nicht zu läugnen. Doch betraf es nur ein Paar Spannen Landes (Kehl war bereits in Feindes Hand) und über so etwas glaubte man sich in jenen Zeiten wegsetzen zu dürfen; hat doch der Kaiser selbst das Jahr darauf in dem Friedensschluß von Campo Formio in ganz anderm Maaße Reichslande und Reichsgut dem Feind überlassen. Daß aber in dem badischen Vertrag die Bedingungen von Neutralität ꝛc. nicht vorkommen, wie in dem Würtembergischen, muß man, um nach allen Seiten gerecht zu bleiben, dem Markgrafen Karl Friedrich zur Ehre anerkennen, denn daß dieselben Zumuthungen auch an ihn gestellt worden waren, darf sicher angenommen werden. Wie männlicher Karakterstärke selbst die Achtung des Feindes und oft unmittelbarer Lohn nicht entgehen, zeigen die geheimen Artikel des Vertrages vom 22. August, worin als Entschädigung dem Markgrafen fast alle später angefallenen Landestheile bereits in Aussicht gestellt sind, also ein verhältnißmäßig weit größerer Ersatz, als er dem Herzog von Würtemberg bewilliget worden.

In die Reihe der bisherigen Ereignisse gehören auch die fränkischen Vorgänge. Zufolge des Einrückens der französischen Sambre- und Maasarmee nach Franken und in die Oberpfalz (Begebenheiten, auf deren Zusammenhang wir weiter unten zurückkommen), hatten auch die fränkischen Stände Abgeordnete nach Würzburg an den General Ernouf gesendet, zum Abschluß eines Waffenstillstandes, der sie 8 Millionen, 20,000 Reit- und Wagenpferde ꝛc. kostete. (7. August.) Ausgenommen von der Kriegssteuer blieben das Anspachische, Bayreuthische und Schmalkaldische, weil diese Landschaften schon dem Basler Sonderfrieden beigetreten waren. Dieser Ausnahme verlangte nun Nürnberg gleichfalls theilhaftig zu werden, aus dem Grunde, weil das ganze Gebiet dieser Stadt im Jahr 1791 mit dem Anspachischen von Preußen in Besitz genommen worden sey. Wer aber Einsprache erhob gegen dieses Ansinnen, welches, dem Wortlaut der Übereinkunft nach, wohl gerechtfertigt erschien, waren nicht etwa die französischen Kommissäre, sondern der preußische

Gesandte! Aus der Verlegenheit zu kommen hielt es Jourdan für das Kürzeste, der Stadt insbesondere 3 Millionen Kriegsschatzung aufzuerlegen, und seinen Soldaten noch zu erlauben, sich's in Nürnberg nur bequem zu machen. Die Nürnberger wendeten sich nun unmittelbar nach Paris, wo es ihnen auch wirklich gelang, von jener Schatzung eine Million herunter zu markten, doch bevor auf dem Rückweg ihre Abgesandten die Heimath erreichen konnten, hatte der Erzherzog und die fränkischen Bauern bereits mit Jourdan und seinen Soldaten die ganze Rechnung ausgeglichen.

Noch ist die Aufzählung deutschen Jammers aus jenem einen Jahr nicht zu Ende, denn auch des Reichstages zu Regensburg muß hier gedacht werden, und seiner fürstlichen und ständischen Abgeordneten, wie sie aus Franzosenfurcht das aktenmäßige Gleichgewicht verlieren, und neutral bleiben wollen in dem Kampf des zusammenbrechenden römischen Reiches mit der neuerstandenen französischen Republik! — Die Ängstigung der Regensburger Herren zu beschwichtigen, die noch wankenden Stände durch Anrufung ihres Patriotismus wo möglich zu halten, zu den bereits Abgefallenen mit ihrem oft ungebührlichen Ansinnen in der sittlichen Entrüstung eines deutschen Mannes und Soldaten zu sprechen, das waren die Nebengeschäfte Erzherzog Karls in den Augenblicken, welche ungetheilt der Abwehr des übermächtigen Feindes, der Sorge für sein zusammengeschmolzenes Heer hätten angehören sollen.

Auflösung des schwäbischen Korps.

Von dem Reichskrieg hatten die deutschen Kreise und Fürsten sich nach einander losgesagt, und fristeten nun ihr Daseyn unter dem Schutz der Fremdherrschaft. Dem schwäbischen Truppenkörper war damit das Urtheil gesprochen, das Geschick mußte ihn zunächst erreichen. Noch in jener Nacht des 18. Juli hatte das herzoglich würtembergische Kontingent, etwa noch 1100 Mann, darunter 200 Reiter, den Befehl zum Heimmarsch erhalten, auch die östreichischen Abtheilungen zogen dem Heere des Erzherzogs zu, und das ganze unter Fürstenberg vereinte Korps zählte jetzt noch 8 lichte Bataillone, 6 zu Schanden gerittene Schwadronen und 22 Geschütze, im Ganzen beiläufig noch 3500 Mann. Der General wollte sich nun gleichfalls mit dem kaiserlichen Hauptheer vereinen, zu Gamerdingen aber erhielt er den Befehl der Stände aus Augsburg, mit dem französischen Befehlshaber sogleich wegen einer Waffenruhe in Unterhandlung zu treten, inzwischen aber nach der Reichsstadt Biberach zu marschiren, dort weiterer Befehle gewärtig zu seyn. Dies geschah, und Fürstenberg sendete Ordonanzen mit der Nachricht der abgeschlossenen Unterhandlung in das Hauptquartier des Erzherzogs, so wie

an das vorderösterreichische Korps. Die schwäbischen Truppen selbst erreichten am 21. Riedlingen und am 22. Biberach, wo die Infanterie ein Lager bezog, die Reiterei aber in den umliegenden Dörfern kantonirte. Die erwarteten Befehle aus Augsburg blieben aus, aber am 29. Juli sah das lagernde Korps sich mit Tagesanbruch von östreichischen Truppen umstellt, und von ihrem in Biberach gleichfalls umzingelten Hauptquartier getrennt. Feldmarschall-Leutenant Fröhlich begehrte dort, im Namen des Reichs-Feldmarschalles, Ablegung der Waffen. Nach einigen Umständlichkeiten und nach einer während denselben zu Stande gekommenen Kapitulation geschah dies auch. Vermöge des Übereinkommens sollten die Offiziere all ihre Waffen behalten, die Soldaten die Seitenwehr, und die Reiter auch ihre Pferde. Alle übrige Ausrüstung, bis auf das Lazarethgeräthe, ward dem Korps abgenommen. Die Soldaten der rückwärts liegenden Stände konnten nun unverweilt nach Hause ziehen, den andern verweigerte man den Durchgang durch die deutschen Vorposten. Sie blieben darum bis zum 9. August in der Gegend um Augsburg liegen, dann aber nahm man den Soldaten noch Pferde und Säbel und ließ sie also ziehen. Den Ingrimm im Herzen, wurden einzelne Offiziere, welche durch das Condé'sche Korps passirten, von diesem noch ausgeplündert: „Man muß," sagte einer jener Offiziere, „als ehrliebender Soldat und als schwäbischer Patriot diese und noch mehrere nachfolgende Vorgänge um so mehr mit dem Gefühl des tiefsten Schmerzes ansehen, als man leider die Quelle davon im Vaterland selbst zu suchen hat." Allerdings wird nicht leicht Jemand, der es kennt, was ein Soldatenherz bewegt, jenen Männern die Theilnahme versagen, welchen, nach vierjährigem Krieg, zuletzt noch nach 26tägigem Schlagen, solche Begegnung zu Theil werden mußte. Auch das ist richtig, daß jene braven Soldaten jetzt zu büßen hatten, nicht für die Sünden ihres Vaterlandes, nein für das Philisterthum kleiner und kleinlicher Reichsstände, diesen Überresten altdeutscher Volksunmittelbarkeit, welche sich jetzt „Landesherren" nannten, aber nicht einmal fühlten, wie nur durch einen aufrichtigen Anschluß an das „Reich" ihr eigen Heil gewahrt seyn könne, wie sie stets die Beute fremden Eigennutzes seyn und bleiben mußten, so wie sie die vaterländische Pflicht, den vaterländischen Stolz der Wehrbereitschaft beeinträchtigen, oder gar, nach ihrer beliebten Weise, bei schon ausgebrochenem Kampf an dem Heer, seinem Bedarf und Unterhalt knausern würden.

Was aber die begangene Ungerechtigkeit noch verschärft, ist, daß sie im Namen des Erzherzogs verübt worden. Es läßt sich dies nur erklären durch die eigenthümlichen Verhältnisse der Kreiskontingente, namentlich des schwäbischen. Im Anfang des Jahrhunderts hatte Markgraf Ludwig, nach unsäglicher Mühe, Ordnung und Anstand in das Kriegswesen gebracht. Die Rahmen der Kompagnien waren stets gebildet, das Vorrücken der Offiziere

geordnet, Waffen und Kleidungen hinreichend vorhanden. Mit dem Tode jenes Reichs- und Kreisfeldmarschalles aber begann der alte Schlendrian wieder einzureißen, und zeigte sich wieder in schönster Blüthe nach dem siebenjährigen Kriege.

Beim Ausbruch der Revolutionskriege hatte fast Alles neu gemacht werden müssen; wie früher sendeten die Stände ihre Kontingente: hier eine Abtissin zwei Mann und einen Korporal, dort ein Reichsstädtlein einen Fähndrich u. s. w., — Leute, wie man sie gerade fand. Ja man war sogar zu einer veralteten Regimentsabtheilung wieder zurückgekehrt, konnte es aber anfänglich nicht dahin bringen, daß auch die Uniformen geändert, oder wenigstens umgetauscht würden. Das Aussehen des Kontingentes, sein Eindruck auf das Auge eines altgeschulten Exerzitienmeisters läßt sich leicht ermessen. Andererseits waren die schwäbischen Soldaten gut gekleidet und wohl verpflegt; noch vorhandene Montirungsstücke haben den Vergleich nicht zu scheuen mit dem besten der neueren Zeit, und so erschien denn der schwäbische Grenadier oder Dragoner als behäbiger Mann gegen den knapp gehaltenen preußischen oder hessischen Gardisten. Daß sich auf diese Weise dem vornehmen Herabsehen der Letztern einiger Neid beimengte, eine gewisse, selbst nach oben wirkende Schelsucht, ist begreiflich. So wurden die Ausdrücke „schwäbischer Kragen", „Kostbeutel", „preußische Kalfakter"*) die Lästermünze, mit der man sich gegenseitig bezahlte, während Alle darin einig waren, den französischen Infanteristen mit dem Ehrentitel „Grundel" zu bewirthen. Daß übrigens bereits seit Ende des Feldzuges von 1794 der schwäbische Soldat sich so kriegstüchtig erwies, als einer seiner deutschen Kameraden, haben wir bereits mehrfach anzuführen Gelegenheit gehabt. Nur der Zustand, der gesellschaftliche Geist in dem schwäbischen Offizierskorps, war nicht von der Art, und konnte bei seiner fremdartigen Zusammensetzung nicht so seyn, wie bei den lang bestehenden Körperschaften der größeren Heere.

Diese Verhältnisse nun, deren Einwirkung sich auch der Erzherzog und seine Umgebung nicht ganz zu entziehen vermochte, lassen es erklären, wenn auch keineswegs entschuldigen, daß die allerdings von der Nothwendigkeit gebotene Maaßregel der Entwaffnung des schwäbischen Korps nicht mit jener Rücksicht auf die betroffenen Personen ausgeführt worden ist, die man jedenfalls hätte erwarten dürfen.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über die neueren Geschichtserzählungen des Feldzuges von 1796. Man vergleiche die Darstellung der Ereignisse vom 1. Juni und Juli jenes Jahres, so weit sie das schwäbische und mit ihm das badische Korps betreffen, z. B. in der „Geschichte der Kriege in Europa seit 1792", oder in irgend einem ähnlichen Werke mit der sachgetreuen

*) Kalfaktern nannte man das gezwungene geheime Rapportieren der preußischen Unteroffiziere.

Erzählung in diesen Blättern, und man wird staunen über die „Ungenauigkeit“, um keinen andern Ausdruck zu brauchen, womit dort überall die Thatsachen erzählt werden. Ja es ist nicht nur eine Ungenauigkeit im Erzählen, das Meiste wird wie absichtlich entweder verschwiegen oder verstümmelt, oder gar entstellt, und es hat sich auf diese Weise eine feststehende Ansicht in der neueren militärischen Literatur über den geringen Werth der schwäbischen Kreistruppen in jenem Feldzuge gebildet. Was der Verfasser dieser Blätter überall bestätigt gefunden, das ist die Tüchtigkeit seiner Landsleute als Soldaten. Zu keiner Zeit hat der alte Muth, die alte Manneskraft dies Volk verlassen. Solche angestammte Tüchtigkeit allein hat Volk und Land bisher erhalten unter den schwersten Heimsuchungen; sie wird ihm, mit Gottes Hilfe, auch noch eine verdiente Zukunft sichern.

Ausgang des Feldzugs.

Wir haben den Erzherzog verlassen auf seinem Rückzug gegen die Donau, mit einer Armee, welche nach dem Abgang der Sachsen und Schwaben nur noch 25,000 Mann zählte (15,000 Infanteristen und 10,000 Reiter). Das Heer war in den ersten Tagen des August an dem Strome angelangt und hatte mit dem Haupttheil eine Stellung bei Medingen genommen, während der rechte Flügel sich bis Nördlingen hin dehnte, und der linke (das vorderöstreichische Korps unter Fröhlich) bei Günzburg stand. Eine Abtheilung dieses letztern Korps hatte das Vorarlbergische besetzt.

Gegen die feindliche Sambre- und Maasarmee waren 30,000 Mann, wovon fast die Hälfte Reiter, unter Wartensleben und Wernek zurückgeblieben, welche das Land zwischen Sieg und Lahn inne hielten. Sogleich nach Moreau's Rheinübergang war auch an Jourdan von Paris aus der Befehl zum neuen Angriff ergangen, und es war auch diesem Feldherrn gelungen, am 3. Mai den Rhein bei Neuwied zu überschreiten, während zu gleicher Zeit die Östreicher an der Sieg durch Kleber sich angegriffen sahen. Am 4. hatte Lefevbre eine östreichische Abtheilung bis Dillenburg zurückgeworfen; am 7. durchbrachen die Franzosen Wartensleben's Lager bei Neukirchen und drängten die Östreicher auf das linke Lahnufer, das sie sofort selbst gewannen. In Folge eines übelverstandenen Befehles des Erzherzogs hatte Wartensleben bei Friedberg noch einmal das Glück der Waffen versucht, war aber geschlagen und hinter Frankfurt auf das linke Mainufer geworfen worden, von wo er den General Wernek nach Aschaffenburg entsendete zur Deckung der Straße nach Würzburg. So war denn am 12. Juli fast die Gesammtmacht Jourdan's, an 60,000 Mann, am rechten Ufer des Main aufgestellt, zur selben Zeit, als der Erzherzog bei Pforzheim stand, und durch fliegende Korps mit Wartensleben und den

Vesten Philippsburg, Mannheim, Mainz in Verbindung blieb. — Frankfurt kapitulirte am 16. Juli nach ausgehaltenem Bombardement. Es war dabei eine 48stündige Waffenruhe bedungen worden, während welcher der Feind das rechte Ufer des Main und der Kinzig nicht überschreiten durfte. Diese Frist nun hatte Wartensleben zu benützen verstanden und vor Ablauf derselben mit seiner gesammten Macht Würzburg erreicht. Doch auch hier hielt der kaiserliche Unterfeldherr nur bis zum 24., um seinen weiteren Rückzug nach Bamberg und hinter die Rednitz fortzusetzen.

In seiner Stellung bei Medingen hatte der Erzherzog auf Nachrichten geharrt von den Kriegshandlungen Wartenslebens, dem er dringend aufgegeben, während seines Rückmarsches sich der Donau zu nahen. Zu großer Beunruhigung mußte der Erzherzog vernehmen, daß Wartensleben auch seine Stellung bei Forchheim an der Rednitz in der Nacht vom 7. August verlassen, sich aber nicht über Nürnberg gegen die Donau gewendet, vielmehr nach Amberg (welches er am 12. August erreichte), um durch die Oberpfalz die böhmische Gränze zu gewinnen, welche er bereits für höchst gefährdet hielt.

Nun war für den Erzherzog wieder der Augenblick gekommen, der die rasche Thatkraft, den scharfen Blick der Feldherren im vollesten Anspruch nahm, der Augenblick, den bisher gehegten Plan in's Werk zu setzen.

Durch einige frische Truppen aus den „Erbstaaten" verstärkt, vollführte er auf den 11. einen Angriff auf Moreau. Die Schlacht von Neresheim und Heidenheim blieb unentschieden; doch gewann der Erzherzog so viel Luft, daß er am 12. und 13. seine Armee nach Donauwörth, und dort auf das rechte Ufer des Stromes führen konnte, wo er, gegenüber jener Stadt, bei Nordheim lagerte. Die Condéer und ein Korps unter Latour hatten hinter dem Lech bei Rain Posten gefaßt. Fröhlich war an der Iller und im Vorarlberg stehen geblieben. Moreau, welcher den Marsch des Erzherzogs nicht verfolgt hatte, nahm nun eine Aufstellung bei Donauwörth, so daß nur der Strom wieder die zwei feindlichen Heere trennte auf jenem klassischen Boden, der seit Jahrhunderten schon so viele Kriegsgewitter sich entladen sah, und deren wohl noch manches sehen wird.

Durch den Uebergang auf das rechte Stromufer hatte der Erzherzog sich in allen Fällen die Verbindung mit Italien sichern wollen, während eine Vereinigung mit Wartensleben, dieser Zielpunkt seines Strebens, dennoch zu erreichen stund. Er erreichte ihn wirklich, begünstigt durch Moreau's Unthätigkeit nach der Schlacht von Neresheim und durch Jourdan's Marsch im Pegnitzthal, wo er das Korps von Wartensleben über Hersbruck gegen Amberg hintrieb, während er von Lauf aus den General Bernadotte über Altdorf auf der Straße von Neumarkt entsendet hatte, so daß die beiden feindlichen Heere, anstatt sich zu vereinigen, nach verschiedenen Richtungen zogen.

Durch neue Verstärkungen aus dem Innern von Oestreich war das Heer des Erzherzogs wieder auf 28,000 Mann angewachsen. Er hatte an Wartensleben Befehl ergehen lassen, seine Stellung bei Amberg zu behaupten, oder doch, wenn er hinter die Naab zurückgehen müsse, jedenfalls die Verbindung mit Regensburg im Auge zu behalten. Die Dinge waren auch also gekommen, und das Wartensleben'sche Korps, am 17. bei Amberg geschlagen, hatte für mehrere Tage hinter der Naab eine sichere Stellung gefunden. Rasch führte jetzt der Erzherzog sein Heer stromabwärts, überschritt die Donau zum zweitenmal in zwei Kolonnen, bei Neuburg und Ingolstadt, gewann gegen den 20. August das Altmühlthal bei Dietfurt und Beilngries, somit die Regensburger Straße, und warf sich auf Bernadotte, welcher bei diesem unerwarteten Erscheinen eines starken östreichischen Korps sich zu Deining, in der Nähe von Neumarkt, aufgestellt hatte. Das französische Korps ward am 22. und 23. geschlagen und Bernadotte zog sich in Folge dieser Gefechte bei Lauf wieder über die Pegniz. Alsobald gab nun der Erzherzog an Wartesleben Nachricht von seinen Erfolgen und befahl ihm, am 24. die Armee Jourdan's anzugreifen, wie groß auch der Unterschied der Kräfte seyn möge, er selbst werde den Feind in seiner Flanke und im Rücken fassen. Vor Amberg, unter dem Donner des Geschützes, vereinigten sich wirklich die beiden östreichischen Heere, so daß der Erzherzog jetzt 60,000 Mann unter seinem unmittelbaren Befehl hatte. Jourdan mußte den Kaiserlichen das Schlachtfeld überlassen, trotz heftigster Gegenwehr: er zog Nachts nach Sulzbach zurück. An demselben Tag hatte Hotze die Division Bernadotte wieder bei Lauf angegriffen und nach Forchheim zurückgeworfen; Fürst Lichtenstein war als Sieger in Nürnberg eingerückt. Der Erzherzog entsendete sofort den General Nauendorf mit einem Korps über Neumarkt an die Donau, um hier mit Latour in Verbindung zu bleiben, welcher zur Beobachtung Moreau's noch am Lech stund. Mit dem Reste des Heeres folgte der kaiserliche Feldherr jetzt den Franzosen auf dem Fuße, sie stets durch vorgeschobene Abtheilungen im Athem haltend, und stets auf ihre rechte Flanke und Verbindungslinie drängend. Des Erzherzogs Absicht hierbei war, den Feind körperlich wie geistig abzuspannen und so eine Schlacht von gewichtigerer Entscheidung vorzubereiten, als der Sieg von Amberg gewesen.

Eine treffliche wie unerwartete Hülfe war dem Fürsten geworden durch den Aufstand der fränkischen Bauern, welche, längst des Ingrimms voll, auf solche Gelegenheit lauerten, um Rache zu üben an den seitherigen Drängern. Zur Wiedervergeltung ließen die Franzosen die Dörfer, durch welche sie zogen, in Flammen aufgehen, aber sie steigerten dadurch die Flamme des Hasses nur noch zur wüthenden Lohe. Rasch wuchs der Aufstand selbst im Rücken des Feindes, Tag und Nacht ertönten die Schläge der

Sturmglocken, gemeindeweis zog das Landvolk aus zur Jagd auf Nachzügler, auf Patrouillen, auf Transporte von Wagen, Pferden, Geschirr und Lebensmitteln: verloren war, wer in ihre Hände fiel, und unbeschreiblich der Schreck im französischen Heere vor diesen wüthenden Deutschen. Zu Hunderten sah man versprengte Franzosen sich in den Wäldern verstecken, um irgend eine östreichische Streifwacht abzuwarten, an welche sie sich mindestens ohne Lebensgefahr ergeben konnten.

Jourdan's Rückzug ging über Forchheim, wo Bernadotte seiner harrte. Am 31. August gelangte die Sambre- und Maasarmee bis Schweinfurt. Von Bamberg an hatte der Erzherzog sie auf dem rechten Mainufer nur durch ein schwaches Korps verfolgen lassen, während er mit dem Grostheil der Armee die Straße von Würzburg einschlug. Karl machte später sich selber den Vorwurf, diese Verfolgung des Feindes nicht mit noch größerem Nachdruck vollführt zu haben. General Hotze überschritt den Main bei Kitzingen und betrat am 1. September Würzburg, dessen französische Besatzung sich sofort in die Zitadelle einschloß. Jourdan, in der Befürchtung von der Frankfurter Straße abgeschnitten zu werden, hatte eiligst Schweinfurt verlassen und den Marsch nach Würzburg angetreten. Hier, oder schärfer genommen, nordostwärts der Stadt, auf den Höhen von Seligenstadt, Körnach, Lengfeld, war es, wo der Erzherzog am 3. die bekannte Schlacht lieferte. Der junge Held, zur Seite den greisen Wartensleben, war an der Spitze einer Reiterdivision bei Schwarzach durch den Main gesetzt und hatte die Schaar im gefahrvollen Augenblick persönlich dem Feind entgegen und zum Sieg geführt. Am Abend des 4. war Karl mit seinem Heer als Befreier von Franken durch Würzburg gezogen, dessen Zitadelle bereits am Morgen gefallen. Noch am Abend des 3. hatte Jourdan bei Arnstein hinter der Wern auf der Straße von Schweinfurt nach Gemünden Schutz gesucht, war dann nach Hammelburg hinter die Saale gezogen, und hatte endlich auf fortwährend bedrängtem Rückzug bei Wezlar die Lahn wieder erreicht. Denn wüthender noch als in Oberfranken, waren die Bauern des Speffart hinter den fliehenden Franzosen her, welche darum auch fast alles Geschütz und Schießbedarf auf der Flucht zurücklassen mußten. — Nur mit zwei schwachen Korps hatte der Erzherzog von Würzburg aus den Feind verfolgen lassen, während er mit der Hauptmasse auf der Straße von Aschaffenburg vorging, woselbst er am 8. eintraf. Denselben Tag waren die Truppen der Vorhut in Frankfurt eingerückt und starke Reiterabtheilungen durch den Odenwald an die Bergstraße entsendet worden, um überall dem Feind Abbruch zu thun und den Aufstand des Landvolkes zu fördern. Mit dem Fall von Frankfurt war auch die Blockade von Kastel verbunden, welche der General Marceau befehligte. Dieser entsendete einen kleinen Theil seiner Truppen an den General Hatry,

dem Befehlshaber des Einschließungskorps von Mainz; mit dem Ueberreste, wozu noch das Belagerungskorps von Ehrenbreitenstein gestoßen, gelang es ihm, die Lahn zu gewinnen, und diese Truppen der Armee von Jourdan zuzuführen.

Durch solche Verstärkung war die Sambre- und Maasarmee wieder auf die bedeutende Stärke von 54,000 Mann angewachsen, so daß der Erzherzog es versuchte, diesen Gegner erst durch Manövriren über den Rhein zurückzudrängen, um dann wieder mit freier Hand sich gegen Moreau wenden zu können. Der kühne Plan gelang wirklich dadurch, daß Feldmarschalllieutenant Kray den Feind bei Wezlar und Gießen durch Scheinangriffe festhielt, während der Erzherzog selbst den Uebergang über die Lahn bei Limburg erzwang, und so die Franzosen zum Rückzug an die Sieg nöthigte.

Am 16. September hatten die Franzosen unter Marceau aus Limburg weichen müssen. Dieser 27jährige, von Freund und Feind geachtete General, war am 19. bei Höchstenbach auf den Tod verwundet, von einigen Begleitern nach Hachenburg gebracht worden, wo er in östreichische Gefangenschaft fiel. Noch auf dem Sterbelager hatte ihn der Erzherzog aufgesucht und dann seine Leiche mit allen kriegerischen Ehren den Waffenbrüdern nach Koblenz zurückgesendet. — Die ganze französische Armee war hierauf an die Sieg marschirt, und Bernouville, welcher jetzt, an Jourdan's Stelle, den Oberbefehl übernommen, führte sie auf das linke Ufer des Rheins. Ein Waffenstillstand, vermöge dessen die Franzosen den Brückenkopf von Neuwied und das ganze rechte Rheinufer bis Müllheim geräumt, verschaffte einem Theil der ermüdeten Heere die ersehnte Ruhe der Winterquartiere.

Bei Donauwörth haben wir die Rhein- und Moselarmee unter Moreau zurückgelassen, und ihr gegenüber am andern Stromufer den Feldzeugmeister Latour. Eine Vereinigung der beiden französischen Armeen an der Donau scheint nicht in dem Plan ihrer Feldherren gelegen, vielmehr die Absicht des einen, ein Marsch durch Franken nach Böhmen gewesen zu seyn, während der andere auf Wien rücken würde, um sich dort mit der Armee Bonaparte's in Italien zu vereinen. Daß solches Unternehmen die Gegenplane des Erzherzogs nur begünstigen und ihm den Sieg sichern mußte, liegt ganz klar vor. Von Latour hatte der Oberfeldherr mit den Worten Abschied genommen: „Widerstehen Sie nach bester Kraft dem Andrange Moreau's; wenn er Sie aber auch bis vor Wien drängt, so thut es nichts, wenn ich nur Jourdan schlage.“ Am 19. August hatte Moreau sein Heer bei Lauingen, Dillingen und Höchstädt auf die rechte Donauseite geführt und dadurch den Marsch des Erzherzogs gegen Jourdan noch begünstigt, von welchem er ohne Nachricht gewesen. Am 24. erzwangen die

Franzosen den Uebergang des Lech bei Augsburg und konnten auch bei Friedberg einen Sieg über Latour feiern. Dieser General hatte sofort an der Isar Stellung genommen in großer Ausdehnung zwischen Landshut und München, dessen Zugänge die Baiern gegen Franzosen wie Oestreicher vertheidigten. Unterrichtet von dem Marsche Rauendorf's, welchen der Erzherzog, wie bereits erzählt, über Neumarkt an die Donau gesendet hatte, rückte nun Latour selbst an den Strom und lieferte am 1. September dem General Dessair ein Gefecht bei Geisenfeld an der Ilm, wo er abermals geschlagen ward, und sich nach Pfaffenhofen zurückzog. Bei der Annäherung Moreau's gegen München beeilte sich jetzt auch Baiern, von den Franzosen einen Waffenstillstand zu erhandeln*), von dessen Ratifikation der Kurfürst jedoch durch die unmittelbar darauf folgenden Ereignisse wieder enthoben ward.

Im Begriff, die Isar zu überschreiten, erhielt Moreau die Nachricht von dem Abmarsch des Erzherzogs nach Norden; er entschloß sich, sein Heer zwischen Friedberg und Neuburg zu sammeln, den General Dessair aber auf der Straße über Eichstädt nach Nürnberg Jourdan zu Hilfe zu senden, welchen er noch an der Pegnitz vermuthete, während dieser bereits die Lahn erreicht hatte. Moreau mit dem Grostheil des Heeres ging sofort auf das linke Donauufer, ein Korps in Neuburg lassend und ein zweites unter Ferino bei Friedberg am Lech. Dessair, welcher bald die Unmöglichkeit eingesehen, den Erzherzog noch zu erreichen, war wieder bei Neuburg zu Moreau gestoßen. Dieser, stets noch auf eine Umkehr Jourdan's mit verstärkter Macht hoffend, ging nun abermals auf die rechte Stromseite über, seine Truppen stromaufwärts schiebend, ohne jedoch Ulm zu besetzen.

Wir müssen vor weiterem Verfolg, hier einiger Zwischenfälle erwähnen,

---

*) Baiern sollte 10 Millionen Franken bezahlen, mehrere tausend Pferde liefern, mehrere 100,000 Malter Früchte und Pferdefourage, 100,000 Paar Schuhe, 10,000 Paar Stiefeln, 30,000 Ellen feines Tuch ꝛc. Außerdem sollten 20 Gemälde der Münchener und Düsseldorfer Gallerieen nach Auswahl der Franzosen geliefert werden. Bonaparte hatte zu Anfang des gegenwärtigen Feldzugs, bei seinen Verträgen mit den italienischen Fürsten, das erste Beispiel solchen Raubes von Kunstschätzen gegeben, ein Beispiel, was seit den Zügen der römischen Imperatoren nicht wieder vorgekommen war, und welches unter gesitteten Nationen nicht hätte vorkommen sollen. Wenn die Anhäufung von fremden Kunstschätzen in den Museen von Paris jetzt anerkannter Maßen auf die Entwickelung der Kunst in Frankreich selbst keinerlei günstigen Einfluß geübt, so hat dies Zusammenschleppen nur die Eitelkeit der leicht erregbaren Nation gekitzelt, und alles Gefühl von Billigkeit in ihr erstickt. Ja das Beispiel hat unter den französischen Generalen jene Raubsucht erweckt, welche ihnen, wo sie hinkamen, die Verwünschungen der Unterdrückten zuziehen mußten, bis endlich 1814 einige Vergeltung geübt werden konnte.

vorerſt der Ueberrumpelung von Kehl durch die Kaiſerlichen unter General Petraſch. Die Garniſon von Mannheim, verſtärkt durch die Truppen, welche der Erzherzog vom Main aus an die Bergſtraße entſendet hatte, war angewieſen worden, gegen das Murg- und Kinzigthal hin Abtheilungen zu beordern, die Franzoſen hier in ihrem Rücken zu beunruhigen. Petraſch befehligte dieſe Kolonnen; er faßte dabei den kühnen Entſchluß, ſich der Veſte Kehl durch einen Handſtreich zu bemeiſtern, ein Unternehmen, welches faſt eben ſo unbegreiflich gelang, wie es am Ende wieder fehlſchlug.

Die kaiſerlichen Kolonnen hatten ſich in der Nacht vom 16. auf den 17. September von Raſtatt her Kehl genähert; die Vorhut, hinter den Rheindämmen hinſchleichend, war faſt ohne Schuß in den Platz gedrungen, hatte die Thore geöffnet, und beinahe die ganze Beſatzung gefangen. Nun aber, ſtatt das Werk zu vollenden, und vor Allem die Rheinbrücke zu zerſtören, ſah man, ein ſchlimmes Zeichen damaliger Kriegszucht, die Soldaten ſich in die Häuſer werfen, dem Wein, der Beute nach, ſo daß der Kommandant von Straßburg, General Schauenburg, Zeit erhielt, aus Arbeitern, Nationalgarden und Soldaten eine Kolonne zu bilden, mit Geſchütz über die Brücke zu dringen, die Kaiſerlichen in Kehl ſelbſt gefangen zu nehmen oder zur Stadt hinauszuwerfen. Mit dem Reſte des Korps war Petraſch wieder nach Biſchofsheim zurückgezogen, dann aber, eine Abtheilung vor Kehl laſſend, in das Kinzigthal gerückt.

Auch am Rhein hatten die Landleute ſich ſchnell wieder gegen die Franzoſen erhoben, ſobald nur öſtreichiſche oder Reichstruppen in der Nähe erſchienen; denn nicht minder drangſalten, requirirten, plünderten Generäle, Kommiſſäre, Offiziere wie Gemeine von Moreau's Armee, als bei dem Heere Jourdan's. Zuerſt bei uns waren die Bauern des diesſeitigen Bisthums Speyer aufgeſtanden: vom 4. bis 9. September hatten ſie, im Verein mit der Garniſon von Philippsburg, den bei Bruchſal ſtehenden Franzoſen geordnete, blutige Gefechte geliefert. Auf drohende Proklamationen des feindlichen Generals, auf das Niederbrennen von Dörfern antworteten ſie mit förmlichen gedruckten Manifeſten und dem Niederſchießen von Gefangenen, zum unendlichen Schreck der ſtets abmahnenden fürſtlichen Beamten, welche ſpäter nicht weniger verblüfft waren, als der Kaiſer den Anführern der aufſtändiſchen Landleute goldene Denkmünzen verlieh*). Mit dem Vorrücken von Petraſch in's Gebürge entzündete ſich auch hier der Aufſtand und alle Päſſe waren bald durch die ſchußfertigen Thalbewohner beſetzt. Wo es anging, hatten die Schützen ihre Stutzen zur Hand. Wehe jedem

*) Dergleichen erhielten der Pfarrer von Kronau, der Kaplan von Oberhauſen, Wirth Schanzenbach von Langendrücken, Gerichtsſchreiber Rollitor von Zeutern.

Einzelnen oder kleinem Trupp französischer Soldaten, sein Verderben war sicher, denn selbst die blanke Axt ward zur Kriegswaffe in der Hand des erzürnten Landmannes. So weit stieg die Kühnheit, daß 17 vom Schanzen bei Kehl heimkehrende Landleute im Kinzigthal einen französischen Geschützzug von 16 Stücken, welcher durch einen Offizier und 4 Chasseure zu Pferd geleitet wurden, anfielen und wegnahmen. Lorenz Schlägel aus Föhrenbach hatte den Anschlag gefaßt, sobald er der schwachen Bedeckung ansichtig geworden, und seine Begleiter auf der Stelle willig gefunden, die Reiter von den Pferden zu reißen.

In der Zwischenzeit hatte Feldmarschallleutnant Fröhlich eine Bewegung gegen die Iller gemacht, am 18. September Kempten genommen und des folgenden Tags Isny. Da verließ Moreau den Lech, kam am 22. an der Mindl an, am 23. an der Günz, am 27. hinter der Iller. Latour war ihm in all diesen Stellungen gefolgt, während Fröhlich am 22. die Franzosen aus Memmingen vertrieb, und Nauenburg, am rechten Donauufer aufwärts ziehend, ihnen gerade noch in der Besetzung von Ulm (24.) zuvorgekommen war.

Moreau's Lage erschien nach Allem dem hoch bedenklich: Latour mit 23,000 Mann hinter ihm, auf seiner linken Flanke das vorderösterreichische Korps von 11,000 Mann, und auf seiner rechten Nauendorf mit 9000; auf dem Kniebis und in dem Kinzigthal Petrasch mit 6000 Mann. Was den französischen Feldherrn rettete, waren, außer seiner Klugheit und Kaltblütigkeit, vorab die Fehler des Gegners; der große Fehler von Latour, nicht dahin zu streben, daß er mit dem Erzherzog in Verbindung kam, und im Verein mit Nauendorf und Petrasch dem Feinde den Weg durch's Höllen- und Kinzigthal sperrte, sodann der fast noch größere Fehler Latour's am 2. Oktober, mit untergeordneten Kräften in mißlicher Stellung eine Schlacht anzunehmen. Die Niederlage, welche der kaiserliche General an jenem 2. bei Biberach erlitt, hatte ihn zum Rückzug gegen die Donau gezwungen, und dem französischen gestattet, seinen Rückzug nach Freiburg durch den Engpaß des Höllenthals wenig beirrt zu bewerkstelligen; somit den Rhein zu gewinnen.

Als der Erzherzog in der letzten Hälfte des September zum zweiten Mal den Unterrhein verlassen, wo Werneck mit 23,000 Mann die Stellung von Uckerath bis Neuwied besetzt hielt, führte er nur 16,000 Mann, darunter 4000 Reiter, gegen Moreau. Nachdem er einige Unternehmungen gegen die Franzosen in der übertheinischen Pfalz angeordnet, war Karl am 20. von Schwetzingen über Karlsruhe, Offenburg nach Mahlberg abmarschirt, wo er am 16. Oktober ein Lager bezog, und wo endlich die Soldaten des allerdings tapfern aber nicht glücklichen Latour ihrem siegreichen Oberfeldherrn entgegenjubeln konnten. Bereits seit dem 11.

währten die Vorpostengefechte und beide Gegner hatten gleichzeitig den 19. als Schlachttag bezeichnet.

Die feindliche Schlachtlinie zog sich von Riegel, an der Nordostspitze des Kaiserstuhles, über Malterdingen, Emmendingen nach Waldkirch, von da nach Zähringen gegen Freiburg. Um den Besitz des vorspringenden Postens von Waldkirch drehte sich hauptsächlich der Kampf, obgleich die Schlacht gewöhnlich nach Emmendingen benannt wird. Am Abend war sie zu Gunsten der Kaiserlichen entschieden, entbrannte jedoch mit der Frühe des folgenden Tags nochmals, und wieder ohne günstigern Erfolg für die Feinde.

In der Nacht zum 21. fing Dessair an, mit dem Korps des linken Flügels bei Breisach über den Rhein zu marschiren, um jenseits Kehl zu gewinnen und dem Erzherzog im Rücken zu handeln. Moreau mit dem Grostheil der Armee, und durch Ferino verstärkt, rückte hierauf nach Schliengen in eine sehr veste Stellung. Er wollte Zeit erlangen und den Gegner von der Kinzig ablenken. Der Erzherzog aber, nachdem er die Heeresabtheilung vor Kehl mit 6 Bataillonen und 2 Reiterregimentern verstärkt, dagegen das Korps von Fröhlich durch das Höllenthal an sich gezogen hatte, ging dem Gegner nun wieder rasch zu Leib. Am 21. Oktober fand die Schlacht von Schliengen statt, ein Kampf, welcher fast allein durch Infanterie ausgefochten worden, weil das abscheuliche Herbstwetter Grund und Boden fahrlos gemacht hatte. Bis zum Abend war der Kampf nur so weit entschieden, daß die Höhen bei Sizenkirch und Kandern den Kaiserlichen gehörten. Den letzteren Ort hatte der Erzherzog zum voraus als den Schlüssel der Stellung von Schliengen bezeichnet. Einen zweiten Schlachttag zu bestehen, hielt Moreau darum nicht mehr für rathsam. Er führte am 25. und in der Nacht zum 26. seine Armee bei Hüningen nach Frankreich zurück, Ferino mit dem Schutz des Brückenkopfs beauftragend. Moreau selbst mit zwei Divisionen und der Reserve rückte nach Straßburg, um von dort aus gemeinsam mit Dessaix Kehl zu vertheidigen. Der Erzherzog aber zog als Sieger und Befreier durch Freiburg, die vorder-östreichische Haupt- und Universitätsstadt. Der Erfolg hatte gezeigt, daß diese vordern Länder von dem Feind nicht schlimmer behandelt worden waren, als jene, deren Fürsten den Waffenstillstand erkauft. Jetzt, nachdem der Erzherzog den Feind vom deutschen Boden verjagt, zogen die geflüchteten Reichsstände wieder gemüthlich an ihre Sitze, ohne jedoch von der herben Lehre viel gelernt zu haben, und immer ohne Kraft zum gemeinsamen Wirken: tiefer einschneidend denn je, spaltete die preußische „Demarkationslinie" Deutschland stets noch in eine Nord- und Südhälfte.

Die Franzosen völlig vom rechten Rheinufer zu vertreiben, mußten ihnen nun noch Kehl und der Brückenkopf von Hüningen genommen werden.

Eine Belagerung von Kehl aber, deſſen Verbindung mit der Mutterveſte Straßburg nicht zu unterbrechen war, bei der vorgerückten Jahreszeit, erheiſchte offenbar unverhältnißmäßige Opfer. Während ſolcher Erwägungen ließ Moreau dem Erzherzog einen Waffenſtillſtand anbieten, vermöge deſſen der Rhein die beiden Heere trennen ſollte, mit Ausnahme jener Brückenköpfe Kehl und Hüningen. Kaum Etwas mochte dem Erzherzog erwünſchter kommen, als ſolcher Antrag; denn wenn augenſcheinlich die Zeit der Waffenruhe von den Feinden benützt werden würde zur möglichſten Verſtärkung der zwei Waffenplätze, ſo mußte es doch im wohlverſtandenen Intereſſe des Hauſes Habsburg liegen, jetzt vor Allem Mantua zu retten, jene letzte Vormauer Oeſtreichs, in welcher ſich der alte Held Wurmſer verzweiflungsvoll vertheidigte, nachdem ſein Heer in Einzelgefechten, bei Lonato, Caſtiglione, Baſſano und Mantua aufgerieben worden, und ſomit die Südgränze des Reiches auf's Höchſte gefährdet ſchien. Solcher Sachlage nach konnte der Erzherzog nicht zweifeln, daß der kaiſerliche Hof auf die Anträge Moreau's eingehen werde, und in dieſer Vorausſicht hatte er bereits angefangen, ſein Heer nach Tyrol in Bewegung zu ſetzen, als von Wien beſtimmteſter Befehl eintraf, die bereits im Marſch befindlichen Bataillone Augenblicks zurückzubeordern und Kehl, es koſte was es wolle, zu erobern. So Verderbliches konnte in Wien aufgeſetzt werden ſelbſt gegen die dringendſten Vorſtellungen des ſiegreichen Erzherzogs.

Dem Befehl ſich fügend, führte dann der Oberfeldherr 24 Bataillone und 44 Schwadronen, im Ganzen 35,000 Mann, nebſt dem nöthigen zahlreichen Geſchütz, vor Kehl. Die Belagerung im Beſondern befehligte Latour, während Deſſair die Vertheidigung leitete.

Am 9. November hatte die Einſchließung begonnen, und am 21. konnten mit der Eröffnung der Laufgräben die eigentlichen Belagerungsarbeiten angefangen werden. Es iſt dies bei jeder Belagerung ein verhängnißvoller Augenblick: Moreau ließ ihn nicht unthätig vorübergehen. Gleich des andern Tags verſuchte er einen mächtigen Ausfall mit 20,000 Mann in drei Kolonnen. Begünſtigt durch einen dichten Nebel, vermochten die Franzoſen bis Sundheim und in die dortigen Schanzen zu dringen. Es gelang den Oeſtrichern, alſobald 10 neue Bataillone an den gefährlichen Punkt zu führen, und nach hartem Kampf den Feind wieder zurückzuwerfen. Den Erzherzog ſelbſt ſah man mitten im Feuer, das Pferd war ihm erſchoſſen worden und zwei Grenadiere an ſeiner Seite geſunken. An 1500 Todte, Verwundete und Gefangene hatte der Sieg gekoſtet. Die Franzoſen ſelbſt geſtanden, 3000 Mann verloren zu haben. Einen zweiten derartigen Ausfall mochte Moreau nicht mehr unternehmen, wohl aber hatten die Belagerer jegliche Nacht ſcharfe kleinere Anfälle abzuwehren, und jede Inſel, jeder Fuß breit Erde mußte mit der blanken Waffe genommen werden;

dreimal in den Tagen vom 10. bis 20. Dezember, um nur ein Beispiel anzuführen, war das Posthaus im Dorf Kehl erstürmt, zweimal wieder verloren worden.

Eine Belagerung im Winter, wo der bald vom Regen erweichte, bald wieder gefrorne Boden den Schanzarbeiten fast unzubewältigende Hindernisse bereitet, wo eine abscheuliche Witterung den harten Dienst noch aufreibender macht, und die Seuche mehr noch wüthet als das feindliche Blei und Eisen: eine solche Belagerung fordert furchtbare Opfer, und bereits im Dezember sah man sich genöthigt, noch 13 Bataillone nebst einigen Schwadronn vom Niederrhein nach Kehl zu ziehen. Endlich am 8. Jänner hatten die Östreicher alle Vorwerke genommen, sich auf dem Glacis festgesetzt, und ihre Batterien konnten die Rheinbrücke bestreichen. Da war Dessair am 9. Abends genöthigt, dem Gegner die Kapitulation anbieten, doch gelang es ihm, in der Nacht noch fast alles Geschütz und Munition über den Rhein zu schaffen. Des andern Tags übergab er die Veste, wenn man diesen Namen einem Trümmer- und Aschenhaufen noch beilegen wollte. Noch aber lebt das Andenken an die Schauer jener Belagerung bei den Bewohnern jener Rheingegend.

Der Brückenkopf von Hüningen war seit dem 27. Oktober durch den Feldmarschalleutenant Fürsten von Fürstenberg belagert. Nach heftigem Beschießen war in der Nacht auf den 1. Dezember ein Sturm unternommen worden, der zwar theilweise gelang, doch mit dem Rückzug der Angreifenden endigen mußte. Der feindliche Kommandant, General Abatucci, welcher den zurückweichenden Östreichern auf dem Fuße gefolgt, war dabei tödtlich verwundet worden. Erst am 2. Februar übergab General Dufour den Platz durch Kapitulation. Es war derselbe Tag, an welchem Mantua fiel.

Also endete der mit Recht bewunderte Feldzug von 1796, in welchem von zwei feindlichen Feldherren der eine durch seine Siege, der andere sogar durch seinen Rückzug sich unsterblichen Ruhm errang; der letzte Feldzug auch, in welchem ein Heer des römischen Reichs deutscher Nation aufgetreten.

Fürstlich fürstenbergische
Musketier und Grenadier.
1790. 1798.

1797.

Nicht anders, als bei den letzten Feldzügen, waren auch jetzt wieder die Verhältnisse, welche den Ausgang des vorigen, den Beginn des neuen begleitet haben: diplomatische, vorab Friedensunterhandlungen, über deren stets nichtigen Erfolg man sich dann etwa wundern könnte, wenn wenigstens von einer Seite guter Wille hätte vorausgesetzt werden dürfen. Allerdings, Seitens der deutschen Reichsstände war stets der beste Wille zum Frieden vorhanden, allein um diese Stände, um das deutsche Reich, handelte sich's überall nicht, sondern um Östreich, um Preußen, um Frankreich, England u. s. f. So denn auch jetzt wieder. Bereits im Sommer 1796 hatte Preußen und die niedersächsischen Stände mit Frankreich den Neutralitätsvertrag wieder erneuert, und die „Demarkationslinie" von Norddeutschland. In geheimen Artikeln hatte auch Preußen versprochen, dem Abtreten des ganzen linken Rheinufers an Frankreich nicht entgegenstehen zu wollen; allerdings gegen Entschädigung des eigenen Verlustes durch Einverleibung geistlicher Herrschaften in Deutschland. — Ein schlimmes Ereigniß für Oestreich war der Tod Katharinens II am 17. November 1796, in dem Augenblick, als die Kaiserin endlich entschlossen war, 60,000 Mann marschiren zu lassen, und das Geschäft eben durch einen englischen Unterhändler zum Abschluß kommen sollte. — In Spanien hatten die Minister des Königshauses mit der Republik, oder vielmehr mit den Mördern und Verfolgern der älteren Bourbonischen Linie, einen Schutz- und Trutz-Vertrag geschlossen, der im Wesentlichen auf den alten Familienpakt von 1761 hinauslief. Der Vertrag mußte unmittelbar eine Kriegserklärung Spaniens an England herbeiführen, dessen Ministerium sofort, aufrichtig oder nicht, durch Vermittlung des neutralen Dänemark, Friedensvorschläge in Paris machen ließ, um sich jedenfalls in den Augen des Parlamentes und der Nation damit rechtfertigen zu können, wenn zur wahrscheinlichen

Fortsetzung des Krieges neue Geldforderungen vorgebracht werden müßten. Das Ende der langen Unterhandlung war ein barsches Abbrechen von Seiten des französischen Direktoriums, indem man dem englischen Gesandten die Weisung zugehen ließ, binnen 48 Stunden Paris, und in kürzester Frist Frankreich zu verlassen.

Eine sofortige französische Unternehmung gegen Irland im Dezember 1796 war schmählich mißglückt, und England blieb, wie seither, Sieger auf allen Meeren und in allen Kolonien wider Frankreich, Spanien und Holland. Um jedoch die bemerkbar werdende Unzufriedenheit über den englischen Handel in etwas zu beschwichtigen, ließ das Direktorium jetzt seinerseits Friedensvorschläge nach Wien gelangen und zwar durch das Organ von Zwanziger, einem der fränkischen Abgeordneten in Paris. Zu Wien aber war man damals berauscht von dem Erfolg in Deutschland, und blödsichtig genug, auf die Erhaltung Mantuas zu zählen — jegliches Eingehen auf die französischen Vorschläge ward abgelehnt. Unterdessen aber hatten die Machthaber in Paris es wohl benützt, daß die kaiserliche Armee bei Kehl und Hüningen festgehalten war; man zog starke Abtheilungen der Rhein-, sowie der Sambre- und Maasarmee über die Alpen nach Italien, dort Bonaparte's Heereskraft auf 80,000 Mann zu bringen, somit dem jungen Adler Raum zu schaffen für seinen Siegesflug. Eine östreichische Heeresabtheilung von 30,000 Mann unter Alvinzy hatte zwar Anfangs November über Bonaparte Vortheile errungen, bei Bassano und Caldiero; eben so war ein Heer von 20,000 Mann unter Davidovich siegreich über die Franzosen unter Berthier bei Pietra und Rivoli, allein anstatt sich nun zu vereinen, waren diese Heertheile einzeln geschlagen und nach Tyrol zurückgeworfen worden. Mit neuen Verstärkungen hatte Alvinzy im Januar 1797 eine abermalige Anstrengung zur Befreiung von Mantua gemacht, war bis Rivoli vorgedrungen, hier aber durch Bonaparte und Massena vollständig geschlagen worden. Nachdem noch am 16. Jänner der General Porvera mit 10,000 Mann bei Roverbello gefangen genommen worden, hatte dies endlich den Fall von Mantua und den Verlust der Lombardei entschieden! Am 2. Februar übergab Wurmser den Platz an den General Serrurier unter bereitwilligst zugestandener Wahrung aller Waffenehre.

Verzweifelnd über das Mißgeschick seiner italienischen Heere, hatte nun der Wiener Hof den Erzherzog Karl vom Rhein ab und nach Italien berufen. Der Feldherr, welcher den Oberbefehl an Latour übergeben, war am 3. Februar von Lörrach über Kempten nach Udine geeilt, wo er ein Heer fand von noch 18,000 heruntergekommenen zuchtlosen und entmuthigten Soldaten. Allerdings versprach man in Wien dem Erzherzog 90,000 Mann neuer Truppen. Aber vor April konnten diese nicht in Italien eintreffen, während Bonaparte seine Verstärkungen bereits erhalten und am

10. März seine Bewegungen wieder begonnen hatte. Es blieb somit dem östreichischen Heerführer keine Wahl, als zurückzuweichen. Bonaparte rückte über den Isonzo und nahm Triest; die kaiserliche Armee zog über Laibach nach Villach. Am 25. hatte Massena sich des Postens von Tarvis bemächtigt, welcher von dem General Gontreuil und dem Erzherzog heldenmüthig vertheidigt worden war, während die Generale Bajalich und Ocskay, welche zu Hülfe eilen sollten, sich gefangen ergaben. Nochmals wurde die Nachhut der Kaiserlichen bei Neumarkt und Ungermarkt geschlagen (2. und 3. April); Bonaparte besetzte Murau und Judenburg in der Absicht, hier seine Divisionen zu vereinigen und auf Wien zu marschiren. Des Erzherzogs Plan aber ging dahin, seine in Masse herbeieilenden Verstärkungen vor Wien zu sammeln und eine Hauptschlacht vor den Thoren der Residenz zu liefern.

In dieser, anscheinend so glänzenden Lage, war es, als Bonaparte Friedensvorschläge machen ließ, und unterm 31. März aus Klagenfurt jenen bekannten, und von Wohldienern vielgepriesenen Brief an den Erzherzog Karl schrieb, worin er ihn beschwor, der Wohlthäter des Menschengeschlechtes zu werden, indem er ihm den Frieden gäbe, und der wahre Retter Deutschlands. „Glauben Sie nicht, mein Herr Obergeneral", schließt der Brief, „daß ich meine, Sie vermöchten es nicht, durch die Gewalt der Waffen zu retten; aber wenn Ihnen auch das Kriegsglück günstig wäre, Deutschland würde nichts desto weniger verheert werden. Was mich anbelangt, Herr Obergeneral, wenn die Eröffnung, die ich Ihnen hier zu machen die Ehre habe, auch nur einem einzigen Menschen das Leben rettete, so würde ich auf eine dadurch verdiente Bürgerkrone weit stolzer seyn, als auf den traurigen Ruhm, welchen kriegerische Erfolge haben können." Begreiflich konnte die Antwort des Erzherzogs nur lauten, daß ihm auf dem Posten, wohin ihn Pflicht und Ehre berufen, die Wohlfahrt der Völker gewiß gleich sehr am Herzen läge, daß aber über Krieg und Frieden nicht er, sondern der Kaiser zu entscheiden habe. Doch der Rath des Erzherzogs war keineswegs, jetzt Frieden zu schließen, denn wenn Bonaparte auch im Herzen Östreichs stand, so stand er allein da; in seinem Rücken loderte bereits mächtig der Aufstand: Venedig und Tyrol hatten sich erhoben, eine Menge Franzosen waren erwürgt oder gefangen worden; die ungarische „Insurrektion" war aufgeboten, aus allen Theilen der Monarchie eilten Verstärkungen zum Heer des Erzherzogs und unter der Bevölkerung von Wien herrschte nichts weniger als Furcht, vielmehr höchste Begeisterung für die Sache des Vaterlandes.

Mit einem Wort, der Schritt Bonapartes war das Ergebniß klugster Berechnung, und er erreichte sein Ziel; denn am kaiserlichen Hof waren Kriegsgelüste nun verschwunden, und während das Volk nach Waffen schrie, hielten die geheimen Räthe für gut, jetzt das Glück der Unterhandlung

zu versuchen. Graf Vincent ward mit dem „Ultimatum“ des Wiener Hofes in das französische Hauptquartier gesendet*) und am 18. April, Morgens 2 Uhr, unterzeichnete man in einem Landhause bei Leoben die „Präliminarien“ des Friedens.

Sechs bis sieben Jahre waren diese Präliminarien oder Grundlagen ein Geheimniß, von welchem wenig lautbar geworden, denn nur einen Artikel hatte man veröffentlicht, den Artikel, nach welchem der Friede zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche durch einen besonderen Kongreß geschlossen werden sollte, auf der Grundlage der „Integrität“, das ist des Gesammtbestandes von Deutschland. Wie man ein halbes Jahr später diese Integrität zu verstehen beliebte, ist auf dem Kongreß zu Rastatt klar geworden.

An demselben Tage, als man zu Leoben die Friedensgrundlagen unterzeichnete, hatten am Rhein die Feindseligkeiten wieder begonnen und konnten somit kein wichtiges Ergebniß mehr liefern. — Die französische Armee des Niederrheines, immer noch Sambre- und Maasarmee genannt, bei welcher Hoche den Befehl übernommen, ging am 18. bei Neuwied über den Rhein und drängte die Kaiserlichen unter Werneck und Kray bis Frankfurt, wo am 22. die Kunde vom Waffenstillstand eintraf, als es eben bei Bergen zur geregelten Schlacht kommen sollte.

Am Oberrhein standen die zwei feindlichen Heere schon Ende März schlagfertig, doch mangelte es Moreau noch am nöthigen Brückengeräth. Die Östreicher unter Latour standen im Lager von Breisach bis Mannheim, wo das Hauptquartier sich befand; sie zählten im Ganzen 40,000 Mann. Am 20. April vollführte Moreau seinen Übergang bei Willstätt und Diersheim, etwas unterhalb Kehl mit 60,000 Mann, und in ziemlich gleicher Weise wie das vorige Mal. Sztarray, welcher in Kehl befehligte, konnte seine Truppen noch während des Übergangs bei Diersheim sammeln, um die Franzosen anzugreifen, welche Anfangs auch geworfen wurden, dann aber doch Herrn des Bodens blieben. Selbst Kehl fiel alsobald wieder in ihre Gewalt.

Moreau hatte sofort sein Heer in vier Kolonnen getheilt, deren eine bei Bischoffsheim blieb, die andere in's Renchthal, die dritte in's Kinzigthal und die vierte gegen Ettenheim rückte. Bereits am 22. war es bei Stollhofen zu einem Gefecht mit Latour gekommen, als auch hier die Kunde vom Waffenstillstand weiteren Kampf aufhören machte. Besondere Übereinkommnisse unter den Generalen regelten die Bedingungen der Waffenruhe.

---

*) Es befand sich zu Gorz, in dem Schlosse des Bischofs von Leoben.

Schluß.

(1708—1800.)

Kann's doch noch deutschem Rechte wohl gefehren.
Daß, wer dem Kaiser heut' den Vogel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwang.
Herzog Ernst.

Daß wir jetzt gerne zum Ziel unserer Schilderungen eilen, daß wir bei dem noch zu berührenden Zeitpunkt nicht länger uns aufhalten werden, als zur Vollständigkeit des Bildes nothwendig, halte man uns zu gut. Denn von Kriegsthaten unseres badischen, überhaupt des südteutschen Volksstammes haben wir, seit dem Sonderfrieden der schwäbischen Reichsstände wenig mehr zu berichten, und wer möchte länger verweilen, als erforderlich, bei den traurigen Zuständen, welche das Zusammensinken des deutschen Reiches begleitet haben.

Vom 18. April bis zum 17. Oktober haben die Geburtswehen des Friedens gedauert, welcher zwischen Östreich und Frankreich, beziehungsweise zwischen der Wiener Diplomatie und dem General Bonaparte zu Udine verhandelt, und an jenem 17. Oktober zu Campo Formio unterzeichnet worden. (Durch die Ereignisse des 18. Fructidor, 4. September, war Bonaparte und seine Partei in Frankreich bereits zur Herrschaft gekommen und Moreau vom Oberbefehl abberufen worden.) Dennoch war jener Friede nur eine

Fehlgeburt, welcher zunächst das bekannte unwürdige Schauspiel diplomatischer Erdschleicherei zu Rastatt folgte, und zuletzt noch einmal der Rückgriff zur Entscheidung durch die Waffen.

Während der Verhandlungen zu Udine hatte man Italien einen neuen Zuschnitt gegeben, theils schon thatsächlich, theils im Plan. Aus den oberitalienischen Ländern war eine cisalpinische Republik unter französischer Schutzherrlichkeit gegründet worden. Vertragsmäßig sollte Östreich für die dazu abgetretene Lombardei das Venetianische, Istrien und Dalmatien erhalten, der Herzog von Modena das Breisgau. — Ein Kongreß sollte nach Rastatt berufen werden, dort den Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reich zu Stande zu bringen.

Welches aber die Grundlagen dieses Friedens seyn sollten, darüber war Östreich mit dem Reichsfeinde bereits in den geheimen Artikeln des Vertrags von Campo Formio übereingekommen. Frankreich würde alle deutschen Lande jenseits des Rheines erhalten, die Veste Mainz mit eingeschlossen. Sollten die deutschen Fürsten ob solchem Ansinnen noch einmal Widerstand versuchen, dann würde Östreich zu einer Reichsarmee nur sein Kontingent stellen. Für die Niederlande, welche gleichfalls bei Frankreich verblieben, sollte Östreich das Salzburgische und einen Theil von Baiern, das stete Ziel seines Strebens, erhalten. Das ganze Abkommen war getroffen worden zwischen Frankreich und Östreich mit sorgfältigstem Beiseitehalten jeder andern Macht, namentlich Preußens, dem man jetzt, auf den Trumpf des Basler Friedens, mit der Farbe offenbarer Geringschätzigkeit bekennen zu dürfen glaubte. Aber selbst zwischen den zwei verhandelnden Parteien war das Spiel nicht ehrlich gewesen, denn die Ausführung des Vertrags mußte ein völliges Durcheinander in Deutschland, einen offenen Bruch zwischen Östreich und Preußen herbeiführen: sie war nur möglich bei völlig einstimmigem Zusammengehen zwischen Östreich und Frankreich, während das Direktorium dieses Landes auf dem Kongreß zu Rastatt bewies, daß ihm niemals Anderes im Sinn gelegen, als ein Ausbeuten des Vertrags zum eigenen Vortheil.

Obwohl die östreichische Diplomatie diesen bösen Sinn der Franzosen bald wahrnehmen mußte, machte man doch immer noch gläubige Miene. Die gegenseitige Auslegung der Eroberungen und des Raubes sollte nun durch eine besondere Kommission geregelt werden. So sahen denn unsere Landsleute zum ersten Mal den bereits so gefürchteten jungen Helden aus Italien. Bonaparte war, angeblich als erster Bevollmächtigter auf dem zu eröffnenden Kongreß nach Rastatt gereist, wohin auch die kaiserlichen Generale, Latour und Meerveldt, sowie Graf Kobenzl, gekommen waren, um hier in geheimem Übereinkommen die Räumung oder Auslieferung von Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitstein, Ulm, Ingolstadt,

Würzburg und Mainz, sowie von Verona und Venedig des Näheren zu verabreden. Es geschah durch Übereinkunft vom 1. Dezember. Unmittelbar nach der Unterzeichnung wurden die Ratifikationen des Vertrags von Campo Formio ausgewechselt, und noch in selber Nacht ging der General Bonaparte nach Paris zurück.

Am 9. Dezember ward der Kongreß von Rastatt eröffnet, welcher während fünfzehn Monden Europa das Schauspiel der glänzendsten Versammlung von Staatsmännern darbot seit dem Utrechter Frieden, eine Versammlung aber, von der Selbstsucht und Arglist berufen, von der Schwäche oder Eifersucht beschickt, und durch den Meuchelmord beendet. Wenn bittere Enttäuschungen das erste Wahrnehmen so mancher Gesandten seyn mußte, und ein verständigendes Abkommen von Tag zu Tag zweifelhafter werden mußte, so ist doch in Rastatt die unglückliche Grundlage zu dem späteren Frieden zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche gelegt, das letzte Band der alten Reichsverfassung durchschnitten worden, welche man bisher als den Angelpunkt des europäischen Gleichgewichts betrachtet hatte.

Nachfolgend die Hauptmomente des Kongresses. Durch kaiserliches Dekret vom 1. November 1797 war der Reichstag von der Vornahme der Friedensverhandlungen zu Rastatt in Kenntniß gesetzt worden. Alle Welt lebte noch der beseligenden Meinung, daß die Satzungen von Leoben, und damit der „Gesammtbestand" des Reiches, die Grundlage jener Verhandlungen seyn würden. Doch die Artikel von Campo Formio waren dem Reichstag nicht mitgetheilt worden, denn der Vertrag vom 18. April wurde im Namen des Kaisers geschlossen, jener vom 17. Oktober aber im Namen des Königs von Ungarn und Böhmen, welcher gegen das deutsche Reich keine Verpflichtung kannte. Trotz des bedenklichen Geheimnisses hatte man den Kongreß mit allgemeinem Beifall begrüßt, und guter Hoffnungen voll waren die Gesandten in die alte markgräfliche Residenz eingezogen.

Auf dem Kongreß waren durch Subdelegirte (so hießen die Bevollmächtigten der Reichsstände) unmittelbar vertreten: Kurmainz durch den Kanzler Albini, welcher den Vorsitz führte; ferner Kursachsen, Östreich, Baiern, Würzburg, Bremen (Braunschweig), Hessen-Darmstadt, Baden, Augsburg und Frankfurt. Französische Gesandte waren: der General Bonaparte und zwei ehemalige Konventler, Treilhard und Bonnier. Beigegeben war der Gesandtschaft der französische Konsul zu Elbing, Herr Rosenstiel, damit doch Jemand derselben deutsch verstehe und etwas von der deutschen Reichsverfassung; als kaiserlicher Kommissarius amtete Graf Metternich, als Gesandter des Königs von Ungarn und Böhmen Graf Lobenzl. Nach dem Geschäftsgang am Kongresse konnte es wohl kommen, und kam wirklich, daß einer der drei Wiener Bevollmächtigten gegen den andern stimmen mußte. Fremde Gesandte waren nach

dem Vertrag von Campo Formio ausgeschlossen; doch hatte man einen Bevollmächtigten des Königs von Schweden, in seiner Eigenschaft als deutscher Reichsfürst, zugelassen, eben so einen Abgeordneten des Königs von Dänemark. Dem Czaar wäre gleiches Recht zugestanden, da er von seiner Mutter die Herrschaft Jever in Westphalen geerbt hatte, doch machte er keinen Gebrauch davon. Außer diesen und einer glänzenden preußischen Gesandtschaft hatte Rastatt eine Menge von Fürsten und Reichsständen zu beherbergen, eine noch größere Menge Geschäftsträger von solchen mit und ohne amtlichen Karakter, mit einem Wort Werkzeuge und Stoff genug zu all den Einfädelungen, offenen und verdeckten Zügen, welche an dem Kongresse geknüpft, verschlungen, gelöst und wieder geknüpft worden sind.

Während schon über die Form der Vollmachten eigenthümliche Anstände sich erhoben und manches Mißtrauen darob aufstieg, sollte das Reich durch die Sprache der Thatsachen wenigstens einen Theil der so berufenen, geheimen Artikel erfahren; sollte in Kenntniß gesetzt werden, daß der König von Ungarn und Böhmen und das französische Direktorium das Wort „Integrität“ lediglich mit „Fortbestand“ in's Deutsche übersetzt wissen wollten. Am 7. Dezember wurde die Versammlung durch den Subdelegirten von Östreich in Kenntniß gesetzt, daß die kaiserliche Armee hinter den Inn zurückgehe, alles Geschütz der Festungen mit sich führe, (in Mainz hatten zu diesem Behuf die Franzosen Pferde geliefert,) daß Mainz von den Franzosen in Anspruch genommen werde, daß diese Stadt sowie der Ehrenbreitstein von den Franzosen unter General Hatry eingeschlossen sey und daß diese als Unterpfand für die Übergabe einstweilen Aschaffenburg besetzt hätten. Bestürzung und Verwirrung hatte jetzt den Gipfel erreicht: der gedrängte Reichsprimas entschloß sich in Gottes Namen zur Übergabe seiner Residenz, und am 30. Dezember ward das goldene Mainz französische Provinzialstadt. Achtzehn Tage darauf erfuhr man die Übergabe von Venedig an Östreich. Die Räthsel begannen sich zu lösen, das Dunkel sich aufzuklären. Es ward immer heller, als die Franzosen jetzt „zur Entschädigung für erlittenen ungerechten Angriff“, die sämmtlichen deutschen Lande des linken Rheinufers in Anspruch nahmen. Der Kongreß entsetzte sich, aber seine Friedensliebe überwog Alles, man zeigte sich nachgiebig, denn durch Entschädigungen hoffte jeder Einzelne wieder zu gewinnen, was er am Ganzen verlor. Man erklärte darum, „Opfer“ bringen zu wollen und bot die Moselgrenze an, gegen Entschädigung für Domänen und Gefälle der Betroffenen. Den Franzosen Nachgiebigkeit zeigen, hieß nur ihre Anmaßung zur Unverschämtheit steigern. Sie glaubten jetzt ihre Ansprüche durchsetzen zu können, ohne Östreich die versprochene Entschädigung in Baiern zukommen zu lassen, während andererseits der Kaiser selbst von „großartigen Säkularisationen“ nichts wissen wollte. — Mehrere Zwischenfälle änderten jedoch die Lage der Dinge. Rom war

revolutionirt worden, der Pabst nach Frankreich entführt. Die cisalpinische Republik war jetzt offenkundig nichts weiter als ein Anhängsel Frankreichs. In der Schweiz, mit Hilfe vaterlandsvergessener Bürger, war eine Umwälzung vollbracht, die helvetische Republik eingeführt worden, nachdem Frankreich zuvörderst sich Genf und Mühlhausen angeeignet. — Ein Straßenkrawall in Wien, wobei der französische Gesandte beschimpft worden, drohte zum Bruch zwischen Frankreich und Östreich zu führen. Der Handel sollte durch besondere Kommissäre beigelegt werden. Man wählte Selz, gegenüber von Rastatt, zum Ort der Verhandlungen. Östreich gedachte dort seine ganze Angelegenheit in's Reine zu bringen, was dem Direktorium nicht zusagte. So wurden jene Sonderverhandlungen Mitte Juli wieder abgebrochen, und Östreich scheint seit jener Zeit schon wieder auf Fortsetzung des Krieges bedacht gewesen zu seyn. In Frankreich hatte man bereits zu Ende des vorigen Jahres eine Unternehmung in das Mittelmeer vorbereitet: am 19. Mai war Bonaparte mit der Flotte von Toulon abgesegelt, hatte Malta genommen und dann bei Rosette die Anker geworfen, sich Egypten zu erobern. Nach diesen mannichfachen Vorgängen hatte Frankreich kein Friedensinteresse mehr, man trachtete dort lediglich noch, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, und den Schein zu retten.

Während all diesem Getriebe gab es kaum eine gezwungenere, peinlichere Stellung, als die der preußischen Gesandtschaft. Bald von Östreich, bald von Frankreich angezogen oder abgestoßen, hofften die Abgesandten immer, und immer vergebens, Kenntniß der geheimen Artikel von Campo Formio zu erhalten. In eine Zerstückelung Baierns wollte Preußen nie willigen, während es darauf bestand, das Haus Oranien in Deutschland zu entschädigen. Zuletzt jedoch fand eine Annäherung zwischen Östreich, Preußen und Rußland statt, herbeigeführt durch England, diesem steten Anstifter des Kontinentalkrieges; der Minister Thugut trat wieder in das Wiener Kabinet und es entstand die zweite Koalition gegen Frankreich. Der Kongreß zu Rastatt war von diesem Augenblick an nur noch eine Komödie. Die Franzosen kannten keine Rücksicht mehr, ihre Truppen erhoben wieder Kontributionen in Deutschland, und — Friede, Friede um jeden Preis! war das Echo. Am 8. Dezember nahm der Kongreß das französische Ultimatum an; man gab was Frankreich verlangte, und einige Abgesandte wollten sogar dem Direktorium den Dank Deutschlands ausgedrückt wissen. Immerhin aber blieb das „Entschädigungswerk" übrig, die letzte Furcht, die letzte Hoffnung. Unterdessen aber war eine russische Armee unter Ferdinand von Würtemberg durch Gallizien und Mähren an die Donau marschirt, zum neuen Schreck der Rastatter Abgeordneten, denn die Franzosen drohten mit augenblicklichem Krieg. Ehrenbreitstein mußte jetzt kapituliren, aber die der Waffengewalt unüberwindliche Burg wird von den Franzosen besetzt, anstatt

vertragsmäßig niedergerissen. — In der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März 1799 überschreitet eine französische Armee den Rhein auf verschiedenen Punkten zwischen Straßburg und Basel; die Östreicher rücken an die Murg vor; der Erzherzog läßt einen Agenten, Namens Bacher, unter Militärbedeckung zu den französischen Vorposten zurückbringen und die Feindseligkeiten beginnen thatsächlich wieder. Die französischen Abgesandten zu Rastatt schreien über Verletzung des Völkerrechts; die deutschen aber werden nicht müde im Nachgeben. Endlich macht der Kaiser ein Ende; durch seinen Kommissär, den Grafen Metternich, läßt er das ganze bisherige Abkommen mit Frankreich für nichtig erklären und ruft seine Bevollmächtigten zurück; den Franzosen zu Rastatt aber wird das Gastrecht aufgekündet. Diese, jetzt aller Hoffnung baar, mit Östreich zu ihrem Ziel zu kommen, theilen nun den preußischen Ministern die so lange vergebens erstrebten geheimen Aktenstücke mit; sie erklären, in drei Tagen Deutschland verlassen zu wollen, nach Straßburg zu gehen und dort die Verhandlungen mit den deutschen Gesandten fortsetzen zu wollen. Ein gräulicher, blutiger Strich ward durch diese Rechnung gemacht, die französischen Gesandten am 28. April bei ihrer Abreise vor den Thoren von Rastatt niedergehauen und damit das Weiterverhandeln gewiß unmöglich. Nachfolgend einige nähere Umstände über diese Unthat. Am 28. war den Bevollmächtigten, auf Veranlassung des kaiserlichen Vorpostenkommandanten zu Gernsbach, Obersten Barbaczy, durch den kurmainzischen Direktorialgesandten Albini die Aufforderung zugegangen, den deutschen Boden innerhalb 24 Stunden zu verlassen, ihre Päße jedoch hatten sie nicht erhalten, während zu gleicher Zeit die badischen Thorwachen durch kaiserliche abgelöst wurden. Des Tags über hatte man in den Umgebungen der Stadt schon emsige Streifwachen von Szekler Husaren wahrgenommen. Das Begehren einer Schutzwache für die Gesandten hatte der östreichische Kommandant abgelehnt, und Jedermann rieth den Franzosen, nun die Abreise auf den kommenden Morgen zu verschieben. Doch Bonnier, ein ungebährdiger Jakobiner, welchen zeitweise ein seltsamer Geist getrieben, bestand auf sofortiger Abfahrt. Es war 9 Uhr des Abends geworden, jeder der Gesandten fuhr in seinem eigenen Wagen. Eine Büchsenschußweite vor dem Thor, gegen die Rheinau hin, ward der vordere Wagen angehalten, von Husaren umringt, nach dem Gesandten gefragt, Jean Debry, dessen Wagen es war, herausgerissen und niedergehauen. So ging es mit dem zweiten und dritten Wagen: Bonnier und Roberjot, welche sie inne hatten, fielen unter den Säbeln der Husaren, der letztere empfing den Todesstreich in den Armen seiner Gattin. Den Generalsekretär Rosenstiel, welcher in einem weiter rückwärtigen Wagen fuhr, rettete der vorn entstandene Aufenthalt. Trotz der Thorsperre war die Kunde des Mordes schnell in die Stadt gedrungen und gränzenlos die Bestürzung, welche sie hervorgebracht. Der badische Stadtkommandant

v. Harrandt, und der Minister Albini konnten nicht ohne Mühe die Familien der Opfer ausgeliefert erhalten. Madame Debry mit ihren Töchtern wurde in das Schloß zurückgebracht, Madame Roberjot aber zu dem preußischen Gesandten v. Jakobi. Mit Tagesanbruch wagten die Beherztesten aus Rastatt sich vor das Thor, wo man die Leichname von Bonnier und Roberjot an der Landstraße fand. Jean Debry hatte die Geistesgegenwart gehabt, sich nach den ersten Hieben in den Straßengraben fallen zu lassen, wo die Husaren ihn für todt liegen ließen. Nach Mitternacht hatte er Schutz gefunden auf einer Eiche des nahen Waldes, und war dann früh Morgens durch einen Bürger, der ihm Hut und Mantel lieh, in die Stadt gebracht worden, wo er nebst Rosenstiel unter den besondern Schutz der preußischen Gesandtschaft trat. Wagen und Effekten wurden von dem östreichischen Kommandanten nach Gernsbach verbracht. Die Urheber des eben so schändlichen als unnützen Mordes, der ganz Europa mit Entrüstung erfüllte, sind bis jetzt unbekannt. Man hat ihn sogar dem französischen Direktorium selbst zuschreiben wollen, das jedenfalls ihn trefflich auszubeuten verstand, als Aufregungsmittel für den neuen Krieg. Zu Rastatt erzählte man sich in unterrichteten Kreisen, der Mord sey geschehen in Folge eines (nur mit Bleistift geschriebenen) Befehles von Thugut an den Kommandanten zu Gernsbach, um durch die That den Frieden unmöglich zu machen; bedurfte es aber, nach dem Verlauf der Rastatter Kongresses, noch eines Meuchelmordes hiezu? Andere wollten in der That nur ein „Mißverständniß" sehen, und wieder Andere schrieben sie auf Rechnung von Privatrache. Das ist gewiß, daß jene Gesandten, welche ihr öffentlicher Karakter unter allen Umständen hätte schützen sollen, doch nur wenig würdige Vertreter eines großen Volkes gewesen sind. Ehemalige Konventler und Jakobiner vom ächtesten Korn, sonst aber Leute ohne sonderliche Bildung, hatten sie, während ihres ganzen Verkehrs zu Rastatt, durch rücksichtsloses, anstößiges Gebahren, welches selbst bis zur Verletzung der üblichen gesellschaftlichen Formen stieg, stets Ärgerniß gegeben, und wohl tiefen persönlichen Groll sich zugezogen. Ja, den gänzlichen Mangel an Edelmuth, selbst an gewöhnlicher Dankbarkeit, hat Herr Debry später gegen seinen Lebensretter bewiesen, jenen Bürger, der ihn in der Mordnacht mit eigener Lebensgefahr in die Stadt gebracht, und so wäre es wohl möglich, daß mehrere Umstände das Verderben dieser Männer herbeigeführt hätten. Das aber mag hier noch angeführt seyn, daß der Parteigeist selber niemals den Erzherzog Karl einer Betheiligung an der Schuld geziehen hat.

Noch einmal also begann der Krieg; in Deutschland geführt mit östreichischen und russischen Soldaten und mit englischem Gelde. Den Oberbefehl am Rhein hatte der Erzherzog Karl wieder, unter ihm befehligten Sztarray und Hotze. Seine gesammte Streitkräfte betrugen 115,000 Mann,

welche vom Main über die rauhe Alp bis zur Donau und den Lech hin aufgestellt waren. Die Franzosen am Oberrhein befehligte Jourdan. Er war am 1. März mit 40,000 Mann bei Straßburg herüber gegangen und hatte bei Offenburg Poste gefaßt. 18,000 Franzosen unter Vandamme überschritten den Rhein bei Hüningen; der General Ney mit 12,000 Mann bemächtigte sich Mannheims. Bernadotte hatte ohne Erfolg Philippsburg zur Uebergabe aufgefordert. Die doppelt bezeichnende Antwort des dort kommandirenden Rheingrafen von Salm ist lange volksthümlich geblieben: „Ein edler Salm", hatte der Graf erwiedert, „läßt sich nicht von Grundeln fangen."*) Der Erzherzog mit seiner Hauptmacht (80,000 Mann) überschritt alsobald den Lech und die Iller.

Während dem aber waren in der Schweiz die ersten Schüsse gefallen. Die Franzosen hatten die Stellung des Lucienstegs in Graubünden überwältigt und das Korps des General Auffenberg (7000 Mann) geschlagen und gefangen; an dem Widerstand Jellachichs bei Feldkirch aber Aufhalt gefunden. Im Engadin hatte der französische General Lecourbe die Östreicher geschlagen, während Dessolles das Korps von Laudon bei Tauffers sprengte. Somit hatten die Franzosen die Finstermünz und die Päße nach Tyrol in ihrer Gewalt, wurden aber am 30. März wieder zurückgetrieben, nachdem die Östreicher durch das Korps von Bellegarde verstärkt worden.

In unsern deutschen Landen hatte Jourdan, welcher den Erzherzog Karl vom Bodensee abzudrängen beabsichtigte, am 21. März die Schlacht von Ostrach und Pfullendorf angenommen. Er war geschlagen worden und auf Stockach zurückgegangen. Hier und bei Liptingen kam es am 25. und 26. zu einer zweiten, eben so entscheidenden Schlacht. Nach der doppelten Niederlage verließ Jourdan die Armee, deren Oberbefehl er an den General Ernouf übertrug. Nachdem bei Tryberg die Divisionen Souham überfallen worden, sammelte Ernouf am 28. seine Truppen bei Villingen, um sie, nur schwach verfolgt, am 5. und 6. April wieder über den Rhein nach Straßburg zu führen. Die Trümmer des Heeres, welchem man den prächtigen Namen der Donau-Armee beigelegt hatte, wurden sofort unter dem Befehl von Massena mit der Schweizer-Armee vereinigt.

Erzherzog Karl war nur bis Donaueschingen gekommen, und hatte schon damit das Mißfallen des Hofkriegsrathes erregt, denn zu Wien waren jetzt die Blicke von Deutschland ab, und nach Italien gerichtet, wo man seit dem Auftreten der Russen unter Suwarow Entscheidendes erwartete.

In der That war den Östreichern jenseits der Alpen das Kriegsglück bereits entschieden günstig. Die französische Armee in Italien,

*) Wir erinnern, daß „Grundel" der Spottname für die Franzosen war.

von Scherer befehligt, unter welchem Moreau jetzt eine Division führte, waren zu Ende März und in den ersten Tagen des April überall geschlagen, hinter den Mincio und Oglio gedrängt, und Mantua durch die Östreicher berennt worden. Nachdem das 70,000 Mann starke französische Heer beinahe auf die Hälfte zusammengeschmolzen, ward Scherer abberufen, und der General Joubert mit dem Oberbefehl betraut, welchen, bis zu seiner Ankunft, Moreau führte. Am 16. April traf Suwarow in Verona ein, als Oberbefehlshaber des verbündeten östreichisch-russischen Heeres, und führte bald seine so bekannt gewordenen Schläge. Indessen war die Division Serrurier durch Bukassovich gefangen worden, Moreau durch Melas bei Cassano geschlagen. Macdonald hatte alsobald das Neapolitanische verlassen, um sich über Rom und das Toskanische wieder zur großen Armee durchzuschlagen, was ihm auch mit dem Opfer von 18,000 Mann gelang. Die Koalisirten waren wieder Meister von ganz Oberitalien, denn selbst Mantua hatte am 28. Juli kapitulirt, und Suwarow am 15. August durch die blutige Schlacht von Novi der französischen Herrschaft ein völliges Ende gemacht. Moreau führte die Trümmer des Heeres in's Gebürge, und mit dem Ausgang des Jahres waren die Franzosen bis Genua zurückgetrieben.

Nach der Schlacht von Stockach hatte der Erzherzog Karl, durch den Wiener Hofkriegsrath gebunden, in peinlicher Unthätigkeit bleiben müssen, und durfte erst in der zweiten Hälfte des März wieder handelnd auftreten. In diese Zwischenzeit fällt die Katastrophe von Rastatt. Am 1. May waren Hotze und Jellachich mit dem vorarlbergischen Korps auf den Luciensteg zu gerückt, hatten nach starkem Verlust diesen Posten am 14. gewonnen und manövrirten nun über Sargans und Glarus mit dem Erzherzog in Verbindung zu kommen. Nachdem die Franzosen Konstanz und Schaffhausen verlassen, überschritt nun am 23. der Erzherzog den Rhein, um auf der Straße nach Zürich vorzudringen. Bei dieser Stadt fanden Anfangs Juni scharfe Gefechte statt, gegen die Franzosen unter Massena. Bald aber war der Erzherzog durch höheren Befehl wieder bis Ende August in Unthätigkeit gehalten. Hier beginnt der zweite Abschnitt des Feldzugs in Deutschland.

Der Erzherzog hatte die Schweiz dem Schutze Korsakows mit 35,000 Russen und 30,000 Östreichern unter Hotze und Jellachich anvertraut. Er marschierte durch Schwaben, der neugebildeten französischen Rheinarmee, von 30,000 Mann, entgegen, welche, bis zur Ankunft von Moreau, durch den General Müller befehligt ward. Die Franzosen hatten bereits am 26. August Mannheim und Heidelberg besetzt, Philippsburg eingeschlossen und alsbald zu beschießen angefangen; waren dann von Mainz aus über Frankfurt vorgerückt, dort aber durch den mainzer und pfälzer Landsturm aufgehalten worden. Jetzt nämlich hatte man zur Volksbewaffnung wieder seine Zuflucht genommen, die Bürger in regelmäßige Abtheilungen

geschaart und ihnen gute Anführer gegeben. Denn die Furcht vor Wilddieberei hatte doch einer größeren weichen müssen. Sztarray, welcher bei Villingen gestanden, war auf diese Vorgänge an die Enz gerückt, welche er am 10. September erreichte. Auf die Nachricht vom Anrücken des Erzherzogs hoben die Franzosen ihre Belagerung von Philippsburg auf, um über den Rhein zurückzugehen. In Eilmärschen hatte der Erzherzog am 16. September Schwetzingen erreicht, am 18. die starke Stellung von Neckarau überwältigt und im Anlaufe Mannheim erstürmt. Es war dies eine jener kühnen, so selten glückenden Kriegsthaten, von denen der Erzherzog selbst gestand, daß sie hoch gewagt gewesen sey. Jetzt aber waren die bekannten Unfälle in der Schweiz eingetreten; die Armee Korsakows war am 25. und 26. durch Massena bei Zürich aufgerieben, Hotze, der alte Löwe, durch französische Chasseure in einem Hinterhalt erschossen worden, und durch seinen Tod das östreichische Korps in Verwirrung gerathen. Petrasch hatte es nach St. Gallen zurückgeführt, während Korsakow nach einem Gesammt-Verlust von 18,000 Todten und Verwundeten, 20,000 Gefangenen und 100 Geschützen Schaffhausen erreichte. Suwarow, bereits nach der Schweiz in Marsch, erfuhr am 30. in Glarus das Unglück von Zürich. Sogleich hatte er Kehrt gemacht; den verfolgenden Massena noch einmal bei Matten geschlagen; nicht ohne empfindlichen Verlust den gefahrvollen Rückzug durch Graubündten bewerkstelligt, und endlich bei Feldkirch Halt gemacht. Der Erzherzog war unterdessen nach Villingen gerückt und hatte an der Schweizergränze seine Vorposten. Das schwache Korps, welches er zu Mannheim gelassen (4 Bataillone, 14 Schwadronen), stand unter den Befehlen des Fürsten Schwarzenberg. Lecourbe, der neue feindliche Obergeneral, war bei Oppenheim wieder über den Rhein gekommen, und die Östreicher hatten Mannheim verlassen. Die Franzosen belagerten Philippsburg wieder und besetzten Heidelberg, während sie auf der andern Seite bis Stuttgart vordrangen.

Indessen trafen vom Schwarzwald frische Truppen an der Murg ein, und in allen Thälern erhob sich alsobald der Landsturm wieder. Abtheilungen dieser Volkswehr drangen bis an den Rhein vor und umschwärmten Kehl. Eine derselben, meist Schützen aus dem Kapplerthal, unter Anführung eines Herrn v. Neuenstein, von östreichischen Streifschaaren unterstützt, beherrschte den Kniebis und die dortigen Pässe. Das Jahr darauf waren etwa 800 derselben Männer mit einer kaiserlichen Reiterabtheilung gegen Kehl vorgerückt, bei Legelshurst aber auf eine starke feindliche Kolonne gestoßen. Trotz der Uebermacht, und von den Husaren verlassen, wollten die Schützen doch nicht weichen, ohne den Kampf versucht zu haben, und sie führten ihn auch „Haut an Haut", denn an 80 der ihrigen, meist durch Bajonettstiche hingestreckt, blieben auf dem Platz, darunter der Amtsschulzheiß Berger aus Renchen.

So ist dies Volk; der Pulverdampf berauscht es, und wo die heiße Bleidohne den Diskant zwitschert, die Paßkugel den Baß pfeift, da ist ihm die rechte Sphärenharmonie. Aber an Leitung hat es immer gefehlt, und oft haben die Männer auch den Unterschied vergessen zwischen Krieg und Todschlag. Im Neuenburgischen und auf dem Schwarzwald verlegten die Landleute sich förmlich auf Schnapphaneren, aller Rache der Franzosen zum Trutz.

So spricht man jezt noch von dem Bauern im „Bellishäusle" bei Thiengen, der sich in der Kapelle an der Steinachbrücke einen förmlichen Schießstand „auf Franzosen" eingerichtet hatte, von wo aus er deren eine große Zahl erlegte. Uebrigens auch wirklich militärische Talente thaten sich auf, wie unter andern der Kreuzwirth Pfaff von Kürzell bei Schuttern, unter dessen Anführung durch fortgesezte Ueberfälle in der Gegend von Kehl, binnen einem Vierteljahr über 800 Franzosen auf Vorposten und Piketen aufgehoben wurden. Pfaff ward als östreichischer Reiteroffizier betrachtet, und vom Kaiser mit der goldnen Medaille belohnt. Während so das Volk auf eigene Faust, und auf seine Weise am Kampf sich betheiligte, indem sein gesunder Sinn ihm sagte, daß es nur ein Mittel gäbe, mit Ehren aus dem Krieg zu kommen, nämlich tapfer drein zu schlagen, mußten unsere Soldaten, durch die unseligen Verhältnisse zur Unthätigkeit verurtheilt, zusehen, wie der Fremde immer mehr Herr im Hause ward, wie er dem Reich Gesezze vorschrieb. Krampfhaft mag es den Kriegern wohl die Faust an den Schwertgriff gezogen haben; aber mit Pylades konnten sie nur klagen:

Die Stadt die hohe . . .
Liegt nun im Schutte, steigt nicht wieder auf.
Ja, selig sind die Tausende, die starben
Den bittersüßen Tod von Feindes Hand!

Am Rhein aber ging der Feldzug zu Ende mit kleineren Bewegungen und Gefechten. Am 3. November war Rey bei Lauffen durch den Prinzen von Hohenlohe geschlagen worden. Die Franzosen hatten sich wieder gegen den Strom gezogen. Am 16. rückten sie abermals am Neckar und gegen Bruchsal vor. Lecourbe blockirte Philippsburg von neuem. Am 2. und 3. Dezember hatten sie nachtheilige Gefechte bei Odenheim und Östringen bestanden, namentlich am leztern Tage bei Horrenberg und Wisloch, wo sie durch Sztarray völlig in die Flucht geschlagen wurden und an den Rhein zurückgingen. Lecourbe trug nun Sztarray einen Waffenstillstand an, unter dem Vorgeben, daß dergleichen auch von Berthier nach Wien gebracht würden. Unbegreiflicher Weise ging der General hierauf ein, und der Erzherzog mußte den Vertrag verwerfen. Die Franzosen aber hatten inzwischen das linke Rheinufer wieder gewonnen.

Das Jahrhundert war geschieden „im Sturm“, wie der Dichter sagt, und das Neue „vom Morde angekündet“ hatte, auf dem seitherigen Kampfplaz wenigstens, unter Waffenruhe begonnen, denn erst mit dem grünenden Lenz donnerten die Geschüze wieder auf dem Schwarzwald wie auf der appeninischen Boghetta. Aber welch' verzweiflungsvolle Aenderung der Verhältnisse, unter denen der lezte Kampf ausgefochten werden sollte!

In Frankreich hatte der 9. November des geschiedenen Jahres jenen kühnen Mann zum Haupte des Staates erhoben, der so eben erst zurückgekehrt war von den Ufern des Nil, wohin er gezogen, damit auch die Kinder der Wüste hineingerissen würden in die Strömung der Zeit. Während so ein Feuergeist mit mächtiger Hand über die Kräfte Frankreichs verfügte, um bald, den goldenen Adler voran, als Imperator durch Europa zu ziehen, sah in Deutschland der beste deutsche Mann sich gestürzt durch einen Söldling fremden Eigennutzes. Einem Thugut und der englischen Parthei zu Wien mußte Karl, der steggekrönte Held, weichen; denn Werkzeuge brauchte jene Parthei, keine Karaktère. — Was die Koalition anlangt, so war die Theilung der Beute für sie bereits zum Zwietrachtsapfel geworden. Ancona, die Hafenstadt, war durch Östreicher, Russen, Türken und Neapolitaner unter General Fröhlich genommen worden. Rußland wünschte, den Plaz zu erhalten, das aber lief gegen englisches Interesse: man lehnte das Ansinnen ab. Da entbrannte der Zorn des Zaaren, um nicht mehr besänftigt zu werden. Denn vergebens bot man jezt die Beute an, vergebens opferte man den beschligenden General: am 26. Januar 1800 zog das russische Heer von Prag aus der Heimath zu. Auch das Korps der Condéer ward aus russischem Sold entlassen. Nun aber griff England wieder hilfreich ein; es nahm die Verabschiedeten in eigenen Dienst; an Östreich bewilligte man ein „unverzinsliches Anleihen“ von 24 Millionen Gulden. Ein englischer Unterhändler, Lord Wickham, bereisete Deutschland wieder, „Subsidienverträge“ zu schließen. Sie gelangen ihm in München, über 18,000 Bayern; in Ludwigsburg über 5000 Württemberger; in Pforen bei Donaueschingen über 6000 Mainzer. Selbst einige Schweizertruppen traten in englischen Sold. Natürlich wollte der Reichstag zu Regensburg nicht zurückbleiben, er defretirte das fünffache Kontingent nebst 100 Römermonaten. Doch mochten die Herren dort selbst bezweifeln, ob ihre Bewilligungen auch willige Stände finden würden. Durch Kommissionsdekret empfahl der Kaiser allgemein das Aufgebot des Landsturmes nach dem Muster von Kurmainz.

So ungefähr standen die Sachen, oder so ungefähr waren sie eingeleitet, als der Feldzug begann. Denn der erste Konsul ließ dem Wiener Kabinet und dessen Verbündeten nicht die Zeit, Alles in's Werk zu sezen. Am Rhein waren 100,000 Franzosen unter Moreau versammelt, welche am 25. April

Garde du Corps.

1803.

in vier Kolonnen in Deutſchland eindrangen: 20,000 Mann unter St. Suzanne bei Kehl, 20,000 unter St. Cyr bei Breiſach, 30,000 unter Moreau ſelbſt bei Baſel, 30,000 unter Lecourbe bei Dieſſenhofen am Bodenſee.

Die Öſtreicher, ſeit dem 17. März von Kray befehligt, ſtanden 49,000 Mann unter Sztarray, zwiſchen Freiburg und Mainz; 43,000, worunter die deutſchen Truppen im engliſchen Sold, befehligt von Kray und Rauendorf zwiſchen Villingen und dem Bodenſee. 31,000 Mann unter dem Fürſten Reuß waren zur Deckung von Tyrol bei Feldkirch aufgeſtellt. — Moreau's Plan ging dahin, die Reuß'ſche Armee an die Donau und von Tyrol abzudrängen, um ſo in Bayern einfallen zu können. Am 2. Mai von Baſel abgegangen traf er am 3. zwiſchen Engen und Stockach mit Kray zuſammen. Auf lezteren Punkt war der Hauptſtoß des Feindes gerichtet, er drang hier durch. Kray, inzwiſchen durch Truppen von Sztarray's Korps verſtärkt, war hierauf am 5. bei Pfullendorf, am 6. bei Möſkirch angegriffen und abermals geſchlagen worden. Der öſtreichiſche Feldherr wendete ſich gegen Biberach zur Deckung der dortigen Magazine. Hier war er am 9. durch Richepanſe abermals angegriffen und über die Riß zurückgeworfen worden. Auch am folgenden Tag unterlagen die Öſtreicher in einem Gefecht bei Memmingen gegen Lecourbe, und bezogen nun vereint eine veſte Stellung in dem verſchanzten Lager vor Ulm. Hier die Öſtreicher anzugreifen hielt der franzöſiſche Feldherr nicht für rathſam; er ließ daher St. Suzanne bei Riß und Göggingen ſtehen, während er Lecourbe auf Augsburg entſendete, welches dieſer am 27. beſezte. Nun verließ Kray die Stellung von Ulm, griff am 5. Juni den linken franzöſiſchen Flügel unter Richepanſe an, wurde jedoch geſchlagen und zog ſich zum zweitenmal nach Ulm. Nachdem dieſer Plaz in Vertheidigungsſtand geſezt war, rückte Kray am 16. Juni bei Leipheim und Günzburg über die Donau. Am gleichen Tag ließ Moreau 70,000 Mann, befehligt von Lecourbe, zwiſchen Dillingen und Donauwörth überſezen, welche die öſtreichiſche Nachhut bei Hochſtett ſchlugen. Kray zog nun in das Fürſtenthum Neuburg und die Oberpfalz, den Feinden alſo Bayern überlaſſend. Schon waren die Franzoſen Herren von München, wo am 27. Juni der General Decaen eingerückt war, nachdem er den Grafen Meerveldt aus Dachau geworfen hatte. Kray, am ſelben Tage durch Lecourbe bei Neuburg geſchlagen, hatte die Stellung von Ingolſtadt bezogen, und man glaubte am Vorabend großer Ereigniſſe zu ſtehen, als ein Eilbote aus Italien mit der Nachricht eintraf, daß dort am 20. Juni die Feindſeligkeiten eingeſtellt worden. Nun vereinbarte man in Deutſchland auch einen Waffenſtillſtand. Er ward am 15. Juli zu Parsdorf durch die Generäle Lahorie und Dietrichſtein unterzeichnet. Des Tags zuvor noch hatte Lecourbe, welcher

inzwiſchen gegen das vorarlbergiſche Korps marſchirt war, die Verſchanzungen von Feldkirch erobert und hier ein Lager bezogen.

In Italien hatte der greiſe Melas als Oberfeldherr am 6. März die Feindſeligkeiten begonnen; war am 9. durch die Boghetta gedrungen und am 18. Sieger bei Veltri geweſen. Maſſena, der feindliche Befehlshaber, hatte ſich nach Genua geworfen, wo er zu Land von den Öſtreichern, zur See von den Engländern angegriffen bis zum 4. Juni jene Belagerung aushielt, welche zu den denkwürdigſten Kriegshandlungen dieſes Jahres gehört. Der General Kneſevich hatte am 6. den Paß von Tenda erſtürmt; Elsnitz hatte Suchet bei Monte Pietra geſchlagen, Melas Nizza genommen und war nun im Begriff, in die Provinz einzudringen. So ſtanden die Dinge, als die unerwartete Aenderung eintrat.

Seit Anfang des Jahres hatte der erſte Konſul Bonaparte bei Dijon eine „Reſerve-Armee“ geſammelt und deren Oberbefehl ſich ſelber vorbehalten. Dieſe Truppenſammlung war auffallend ausposaunt worden, und darum hielt man das Ganze für Schein. Die Armee war bereits im Marſch, bereits auf lombardiſchem Boden, und noch zweifelte man im öſtreichiſchen Hauptquartier an dem Daſeyn derſelben. Bonaparte hatte am 15. Mai den Paß des großen Bernhard überſchritten und ſeine Richtung auf Mailand genommen, wo er die Wiederherſtellung der ciſalpiniſchen Republik verkündete. Drei andere franzöſiſche Kolonnen überſchritten die Alpen in den Tagen des 24. und 27. Mai: eine über den Mont Cenis, eine zweite über den Simplon und eine dritte über den Gotthard. Ein ernſter Unfall traf die Öſtreicher am 9. Juni bei Montebello, wo der General Ott, ſo eben von der Einnahme Genua's zurückkehrend, durch Berthier geſchlagen ward. Melas, endlich das Gefahrvolle ſeiner Lage erkennend, hatte ſeine Streitkräfte, nicht über 35,000 Mann, hinter der Bormida geſammelt, da wo der Fluß ſich in den Tanaro mündet. Ihm gegenüber bei Valenza ſtand ſchon eine franzöſiſche Diviſion, bereit durch Ueberſchreiten des Po die öſtreichiſche Rückzugslinie vor ihnen ſelbſt zu gewinnen. Der 14. Juni war der entſcheidende Tag. Melas hatte den Fluß im Angeſicht von Aleſſandria überſchritten und lieferte dem erſten Konſul die Schlacht, welche von dieſem nach dem Dorfe Marengo benannt worden iſt. Man weiß, daß bis Nachmittags die Öſtreicher Sieger geweſen und Boden gewonnen hatten, daß der alte Feldherr erſchöpft nach Aleſſandria zurückgekehrt war und bereits Eilboten mit der Siegesnachricht nach Wien abgeſendet hatte; daß endlich erſt gegen Abend ein erneuerter Angriff des Feindes, hauptſächlich durch die Diviſion Deſſaix, welche um Mittag auf dem Schlachtfeld eingetroffen war, und durch die Reſerve-Reiterei, dem kaiſerlichen Feldherrn den Preis wieder entriß, worauf die Franzoſen in ihrer anfänglichen Stellung auf dem Schlachtfelde übernachteten. Der Verluſt war auf beiden Seiten ziemlich gleich, für

die Feinde aber besonders schmerzlich durch den Tod des Helden Dessair, eines jener wenigen Männer, welchen es gelungen, einen unbefleckten Ruf durch den ganzen Lauf der Umwälzung zu bewahren. — Ein kräftigerer und fähigerer Mann als Melas hätte sicher den Kampf noch einmal aufgenommen. Der alte Mann aber glaubte Alles verloren und opferte die Lombardei durch eine Kapitulation, wie deren die Geschichte kaum eine zweite kennt. Nicht wenig waren die Franzosen überrascht als den Tag nach der Schlacht von Marengo Melas um Waffenstillstand nachsuchte, demzufolge die Östreicher bis hinter den Mincio zurückgehen sollten. Von Wien aus ward alsobald Graf St. Julien nach Paris gesendet, die Genehmigung des Vertrags dorthin zu bringen und einen Friedensschluß mit dem ersten Konsul anzuknüpfen. In Paris wollte man indeß nicht auf einen allgemeinen Frieden eingehen, wohl aber auf einen Sonderfrieden mit Franz II, wobei man sogar ganz billige Bedingungen stellte. Der kaiserliche Unterhändler glaubte sich zu einem solchen Abkommen bevollmächtigt, und man schritt zur förmlichen Verhandlung. Doch zu Wien überwog englischer Einfluß. Der Graf ward geopfert, und man gönnte ihm in der Vestung Klausenburg Zeit zum Nachdenken über den Umfang diplomatischer Aufträge.

Durch dies Zerschlagen der Unterhandlungen ward sofort der Waffenstillstand in Deutschland auf den 10. September gekündet, in Italien auf den 18. Den achtzehnjährigen Erzherzog Johann betraute man nun mit dem Oberbefehl in Deutschland und theilte ihm als Beirath den General Lauer zu; der Kaiser selbst begab sich persönlich in's Hauptquartier. Man unterhandelte hier einen neuen Aufschub von 10 Tagen, und endlich zu Hohenlinden einen weiteren von 45 Tagen um den Preis von Ulm, Philippsburg und Ingolstadt. Diese Waffenruhe benützten jetzt wieder viele Reichsstände, um als Souveräne mit Frankreich Frieden zu schließen, wie Isenburg, Nassau, Wied, Erbach, Anhalt Bernburg, Solms, Stolberg, Wittgenstein, Leiningen und andere.

In Erwartung, daß das Vereinbarungswerk zwischen Frankreich und England zu London fortschreiten werde, hatte Östreich eine der Städte Schlettstadt oder Luneville als künftigen Ort der Friedensunterhandlungen vorgeschlagen; Bonaparte entschied sich für letztere, und sendete seinen Bruder Joseph dahin ab. Graf Cobenzl war bereits seit Anfang Novembers dort eingetroffen, und man erwartete noch den Lord Grenville, um das Werk zu beginnen. Aber der Lord kam nicht. England brauchte noch keinen Frieden. Die Waffenruhe ward am 12. November gekündet und am 28. mußte der Kampf nochmals aufleben. In der Zwischenzeit hatten die Franzosen jene drei obengenannten vesten Plätze in Deutschland geschleift. Ihre Armeen bildeten eine Gesammtheit von 250,000 Mann. Bei der Haupt- oder Rheinarmee befehligte Moreau in Person die Mitte, Lecourbe

den rechten, Grenier den linken Flügel. Gleichfalls unter dem Oberbefehl von Moreau stand eine „Armee des Niederrheines“ unter St. Suzanne im Altmühlthal und an der Donau; dann ein Armeekorps Holländer unter Augereau an der Nidda. Die Verbindung mit Italien bewerkstelligte die „Armee von Graubünden“, durch Macdonald befehligt. Solcher Masse kriegsgeübter, wohl ausgerüsteter Soldaten, angeführt von kühnen und tüchtigen Generalen, hatte der junge östreichische Feldherr eine durch Verluste und mangelhafte Verpflegung geschwächte, und durch Unfälle entmuthigte Armee von 75,000 Mann entgegen zu stellen. In Tyrol befehligte Hiller noch eine Heeresabtheilung von 18,000 Mann; bei Regensburg stand ein abgesendetes Korps von 20,000 unter Klenau; endlich 7000 Mann unter Simbschen dem Augereau'schen Korps gegenüber. Der Palatinus Joseph organisirte zwar die „ungarische Insurrektion“, und das Geschäft des Erzherzogs Karl war es, eine „böhmische Legion“ zu bilden. Doch diese Kräfte waren alle noch nicht kampfbereit.

Das kaiserliche Heer hatte hinter dem Inn, von Kufstein abwärts eine sehr veste Stellung genommen, welche Moreau nicht zu überwältigen hoffen konnte; dennoch hatte er sein Heer am 28. und 29. November vorwärts in Bewegung gesetzt. Dem Erzherzog Johann war inzwischen von Wien Befehl zugegangen, seinerseits zum Angriff zu schreiten. Er ging am 1. Dezember über den Inn, um gegen München hin zu handeln, den Feind in seiner linken Flanke zu fassen und von jener Hauptstadt abzudrängen. An jenem 1. noch traf der Erzherzog bei Ampfing im Isenthale auf ein französisches Korps unter Hardy, welches zwar geschlagen aber nicht kräftig verfolgt wurde. Der Erzherzog wendete sich vielmehr, bei abscheulichem Wetter auf grundlosen Wegen, gegen Haag, wo er seine Macht sammelte und dadurch dem Feinde Zeit ließ, auch seine ziemlich zerstreuten Kräfte zu vereinen. Im östreichischen Hauptquartier scheint man diesseits der Isar keine Schlacht erwartet zu haben. Das entscheidende Zusammentreffen der feindlichen Heere am 3. Dezember war daher unvorgesehen, und führte eine Schlacht herbei, in welcher keiner der entgegenstehenden Befehlshaber die Anordnungen des Widersachers zu durchschauen vermochte, wo also die Tapferkeit der Truppen und die Tüchtigkeit der Generale den Ausschlag geben mußten. Namentlich in letzterer Beziehung, so wie an Stärke waren die Franzosen ihren Gegnern offenbar überlegen. Die Schlachtlinie erstreckte sich von Erding über Hohenlinden, St. Christoph und Ebersberg bis Helfersdorf; der große Ebersberger Forst verdeckte die östreichische Stellung. Moreau hatte in der Nacht zwei Divisionen (Richepanse und Decaen) von den 8, aus welchen seine Armee bestand, nach Mattenpöt beordert, wo die von Mühldorf kommende Straße in den Wald von Hohenlinden tritt. Die eine dieser Divisionen hatte 3, die andere 5 Stunden Wegs in der

stürmischen Dezembernacht, bei starkem Schneefall zurückzulegen. Daß sie des Wegs verfehlen, unzeitig an ihrem Bestimmungsort eintreffen würden, war vorherzusehen, und traf auch ein. Richepanse sah sich gegen 7 Uhr Morgens zu St. Christoph, und nach abermaligem Verirren um 9 Uhr vor Mattenpöt, als eben die östreichische Hauptkolonne, mit dem großen Geschüzug und der Reserverreiterei vergeblich den Ausgang und den Wald zu erzwingen strebte. Die Lage der feindlichen Divisionen war in hohem Grad gefährlich, doch ohne viel Bedenken warf der französische General sich auf die in Hohlwegen steckende große Geschützkolonne. Dieser unerwartete Flankenangriff brachte alsobald eine unheilbare Verwirrung in die östreichischen Massen und beendete den Kampf bei Hohenlinden, während er bei St. Christoph und Buch noch bis gegen 2 Uhr Nachmittags fortwüthete. So ward also das Geschick des Tages entschieden durch die an sich fehlerhafte Entsendung der 2 französischen Divisionen, oder wenn man will — durch das Glück; aber das Glück liebt es, sich mit der Kühnheit zu vereinen.

Der Gesammtverlust Oestreichs bestand in 12,000 Mann und 90 Geschüzen, wovon die meisten keinen Schuß gethan. Die Bayern verloren fast alle ihre Stücke (an 20) und 5000 Mann. Die Franzosen hatten 3000 Todte und Verwundete, ihre Gegner wahrscheinlich keine größere Zahl. Der Erzherzog ging unter dem Schuz seiner Reiterei wieder über den Inn, und Moreau verlegte sein Hauptquartier nach Haag.

Strategisch war durch die Niederlage von Hohenlinden nicht sehr viel verloren; aber durchschlagend war die moralische Wirkung: dieser 3. Dezember und der Tag von Marengo haben die habsburgische Zähigkeit mürbe gemacht. Franz II wandte sich zwar noch einmal an seinen Bruder Karl, ihm wieder den Oberbefehl anzutragen. Ohne Zögern dem kaiserlichen Ansinnen folgend, war Karl am 18. Dezember im Hauptquartier eingetroffen, hatte aber Alles in einem Zustand gefunden, der ihm nur den Rückzug hinter die Ens übrig ließ. Am 17., 18. und 19. errangen die Franzosen bei Frankenmarkt, Polkadruck und Lombach fortwährende Vortheile. Da ließ der Erzherzog am 21. dem General Moreau einen Waffenstillstand anbieten, welchen dieser auf 48 Stunden genehmigte. Ungeachtet des Vertrags aber ging der französische Feldherr noch über die Ens und schob die Vorposten der Division Richepanse bis 20 Stunden vor Wien.

Da sah man vor Ablauf jener zwei Tage im französischen Hauptquartier zu Steyer den Grafen Grünne aus Wien eintreffen, dort einen weiteren Waffenstillstand zu unterhandeln, während der Erzherzog zugleich die Erklärung gab, daß Franz II entschlossen sey, jezt ohne seine Alliirten einen Frieden zu schließen. Der französische Feldherr, das immerhin Gefährliche seiner vorgeschobenen Stellung wohl erwägend, war klug genug, den Sieg nicht zu mißbrauchen. Am 25. schloß man zu Steyer einen Waffenstillstand

vorläufig auf 30 Tage, wobei den Franzosen, zum Unterpfand, Kufstein und Schinz in Tyrol, Würzburg und Braunau bewilligt wurden. — Auf den Jahrestag von 1801 war die „Armee von Graubünden" in Tyrol eingerückt, hatte am 7. Trient besetzt, und dadurch die Verbindung bewerkstelligt mit der Armee von Italien, welche am 11. die Brenta überschritten und in Treviso eingezogen war. Hier ward am 16. gleichfalls ein Stillstand der Waffen abgeschlossen.

Bald darauf, am 9. Februar 1801, unterzeichnete man den Frieden zu Luneville. Franz II schloß diesen Frieden für sich, als König von Ungarn und Böhmen, sodann, obgleich unbevollmächtigt, als Kaiser im Namen des Reiches. Wohl hatte man wegen dieses letzten Punktes schwere Bedenken vorgebracht, aber das Begehren des ersten Konsuls stand vest und — der doppelt gekrönte Aar, der einst den Herrscherblick nach der ganzen gesitteten Welt gerichtet, nach dem Morgen und dem Abend, er lag ja, nach achtjährigem Kampf, besiegt durch den neu aufstrebenden einhäuptigen Heldenflügler! Daß das Reich den Kampf wieder aufnehmen werde, trotz dem Kaiser, war auch nicht zu befürchten. Man erkannte in Regensburg ganz gut die „Nothwendigkeit" und beeilte, ungeachtet einer Einsprache Preußens, die nachträgliche Zustimmung. Unterm 9. März 1801 ward der Vertrag von Luneville zum Reichsschluß erhoben. Die inneren Anordnungen in Deutschland regelte der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803. Unterm 27. März des Jahres vorher war zu Amiens der Friede zwischen England und Frankreich zu Stand gekommen.

Der Vertrag von Luneville krönte das Werk der Feinde Deutschlands in den Verträgen von Münster und Osnabrück; das Ziel Ludwigs XIV war erreicht. An die französische Republik überließ Östreich seine Niederlande; das Reich all' jene überrheinischen Länder, die es sich 1618 noch gerettet; was von geistlichen Besitzthümern übrig blieb, mußte zur Entschädigung der weltlichen Fürsten dienen. Die Verfassung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, seit einem Jahrtausend der ersten Großmacht in Europa, war damit vernichtet. Man entsagte jedem Anspruch auf solche Weltstellung, um, achtzehn Monden nach dem Deputationshauptschluß, selbst den Namen aufzugeben. Unzerbröckelt blieb nur der Kern des Volkes; in ihm lebte des alten Reiches vergangene Herrlichkeit als heilige Erinnerung fort, und eine seiner liebsten Sagen ist ihm heute noch die vom einstigen Wiederauferstehen seines Kaisers.

Die

sieben Werke der Barmherzigkeit

der

heiligen Elisabeth.

Wandgemälde auf der Wartburg.

Erfunden und ausgeführt

von

Moritz von Schwind.

In Holz geschnitten

von

Julius Thäter.

Leipzig.
Georg Wigands Verlag.

Ihrer königlichen Hoheit

der

Frau Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach

in tiefster Ehrfurcht

zugeeignet

von

Moritz von Schwind.

Die Müden beherbergen.

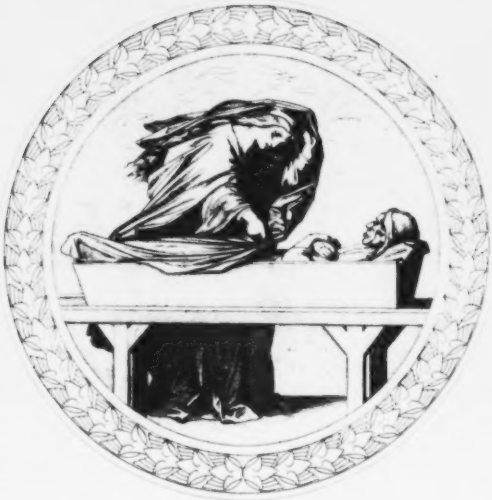
Die Kranken pflegen.

Die Nackten kleiden.

Die Hungrigen speisen

Die Durstigen
tranken.

Die Gefangenen trösten.



Die Todten begraben.

Der Reitunterricht

Aus dem Freskencyklus für Hohenschwangau

MORITZ von SCHWIND.

EINE LEBENSSKIZZE

NACH MITTHEILUNGEN

VON ANGEHÖRIGEN UND FREUNDEN

DES VERSTORBENEN MEISTERS

ZUSAMMENGETRAGEN

VON

LUKAS R. v. FÜHRICH.

MIT EINEM HOLZSCHNITT UND EINER RADIRUNG NACH SCHWIND

VON

JULIUS NAUE.

DER REINERTRAG IST DEM AM STARNBERGER SEE ZU ERRICHTENDEN MONUMENTE SCHWINDS GEWIDMET.

LEIPZIG.
ALPHONS DÜRR.
1871.

47-43/1022

Bayer. Staatsbibl. München

Druck von Max & Hommel in Leipzig

Mitten unter den gewaltigen Ereignissen der Gegenwart ist fernab von den Schauern des Krieges, der Tausende an einem Tage hinweggefegt, eines schlichten Mannes Lebensflamme still erloschen, dessen Wirken Tausenden zu reiner Freude wurde.

Moritz von Schwind ist am 8. Februar dieses Jahres gestorben. Es ist in ihm einer der genialsten, um nicht zu sagen, der genialste Künstler der Gegenwart dahingegangen, von unübertroffenem Schwung der Phantasie, hoher ungetrübter Idealität, dem der Ausdruck der zartesten Anmuth und höchsten Kraft in seiner Kunst in gleichem Maasse zu Gebote stand — ein Mann, der alle guten Eigenschaften, die man seinen Landsleuten — den Wienern — nachzurühmen pflegt, im hohen Grade besass, spiegelhelle Offenherzigkeit, tiefes Gemüth, ebenso entfernt von hohler Sentimentalität als plattem Materialismus, echten Humor.

Diese Blätter können nicht Anspruch erheben, einen gerundeten, noch weniger einen erschöpfenden Lebensabriss des verstorbenen Meisters zu enthalten. Dazu ist die Zeit zu kurz gewesen, und liegt das Material noch allzu zerstreut und grossentheils unzugänglich auseinander. Was im Augenblicke erreicht werden konnte, treulich wiederzugeben, vielleicht für eine spätere, eingehendere Arbeit aufzubewahren, ist die Absicht dieses Schriftchens. Es wird daher auch nicht Wunder nehmen, wenn einzelne Perioden und Verhältnisse breiter behandelt, andere lückenhafter geblieben sind, wozu mitunter, abgesehen von wirklich mangelndem Material die schuldige Rücksicht auf noch lebende Persönlichkeiten Anlass wurde, ja wenn das Ganze geradezu einen mosaikartigen Charakter trägt.

Den weitaus grössten Theil seiner Kenntniss des Jugendlebens bis zur ersten Reise nach München, und dann wieder

der Periode vom Jahre 1846 angefangen bis zum Tode des Künstlers verdankt der Verfasser Mittheilungen der Brüder des Verewigten, des Herrn Ministerialrathes Franz von Schwind und des Herrn geheimen Rathes August Freiherrn von Schwind. Was andere Angehörige und Freunde des Meisters beigetragen, findet sich in dem ganzen Schriftchen zerstreut.

Verfolgen wir vorerst den Stammbaum desselben so weit zurück, als die Erinnerungen der Familie reichen.

Von den Vorfahren Schwind's ist in der Familie wenig bekannt. Ein Stefan Schwind übersiedelte in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts von Mainz nach Burgstadt (bei Wertheim am Einflusse der Tauber in den Main) wo er Bürger und Gerichtsbeisitzer war. Dessen Sohn, Sebastian kam mit einem Fürsten Löwenstein, der an dem lebhaften und wissbegierigen jungen Manne Gefallen fand, nach Böhmen, wo er sich in Haid (1744) mit Magdalena Sika, der Tochter eines dortigen Bürgers, verheirathete. Schon er war in seiner Umgebung als guter Zeichner bekannt. Sein Sohn Franz ward der Vater des verstorbenen Meisters. Dem Vernehmen nach soll noch jetzt in der Mainzer Bürgerschaft der Name Schwind öfters vorkommen, wie es auch in Frankfurt a. M. der Fall ist. Für die Angabe, dass die Familie Schwind aus Schweden stamme, und noch dort blühe, sind derselben keinerlei Anhaltspunkte bekannt.

Franz von Schwind begann seine Laufbahn als Vorleser bei dem Minister Fürsten Kaunitz, den er sehr verehrte, bekleidete dann einen diplomatischen Posten am Stuttgarter Hofe und zuletzt eine Stelle an der vereinigten Hofkanzlei in Wien. Er war in zweiter Ehe vermählt mit Franziska von Holzmeister, der Tochter eines k. k. Hofrathes, einer sehr geistreichen und energischen Frau, deren Porträt aus den Jugendjahren von grosser Schönheit Zeugniss gibt. Sie, die Mutter Moritz von Schwind's hatte ihre hervorragenden Eigenschaften von ihrer Mutter, einer gebornen von Orthmayer überkommen. Die Orthmayer, sowie die Holzmeister sind Oesterreicher. Von ersteren ist ein Zweig nach Bayern übersiedelt und es leben die letzten Sprösslinge dieser von Orthmayer noch in München. Da auch die väterliche Grossmutter, so viel bekannt, eine Deutsch-Böhmin war, so darf der Künstler mit vollstem Rechte als Deutscher und Oesterreicher bezeichnet werden.

Bayerische Staatsbibliothek München

1804 1828.

Wien.

Moritz von Schwind wurde am 21. Jänner 1804 zu Wien in der inneren Stadt, alten Fleischmarkt, in dem an die griechische Kirche angrenzenden Hause, jetzt Nr. 15, geboren, wo die Familie eine Wohnung im 4. Stockwerke mit der Fronte gegen die obige Strasse bewohnte. Auf ihn waren die trefflichsten Eigenschaften seiner Eltern übergegangen. Unter allen Kindern dieses Paares hatte er die grösste Aehnlichkeit mit dem Vater.

Seine damals lebenden Geschwister waren: Friederike, nachmals Gattin des Buchhändlers und Gremiumvorstandes Karl Armbruster; Ernestine, unvermählt; Wilhelmine, nachmals verehelicht an den Professor Arzberger am polytechnischen Institute zu Wien (gestorben im Mai 1836); August, dermals wirklicher geheimer Rath, als Staatsrath im Jahre 1865 pensionirt und in den Freiherrnstand erhoben und Caroline, nachmals verehelichte Bresslern von Sternau. Nach Moritz kam noch Franz, jetzt k. k. Ministerialrath in Pension.

Vor 1806 übersiedelte die Familie in ein dem Hofe gehöriges Gebäude, den sogenannten Kaiserkeller, jetzt Haus Nr. 3, in derselben Strasse, wo sie bis zu dem am 7. Februar 1818 erfolgten Tode des Vaters verblieb.

Wer den Vater kannte, hat nur ein Urtheil über ihn: er war ein Mann von grösster Herzensgüte, wohlwollend, heiter, gesellig, von der zartesten Feinsinnigkeit, grossen Verstandesgaben und höchst gewähltem, präcisem Ausdrucke.

Ueber die Kindheit des Moritz äusserte sich seine Schwester Ernestine, welche ihn zunächst wartete und pflegte: „Er war ein wunderhübsches, hochrothbackiges Kind, gesund und frisch. Die Wangenröthe ist ein Familienkennzeichen, und da sie tief in eine Krankheit aushält, nannte sie Moritz „echtfärbig". Etwas herangewachsen, war er von zierlichen Formen, hatte ein etwas tief liegendes, dunkelblaues, sehr blitzendes Auge (diess bis an sein Ende) und eine eigene Weise, in ein Zimmer zu treten. Es kam nämlich stets zuerst der eine Fuss und die eine Seite — als wolle er das Terrain sondiren — dann erst kam der ganze Knabe zum Vorschein."

Es wird erzählt, dass er, von den Eltern frühzeitig zur Kirche geführt, von der Feierlichkeit des katholischen Kultus so ergriffen wurde, dass er sich das Amt eines Ministranten bei der Messe als höchstes Glück wünschte und auch erlangte. Der Grundton echter Romantik war hiemit schon in der kindlichen Seele angeschlagen.

Wer seine ersten Lehrer gewesen ist nicht mehr bekannt. Später besuchte er eine öffentliche Schule im „Heiligenkreuzer-Hofe" wo er auch im Geigen Unterricht erhielt. (Auch der Vater war in seiner Jugend ein leidenschaftlicher Geiger.) Der Lehrer soll Bauer geheissen haben. Dort mag wohl sein angebornes Talent für Musik seine erste Anregung erhalten haben, welche durch seinen späteren Umgang mit Schubert, dem Schubertsänger Baron Schönstein, Lachner, Randhartinger, dem Hause Spaun u. A. zu seiner zweiten Natur wurde. Einen „Mund voll Musik", pflegte er noch in seinen letzten Lebensjahren zu sagen, „muss einer täglich haben."

Wenige brachten der Musik ein wärmeres, offeneres Herz entgegen und ein reiner gebildetes Ohr, das auch hier das Gemeine scharf unterschied und verschmähte.

Moritz verliess als Knabe schon im Herbste 1811 das Vaterhaus, und kam nach Altgedein in Böhmen, einem kleinen ländlichen Besitze des „Onkels Slavik", des Gemahls einer Vaterschwester. Es ist dies ein aus wenigen Häusern bestehendes Oertchen, nur durch einen mit Saatfeldern und Wiesen bedeckten Hügel, auf dem die Kirche steht, von der Ortschaft Neugedein getrennt. — Wer die lieblich elegischen Gegenden des Böhmerwaldes mit ihren ernsten Tannenwäldern und der zwischen verwittertem Gestein wuchernden Moos- und Farren-Vegetation

kennt, und sie der grossen Stadt und selbst den lachenden Umgebungen Wiens entgegen hält, der mag wohl vermuthen, welchen Eindruck dieser Wechsel auf das reich begabte Gemüth des Knaben hervorgebracht, wie er dort von Riesen und Zwergen, die tief im Bergschacht hausen, geträumt haben mag; zumal, wenn wir später aus seinem eigenen Munde hören, wie gerne er auf der nahen Ruine „Riesenberg" sich aufhielt. Es besteht noch eine sehr genaue Aufnahme von Altgedein in Aquarell von ihm aus dem Jahre 1822.

Als Knabe brachte er dort ein ganzes Jahr zu. Ende 1812 kam er nach Prag zu einem alten Freunde des Vaters, dem Kommerzienrathe Rösler. Auch der Anblick dieser Stadt und ihrer mittelalterlichen Prachtbauten kann auf den nachmaligen Romantiker nicht ohne Einfluss geblieben sein. Zu Ostern 1813 kehrte er nach Wien zurück.

Als ein Beweis seiner damals schon hervortretenden Fähigkeiten muss wohl citirt werden, dass der Knabe, der, als er nach Böhmen kam, die letzte Normalschulklasse noch nicht durchgemacht hatte, in Altgedein, wo sein um 6 Jahre älterer Vetter Unterricht für die erste Gymnasialklasse erhielt, sich ohne Weiteres an diesem Unterrichte betheiligte, und bei den Prüfungen am Gymnasium zu Pilsen vollkommen bestand.

In Wien besuchte er dann das Schottengymnasium, und sass dort mit Steinhauser, Bauernfeld und Lenau zusammen auf der Schulbank, ohne dass mit dem letztgenannten ein näheres Freundschaftsverhältniss sich herausgebildet hätte*.

Die beiden ersteren blieben ihm Freunde bis ans Ende. In dieser Zeit brach er sich durch einen Fall beim Spiele den rechten Arm, von wo an dieser im Ellbogen etwas schief sass.

Im Vaterhause, wo später zwischen 1816 und 1819 eine Art Mädchenschule errichtet wurde, waren auch sehr einfache Zeichenlehrer, ein gewisser Lechner und später ein Mitglied der Kunstakademie: Waidele.

Sein Zeichentalent hatte sich aber schon in der frühesten Kindheit auf das Auffallendste kundgegeben. Kein Schulbuch,

* Des hochbegabten, unglücklichen Dichters düstere Schwärmerei stimmte wohl zu wenig zu Schwind's Charakter, dennoch bezeichnet er ihn in einem Briefe vom Jahre 1844 als einen alten Freund, auf dessen bevorstehenden Besuch er sich sehr freue.

kein Blatt Papier blieb frei. Ueberall, auch an den Wänden, liess er seiner Phantasie freien Lauf, und sein jüngerer Bruder erinnert sich sehr lebhaft, dass eine rosenfarbige, grün gesprenkelte Bretterwand, welche den Schlafraum der Knaben von einem grossen Zimmer trennte, mit 2—3 Fuss hohen Figuren bedeckt wurde, unter denen ihm Kaiser Franz mit seinen rothen Hosen deutlich vorschwebt.

Schon als zehnjähriger Knabe illustrirte Moritz seine sehr fliessend geschriebenen Briefe mit leicht hingeworfenen Federzeichnungen.

Bei der Schärfe seines früh erwachten Witzes und seiner glänzenden Auffassungsgabe mussten wohl zuerst Karrikaturen entstehen, denen seine Gutmüthigkeit stets das Verletzende nahm. Die Hogarth'schen Kupferstiche, die im Hause gang und gebe waren, mögen zu dieser ersten Richtung beigetragen haben, vielleicht auch zu der cyklopischen Compositionsweise Reihen auf einander folgender Scenen, wie sie in seinen ersten Arbeiten sich zeigte, und in den letzten Werken fortlebt.

Nichts war ihm leichter, als seine Bekannten charakteristisch darzustellen, und mit Feder und Tinte dieselben Abende lang mit der trefflichsten, stets reinen und liebenswürdigen Satyre nächster Ereignisse oder willkürlicher Themata in unauslöschlicher Heiterkeit zu erhalten. Ein Physikprofessor Sedmanschek empfing den Knaben einmal beim Examen mit den Worten: „tu me pingis" und es ist ganz bezeichnend, dass ihm diese Dinge nur Freunde und keine Feinde erwarben.

Während seiner Gymnasialstudien gab es eine Zeit — wie sich einer seiner Schulfreunde entsinnt — wo er eine wahre Manie hatte, Wappen zu zeichnen. Er lief da oft beim Nachhausegehen aus der Schule dieser oder jener Herrschaftscarosse nach, um schnell mit einigen Strichen die Characteristica des darauf prangenden Wappens festzuhalten.

In den Jahren 1818—21 vollendete er die philosophischen Studien an der Wiener Hochschule.

In diese Zeit fällt, wie erwähnt, der Tod des Vaters und in Folge dessen ein scheinbar unwesentliches, aber doch auf die nachmalige Entwicklung Schwinds nicht einflussloses Ereigniss, nämlich die Uebersiedlung der Familie in das Haus der mütterlichen Grossmutter „zum Mondschein" in der Vorstadt Wieden (1819). Im letzteren Jahre lernte er Josef v. Spaun,

durch ihn dessen Bruder Anton kennen, sowie seinen Linzer Freund Kenner* (alle in den Medaillons zu den „sieben Raben" verewigt). Bald darauf (1821?) und wohl auch durch den ersteren wurde er mit Franz Schubert bekannt, mit dem er ein Freundschafts-Bündniss schloss, wie es inniger kaum gedacht werden kann, so dass Schubert ihn (wie Bauernfeld erzählt) scherzweise seine Geliebte nannte. Kupelwieser und Bruchmann (von dem auch mehrere Texte zu Schuberts Liedern herrühren) nennt ein Brief Schwind's aus dem Jahre 1824 mit Schubert zusammen und erwähnt, wie er ihren Umgang schüchtern gesucht und durch das Finden sich beglückt gefühlt.

Schuberts Musik und der beginnende, leider bald durch den Tod gelöste Umgang mit ihm erschloss eine Knospe mehr an dem zur Entfaltung drängenden Sprössling seiner künstlerischen Anlagen. Damals hatte aber auch Ludwig Schnorr von Carolsfeld ausser seinem berühmten Faust einige romantische Bildchen ausgestellt, welche Schwind tief ergriffen. Es war die Zeit, da der Wellenschlag der Romantik, die damals ganz Deutschland bewegte, in seinen fernsten Schwingungen auch die alte Kaiserstadt erreichte, und ausser bei einigen älteren Künstlern: Schnorr, Olivier, Schäffer, Russ vorzüglich in einer kleinen Schaar jugendlicher Gemüther Wiederhall fand.

Schwind gehörte vor Allen zu ihnen und so kam es, dass er, der, wie erwähnt, schon während seiner philosophischen Studien den Drang zu künstlerischer Entwicklung durch Federzeichnungen meist heiterer Natur immer kräftiger bekundet hatte, nun um die Mitte des Jahres 1821 den Entschluss fasste, die wissenschaftlichen Studien aufzugeben und sich ganz der Kunst zu widmen — nach einem ungestüm drängenden crescendo der Schlussaccord des ersten Satzes der Schwind'schen Lebenssymphonie. Es folgt ein capriccioso, dessen wunderliche Verschlingungen bald in ein klares Bette einzulenken, bald wieder ganz von der eingeschlagenen Richtung abzuleiten scheinen — eine wahre Aprilwetter-Periode von etwa zehn Jahren mit wunderbar lieblichen Frühlingstagen und duftigen

* Ein Gedicht von ihm „der Liedler" wurde von Schubert in Musik gesetzt und von Schwind in einer Reihe von Zeichnungen illustrirt. Ein zweites behandelt ein im Besitze der Frau von Schwind befindlicher Cyklus „Siegfried und Sigunde" aus derselben Zeit.

Erstlingsblüthen; dann wieder darüber hinfegenden Stürmen und Schneeschauern bis zur scheinbar völligen Rückkehr winterlicher Erstarrung, die mit einem Male wieder unmerkbar sich löste.

Ein künstlerisches Gemüth wird sich nie losmachen können von wehenden und verwehenden Stimmungen und Anmuthungen: es lebt eben hievon, auch wenn das äussere Leben ruhig dahinfliesst. In Schwind's Leben und Gemüth aber, vor Allem in dieser Periode spielen sie eine besonders gewichtige Rolle.

Bei der Vermögenslosigkeit der Familie, wohl auch dem damals geringen Kunstleben in Wien, war sein Entschluss gewagt und wurde wegen Mangels finanzieller Unterstützung mehrseitig bekämpft; gefördert aber durch den schon erwähnten Schwager Armbruster, welcher mit vielen Künstlern Wiens Schnorr, Peter Krafft und Anderen, vertraut war.

So kam die Zeit von 1821 bis 1827, wo Moritz, noch im elterlichen Hause wohnend, doch schon auf den eigenen Erwerb neben den eifrigen Studien für seine Kunst angewiesen, den ganzen Muth des Genie's bedurfte, und eine rastlose Ausdauer bewährte, welche er später oft in Bewunderung der hervorragendsten Meister als das wesentlichste Kennzeichen ihres Berufes und des Genie's überhaupt hervorzuheben liebte.

Seinen ersten Erwerb durch die Kunst trugen ihm Neujahrs-Visitkarten ein, mit denen damals viel Luxus getrieben wurde. Sie waren komischen Inhalts und wurden zu Einem Gulden das Stück beim Kunsthändler (Paterno) angebracht. Schon in den Herbstferien des Jahres 1821 finden wir ihn auf der Besitzung des Onkels in Altgedein mit Zeichnungen für Kinderbilderbogen zu „Robinson", welche von Trentsenski in Wien bestellt waren, beschäftigt.

Er berichtete darüber an seinen Freund Steinhauser mit der Bitte, „da er, wenn er nicht zeichnen könne, ein ganz jammervoller Mann sei", ihm drei Bogen Zeichenpapier à 30 kr. zu senden mit folgendem charakteristischen Beisatze: „Bin aber nun in einer Lage, in welcher ich eher Geld brauchen als welches hergeben kann. Mögest Du also gefälligst zusehen, wo Du eines auftreibst".

In Wien frequentirte er den Antikensaal der Akademie der bildenden Künste vom Jahre 1821 bis 1823, wobei ihm die Vorschule nachgesehen wurde; insbesondere aber arbeitete er

im Atelier Schnorr's, dessen Bildungsmittel unermüdlich benützend. Es bestehen noch einige Studienblätter aus seiner allerersten Zeit und eine Composition aus der Aeneide (1821) — im Besitze seines Bruders — welche den Fleiss, die Sorgfalt und den Respect erkennen lassen, mit denen er seine Aufgabe erfasste. Dann gab's aber wieder Tage und Wochen, wo wenig gearbeitet wurde und die Zeit mit Besuchen der Freunde und lustigem und ernsthaftem Geplauder, wie es der Gährung der jugendlichen Künstlerseele entsprach, verfloss. Doch konnte ihn weder Schnorr's Kunstrichtung, die in einen aller Darstellbarkeit sich entziehenden symbolisirenden Mysticismus sich verlief, noch weniger Peter Krafft's bei aller Bravour schwunglose Modemalerei für die Länge ausfüllen. Er machte sich dem Letzteren gegenüber im ersten Entwurf zu einem Kinderbilderbogen „Zriny's letzten Ausfall aus Szigeth" darstellend, (ein Gegenstand, den Krafft eben in seinem bekannten Bilde im Belvedere behandelt hatte) dadurch Luft, dass er im Hintergrunde der brennenden Stadt Krafft's Ausstellungslokal in Flammen aufgehen liess. Damals schloss er sich an seinen älteren Freund Kupelwieser mehr wie ein Schüler an; er, der gewandte Kolorist, sollte ihm auch das Reich der Farbe erschliessen, was bald durch dessen Reise nach Italien unmöglich gemacht wurde.

Wie lebendig auch dieses Studium erfasst wurde, und wie wenig es sowol Schüler als Lehrer aufs „Abrichten" abgesehen hatten, geht aus einem Briefe hervor, den Schwind im Anfange des Jahres 1824 an Kupelwieser nach Rom schrieb, und worin er sich beklagt, „wie unermesslich und starr noch das Leben der Farbe vor ihm liege, wie er aber noch mehr mit der Furcht kämpfe, sich in der verschlungenen Weite des Studierens zu verlieren oder zu erstarren".

Aber nun in die damalige Behausung Schwind's. „Wer einen Künstler recht verstehen will, muss seine Heimat kennen".

Die Familie wohnte damals in dem der Grossmutter gehörigen, noch heute unverändert bestehenden, aber ganz durch jüngere grosse Häuser verborgenen „Mondscheinhause". Dieses, an einer starken Terrainstufe erbaut, richtet seine Vorderfronte, deren zweites Stockwerk sie inne hatte, gegen Norden und gewährte über einen eingeplankten (wöchentlich als Pferdemarkt benützten) Hofraum und das Glacis weg eine prächtige

Aussicht auf die ganze innere Stadt und darüber hin auf die Ausläufer der Alpen von Sievering bis zu dem gegen die Donau abfallenden Leopoldsberge. Diesen Theil bewohnten die Mutter mit den drei damals unverheiratheten Schwestern. Die Südfronte stösst dagegen ebenerdig an einen schmalen von Ost nach West abfallenden Hofraum, den nach seiner Hauptausdehnung die Mauer des Pfarr-Gartens von St. Carl begränzt, über welchen die mächtige Kuppel der Karlskirche herüberschaute und auch der Klang der Orgel aus derselben vernommen werden konnte. In diesem Hofe war bis dahin nur eine Fliederlaube an der Seite des schmalen in das anstossende Wirthshaus mündenden Gässchens vorhanden. Einige kleine Gartenbeete und ein paar Akazien und Hollunderbäume wurden durch die Brüder gepflanzt. Sonst war der Hof grösstentheils mit Rasen bewachsen, von Feuermauern begrenzt, und nur am westlichsten Ende nach allen Seiten frei, noch reichere Umsicht, als die Wohnung gewährend.

Ein Zimmer und ein Kabinet der Wohnung hatten ihre Fenster und einen Ausgang nach dieser Seite hin. Sie beherbergten die drei Brüder, einen Vetter (Sohn des schon erwähnten Onkel Slavik) und später nach diesem einen Studiengefährten, den als Oberst-Auditor und Schwiegersohn der Schwester Friederike Armbruster verstorbenen Ludwig Wrba.

Das Ganze bildete mitten in Wien eine Insel der ungebundensten Ländlichkeit, wie sie in solcher Urwüchsigkeit grosser Reichthum nicht zu gewähren vermocht hätte. Natur und Kunst standen da lebendig zusammen. Das „Platzl", wie der Hofraum genannt wurde, war nur Fortsetzung des Zimmers, die Zimmer Unterstand vor der Witterung. In der Laube wurde gezeichnet, studirt, des Abends der Aufgang eines Sternes beobachtet; ja in schönen Nächten trug man seine Matratze in's Freie, um dort zu schlafen. Dort wurde geturnt mit „Geren geschutzt" nach den Worten des Nibelungenliedes; im Winter Schneewälle und Sphinxe errichtet und vollständige Schlachten unter Citirung homerischer Verse geliefert. Wenn die Jahreszeit in die Zimmer drängte, so konnte man dort den Vetter Slavik Verse machend oder Guittare spielend, Moritz zeichnend, den Bruder August studirend und zum Ueberflusse noch Franz hämmernd und feilend nebst sicher irgend einem rauchenden Freunde vereinigt finden. Die armen Schwestern, die den

häuslichen Theil der Wirthschaft besorgten, mögen ihre Plage gehabt haben, die Ordnung in diesem Treiben zu erhalten, wofür sie freilich der Gegenstand brüderlicher Verehrung und Mitgeniesser der künstlerischen Freuden sein durften.

Dort entstand z. B. Schubert's „Ständchen": „Horch, horch, die Lerch' im Aetherblau", als derselbe Schwind zu einem Spaziergang abholen wollte, dieser aber sich von seiner Zeichnung nicht trennen konnte und um den liederreichen Freund festzuhalten, ihn zum Componiren aufforderte; wobei mit selbstrastrirtem Notenpapiere und in Ermangelung eines Textes mit Shakespeare's „Cymbeline" ausgeholfen wurde. Ein andermal handelte es sich um eine satyrische Apotheose eines Mitschülers Schwind's, der ein Bändchen Gedichte edirt hatte. Slavik verfasste die Verse in 6 oder 8 Gesängen, Schwind illustrirte sie durch komische Federzeichnungen; schliesslich wurden sie auch noch in Musik gesetzt.

Schmalhanns war sehr hartherziger Küchenmeister. Das war aber weit mehr fördernd als hindernd für den brüderlichsten Communismus (wobei besonders der ältere Bruder Gelegenheit fand, seine Nächstenliebe zu bethätigen), für selbstverständliche Bedürfnisslosigkeit und Geringschätzung des Aeusserlichen, die vereint mit dem Ausschluss jedes Gemeinen und in Verbindung mit einem warmen, ritterlichen Patriotismus (Fuggers Ehrenspiegel war Gemeingut) einen seltenen Boden für die Entwickelung einer reichbegabten Natur bilden mussten. Wie oft konnte man den Tabak „Goldstaub" nicht erschwingen, wie fehlte es an allen Seiten, nur nicht an dem Jugendmuthe und der Fähigkeit, Alles fröhlich und selbst poetisch aufzufassen.

Es kam wohl auch vor, dass Abgesandte nicht gleich befriedigter Kleider- oder Schuhkünstler sich meldeten; sie waren bald mit dem Namen „Zwerg" zugedeckt und oft, wenn einer vorn „in die Burg ritt" (Malepartus war aus Reinecke geläufig) rettete sich der Gesuchte durch Flucht auf der anderen Seite.

Keiner, der mit dem Treiben in jener Behausung, „Schwindien" genannt, in Berührung kam, konnte es vergessen und Jeder muss noch heute zugeben, dass es sich nimmer erfinden noch herstellen liesse.

Nun noch die Freunde, die im Hause aus- und eingingen: Eine durch seine glänzende äussere Erscheinung auf viele junge

Leute und eine Zeit lang auch auf Moritz Schwind sehr einflussreiche Persönlichkeit war v. Schober. Sein Name steht unter einer der ältesten Radirungen des Meisters, welche die Erinnerung an einen zeitweiligen Aufenthalt in Azenbruck in Nieder-Oesterreich und dort vorgenommene jugendliche Spiele* festhält, mit jenem Schwind's vereinigt — Landschaft von Schober, Staffage von Schwind —.

Intime Freunde Schwind's waren die Musiker Schubert, Lachner, Randhartinger, Baron Schönstein, der treffliche Schubertsänger; die Maler Kupelwieser, Binder, dem Schwind ein schönes Bildchen seines Reisebildercyklus widmete, Schwemminger, Schulz, Manschgo, Rauscher u. A.; die Bildhauer Schaller und Hirschhäuter; der Orientalist Anton v. Ferro, Sauter der Botaniker, Bauernfeld der Dramaturge, Steinhauser der geachtete Geograf, v. Mayerhofer, nachmals Feldmarschall-Lieutenant, die Rosenthal und Spaun, in deren Häusern sich gesellige Zusammenkünfte, namentlich bei Spaun die „Schubertabende" (verewigt in einer prächtigen Sepia-Zeichnung Schwind's aus dem Jahre 1868**) gestalteten; des alten Slobinsky nicht zu vergessen, des „kreidespitzenden Bücherwurms".

Ein anderer aus Künstlern bestehender Kreis fand sich oft in der Gallerie des Belvedere und des Abends in der Wohnung des enthusiastischen Kustos Russ oder mit ihm in den Alleen des oberen Belvedere zusammen. Da wurden die neuentdeckten Schätze alter Meister, die Lektüre deutscher Chroniken, von denen Russ eine grosse Anzahl besass, die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur, Tieck, Arnim, Fouqué, die Erstlinge der wiedererwachten deutschen Kunst, wie Cornelius' Faust u. A. besprochen. Schwind, mit dem grössten Theil seiner oben erwähnten Künstlerfreunde, Eichholzer, Bayer, Ranftl, die beiden Olivier, Rieder, bei seinem zweimaligen Wiener Aufenthalte auch Führich, welcher, nachdem er einige Kompositionen gezeigt hatte, durch eine Deputation, Schwind an der Spitze, feierlich in den Bund aufgenommen wurde, u. A. bildeten die enge Verbrüderung. Im Caffeehaus in der Singerstrasse fand man sich auch mit Schubert zusammen, der gewöhnlich ziemlich schweigsam in eine Ecke des engen Locales

* Erinnert an ein in den Reisebilder-Cyklus gehöriges Oelgemälde.
** Eigenthum der Wittwe v. Schwind.

gedrückt, dann und wann einen zerknüllten Papierstreifen mit seiner neuesten Composition aus der Rocktasche hervorholte. Das war das Signal zum Aufbruch. Dann gings oft noch am späten Abende hinaus zu Schwind. Da erklang dann die neue Weise zum ersten Male, mit den bescheidensten Mitteln aufgeführt, und von dem Jubel der Freunde begrüsst.

Es war Schwind's Sturm- und Drangperiode, in der er neben den litographirten „Verlegenheitsscenen", Krähwinkliaden und Landpartie-Abenteuern* auch einen grossen Christoph, eine heilige Hildegund**, einen schönen Cyklus zur Oper „der Freischütz", zu „Fidelio"***, zu „Figaro's Hochzeit" (wohl über 20 Blätter) und anderen Opern componirte, die Schauspieler der Leopoldstädter Bühne in ihren bedeutendsten Rollen zeichnete, und bei einem abermaligen Ausfluge nach Böhmen auf jener waldumkränzten Ruine, die er als Knabe so gerne aufsuchte, von ritterlichen Freuden und Hochzeiten schwärmte, wozu die bevorstehende Hochzeit eines Freundes Anlass bot. „Ich will kindisch sein, bis an mein Ende", schrieb er damals an diesen Freund. — Wer heute eine Sammlung der frühesten Kunsterzeugnisse Schwind's zur Hand nimmt, der wird z. B. in den Dannhauserisch tingirten Wiener Ballscenen und Jagdabenteuern den späteren Meister der Wartburg-Fresken herauszufinden nicht im Stande sein und doch geht neben dem tanzenden Kobold Witz, der damals noch zuweilen den schwarzen Frack trug, eine schwungvolle Seele, die sich an ernste Künstler, wie Kupelwieser, wie ein Kind anschmiegen will, während sie andererseits wieder von dem störrischen Nachbar, dem ein anderer Freund auf ihre Kosten Geltung zu verschaffen suchte, es sich gefallen lassen muss, wenn er seine Witzpfeile in tollen Sprüngen auf Freund und Feind und wohl auch auf sich selbst zugleich abschnellt.

Schwind war damals ein schlanker junger Mensch, ein flotter Tänzer und erheiternder Gesellschafter. Kein Wunder, dass sich Frauen und Mädchen ihm durchaus nicht abgeneigt

* Ein Ausflug auf den Kahlenberg in 5 Blättern.

** Federzeichnung im Besitze des Professors L. Schulz in Wien, welcher unter manchen werthvollen Blättern von Schwind auch eine schon deutlich an die „7 Raben" gemahnende Jagdscene, eine Federzeichnung aus dem „Ritter- und Sängerleben" u. A. besitzt.

*** Der Beethoven noch auf dem Sterbelager erfreut haben soll.

erwiesen, und er sich ihnen ebenso wenig. Sie behandelten ihn wie einen guten Kameraden, wofür er denn auch von den Freunden den Spitznamen „Cherubin" erhielt; sonst hiess der junge Romantiker wohl auch „Gieselher". Letzteren Namen führte er als Theilnehmer einer unter den Freunden bestehenden Lesegesellschaft.

Dieser selbe lustige Bruder konnte sich aber wieder in ernste Gedanken so eingehend vertiefen, dass er z. B. 1823 nicht weniger als einige sechzig „Grabmäler" zeichnete, wozu sein Freund Mayerhofer kurze Sprüche dichtete*. Sie charakterisiren oft in wenigen Federstrichen das Verhältniss verschiedener Stände und Lebensbeziehungen zu dem Gedanken des Todes und sind ein Beweis, wie es ihm in seiner Kunst schon damals nie um einen inhaltlosen Effect, sondern immer um den Kern der Sache, den Gedanken zu thun war. Um diese Zeit zeichnete er auch die 15 Titelvignetten zu „Tausend und eine Nacht"**, über welche Goethe im 6. Bande von Kunst und Alterthum sich also ausspricht:

„Der Kunstfreund erblickt hier merkwürdige Titelblätter, gezeichnet von Herrn von Schwind aus Wien. Es möchte schwer sein, die guten Eigenschaften dieser Arbeiten in wenig Worte zu fassen. Sie sind als Vignetten zu betrachten, welche mit einem geschichtlichen Bildchen (aus 1001 Nacht) den Titel zieren, dann aber arabeskenartig an beiden Seiten herauf- und herabgehen, um ihn anmuthig einzufassen. Wie mannigfaltig bunt die tausend und eine Nacht selbst sein mag, so sind auch diese Blätter überraschend, abwechselnd, gedrängt ohne Verwirrung, räthselhaft aber klar, barock im Sinn, phantastisch ohne Karrikaturen, wunderlich mit Geschmack, durchaus originell, so dass wir weder dem Stoff noch der Behandlung nach etwas Aehnliches kennen."

„Beherbergte die Natur des jungen Künstlers viel des Zarten, Weichen, beinahe Weiblichen so grübelte und spintisirte er nicht wenig, war immer bewegt, unruhig, eine Art Selbstquäler, von seinem eigenen Thun und Lassen unbefriedigt". So erzählt Bauernfeld. Dazu gesellten sich aber auch manche

* Die Federzeichnungen sind im Besitze des älteren Bruders des verewigten Meisters.

** Deutsch v. Max Habicht, Jo. H. v. d. Hagen und Karl Schall. Breslau 1824 u. ff. in 5 Bändchen, 4. Aufl. 1836, 5. Aufl. 1850.

äussere Veranlassungen. Wie sollte ein Gemüth von der Lebhaftigkeit und dem Schönheitssinne, wie sie Schwind eigen waren, ungerührt geblieben sein von weiblichem Liebreiz? Es muss hier eines Verhältnisses erwähnt werden, bei dem der Verstorbene als „armer Maler" grossen Hindernissen begegnete, und dessen nachmalige Lösung ihm Jahre trübte, wenn auch dessen zarte Idealität zur Haltung seines Charakters — wie alle solche Schmerzen, — mitgewirkt haben muss.

Auf dieses Schicksal spielt sein zweimal ausgeführtes und in beiden Exemplaren in der Familie aufbewahrtes Aquarell „der wunderliche Heilige" an, welches in Form eines Flügelaltars zum Theil mit Goldgrund angeordnet, die Geschichte zweier Brüder darstellt, deren Lebenslauf von der Wiege an auseinandergeht. Der eine ein Musikant, der andere ein Arzt, finden sie sich nach mannigfachen Schicksalen und nachdem sie in der Liebe unglücklich gewesen, in stiller Einsiedelei wieder zusammen. Das Volk, bei dem sie wegen ihrer Aehnlichkeit für eine Person gelten, bringt ihnen Gaben und sucht bei ihnen Trost. Dies Alles ist in wunderlieblichen Arabesken, die sich um die drei Hauptdarstellungen schlingen, zu schauen. Das Mittelbild stellt dann ihre Klause mit einer unnachahmlichen Aussicht auf eine felsenumschlossene Bergwiese mit grasenden Hirschen dar, wobei das Pfeifchen, das die Brüder bei der Lectüre schmauchen, trotz Kapuze und unbeschuhten Füssen genugsam andeutet, welches Jahrhunderts Kinder sie sind. Die zwei Seitenbilder zeigen, wie jeder von ihnen unerkannt von seiner einstigen Geliebten um Trost und Hilfe angesprochen wird.

Wahrhaftig eine wunderliche Geschichte: Die Geschichte des Kampfes um die Harmonie zwischen dem inneren und äusseren Leben, den der junge Mann damals stritt und der ihn eigentlich sein ganzes Leben hindurch nicht ruhen liess.

Was aber dem edlen Tondichter Schubert, mit dem Schwind, wie er zu sagen pflegte, „ein paar flüchtige Lebensjahre in glücklicher Noth und Freundschaft versungen und vermusiciert hat", bei Lebzeiten nicht gelang: die Gemüther seiner Zeitgenossen zu ergreifen; das erreichten die Maler eben so wenig. Das damalige Wien, wenn es auch noch in wirklicher, unbewusster Gemüthlichkeit und harmloser Lebenslust, in seiner lieblichen Umgebung und den Schätzen alter Kunst, die es be-

sitzt, dem jugendlichen Künstlerbunde ein lieber, nach mancher Richtung anregender Aufenthalt war, hatte doch nur in sehr engen Kreisen Verständniss für ihre Bestrebungen. Und welch' neues, bisher unbekanntes Ziel hatten sie sich gesteckt. Man war sich darüber klar geworden, dass es Aufgabe der Kunst sei, das Bleibende im Leben zu erfassen, dessen unendliche Mannigfaltigkeit nur im Lichte seiner höheren Einheit zu harmonischer Darstellung gelangen könne. Man stellte der kalten Schablone der sogenannten akademischen Classicität den Styl im höheren Sinne entgegen, der in der wechselnden Erscheinung das Dauernde festzuhalten sucht, der, wenn auch selbst nach Zeit und Ort verschieden, der Kunst aller Perioden es ermöglicht, wie in hehrem Reigen der Vergangenheit und Zukunft die Hand zu bieten und das wahrhaft Lebendige, immer wieder verjüngt im Morgenstrahl der Schönheit, durch alle Zeiten zu geleiten. So wende sich die Kunst nicht nur dem Erhabenen und Grossartigen, sondern in voller Freiheit auch dem Kleinsten mit warmer Liebe zu, verschmähe aber alles Kleinliche in Stoff und Darstellungsmitteln, so dass ihre Werke von lieblicher innerer Klarheit durchleuchtet, doch die Nüchternheit des Alltagslebens fliehen. Schwind sprach damals von seinen verhassten drei Gemahlen: „der Akademie, den Forderungen der Welt und dem Erwerb". Man kann sich wohl denken, wie dem schwärmerischen jungen Manne zu Muthe war, als er z. B. des letzteren wegen für das Café Bogner in der Singerstrasse einen Türken und eine Türkin etwas unter Lebensgrösse in Oel malen musste, die sich später nach Linz zurückzogen.

Das erste Bild, das Anspruch auf allgemeinere Anerkennung erheben konnte, war wohl sein „Käthchen von Heilbronn unter dem Hollunderstrauch", das er um die Mitte der zwanziger Jahre ausstellte*, ohne Erfolg damit zu erringen. Er hat es später, der natürlich noch unvollkommenen Farbe wegen, selbst mit Witzpfeilen verfolgt, wenngleich die Gestalt des schlummernden Käthchens und die liebevolle Durchführung des Ganzen den Beschauer durchaus nicht gleichgiltig lassen. Ein anderes Bild aus jener Zeit ist ein alter Krieger im Schatten

* Es befindet sich nebst vielen Jugendarbeiten Schwind's im Besitze des Legationsrathes v. Schober in München.

sein Brod verzehrend; dann eine Abendpromenade in einer österreichischen Kleinstadt (etwa an das alte Tuln mahnend) mit einer Menge Porträts der Freunde und dem des Künstlers*. Schon damals war er überaus freigebig mit seinen Sachen; fast jeder seiner Freunde besitzt ein oder das andere Oelporträt oder ein Paar Zeichnungen, die stets auf das Zarteste und oft mit dem nur ihm eigenen Humor behandelte Erinnerungen freundlich bewahren. Keiner wird unter dieser Fülle ein Blatt aufweisen können, das nicht die Grenzen der strengsten Sittsamkeit bewahrte, in dem nicht der Sinn für das Schöne veredelnd waltete, auch da, wo es sich um einen blossen Schwank oder auch um eine Satyre handelte. —

* Im Besitze seines Bruders des Hofrathes Franz v. Schwind.

1828—1847.

München, (Rom), Carlsruhe, Frankfurt.

München war damals der Stern, nach dem alle Blicke strebender Künstler mit Sehnsucht gerichtet waren. Schwind ging, nachdem er schon 1827 einige Zeit dort studirt hatte, im Jahre 1828 abermals dahin, um unter Cornelius sich auszubilden. Dieses Jahr gehört wohl zu den trübsten seines Lebens; er hatte seine Braut verlassen müssen, seinen liebsten Freund Schubert durch den Tod verloren. In München verbrachte er einige Jahre im engsten Verbande mit seinen Wiener Freunden Binder, Schaller und Schulz, später auch Preleuthner, Frühwirth u. A. Vignetten zu Spindlers* und Dullers** Werken, dann die Umrisse zu Bechsteins Faustsage*** verschafften ihm den Unterhalt, bis er durch einen grösseren Carton „David und Abigail" die Aufmerksamkeit des Meisters Cornelius mehr auf sich zog und bald auch das denselben Gegenstand behandelnde Oelgemälde an den Kunstverein verkaufte.

Es war auch dort wieder ein munteres Treiben. Die „Wiener" waren in Julius v. Schnorrs Hause gerne gesehen

* Gestochen von Boyer, Fleischmann etc. Besonders bemerkenswert die Titel-Vignette zu Spindlers Zeitspiegel, „König Gambrinus" darstellend (Holzschnitt 1831).

** „Freund Hein", Grotesken und Phantasmagorien von E. Duller mit Holzschnitten nach M. v. Schwind, Stuttgart 1833.

*** 8 Blätter, gestochen von Thäter 1833, folgenden Inhalts: 1. Erdspiegel (Faust gräbt am Hochgericht). 2. Prästigiar (durch Spuk gestörtes Fest). 3. Zaubermord. 4. Liebe (Faust sieht Gretchen). 5. Helena. 6. Liebeswunder (Homunculus' Geburt). 7. Testament (Helena und Faust). 8. Hohn der Hölle (Mephistopheles reisst Faust mit sich fort).

und hatten auch einmal die Freude, Cornelius und den verdienstvollen Professor, Bildhauer Schaller in ihrer Wohnung zu bewirthen.

Da lichtete sich zuerst der Wolkenschleier, in dem das Talent Schwinds bis dahin verhüllt war. König Ludwig ordnete im Jahre 1832 an, den „Königsbau" mit Fresken zu schmücken. Für das Bibliothekszimmer der Königin ward Tieks „Phantasus" als Gegenstand gewählt. Gerade für diese romantischen Stoffe konnte wohl Niemand geeigneter gefunden werden, als eben Schwind. Und so ging er im Jahre 1833, einen herzerfreuenden Auftrag in der Tasche wieder nach seiner lieben Vaterstadt und begann die Cartons zu den Fresken.

Hier überstand er eine schwere Blatternkrankheit im Hause und unter der Pflege seiner Schwester Friederike und seines Bruders Franz.

In dasselbe Jahr fiel auch der Tod seiner mütterlichen Grossmutter, welche ihm ein kleines Erbtheil hinterliess, womit er nach Rom reiste.

Eines seiner Reisebilder versinnlicht Meister Cornelius, wie er dem Ankömmling, der auf einen Trümmerhügel, eine grosse, strohumwundene Orvietoflasche tragend, hinaufsteigt, von Weitem die Peterskirche zeigt. Nur wenige Monate verweilte er daselbst, die Cholera vertrieb ihn sehr bald. In Rom, wo er Overbecks Freundschaft erwarb, versuchte er sich auch in Darstellungen religiösen Inhalts. Eine schöne Aquarellzeichnung, „die Arbeiter im Weinberge"*, brachte er nach München zurück. Aber seinen specifisch deutsch-romantischen Bestrebungen entsagte er selbst dort nicht, vielmehr war er schon damals mit der Composition zu Göthe's Gedicht „Ritter Kurt's Brautfahrt" beschäftigt. „Ich ging in die Sixtina, schaute mir den Michel Angelo an und wanderte nach Hause, um am Ritter Kurt zu arbeiten"; so erzählte er später mit einem gewissen Selbstbewusstsein, als wollte er sagen: Ich liess mir meine Eigenthümlichkeit nicht schmälern von den welschen Meistern, und wären es die grössten, sondern was ich von ihnen gelernt, das verwertete ich eben in meiner Weise. In seinen früheren Arbeiten, die aus eigener Initiative hervorgingen, standen die

* Aus dem Nachlasse des Fräuleins Linder in die Kunstsammlung zu Basel übergegangen.

modernen Scenen des gewöhnlichen Lebens und die schwärmerisch-romantischen unvermittelt neben einander. Hier suchte er beides zu versöhnen in einem Stoff, der für Vergangenheit und Gegenwart gleich viel Anhaltspunkte bot. Er bedurfte und hatte eben überall als Mensch und Künstler Fühlung mit dem Leben der Gegenwart, das er in seiner Kunst zu verklären strebte. Eine so gesunde und gerade Natur, wie er, konnte nur das natürliche Verhältniss zwischen Leben und Kunst, wonach die Kunst nur die schönste Blüte des Lebens ist, im Auge haben und wie er von seiner Vaterstadt und den einmal erworbenen Freunden, auch wenn sie nicht mehr mit ihm harmonirten, kaum lassen konnte, — als wäre das Alles ein Stück seines eigenen Ich — so suchte er auch immer wieder in das Leben der Gegenwart seine Ideale hineinzutragen. Er hatte es ja erlebt in der Jugend und unter den eigenen Brüdern und Freunden verkörpert gesehen, was ihm das Erdendasein lieb und wünschenswert erscheinen liess; was draussen vorging, ausserhalb des liebgewonnenen Kreises, das ging zwar auch nicht spurlos an ihm vorüber, aber er wand sich Arabesken daraus zum Schmucke der leicht bewegten Bilder, die ihm immer vor der Seele standen — wenn es dazu dienlich war —; das Gemeine aber liess er eben liegen, oder warf's in's Kehricht, wo es hingehört. Dennoch beklagte er sich später oft über die Disharmonie die heutzutage Kunst und Leben immer mehr trenne und pries die alten Meister glücklich, weil sie bei ihrer Sammlung mit aller Liebe sich auf Eines werfen konnten, während wir nicht einmal eine rechte Sonntagsfreude mehr zu Stande bringen.

1834 malte er am Tiekzimmer und erntete den Beifall von Schnorr und Cornelius. In weiteren Kreisen war noch wenig von ihm die Rede. Die Fresken aber, die er dort in reicher Fülle anbrachte sind folgende*:

Im flachen Tonnengewölbe der Decke eine Reihe von Darstellungen aus „Fortunat" und „Genovefa". An diese schliessen sich auf dem darunter hinziehenden Friesbande Bilder aus „Ritter Blaubart", dem „Runenberg", dem „gestiefelten Kater", dem „getreuen Eckart" und den „Elfen". Die Wände sind durch fünf grössere Darstellungen aus „Kaiser Octavian" ge-

* S. Dioscuren Nr. 12, v. 19. März 1871.

schmückt, eingeschlossen durch arabeskenartige Bilder aus den Sagen vom „Rothkäppchen", „Däumling", dem „blonden Eckbert", der „schönen Magelone" und der „Melusine". Auf der Rückwand erblickt man eine allegorische Darstellung der „Romanze", begleitet von „Liebe, Glaube, Tapferkeit und Humor", aus dem Prolog zu „Octavian" entnommen; darunter die „Muse der Dichtkunst" aus dem „Prinzen Zerbino", umgeben von Dante, Ariost, Tasso, Cervantes und Shakespeare auf der einen, Klopstock, Herder, Wieland, Göthe und Schiller auf der andern Seite. Ueber der Thür befindet sich die Figur des „Phantasus" als allegorische Gestalt.

Nach der Vollendung erhielt er den Auftrag, im Saalbau und zwar dem Saale Rudolfs von Habsburg die Kulturzustände Deutschlands unter dessen Regierung darzustellen. So entstand der berühmte Kinderfries* über Schnorrs grossen Bildern aus dem Leben des Kaisers, in dem alle Stände in ihren charakteristischen Verhältnissen durch prächtige mit den mannigfaltigsten Verrichtungen in Ernst und Lustigkeit beschäftigte Kindergestalten vertreten sind — eine Paraphrase des Wahlspruches des grossen Kaisers: „Besser gut regieren, als das Reich mehren."

Damals componirte er auch den „Almanach von Radirungen", der zehn Jahre später mit Text von Freiherrn von Feuchtersleben erschien und die edlen Künste des Trinkens und Rauchens in 42 kleinen Blättern behandelt. Darunter befinden sich die köstlichen „Pfeifenköpfe" (als Schnitzwerk gedacht), wobei dies Werkzeug echter Stubengemütlichkeit bald als Ofen, an dem sich eine Bauernfamilie zusammt der Hauskatze auf der Ofenbank sitzend wärmt, bald als alter Schlossthurm mit Erkern und Zinnen und einer Zugbrücke, die zum Pfeifenrohr hinüberführt, fungirt. Wer wollte in solchen Schwänken den gemütstiefen Künstler verkennen, der oft stundenlang den Kindern eines Freundes Märchen erzählte und dieselben gleich während der Erzählung mit Bleistift oder Scheere illustrirte. Das Ausschneiden war eine Fertigkeit, die er von seinem künstlerisch reich begabten, wenngleich nicht als Künstler durch das Leben pilgernden Freunde Kenner überkommen zu haben schien, der es darin zu einer fabelhaften Feinfühligkeit und Sicherheit gebracht hatte.

* Der Karton in der Akademie zu Karlsruhe.

Schwind übte dies oft in Freundeskreisen zur Erlustigung aller Anwesenden, wobei er dann jede Figur bei den Fussspitzen zu beginnen pflegte, um das gehörige crescendo in der komischen Wirkung einhalten zu können. In dem komischen Cyklus, in dem er später das Leben seines Freundes Lachner verewigte, hat er sich selbst in dieser Beschäftigung dargestellt, wie der folgende Holzschnitt, der zugleich als Selbstporträt des Meisters dienen kann, zeigt.

Einige prächtige Radirungen: der Einsiedler, die Rosse eines vor seiner Grotte im engen Felsenthale ausruhenden Ritters zur Tränke führend, der Rübezahl auf der Wanderung durchs Riesengebirge, dann der Stich: Ein heimkehrender Kreuzritter findet seine Burg verödet*, wurden später in Oelbildern wiedergegeben; der Rübezahl sogar zweimal**. Man sieht schon an diesen Sachen, wie sehr sich Schwind in seine Stoffe verbiss, immer wieder feilte, wiederholte, nie ermattete, oder gleichgiltig gegen dieselben wurde, sondern sie nur immer noch nicht lebendig genug gefasst zu haben glaubte. Er trug nicht nur seine Entwürfe oft Jahre und Jahrzeinte im Gedanken mit sich herum***, sondern es liesse sich bei genauerem Zusehen sogar ein Zusammenhang zwischen einem behandelten Thema und dem folgenden und die Gedankenverbindung auffinden, die vom einen zum anderen hinüberleitet, so dass eigentlich, wo nicht directe fremde Aufträge unterbrechend eingreifen, seine künstlerischen Leistungen im Allgemeinen einen cyklischen Charakter anzunehmen und sich wie die Töne einer Melodie zu verbinden scheinen.

Der Wiederaufbau der alten Burg Hohenschwangau an der Tirolisch-Bayerischen Grenze, welchen der Kronprinz Maximilian von Bayern veranlasste, brachte Stoff für eine grosse Zahl dort auszuführender Compositionen. Schwind wurde mit den Entwürfen beauftragt; er machte sich an die Arbeit, welche er zum Theil wieder in Wien zu Stande brachte.

* Zeichnung im Besitze des Professors L. Schulz in Wien.

** Eines im Besitze des Baron Sutt.r in Wien, das andere in der Galerie Schack zu München letzteres erst zwischen 1858—60 gemalt.)

*** Die Absicht, die „Zauberflöte" zum Gegenstand von Compositionen zu machen und auch die Hauptmomente derselben begleitete ihn fast durch sein ganzes Leben. Noch während seines Wiener Jugendlebens gefasst, kam sie erst am Abende seiner Künstlerthätigkeit ebenda zur Ausführung.

Der überaus reichhaltige Cyklus beginnt mit der nordischen Mythologie. Zwei zusammenhängende Räume enthalten den Besuch des Frühlingsgottes bei Hertha (der Erde), die ihn mit ihren Erd- und Wassergeistern empfängt (nach der Edda).

Es folgen dann Darstellungen aus der Wilkina- und Niflunga-Saga u. z. über Thüren die einzelnen schwebenden Gestalten Elfes, Sintrams, der vom Drachen durch die Luft getragen wird, bis Dietrich und Fasold ihn befreien, und Wielands, wie er mit den selbstverfertigten Flügeln entflieht und den nach ihm abgeschossenen Pfeil in einer mit Blut gefüllten Blase auffängt. Vögel umkreisen den seltsamen Fremdling in den Lüften.

Dann einzelne Frauengestalten: Siegfried des Griechen Tochter mit dem Siegerstein ihres Vaters, König Nidungs Tochter mit dem Ringe oder vielleicht Isolde mit dem Ringe, der den Liebesstein trägt, Herburg mit dem Apfel und noch eine Gestalt. Ferner die Liebesabenteuer von Osantrix und Oda; Herbart und Hilda. Herbart wirbt um Hilda für Dietrich von Bern. Auf Befragen um dessen Aussehen zeichnet er ihn dermaassen an die Wand, dass Hilda mit ihm entflieht. Der Künstler ergeht sich hierauf weiters in der Geschichte Dietrichs von Bern.

Ein grösseres Bild (Querformat) schildert wie er nach dem Zweikampfe mit Wittich dem Starken durch Vermittlung Hildebrands Freundschaft mit seinem Gegner schliesst.

Etwas kleinere Bilder (Höhenformat) zeigen, wie Dietrich und Hildebrand das dem Zwerge Alpris abgenöthigte Schwert Nagelring bewundern und sich anschicken das Riesenpaar Grim und Hilda damit zu erlegen, während der Zwerg vom Felsen ihnen nachblickt. Ein zweites, wie Rüdiger und Osid, Erka und Berta, Osantrix' Töchter, nach Hunnenland führen. Es folgen: Königin Erka, Attila's Gemahlin, rüstet ihre Söhne Erp und Ortwin im Garten um mit Dietrich zur Wiedergewinnung seines Reiches auszuziehen, und dann der Auszug Dietrichs im Morgengrauen. In einem grossen langen Raume ist das Fest in Rom geschildert: Auf Stufen erhöht steht in der Mitte die Tafel, von der die Zechenden (Dietrich steht im Vorgrunde) den Kampfspielen links zusehen. Rechts bewirthet Dietlieb

der Däne, der als Knappe gefolgt ist, seine Genossen, indem er Pferde und Waffen verpfändet. Ein gleich grosser Raum enthält schliesslich die Rabenschlacht in der Erp und Ortwin von Wittich erschlagen werden.

Für ein Zimmer wurde die Geschichte Rinaldo's und Armidens nach Tasso gewählt: Grössere Räume füllen die Darstellungen, wie Rinald bei aufgehender Sonne sein Gebet verrichtet und seine Entführung durch Armida in ihrem Drachenwagen. Für kleinere Räume eigneten sich folgende Scenen: Armida findet Rinald schlafend in gemeiner Kleidung; Karl und Ubald suchen ihn und erhalten von einem Magier einen gefeiten Zweig und einen Schild; sie werden auf dem Wege durch die Zaubergärten von verführerischen Nixen angehalten ohne ihnen Gehör zu schenken; Rinald in Armidens Schooss er hält ihr den Spiegel, während sie sich schmückt. Das grössere Schlussbild zeigt, wie Karl und Ubald ihm den Schild vorhalten, durch dessen Anblick er erlöst wird.

Ein speciell auf die Geschichte Baierns Bezug nehmender Bilderkreis schildert die Brautfahrt des Longobardenfürsten Autharis an den Hof des Baiernherzogs.

Ein grosses Langbild enthält seine Werbung um die Herzogstochter Theodelinde, wobei er in der Rolle des eigenen Gesandten der Prinzessin, die ihm den Willkommbecher reicht, den kleinen Finger zärtlich drückt. Im nächsten Bilde klagt Theodelinde ihrer Amme die Frechheit des schönen Fremden. Dann folgt die Abreise desselben, wobei er in Gegenwart der Leute des Herzogs seine Streitaxt mit den Worten in einen Baum schleudert: „Solche Streiche führt Autharis", worauf dann die Axt, die seinen Namen trägt, dem Herzoge überbracht wird und so über die Person des vermeintlichen Gesandten Aufklärung verschafft.

Eine andere historische Sage, deren Schauplatz Baiern ist, wird ebenfalls ausführlich behandelt; es ist die von der Geburt Karls des Grossen in der Reismühle im Würmthale unweit Starnberg. Der Abgesandte Pipins, der die Tochter des Ungarfürsten als Braut seines Herrn nach Deutschland geleiten soll, fasst auf der Reise den Plan, die Prinzessin zu ermorden und seine Tochter zu unterschieben. Der Bedrohten gelingt es zu entfliehen und sich in der Reismühle zu verbergen. Dies der Inhalt des ersten Bildes. Es folgen dann drei zusammen-

hängende Darstellungen, wie König Pipin auf die Jagd reitet, dann die Jagd selbst und wie das Jagdgefolge den verirrten König erwartet. Inzwischen über den Thüren befinden sich in kleineren Räumen: Bischof Aventinus im Schreiben vertieft und die Sage und der Magier grosse Dinge verkündend. Das nächste Bild setzt die Geschichte fort: der verirrte Pipin findet die Fremde Netze waschend. Er nimmt am anderen Morgen von ihr Abschied. Die folgende Thür ist durch ein Ornament gekrönt. Hierauf die Scene, wie die Prinzessin das Gewebe, das sie gesponnen Leibes gearbeitet, durch den Müller zum Verkaufe anbieten lässt, wodurch ihre adelige Abkunft erkannt wird. Endlich in zwei Bildern, die durch das inzwischen liegende Fenster getrennt sind, wie Pipin sie, als seine Gemahlin mit ihrem Söhnchen Karl an den Hof nach Freising holt. Pipin und Bertha zur Stadt reitend, auf der einen Seite des Fensters, sehen sich nach dem auf der anderen folgenden Kinde um. Ueber dem Fenster zeigt eine allegorische Darstellung, wie Baiern den kleinen Karl an Deutschland abgiebt.

An seine ersten Jugendarbeiten anknüpfend, fügte Schwind diesen aus der historischen Sage geschöpften Bildercyklen noch eine Reihe von Bildern an, die das Leben eines Ritters im Allgemeinen behandeln.

Er beginnt mit dem ersten Reitunterricht*, den der Knabe im Hofe der väterlichen Burg erhält. Wie schön ist schon in den Umrissen der zaghafte Muth des Knaben auf dem Rücken des bäumenden Rosses, die Sorgfalt des treuen Knappen, der das Thier leitet, charakterisirt. Wie entwickelt er hier schon ein Bild des Treibens auf einer ritterlichen Burg: wie die Knechte am Brunnen beschäftigt sind und die Wachen von der Zinne über die aus der Tiefe ragenden Baumwipfel in die weite schöne Landschaft hinausblicken.

Es folgt die Waffenwacht des Jünglings am Altare der Kapelle, dann der im Turnier errungene Preis, der von einer schönen Frau dem Sieger gespendet wird: das Familienglück des Ritters (wobei noch zwei badende Kinder in einem Nebenraume angebracht sind); sein Abschied vor dem Kreuzzuge; er befreit eine Gefangene aus der Hand der Muselmänner und

* S. die Radirung am Anfange.

endlich seine Rückkehr in Pilgertracht und das frohe Wiedersehen.

Er führte den reichen Cyklus sorgfältig in Aquarellfarben durch*.

Als er die Arbeit zu Cornelius brachte, überschlug dieser Anfangs einige Blätter leicht hin; dann sagte er, Schwind solle sie ihm da lassen und in einigen Tagen wiederkommen. Er hatte bisher immer von der grossen epischen Kunst gesprochen und, wie die Gruppe auf dem noch zu besprechenden Bilde „Ritter Kurts Brautfahrt", darstellt, Schwind oft wohlmeinend gewarnt, dass er nicht auf Abwege gerathen solle. Als er ihm die Sachen zurückstellte, drückte er dem Schüler herzlich die Hand und sagte: „Ja, ja, ich sehe es ein, auch das hat seine Berechtigung. Fahren Sie nur so fort. Da dürfen Sie nicht auslassen." Es waren übrigens dem jungen Künstler nicht nur bei den Compositionen grosse Schwierigkeiten gemacht worden, da er z. B. Figuren aus Bildern der königlichen Sammlung in denselben anbringen musste; sondern es wurde schliesslich die Ausführung al fresco Anderen übertragen und manche willkürliche Aenderung in der Farbe, durch Anbringung von Porträtköpfen ja sogar Umwendung von Figuren, die vom Rücken gesehen waren, nach vorne vorgenommen.

Die Darstellungen des Festes zu Rom, dann Dietrichs Auszug im Morgengrauen, worin durch die gedrängte Gruppe der Rosse und Krieger die, zu drei Viertheilen vom Beschauer abgewendet in das Bild hineinziehen, eine merkwürdige Wirkung erzielt ist; sowie die Rabenschlacht erkannte er noch in späten Tagen mit Vergnügen als geistiges Eigenthum an.

Aber auch die griechische Mythe hat er behandelt, natürlich nicht in der kalten akademischen Weise, sondern indem er sie mit eigenem Leben durchdrang und so dem Verständniss unserer Tage näher brachte. Man kann mit Fug von ihm sagen, was sein Freund Geibel von Felix Mendelssohn singt:

„Die grosse Vorwelt nahm Dich nicht gefangen,
Dem ist sie worden, aber Du nicht ihr.
Durch ihre Götterfülle nahst Du scheinen,
Wie durch ein bunt Gewölk, den Glanz des Einen."

Im Jahre 1858 ward er mit seinem Freunde, dem Wiener Künstler Leopold Schulz, nach dem Schlosse des Dr. Crusius

* Die Originale sind verschollen.

zu Rüdigsdorf bei Leipzig berufen, wo sie beide zu gleichen Theilen die Mythe von Amor und Psyche in einem Gartensalon al fresco zur Darstellung brachten.

Weitaus umfangreicher aber waren die bald zu besprechenden antike Stoffe behandelnden Fresken der Karlsruher Akademie. Zwischen die Arbeit in Rüdigsdorf und die eben erwähnte fällt die Ausführung seines durch den Stich von Thäter trefflich vervielfältigten Oelbildes „Ritter Kurts Brautfahrt“*, woran er auch bei einem Besuche seines Bruders in Gmunden 1857 componirte und das er in Wien malte. Es bildet wirklich eine Art Ergänzung des Hohenschwangauer Cyklus, indem es, wie Förster bemerkt, die Kehrseite der romantischen Welt, in der er sich dort ergangen hatte, nach den Schlussworten des Goethe'schen Gedichtes: „Widersacher, Weiber, Schulden — ach, kein Ritter wird sie los“ mit unübertrefflichem Humor und überquellender Phantasie in epischer Weise durch Zusammenziehung aufeinander folgender Vorgänge in ein Gesammtbild behandelt. Als er, durch den Rath von Freunden irre gemacht, Grillparzer einmal seine Bedenken gegen das all zu bunte Spiel der Phantasie in der Composition die er auszuführen beabsichtigte, mittheilte, antwortete dieser: „Wer wird denn auch das Mögliche machen wollen.“ Das gab den Ausschlag und er ging ans Werk, wählte aber für die Ausführung des von Figuren, Architektur und Landschaft strotzenden Bildes ein verhältnissmässig kleines Format, das ihm, wie er später klagte, im Vortrag grosse Hindernisse bot.

Der Held des Bildes, dessen Ritterlichkeit etwas fadenscheinig und dessen Stammburg etwas schadhaft geworden ist, will Hochzeit halten. Alle Vorbereitungen auf dem nahen Schlosse werden getroffen. Das Brautbett wird herbeigetragen, die Musikanten, der Jäger mit dem Hochzeitsbraten, der Geistliche, der den Segen sprechen soll, finden sich ein; aber schon fehlts im Säckel des Haushofmeisters, an den der Herr die Handwerker mit ihren Rechnungen verweist. Unten im Städtchen ist Markt. Ehe der Bräutigam dahin gelangt, hat er einen Streit mit einem Nebenbuhler zu bestehen und wird von einer früheren Geliebten mit ihrem gemeinschaftlichen Kindlein aufgehalten. Endlich gelangt er zur Stadt, die Braut zu holen.

* In der Karlsruher Gemäldesammlung. Ein älterer Stich von Schütz (?) zeigt die Composition in ihrer früheren Gestalt.

Der Platz ist mit Buden besetzt. Seiltänzer treiben ihr Wesen — eine echte Wiener Praterscene. Bei den Buden geht es bunt her. Volk aller Art wogt durcheinander. Da steckt ein Bursch dem Liebchen einen Zettel zu: dort kauft ein an derer der seinen gar schon ein Ringlein. Ein Antiquar und Bilderhändler lockt Dichter (Porträte von Schwinds Freunden) und Schulbuben. Im Hintergrunde hält Meister Cornelius im rothen Talar und Kapuze, „der unter dieses Volksgedräng' als ein so Hochgelahrter geht", seinen Schülern, worunter Schwind, einen peripatetischen Vortrag. Aus all den prächtigen alten Giebelhäusern schauen Bewohner in das Treiben herab. Der Amtsschreiber im Rathhause benützt hiezu den erwünschten Augenblick des Federschneidens; auch ein Kätzlein hat sich bescheidentlich an einer Dachlucke postirt. — Da wird Ritter Kurt im vollen Hochzeitsschmucke, als er eben an der vordersten Bude mit kleinen Einkäufen beschäftigt ist, von Gläubigern aller Art, darunter eine Anzahl echter Orientalen, wie sie Schwind im orientalischen Kaffeehause am „alten Fleischmarkte" in Wien immer so sehr interessirten, umdrängt, die unglücklicher Weise gerade zur Marktzeit anwesend sind und es naht schon die Schaarwache, eine obrigkeitliche Person* an der Spitze, von einem alten Juden auf den unrettbaren Schuldner hingewiesen. Aller Blicke richten sich auf die Scene, als eben die Braut am Arme des stattlichen Vaters mit Gefolge daherkommt und beim Anblicke des Schicksals Kurts in Ohnmacht fällt. Hinten am schönen elterlichen Hause, dessen beste Habe dem Ritter wohl auch Behufs Restaurirung seiner äusseren Lage in die Augen geleuchtet haben mag, ist noch fröhliches Gedränge. Die Brautmutter mit den Schwestern der Braut will eben die Treppe herabsteigen, als sie den Lärm vernimmt u. s. f.

Schwind hatte das Bild, nachdem es ausgestellt gewesen, mehrere Monate bei einem Freunde in Wien stehen, um es, das, nebenbei gesagt, auch ein Meisterwerk des Fleisses ist, wo möglich, zu verkaufen. Dies gelang ihm erst in München. Aber auch dort nahm das grosse Publikum, das den Namen Kaulbachs bereits auszusprechen gelernt hatte, noch wenig Notiz von ihm, was den rastlos strebenden, sich seiner Kraft bewussten Künstler in innerster Seele wurmte und heraus-

* Porträt eines früheren Professors Schwinds.

forderte, den nie versiegenden Quell seines Witzes über die gangbare Mittelmässigkeit und viel beklatschte, flitterumhängte Gedankenlosigkeit in der Kunst erbarmungslos zu ergiessen.

Im Munde Aller, die ihn kannten, und wohl auch noch darüber hinaus leben eine Anzahl Kraftausdrücke, die seine immer auf voller Ueberzeugung beruhenden und nur durch die Umstände und die dem Wiener Kinde angeborne Anlage zugespitzten Ansichten fixiren. Sich zu schmiegen und zu accomodiren verstand er nicht.

Ein Wort aus Goethes Pandora „des thätigen Manns Behagen sei Parteilichkeit" führte er gern im Munde, nach dem Zeugnisse eines Jugendfreundes, der bei der Bemerkung: es sei damit so böse nicht gemeint gewesen, das treffende Citat Börne's über Lord Byron beifügt: „Welche Herzen, wie das seine, schützt die Natur oft durch ein Dorngeflecht von Spott und Tadel, damit das Vieh nicht daran nage. Aber wer kein Schaf ist, weiss das und fürchtet sich nicht, dem stechenden Menschenfeinde nahe zu kommen."

Ein längerer Aufenthalt in Wien im Jahre 1838 unter den alten Freunden war ihm Erquickung, zumal er da im Auftrage des Kaufmanns und Kunstfreundes Arthaber drei stehende allegorische Figuren Natur, Kunst, Friede für das Stiegenhaus der damals die Kunstsammlung beherbergenden Villa desselben in Döbling auszuführen hatte. Sie sind auf rothem Grunde abwechselnd mit vier kleinen von H. Bergmann in pompejanischer Weise ausgeführten Ansichten von Baulichkeiten der Umgegend zwischen den 8 kleinen Pfeilern an den Wänden der Stiege al fresco gemalt.

Das Jahr 1839 brachte mit dem Auftrage zur Ausschmückung des neuen Akademiegebäudes in Karlsruhe eine Wendung in Schwind's Leben.

Der Auftrag rief ihn für längere Zeit nach dem äussersten Westen Deutschlands in die Ferne von seinem österreichischen Vaterlande, das er so oft als möglich heimsuchte. Er entschloss sich damals erst mit Widerstreben, Wien definitiv zu verlassen. Noch zeichnete er den Carton zur „Einweihung des Freiburger Münsters" für Karlsruhe in der engen Behausung seines Schulfreundes Steinhauser in der Josefstadt, wovon die Theilung in 4 Stücke deutlich Zeugniss gibt, dann ging er nach Karlsruhe.

Vor seiner Abreise von München ward ihm von den dortigen Künstlern ein Abschiedsfest in Neuberghausen gegeben, bei welchem Ernst Förster den Abschiedsgruss in einem Gedichte aussprach, welches an die Erzählung von Markgraf Heinrich von Oesterreich anknüpft, der aus den Steinen, die ihm das Schicksal in den Weg geworfen, den Dom des heiligen Stefan des Gesteinigten zu erbauen beschlossen und folgende Inschrift daran angebracht habe:

„Das Leben ist ganz gut und schön,
Drin man sich fröhlich mag ergeh'n;
Auch soll dem Tichten, Trachten, Treiben
Nach Wohlsein schon sein Recht verbleiben,
Doch ist's damit nicht abgethan:
Empor geht eine and're Bahn!"*

Eine ähnliche Beziehung auf eigene Schicksale schwebte offenbar dem Meister bei einem später gemalten im Besitze des

* Das hübsche Gedicht, das Förster in seine reichhaltigen, hier mehrfach benützten Artikel in der Allgemeinen Zeitung einflicht, fährt fort:

Von unserm Freunde, dem wir hier
Den Glückwunsch bringen, wissen wir,
Dass ihm in früher Jugendzeit —
Die Welt war eng, das Herz gar weit,
Und rings umher für seine Träume
Verschlossen waren alle Räume —
Die Schrift, am Stephansdom zu lesen,
Ein wahrer Seelentrost gewesen,
Und dass er immer hoch erhaut
Zum alten Thurm hinaufgeschaut.
St. Stephan hat ihn nicht betrogen:
Wie viel der Steine auch geflogen,
Er mochte unter Gottes Segen,
Gleich Heinrich gleich, zurecht sie legen;
Und was die Hoffnung ihn gelehrt —
Es hat sich treulich ihm bewährt:
Die kleinen Kreise sind erweitert,
Rings ist die Gegenwart erheitert,
Und für die allerhöchsten Träume
Sind aufgethan ihm weite Räume.
Und mag er nun in seinen Bildern
Selbst wunderliche Heil'ge schildern,
Der Psyche Lieben, Leiden, Sieg,
Den weltberühmten Wartburgkrieg,
Und mag er weinen oder lachen,
Und weinen uns und lachen machen,
Ob Isar, Donau oder Rhein
Ihm volle Becher schenken ein: —
Wohin die Sterne ihn geleiten,
Der Freunde Gruss soll ihn begleiten!

Baron Schack in München befindlichen Bildes vor, wie St. Wolfgang den Teufel zwingt, ihm die Steine zum Kapellenbau zuzuführen, unter dem sich der Spruch befindet:

„St. Wolfgang baut ein Kirchelein,
Der Teufel riss ihm's immer ein.
Doch statt den heil'gen Mann zu irren,
Muss er ihm dienen und Stein zuführen.
Ein Bild für jeden braven Mann,
Den dumme Teufel fechten an".

Die Karlsruher Arbeiten aber sind folgende: „In den Antikensälen der Akademie hat Schwind acht Lunetten und sechs Flachkuppelgewölbe der Verwirklichung des von Goethe mitgetheilten Planes der Philostrat'schen Gemäldegallerie gewidmet. Aus der ersten Abtheilung — nach Goethes Plan Gegenstände hoch heroisch-tragischen Inhalts — wählte Schwind den Achill trauernd über der Leiche des in der Vertheidigung seines Vaters Nestor erschlagenen Antilochus. Die zweite Abtheilung, die bei Goethe Liebesannäherung und Bewerbung enthält, repräsentirte Schwind durch die Geburt der Venus und in den Deckenbildern durch Bacchus und Ariadne, die Vereinigung von Melos und Chritheis, aus welcher Homer hervorging, Perseus und Andromeda, Jason und Medea und in dem Medaillon in der Mitte Venus und Amor. Für die dritte, der Geburt und Erziehung gewidmete Abtheilung wählte er als Hauptbild die Geburt der Minerva und an der Decke Chiron und Achilles, die Erziehung des Bacchus, Merkur als Rinderdieb und die Entwendung des Bogens des Apollo, dann im Medaillon die Iris. Für die vierte Abtheilung — dem Mythus des Herkules gewidmet, — wählte Schwind zum grösseren Bilde die Lebensstärke des Heros bei den Freuden des Males, in den Deckenbildern Herkules in der Wiege, die Schlangen würgend, Herkules als Vater mit Kindern schäckernd, seinen Kampf mit Anteus, die Ueberlistung des Atlas und im Medaillon Herkules mit Hebe. Die fünfte Wand räumte Schwind den Jagden (bei Goethe die sechste Abtheilung) ein; hier ist im Hauptbilde Aktäon's bestrafter Vorwitz gemalt, in der Decke Cephalus und Prokris, Meleager und Atalanta, Narciss und im Medaillon Diana mit zwei Hunden. In die sechste Abtheilung hat Schwind die See-, Wasser- und Landstücke genommen, als Hauptbild Bacchus, wie er die Tyrrhener in Delphine verwandelt. An die Decke malte er die Insel Andros mit ihrem Quell-

gotte und den umspielenden Tritonen, Amoretten, Nereiden, um den sie schützenden Bacchus, den Hain von Dodona, die Erde auf der Löwin reitend, mit der Garbe; das Meer als Nereide auf dem Delphin und im Medaillon den schlafenden Pan. Die siebente Abtheilung für Poësie, Gesang und Tanz zeigt im Hauptbilde einen festlichen Tanz von Feld- und Waldgöttern und Nymphen und an der Decke das Urtheil des Midas, eines von Nymphen übel behandelten Satyr's; Pindar, von Rhea vor dem Bienenschwarm geschützt; Orpheus als Bändiger der wilden Thiere und im Medaillon Apollo. An der letzten Wand ist die den Kämpfen bestimmte Abtheilung in Arrhichio dargestellt, wie er im dritten Siege verscheidet. Sämmtliche Bilder sind nach Art der hetrurischen Vasenbilder mit rother Farbe auf schwarzem Grunde ausgeführt.

Ein anderer Saal der Akademie enthält die allegorischen Darstellungen der deutschen Städte.

Im Stiegenhause des Akademiegebäudes wurden die dort vertretenen Künste in einzelnen Repräsentanten vorgeführt und zwar: Hanns Baldung Grien konterfeit den Markgrafen Christoph den Reichen von Baden (Malerei); Sabine v. Steinbach in ihrer Werkstatt* (Bildhauerei) und die Einweihung des Freiburger Münsters im Beisein Konrads von Zähringen (Architektur) — letztere eine jener Festdarstellungen, worin Schwind nicht leicht ein Künstler nahe kommt**: In der Mitte des Bildes erhebt sich der hohe Dom, noch von den Gerüsten umgeben, von denen die Werkleute (darunter auch Meister Schwind) der Feier zusehen — der Baumeister wartet am Portale. Von beiden Seiten kommen der Fürst mit prächtigem Gefolge und der zur Weihe schreitende Bischof mit den Klerikern, ringsum das Volk, alles in heiter-ernster Freudenstimmung. Hinter dem Gebälk zur Linken grinst der Teufel zähneknirschend hervor, dass nun das verhasste Werk vollendet. Draussen aber vor der Stadt in einer Waldlichtung naht schon der Friedensfürst, auf dem Lastthier reitend, mit dem Siegesbanner in der Hand und gefolgt von jener Schaar, die durch das neue Gotteshaus ihm zugeführt werden wird und die zerstreuten Arbeiter in Wald und Feld sinken vor seinem Glanze andächtig auf die Kniee.

* Ein Bild gleichen Inhaltes im Besitze des Herrn Fritz Metzger in Karlsruhe.

** Siehe den schönen Stich von Thäter.

In drei Lunetten über dem Donbilde malte er dort ausserdem die Architektur, von Staat und Kirche beschützt, die Mathematik mit dem Plane des Gebäudes und der von dem Architekten (Hübsch) erfundenen Kette zur Gewölbe-Construktion, dann Psyche als Phantasie, den Adler mit Blumen bekränzend und spielend den Blitz des Donnerers fassend; in zwei andere Lunetten, den Frieden als weibliche Gestalt, welche den Oelbaum pflanzt und einem Kinde — der Industrie — aus der Wiege hilft, dann den Reichthum, welchem Erde und Meer ihre Schätze darbringen. Die an der Decke des Stiegenhauses al fresco gemalten geflügelten Knaben mit Kränzen sind nach Schwinds Zeichnungen von Reich und Geck ausgeführt.

Ueberdiess besitzt das an Arbeiten Schwinds so reiche Karlsruhe auch im Sitzungssaale der ersten Kammer ein Wandgemälde und zwar das Medaillon des Grossherzogs auf Goldgrund, umgeben von den allegorischen Gestalten der vier Stände und der ihnen unerlässlichen Eigenschaften; Weisheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke, Frömmigkeit, Friedensliebe, Treue und Wohlhabenheit*. Nachdem er sich für die Trockenheit dieser Aufgabe in einer Reihe Karrikaturen von Kammermitgliedern gerächt hatte, womit er dem Ideale der erwähnten politischen Tugenden die Wirklichkeit in launiger Travestirung entgegenstellte** — konnte er wieder an ein seiner Eigenthümlichkeit entsprechendes Werk gehen, indem er für die Trinkhalle in Baden-Baden den leider nicht an Ort und Stelle ausgeführten Carton des „Vater Rhein" mit seinen Nebenflüssen und den sie umlagernden Städten zeichnete***. Die reiche Composition, worin der Flussgott die Fidel spielend und singend die kleineren Gewässer seinem Laufe nachziehn, klingt an Brentano's Rheinmärchen an.

Die Uebersiedlung nach Karlsruhe, welche eine längere

* Letztere durch den Stich vervielfältigt.

** Sie sind nach E. Försters Bericht in den Besitz des mit Schwind befreundeten Baron v. Bluttersdorff übergegangen.

*** Der Carton ist in Karlsruhe; das hienach gemalte Bild befindet sich im Besitze der Grafen Raczynski in Berlin, nachdem es lange im Atelier des Künstlers geblieben war, der auf den Wunsch König Ludwig I. sich nicht herbeilassen wollte, die Fidel in des Flussgottes Hand in eine Leyer zu verwandeln und so um den königlichen Käufer, wo nicht überhaupt um seine Gunst kam (wie Förster mittheilt).

Abwesenheit von der Heimat zur Folge hatte, war ihm schwer gefallen. Er suchte Ersatz in einem noch innigeren Bunde.

Am 3. September 1842 vermählte sich Schwind mit Fräulein Louise Sachs, der Tochter eines grossherzoglich badischen Majors und unternahm hierauf eine Hochzeitsreise, um seine junge Frau mit den Geschwistern bekannt zu machen.

Von dieser Reise malte er später (1862?) ein prächtiges Bildchen: Vor dem Gasthofe eines Gebirgsstädtchens steht der mit Blumen geschmückte offene Reisewagen. Die junge Frau sitzt schon darinnen. Er selbst schwingt sich eben auf den Sitz; während der dicke Wirth (Porträt eines Freundes) die grüne Sammtkappe zum Abschiede lüpft und auch das Stubenmädchen, die Hand mit dem empfangenen Trinkgelde geschlossen haltend, noch einen Knix macht. Gleich wird der Wagen in die frische Morgenluft und den Waldesduft des Hochgebirges hinausrollen*. Seinen jüngeren Bruder, der sich dem Bergwesen gewidmet hatte, suchte er in Hallstadt auf und verbrachte an dem träumerisch-ernsten See sehr frohe Tage, wovon er dem lieblichen Oertchen ein Andenken hinterliess: Ueber dem Portale der alten, den dunkeln See überblickenden katholischen Kirche mit ihrem schönen Schnitzaltare befand sich ein sehr schadhaftes Gemälde, Gegenden aus dem heiligen Lande darstellend, welches ein von Jerusalem zurückgekehrter Hallstädter dort ausgeführt hatte. Schwind liess sich ein kleines Gerüst machen und restaurirte die Landschaft mit grösster Pietät**.

Dasselbe Jahr, das ihm seine Gattin zuführte, brachte ihm einen herben Verlust durch den Tod seiner Mutter. Wie er diesen auffasste, geht aus der nach Jahren einem Schüler gegenüber gemachten Aeusserung hervor: „Wenn Einem seine Mutter stirbt, da ist ihm eben der Boden unter den Füssen weggezogen".

Es wurde schon darauf hingedeutet, wie die aus eigenem Antriebe von Schwind behandelten Stoffe und die Art, wie er

* Das Bildchen gehört in den Reisebildercyklus und befindet sich in der Gallerie Schack.

** In ähnlicher Weise gelangte der benachbarte Salinenort Aussee zu einem Erinnerungszeichen an seinen und seiner Familie Aufenthalt im Jahre 1850, während dem er für den oberösterreichischen Kunstverein die Belehnung des Herzogs Heinrich Jasomirgott durch Barbarossa componirte (Lithographie, Vereinsblatt für 1851). Dort malte er an dem alten Amtshause eine Sonnenuhr mit der h. Barbara (Patronin der Bergleute) und dem h. Florian.

sie behandelte, oft wie Musik sich aneinander reihen. Das Leben selbst war ihm Musik, in deren voll und mächtig dahinrauschende Wogen er des eigenen Künstlerherzens lyrische Ergüsse hinausströmen liess. Er hat dies in den von ihm als Reisebilder* bezeichneten einigen vierzig Oelgemälden von verschiedener Grösse und Form selbst zugestanden, worin er — wie sein ehemaliger Schüler Professor Ille, in einem im historischen Vereine zu München vorgetragenem Nachrufe von dem verstorbenen Lehrer bemerkte — „was ihm persönlich das vielbewegte eigene Leben an äusseren und inneren Eindrücken, Begegnungen, Impulsen, Träumen und Erinnerungen der Freude und des Leides auf seiner Pilgerreise nach dem auf Erden erreichbaren Ideale zu Genuss oder Plage geboten, allmälig künstlerisch verarbeitet niederlegte und er mag in dieselben, wie Goethe in seinem Faust bekennt, sicher auch eine ganze Welt „hinein geheimnisst" haben, wovon dem objectiven Beschauer der grösste Theil entgeht, dem daraus bald die heitere Griechenmythe, bald deutsche Sage, bald Legende, bald Historie oder frohes Alltagsleben des tiefsten Ernstes wie schalkhaften Scherzes voll in farbig reichem Zauber entgegentritt — überall gemüthsinnig, sinnvoll und keusch, die edle Mannesthat und vor Allem Frauenschönheit und Würde preisend und verherrlichend, die an Schwind jederzeit einen ihrer edelsten Paladine und Ehrenholde gefunden hat".

Solcher „Reisebilder" giebt's aber noch ausserhalb des ebengedachten Bilderkranzes; ja mehr oder weniger wurde jedes seiner Werke ein solches. Wie schon erwähnt liebte es Schwind, sich selbst und seine Freunde auf seinen Werken anzubringen, und zog dadurch den darzustellenden Vorgang in seine Lebenssphäre und den Kreis seiner Freunde herein, lebte ihn gleichsam mit. Die Stoffe mehrerer seiner nächsten Arbeiten ergeben sich fast unmittelbar aus seinem damaligen jungen Eheglück. Unzweifelhaft hatte er sein eigenes Loos im Auge, als er noch während seiner Studienzeit die schöne Composition „Der Traum des Gefangenen" entwarf**. Ein Gefangener sieht,

* Der grössere Theil der Bilder entstand in späteren Jahren und ist in die Gallerie Schack in München übergegangen. Der kleinere befindet sich noch im Besitze der Familie.

** Durch den Stich vervielfältigt und später in einem Oelbilde ausgeführt, welches jetzt die Gallerie Schack ziert.

auf dem Lager liegend, im wachen Traume die Möglichkeit seiner Befreiung durch hilfreiche Geister, die auf den Schultern des Zwergkönigs zum Kerkerfenster emporklettern und die Gitterstäbe durchfeilen, während des Elfen Töchterlein durch die Luft mit einem erquickenden Trank daherschwebt. Gleichsam anschliessend an dies Bild feierte er nun in einem 1844 in Karlsruhe vollendeten Gemälde den Triumph treuen Ausharrens im Streben nach dem unerreichbar scheinendem Ideale.

Der Münchener Freunde Abschiedsgruss bei der Uebersiedlung nach Karlsruhe mit der Hinweisung, wie er aus den Steinen, die gegen ihn geflogen, sich den Weg zum Ziele bahne; des Bruders jüngst wieder erschaute bergmännische Wirksamkeit und der Aufenthalt an einem Bergwerksorte der Heimath, die ihm die Thätigkeit der Bergmännlein frisch vor die Seele führten — dies Alles mag in seinem Gemüthe angeklungen haben, als er die Sage von dem Ritter Kuno von Falkenstein, dem die Hand der Grafentochter unter der Bedingung zugesagt ist, wenn er deren Burg nicht auf dem gebahnten Wege, sondern über den schroffen Felsen zu Pferde erklimmen würde, darstellte*. In voller Rüstung hoch zu Ross langt der Ritter eben auf dem Gipfel des Berges bei der Geliebten wohlbehalten an. Er reicht noch zum Danke dem Gnomenkönige die Hand, der ihm mit seinen Geistern den Pfad gebahnt hat, während diese schon, wie die Erdmäuse, unter Wurzeln und in Felsspalten, aus denen die Grubenlichter hervorschimmern, in komischer Eile sich verkriechen. Er schrieb darüber Ende 1845 an Geneili, mit dem er eine ziemlich lebhafte Correspondenz unterhielt: „Mein jetziges Bild, obwohl der Gegenstand höchst verrückt ist, macht mir die grösste Freude. Ich mache gerne Bäume und Felsen und alte Mauern — und dergleichen habe ich genug darauf, auch einen ganz gerüsteten Kerl zu Pferd — was thut's? Man muss machen, wie einem der Schnabel gewachsen ist".

Dies Bild und manche andere Arbeit aus jener Zeit athmet eine gewisse siegbewusste Freude, die wohl in dem damals zur Reife gekommenen Liebesglück des Meisters wurzelt.

* Das Bild ist im Besitz der Gräfin Ugarte auf Schloss Schönau bei Baden in Nieder Oesterreich. Den Carton besitzt Hofrath von Schwind. Den Stich von Göbel widmete der Frankfurter Kunstverein seinen Mitgliedern für das Jahr 1850.

Schwind übersiedelte nach Ostern 1841 nach Frankfurt a. M. Die Arbeiten in Karlsruhe hatten ihm ein Ersparniss ermöglicht, von Frankfurt hatte er eine schöne Bestellung, so dass er daran ging, sich dort ein Häuschen zu bauen. Er kaufte einen Baugrund und die Sache ging trefflich von Statten. Noch während des Baues entstand das grössere unter dem Namen „Künstlerwanderung" bekannte Bild*, das besondere Aufmerksamkeit verdient. Schwind schrieb darüber in einem Briefe vom August 1843 an Genelli: „Ich möchte doch wieder einmal etwas machen, wo von Schönheit die Rede ist und nicht immer und ewig in Kostümsachen mich herumschlagen. Ein 6 Fuss hohes und 4 Fuss breites Werk dieser Gattung, auf dessen Wirkung ich sehr gespannt bin, hat nicht mehr sehr weit zur Vollendung. Fünf Musikanten ziehen auf ein Schloss, bei einer Hochzeit aufzuspielen. Die Braut mit ihren Freundinnen erscheint auf der Mauer, Bedientenpack steht unter dem Thore, der Bräutigam kommt mit seinem Zug am Waldessaume zum Vorschein. Der Held ist der letzte der Musikanten, ein Mann von hohen Ideen, bedeutender Phantasie, aber nicht weiter in der Welt vorgerückt, als in der Gesellschaft gemeinen, eitlen Gesindels zur Ergötzung, vielleicht zum Spott der vornehmen Welt sein Stücklein zu blasen — ein verdorbenes Genie mit einem Worte. Das wird vielleicht zeitgemäss befunden". — Bei der scharfen Charakteristik der Genossen dieses Helden denkt der Beschauer wohl unwillkürlich an die verschiedenen Bestrebungen und Auffassungen der Kunstthätigkeit seitens der Alltagskünstlerschaft: Der aus dem Groben arbeitende, dicke Bassgeigenträger schleppt im Schweisse seines Angesichts sein Instrument, der folgende Dudelsackbläser trägt die Eintönigkeit seines Geschäftsbetriebes schon in der grämlichen Langweile von Gesicht und Haltung ausgeprägt; der zigeunerhafte Bruder Habenichts mit der Zither, der durch lustige Tanzweisen und Schwänke sich manchen frischen Trunk verdient, denkt bei dem Gespräch mit dem buckeligen Theoretiker mit der Geige** wohl mehr an jenen, als die Auseinandersetzungen des Genossen, während der arme, einsame Klarinettbläser zum Schlusse*** beim Anblicke einer

* Im Besitze des Kreisgerichtsrathes Sachs in Karlsruhe.

** Die beiden letzten Figuren finden sich schon im Ritter Kurt.

*** Porträt des Malers Rebnitz.

aus der Hand der Mädchen vom Zwinger gefallenen Rose innehält, um „im kindlichen Spiele tiefe Bedeutung" zu ergründen und holde Träume daran zu knüpfen. Der Bräutigam aber, der aus dem Waldesdunkel auf anderem Wege zur Burg emporreitet, sollte es nicht Schwind selbst sein?

Behandelt der „Ritter Kurt" die Kehrseite des Ritterlebens, so kehrte dieses Bild wieder die Ironie des ersteren in fröhliche Wirklichkeit um und mochte der Künstler bei Ritter Kurts Schicksal an seine eigenen dereinst kurz vor der Verwirklichung in Rauch aufgegangenen Hochzeitsfreuden gedacht haben, so liegt in diesem Bilde, in welchem er dieselben Musikanten, wie dort, zum Feste ziehen lässt, etwas, als wollte er sagen: Schaut her, der einst als arm Verspottete ist nun doch am Ziel, freilich anders als ihr und er es erwartete. Das Ganze athmet, ungeachtet der wahrhaft Shakespearisch-komischen Hauptgruppe eine so festliche Vorfreude — sowohl in der auf dem Söller harrenden Mädchengruppe, die, die Ankunft des Bräutigams gewahrend, noch immer zum Schmucke der Braut nicht genug gethan haben, als in der herrlichen Landschaft, welche aus den nach der Ferne fliehenden Wolkenschatten in das duftverklärte Sonnenlicht heraustritt. — Das kann nur selbst erlebt sein. Es sei gestattet vor diesem Bilde auch Jenen ein „Schaut her!" zuzurufen, welche Schwind den Sinn für die Farbe oder doch speciell für die Oelmalerei abzusprechen versuchen. Selbst in dem für das Städel'sche Institut in Frankfurt gemalten grossen Bilde „der Sängerkrieg auf der Wartburg",* worin der Sänger Heinrich von Ofterdingen im Kampfe gegen seine Kunstgenossen zu erliegen scheint, bis ihm eine hohe Frau, die Landgräfin, ihren Schutz angedeihen lässt, dürfte sich ohne Zwang eine Aehnlichkeit des Grundgedankens mit dem Vorgedachten und eine Beziehung auf eigenes Schicksal ahnen lassen.

Während seines Frankfurter Aufenthaltes wurde die Goethestatue daselbst festlich enthüllt. Schwind zeichnete hiefür den Entwurf zu einem grossen Transparent, den „Eintritt Goethe's in's Leben" in reicher allegorischer Darstellung behandelnd**. Er hatte hiebei hinsichtlich des Styls, nicht der Gegenstände die darauf vorkommen, wie er selbst schreibt, „etwas von dem

* Durch den Stich von Ludwig Friedrich vervielfältigt.
** Skizze im Besitze der Frau Louise von Schwind.

mit seinem Freunde Genelli oft besprochenen Theatervorhange im Auge". Das Centrum der Composition nimmt das Vaterhaus Goethes mit den drei Lyren und dem Geburtsdatum und darin wieder die Wiege mit dem kleinen Goethe ein. An den Seiten des Hauses stehen die lyrische, epische und dramatische Muse, auf welche Goethe selbst jenes Hauszeichen deutete. Jupiter und Venus, die Namensträger der Planeten, unter deren Herrschaft er zur Welt kam, erscheinen zu beiden Seiten im Aether aus dem Zodiakus hervortretend und es ist ihre nähere Beziehung zu Goethe's Dichterleben zugleich dadurch angedeutet, dass Jupiter. über dessen Haupt Minerva emporragt, das Bild der Isis (der fruchtbaren Natur) in der Rechten trägt, ihm zur Seite Ganymed mit der Schale der Begeisterung; zu Füssen Jupiters in schönen Kindergestalten die vier Elemente, die ihre Schätze ausgiessen; während Venus links, von Amoretten umspielt und von den Grazien bekränzt, den Scherz aus ihrem Schleier hervorblicken lässt. Die Gestalt zu oberst in der Mitte mit dem Schleier, der (nach den „Geheimnissen" von Goethe) die Umschrift trägt: „Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" erläutert den Grundgedanken des Ganzen noch näher.

Unten sieht man auf einer Seite die Stadt Frankfurt als allegorische Figur mit der Goethestatue, die von Kindern betrachtet wird und gegenüber den Rhein mit dem Main und anderen Nebenflüssen, der die Schiffe fremder Völker begrüsst, die den Dichter ehren.

Es mag hier bemerkt werden, wie Schwind die Allegorie nicht nur als eine in ihrer Sphäre berechtigte und der bildenden Kunst unentbehrliche Darstellungsweise gelten liess, sondern wie sie sich ihm aus seiner ganz künstlerischen Lebensauffassung und seinem reichen Phantasieleben von selbst ergab, so dass ihm Alles, auch das scheinbar Abstracteste zum Bilde wurde. Seine späteren Schüler bestätigen dies. Aeusserungen wie: „Der Zorn ist eine Person. Er hält Einen beim Schopf und lässt nicht los" und dergleichen that er nicht etwa bloss mit Rücksicht auf eben vorzunehmende Darstellungen. Hieher gehört auch eine Aeusserung, die er einem jungen Künstler gegenüber machte, der ihn auf der Wartburg besuchte. Beide machten zusammen einen Spaziergang in das sogenannte Annathal, eine so enge Felsschlucht, dass man überall das beiderseits aufsteigende, von dichtem Moos überwucherte und von rieselnden

Quellen durchsickerte Gestein zugleich mit den Händen erreichen kann, zuweilen auch kaum durchzuschlüpfen vermag. Emler, der bereits verstorbene junge Wiener Künstler, meinte mit Anspielung auf Schwinds Composition der Sage vom „Falkensteiner Ritt" hier sehe es wirklich aus, als hätten die Erdmännlein den Weg gebahnt und hausten hier. Schwind erwiederte: „Glauben Sie das nicht? Ich glaub's".

Es gibt kein „körperloses Wort" für den echten Künstler. Wie unsere kindlich kräftigen Urahnen die Elementarerscheinungen unmittelbar auf die waltende Gottheit bezogen und die unpersönliche Ausdrucksweise „es regnet, es donnert" gar nicht kannten, sondern wie sie dachten, so auch sagen mussten: Er (Gott) regnet, er donnert und wie Schillers Wort von der „Wissenschaft, die zum Kunstwerk müsse geadelt" werden, eben ein solch plastisches, gestaltvoll harmonisches Erfassen und Zusammenfassen aller Dinge im Sinne hat — so weiss der wahre Künstler nicht von „des Gedanken Blässe" wesenloser Abstractionen.

Wem aber solches Allegorisiren, wie in dem Goethe-Transparent, wobei Schwind sich allerdings der Denkweise Goethe's accomodirte, zu fern liegen und wer dies besonders bei dem Romantiker minder verständlich finden sollte, dem werden einige andere Darstellungen des Meisters vielleicht den Uebergang vermitteln.

Er hat z. B. in vier kleinen Oelbildchen die vier Tageszeiten dargestellt. Die Compositionen sind dieselben, die er in den Medaillons seiner später zu erwähnenden „Symphonie" anbrachte.

Der Morgen ist eine auf hohem Felsenthrone aufrecht sitzende männliche Gestalt, gegen die Seite blickend, von der sie von dem aufsteigenden Lichte bestrahlt wird, ihm zur Seite eine Gemse. Zu seinen Füssen, noch im Schatten, schlummert eine weibliche Figur. Es ist die Erscheinung des Morgens im Hochgebirge, wie die Bergriesen bereits von der Sonne beschienen sind, während die sanfter geschwungene Niederung noch in Dämmerung liegt.

Der Mittag wird durch eine mit halbem Leibe aufrecht aus den spiegelglatten Wassern eines Bergsee's auftauchende Nixe, deren goldenes Haar strahlenförmig vom Haupte niederfliesst, versinnbildet. Die umgebenden steil abfallenden Felswände und die Gestalt selbst spiegeln sich im Wasser, in dem

die Fische spielen. Ueber das ganze Bildchen ist jener durchsichtige, blaue Duft ausgegossen, der die Mittagsstille, um nicht zu sagen den Stillstand in der Natur auf dem Höhepunkte der Erscheinung des Tages bezeichnet, welch' letzterer sich aber auch gar eigenthümlich dadurch ausspricht, dass das Ganze wie in zwei gleiche Hälften getheilt erscheint: Die klare aufwärts gekehrte, gleichsam das Werden des Vormittags andeutende nach oben und die spiegelnde mattere, dem Vergehen des Nachmittags entsprechende nach unten, beide durch die kaum sichtbare Linie der Seefläche geschieden.

Der Abend erscheint über einer von Erlengebüsch durchzogenen weiten Niederung, auf deren Wiesen weisser Dunst liegt, als in der Luft aufdämmernde sitzende Nebelgestalt. In den Schooss zusammengesunken lehnt er das Haupt auf die überschlagenen Arme und blickt müde über die Landschaft herüber, über welcher der Mond aufgeht. Ein Fuchs huscht aus dessen ersten Strahlen in den Schatten der Bäume*.

Die Nacht ist eine in weite Gewänder gehüllte schwebende weibliche Gestalt, die Mondessichel über dem Haupte. Sie birgt unter ihrem Mantel die Kindergestalten des Schlafs und des Todes. Es sind Stimmungsbilder, die aber doch viel weiter gehen, als etwa blosse Landschaften, mit demselben Vorwurf, obwohl auch bei ihnen das Landschaftliche zu Hilfe genommen wird. Sie streben — und wer sich in die unscheinbar fast grau in grau gemalten Bildchen vertieft, wird zugestehen mit merkwürdigem Erfolge — etwas an, was bisher nur der Poesie und Musik zugänglich schien. Es ist hohe Romantik und Styl fast bis zur Einfachheit der Hieroglyphen darin in eine wunderliche Ehe getreten, ein Bund, wie er nur in den Tagen des Ueberganges der Schiller-Goethe-Periode in die Zeit der Romantiker, des Ueberganges von Mozart-Beethoven zu Weber und Mendelssohn denkbar erscheint. Hat nicht Schubert auf musikalischem Gebiete Manches in ähnlichem Styl gedichtet? — Aber nehmen wir hier noch eine Reihe von vier Bildern, die den Kreis von jenen äussersten Abstractionen bis zum Concretesten in Schwinds Künstlerthätigkeit vollkommen abrunden. Die Entstehungszeit derselben thut hier weniger zur Sache, denn Schwind ist kaum

* Dies Bildchen sowie den Mittag hat Schwind zweimal gemalt. Eines besitzt mit den übrigen dreien die Gallerie Schack in München, das andere Maler Spitzweg daselbst.

irgendwo aus der Rolle gefallen. Er hat sich entwickelt bis in sein Alter aber durchaus harmonisch aus dem innersten Kern heraus. Die von ihm als „Liebesbilder" bezeichneten und als ein Ganzes aufgefassten vier Oelgemälde* mögen Manchem dem Styl nach unzusammenhängend erscheinen und der Künstler hätte sie gewiss, wenn er denselben Gedanken etwa in einen architektonisch gegliederten Rahmen zu bringen gehabt hätte, anders behandelt. Vielleicht entwickelte sich ihm der Gedanke auch erst während der Ausführung eines der Bilder und war ihm ihre abgesonderte Darstellung gerade desshalb willkommen, um die einzelnen Momente frei von den durch den gegenseitigen Zusammenklang angelegten Fesseln ausprägen zu können, wie es ihm die Phantasie eben darbot. Die Bilder sind:

„Die unnahbare Liebe", als deren Symbol er die unzugängliche Bergspitze der „Jungfrau" wählte, die er in eine weibliche Gestalt enden lässt, welche ihr Haupt mit Nebelschleiern umkränzt und zu der ein Adler vergeblich emporzuschweben strebt.

„Der Liebe Erfüllung": Ein Ritter sieht im Traume eine von einem Riesen bewachte Jungfrau, die ihn um ihre Erlösung anspricht **.

„Der Liebe Untergang" ist durch den gemeinsamen Tod von Hero und Leander dargestellt.

Endlich „der Liebe Entsagung" zeigt uns in einer prächtigen Gebirgsschlucht vier Waldbrüder, wovon der eine, eine jugendlich ritterliche Erscheinung, die Thiere des Waldes füttert.

Das Einsiedlerleben übte überhaupt eine besondere Anziehungskraft auf Schwind und wie bei ihm Kunst und Leben immer innig Hand in Hand ging, so stahl sich auch in seine bildnerischen Dichtungen nicht selten etwas von dem seit seiner Jugend immer lebhafter gehegten Gedanken, einmal mit seinen beiden lieben Brüdern in einen einsamen Winkel zusammenzuziehen und dem Markte des Lebens „Ade" zu sagen. Es braucht eben

* In der Gallerie Schack.

** Ein zweites Bild gleichen Inhalts, mit unwesentlichen Veränderungen in der Composition, besitzt die Tochter des Meisters, Frau Bauernfeind in Wien. Die beiden zu Grunde liegende Zeichnung aus ganz früher Zeit ist im Besitze des Leg.-Rathes Schober in München.

nicht an seinen „wunderlichen Heiligen“ oder die schöne Radirung erinnert zu werden, deren Composition auch einem kleinen, ebenfalls in der Gallerie Schack befindlichen Bildchen zu Grunde gelegt wurde, das einen Einsiedler darstellt, wie er die Rosse eines vor dessen Grotte ausruhenden Ritters zur Tränke führt. Er hat, wohl in der letzten Zeit des Frankfurter Aufenthaltes, eine sehr launige Zeichnung selbst radirt: In der verlassenen Behausung des Einsiedlers hat sich ein ganz behäbiger Pilgersmann eingefunden. Er hat Feuer in einer Felsenvertiefung angelegt, einen Topf daran geschoben, um sich ein kleines Mal zu bereiten, und sitzt nun nach all diesen Vorkehrungen gemächlich auf einer Bank und bläst den Dudelsack, während der Einsiedler nach Hause kommt und sich den wunderlichen Gast von Weitem beschaut.

Eine ganz ernsthafte Composition ist der todte Einsiedler (durch den Stich vervielfältigt), dessen Seele von Engeln in den Himmel getragen wird. Ihr liegt wohl die Legende von den heiligen Paulus und Antonius zu Grunde. Dann „der Einsiedel“ in den Münchener Bilderbogen, dem die Englein sein himmlisches Wohnhaus bauen u. A.

Noch während des Frankfurter Aufenthaltes entstanden eine Reihe von 30 Illustrationen zu E. Dullers Erzherzog Karl von Oesterreich (Wien bei Kaulfuss 1847, jetzt Pest bei Heckenast), voll des Lebens und der alten, treuen, österreichischen Begeisterung. Hier seien auch die noch in Karlsruhe entstandenen Zeichnungen zu den 12 Monaten für den von J. B. W. Hermann herausgegebenen „Volkskalender“ für das Jahr 1844 (München. Cotta) und für den Gevattersmann (Karlsruhe 1846, 3. Auflage), erstere besonders schön erwähnt.

Der „Almanach von Radirungen“ von M. v. Schwind mit erklärendem Text von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben I. (einziger) Jahrgang, Zürich bei Veith 1844, über die edlen Künste des Rauchens und Trinkens erschien auch noch während des Karlsruher Aufenthaltes, unmittelbar vor der Uebersiedlung nach Frankfurt, nachdem er über 10 Jahre vollkommen fertig gewesen. Er hatte die Sachen Anfangs 1843 wieder an Freund Feuchtersleben nach Wien geschickt. Dieser aber schrieb ihm zurück: es scheine ihm am gescheidtesten, sie zu lassen, wie sie sind und so erblickten sie denn auch das Tageslicht. Der Prolog, der ihnen vorangeht, lautet:

„Wenn o Freund! aus treuer Pfeife
Dich ein blau Gewölk umfaht,
Da gedeihet still zur Reife
Der Gedanken ernste Saat.

Wenn aus frisch umkränztem Becher
Glänzt der flüssige Achat,
Ruft die Erntezeit dem Zecher,
Der Gedanke wird zur That.

Dieses Büchlein soll berichten
Was aus solchen Bronnen quillt:
Werden Bilder zu Gedichten,
Werde das Gedicht zum Bild!"

Das Ganze zerfällt in zwei Abtheilungen: Rauch, mit dem Motto: „ex fumo lucem" (Horat.) und Wein, mit dem Motto: „In vino veritas."

Man sieht hieraus, wie Schwind in jener Periode die vielbedrohte Lebensheiterkeit und Schaffenslust wieder gewonnen hatte.

Aber auch den Gedanken, die „sieben Raben" zu componiren griff er schon damals wieder auf. Er beschreibt in einem Briefe an Genelli vom 29. September 1844 das Titelblatt fast ganz so wie es später zur Ausführung kam, und träumte sich damit schon in seine erweiterte, nachmals so geliebte Kinderstube, worin erst ein Knabe Hermann und ein kurz vor der Uebersiedlung nach Frankfurt zur Welt gekommenes Töchterchen Anna einquartiert war. —

Ein schönes Bild, das von dem kunstliebenden Fräulein Linder in München bestellt, dann aber zurückgewiesen, lange Zeit die Behausung des Meisters schmückte, bis es in den Besitz des Universitätsprofessors Cornelius in München überging, ist wohl um jene Zeit entstanden. Es stellt die Künste im Dienste der Mutter Gottes dar: Auf einem Steinthron, über dessen Fortsetzungsmauer blühende Bäumchen herübersehen, sitzt Maria mit dem Jesuskinde. Zu beiden Seiten, durch Gestalten von Heiligen repräsentirt, erscheinen links vom Beschauer die redenden und tönenden, rechts die bildenden und bauenden Künste und zwar die heilige Cäcilia (Musik), Engel Gabriel (Poesie) und der heilige Bernhard (? Beredsamkeit), — dann Heinrich II., der Heilige, mit dem Modell des Bamberger Doms, seine Gemahlin Kunigunde mit einem ciselirten Antependium und der heilige Lukas (Architektur, Bildhauerei, Malerei). An

den Stufen des Thrones sitzen zwei liebliche Kinderengel. Das Ganze ist so stylvoll gehalten, wie ein altitalienisches Bild, und dabei von einer Frische und Eigenthümlichkeit, die den Meister keinen Augenblick verkennen lassen. Das kindlich klare, frohe Engelsgesicht Gabriels wird Jedem, der es gesehen, sein Lebelang fragend nachschauen, ob er sich wohl getraue in solcher Gesellschaft zu leben.

Ging auch Schwinds Anfang 1848 gehegte Hoffnung für den Kaisersaal in Frankfurt den „Krönungszug Max II. nebst Festivitäten, 200 Fuss lang" zu malen nicht in Erfüllung, so war er nebst der Arbeit an dem „Sängerkampf" doch unermüdlich noch an anderen Sachen thätig und seine „schaffende Freude" ging Hand in Hand mit dem Vergnügen Haus und Garten rüstig wachsen zu sehen. Und wenn er dem oben erwähnten Freunde „seinen nicht geringen Kummer" gesteht, dass in der Kunst statt der Mittelmässigkeit, die die Gottheit der Tage ist, „bald das vollends Gedankenlosesste obenan stehen werde, ohne dass Hoffnung da wäre, ein Umschlagen in's Gute erleben zu können" — so tröstet er sich andererseits wieder mit den Worten: „Ich habe Freude genug an Frau und Kindern und hätte ich Freunde, mit denen ich sehr sparsam versehen bin, so wollte ich zu Allem lachen."

Ende August 1848 war ziemlich zugleich mit dem grossen Bilde und „zwei kleinen mehr landschaftlichen als figürlichen Gegenständen"* auch das neue Häuschen fertig und das schon seit dem Frühling „bis auf die Sitzordnung bei Tisch, Einquartierung u. s. w. bestimmte grosse Familienfest", wozu die Brüder kommen sollten, konnte vor sich gehen.

„Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste!"

Diesen seinen Lieblingsversen aus Goethe's „Schatzgräber" — den er schon früher in einem kleinen Bilde** behandelt hatte — hoffte der Meister nun nach beiden Seiten im eigenen Hause nachleben zu können. Er hatte zwar bei seiner Uebersiedlung nach Frankfurt ausgesprochen, dass er lieber nach München gingen als dahin; jetzt aber war er dort, wie es schien, festgewurzelt. Das neue Haus war bezogen, aber freilich eine

* Darunter wohl die Sitzen der Waldquelle mit dem weissen Hirsch in der Schack'schen Gallerie.

** Im Besitze der Frau Anna Strauch in Wien.

gesicherte Stellung hatte er nicht und ausser der weithin vernehmlichen Sprache, die seine Werke redeten, auch keinen Wirkungskreis.

Da kam um die Mitte November desselben Jahres ein Brief des Architekten Gärtner aus München, der ihm im Namen des Königs eine Professur an der Münchener Akademie mit dem Gehalte von 1150 fl. antrug, und im Frühjahre 1847 war das mühsam erbaute Nest schon wieder leer und die Familie nach München übersiedelt, wohin den Meister auch der ersehnte Umgang mit alten Freunden gelockt hatte. Er sprach es damals aus, dass er nach München lieber als nach Leipzig, Berlin oder selbst Dresden gehe und es hatte den Anschein, als ob dem Aufgegebenen das Gewonnene reichlich das Gegengewicht hielte.

1847 1871.

München (Wartburg, Reichenhall, Wien).

Der Umzug nach München fiel in eine gewitterschwüle Zeit. Stadt und Land waren in Aufregung über die Zauberbande, in denen König Ludwig gefesselt war und die ihn ganz von den Dingen abzogen, die ihm früher so nahe am Herzen lagen. Schwind fühlte Anfangs die Hindernisse nicht, die ihm in der neuen Heimath entgegentreten sollten und die freilich zum grossen Theil in der Ungunst der Zeit ihre Ursachen hatten. Er traf mit alten Freunden Lachner, Ergiesser Miller, Schaller, Genelli, Schwanthaler, auf dessen Burg Schwaneck an der Isar er einige muntere Tage verlebte, u. A. zusammen; lernte neue kennen. Das Frankfurter Haus wurde gut verkauft und dafür ein neues sammt Garten Nr. 35 in der Briennerstrasse (jetzt stehen grosse Häuser an beider Stelle) angeschafft, von dessen Plattform man, da es ziemlich am Ende der Stadt lag, das baierisch-tirolische Hochgebirge sehen konnte. Die Arbeit ging ihm trefflich von der Hand und ebenso packte er den Lehrberuf mit Kraft und Liebe an.

Sein offenes biderbes Wesen, das überall gerade auf das Ziel losging, war aber auch wie gemacht, die gesunde, ehrlich strebende Jugend zu fesseln. Mancher seiner Schüler erzählt, wie die erste Begegnung ihn unzertrennlich an den Meister gebunden, aber freilich auch wie der rastlos vom frühen Morgen bis zum Abend thätige Künstler nicht nur einen gewissen Fond von Können bei seinen Schülern schon voraussetzte, sondern auch bei ihnen ebenso emsige Thätigkeit und Strebsamkeit zur Bedingung seiner fördernden Beihilfe machte.

Hören wir einen seiner ersten Schüler, den gegenwärtigen Professor Ed. Ille, welcher in seinem bereits erwähnten Nachrufe jenes Verhältnisses folgendermassen gedenkt:

„Und dieses Glückes (ein deutsches Künstlerleben erschaut und mitgenossen zu haben) haben sich, jetzt mit wehmüthigem, wie sonst mit freudigem Stolze, auch seine Schüler, seine von ihm allmälig zu Freunden erhobenen, treuen Schüler zu rühmen. Viel des Besten und endgiltig Wahren haben sie vor der Staffelei in der Schule vernommen aus des Lehrers pflichteifrigem Munde; mit jugendlicher Begeisterung sind sie den geistvollen Linien gefolgt und haben sie zu verstehen gestrebt, die seine Meisterhand in ihre ungefügen Entwürfe verklärend gezogen, und manch ein mächtiges aber heilsam befruchtendes Hochgewitter gerechter Entrüstung hat wohl auch so manches Mal über ihren schuldig schuldlosen Häuptern gedonnert, — das Beste vom Besten aber — die rechte Erkenntniss und wahre Anschauung des so schnell genannten und so schwer erkannten Wortes „Kunst" und ihres hohen Amtes und Zieles, wie ihrer Mittel und Grenzen, vermöge welcher sie allein ihrer hohen Sendung würdig schaffen kann — das haben dieselben an jenen unvergesslichen Abenden fast noch unmittelbarer in ihre jungen Seelen aufgenommen und für das ganze Leben sich treu bewahrt, als sie, namentlich jenes engverbundene Kleeblatt seiner vier frühesten Schüler, fast täglich an dem gastlichen Tische des Meisters sassen, der, an der Seite seiner anmuthig edlen Hausfrau und umgeben von blühenden Kindern, diesen seinen vier „guten, ehrlichen Burschen", wie er sie gern genannt, vor dem gemeinsamen Nachtmahle zahlreiche, rasch in's Werk gesetzte zwanglose Vorträge gehalten hat. In scharfen, lebensvollen Zügen veranschaulicht, bot er ihnen da die reifen Früchte seines reichen Künstlerlebens zu freudigem Genusse, bald die geschichtliche Entwicklung der Künste im grossen Ganzen, bald einzelne Zweige, Richtungen oder Mittel derselben mit überzeugender Klarheit in Wort und Beispiel beleuchtend. Auch buchstäblich als belehrender Peripathetiker erwies er sich ihnen auf gemeinschaftlichen Spaziergängen und weiteren Ausflügen, oder im Gartenraume vor seinem damaligen eigenen kleinen Hause ruhend und plaudernd. Da floss wohl mit den blauen Wölklein aus der liebgewohnten Pfeife manch ein apodiktischer Satz von des Meisters Lippe, desgleichen

selbst in den schwersten Büchern nicht immer gefunden wird — oder ein wahres Feuerwerk von blitzenden, witzsprühenden Funken und Gedanken-Raketen erhellte die dämmernde, vom Jubel der Hörer wiederhallende Runde. Und wenn in denselben im Lenzschmucke prangenden Räumen — etwa an einem heiteren Ostermorgen, die Kinder sich eilfertig umhertummelten, nach den da und dort von der liebenden Mutter versteckten bunten Eiern des Osterhasen suchend und jeden Fund mit lauten Freudenrufen begrüssend, derweil der Meister heiter blickend drinnen am Flügel sass und eine liebliche Weise von Haydn oder Mozart anstimmte, da wurde es jenen Gemütern so recht sonnenklar, dass Einem die Kunst zum ganzen Leben und das ganze Leben zur Kunst werden müsse — ungetheilt und untrennbar geeinigt, um in Beiden auf Einem Wege zu schönem Ziele zu wandern. Und wenn Baum und Sträuch, weissbedeckt vom Schnee des Winters, ruhten, und am heiligen Abend Meister und Hausfrau mit den jubelnden Kindern den leuchtenden Christbaum umkreisten, und alle sich der reichen, heiteren Wechselgaben freuten, da lag auch für die Schüler, als willkommene Hausgenossen, stets eine freundliche Gabe bereit, gar oft mit einer flüchtigen, harmlos neckenden Zeichnung von des Meisters Hand gekrönt, die ihnen jetzt zur theuern, kostbaren Reliquie geworden ist." . . .

„So verflossen die Lehr- und Lernjahre jener frühesten Schüler, denen später noch viele andere nachfolgten, und, wenn sie darnach verlangten, der gleichen Liebe, des gleichen Segens in der Schule und im Hause des Lehrers genossen. Erst in den letzteren Jahren, als fremde zahlreiche Aufträge den Meister monatelang in die Ferne riefen, vereinsamte seine Schule und räumte einer anderen den erwünschten Platz. Eine Schule im gewöhnlichen Sinne methodisch technischen Unterrichts hatte Schwind ohnedem nie, und konnte sie, seinem ganzen, ausserhalb allem unmittelbar Lehrbaren stehenden Wesen nach, nicht haben, namentlich der zur Zeit gerade herrschenden gänzlichen Begriff-Verwirrung über die Kunst und ihre Aufgabe gegenüber. Wehe Dem, der Schwind — was man so sagt — nachzuahmen versuchen wollte, er würde nur das schlimme Loos aller Shakespeare-Copisten im Drama zu theilen haben."

„Schüler aber in dem schon früher bezeichneten Sinne, die ihm Alles danken, was sie zu dem ihrem persönlichen Talente

eben erreichbaren Ziele auf eigenem Wege führen kann, hat er gehabt und sie mit Ernst, redlichstem Eifer und feinster Berücksichtigung jeder Individualität liebevoll heranzubilden verstanden".

Es war, wie ein späterer Schüler Schwinds, Julius Naue, erzählt, dem Meister Prinzip, den Schüler bei der ersten Arbeit mit Ausnahme leichter Correcturen selbstständig zu Werke gehen zu lassen um seine Eigenthümlichkeit und Neigung, sowie sein bereits vorhandenes Können während des Entstehens derselben zu studiren. Er war überhaupt kein Lehrer, der den Schülern Alles vorkäute; seine Natur konnte nicht auf Kleines eingehen. Schnell überflog er das Bild oder den Carton und fand auf der Stelle die Fehler. Seine Correctur war rücksichtslos, aber überzeugend, sein Lob wenig und kurz, aber desto gehaltvoller. Er respectirte die Arbeit des Schülers*, indem er nicht hinein-, sondern auf ein abgesondertes Blatt, oder daneben zeichnete, dabei aber an die Natur anwies und vor blossem Copiren warnte. Andererseits wies er aber wieder auf die Unzulänglichkeit des Modells hin, und wie dasselbe eigentlich ein nothwendiges Uebel, das die Meisten falsch anwenden, oder von dem sie sich ganz aus ihrer Auffassung herausdrängen lassen.

„Die Draperie", sagte er, „geht von denselben Gesetzen aus, wie der Organismus des menschlichen Körpers". Es befinden sich in den Händen seiner Schüler eine Reihe von Blättern mit ganz systematisch aufeinander folgenden Draperiestudien, die er sie in verschiedener Beleuchtung zeichnen liess und wovon sich das eine aus dem andern in klar verständlicher Reihenfolge entwickelt. Nach dieser Seite lässt sich also auch von einer Methode seines Unterrichtes sprechen.

Neue Entwürfe strebsamer Schüler beschäftigten ihn, wie seine eigenen und er kam z. B. einem derselben auf dem Flur der Akademie mit den Worten entgegen: er müsse ihm was Wichtiges sagen; er habe vergangene Nacht über dessen Bild nachgedacht; da sei dies und das in der Anordnung unrichtig.

* Da in dieser Hinsicht, sowie in mancher anderen vor Kurzem in öffentlichen Blättern Anekdoten erzählt wurden, welche dem Charakter des Verstorbenen ganz widersprechen, so sei hier vor solchem Surrogat-Gewürz, das gewissenhaft unter das echte wird eingeschmuggelt werden, gewarnt.

das müsse geändert werden. Wenn's an's Vollenden ging, mahnte er immer: Fertigmachen heisse so viel als das Gute beibehalten und es nicht wieder verderben. Man müsse da förmlich restauriren, und „velature secche trenta o quaranta" anwenden, wie Tizian sagt.

Bei einzelnen Figuren wies er darauf hin, den plastischen Gesichtspunkt, wie die Alten nicht ausser Acht zu lassen. Der Contour mache hier fertig. Bei monumental gedachten Figuren sei der Goldgrund unerlässlich; und gar beim Fresco: „er trennt die Figur von der Wand und schafft Tiefe und Weite". Immer drang er auf Ernst in der Kunst. „Wenn man, was man spricht, nicht so redet, dass jedes Wort einfach und klar ist, so dass man das Ganze als vollkommenen Satz aufschreiben kann — so ist das Geschwätz. Dasselbe ist in der Kunst der Fall. Der Ernst ist die Hauptsache".

„Alles beruht auf Gesetzen in der Natur, die der Künstler berücksichtigen und — aber freilich nicht sclavisch, sondern lebendig in sich aufnehmen muss. Man kann da eigentlich nur von „Finden", nie von „Erfinden" reden". „Das Echte, das Ernste bleibt immer, das bloss Glänzende vergeht". — „Dass es Vers und Prosa in der Malerei giebt" — sagte er einmal — „das wissen die Meisten nicht. Und doch, wie sehr muss da unterschieden werden". — „Wie man ein religiöses Gedicht nicht mit der Sprache schreiben kann, die man im Wirthshaus redet, ebenso kann man mit dem Modell keine Mutter Gottes herstellen. — Weil man sich heut zu Tage nicht mehr die Mühe giebt, die alten Meister anzuschauen, sondern nur das Modell mit allen Zufälligkeiten nachmacht; sagt man, es sei unwahr, wie Rafael seine Madonnen gezeichnet. Und doch ist das tiefe Wahrheit".

„Die Malerei der ich folge, ist die deutsche und als Grund derselben die Glasmalerei anzunehmen".

„Glasmalerei und Holzschnitt sind sich innig verwandt. Die deutsche Art zieht die Contouren und stellt die Farben harmonisch neben einander. Der Contour ist die Hauptsache und durch ihn der directe Ausspruch des Gedankens. Aber die deutsche Kunst von heute schaut überall umher, nur nicht im eigenen Vaterlande. Ich habe da beim „Ritter Kurt" merkwürdige Erfahrungen gemacht. Als er vollendet war, sprach man in den Recensionen viel von Phantasie und Poesie. Zuletzt

aber hiess es: es ist altdeutsch und damit war das Verdammungsurtheil gesprochen. Als ob das eine Schande wäre und man dies nicht vielmehr mit Freude, als das für uns Deutsche Richtige, hätte begrüssen sollen".

„Die Tempera-, die Fresco-Malerei ist die eigentliche Malerei. Als ein Vermächtniss will ich Euch die Art und Weise, wie ich meine Bilder male hinterlassen".

„An die Aussenseite monumentaler Bauten aber gehört Mosaik, die mit der Architektur verwandt ist. Kein Mensch kann sich vor der tiefen Feierlichkeit die darin liegt, verschliessen."

Das sind so einige Aphorismen nach den Notizen eines seiner Schüler. — Er war übrigens auch gerne bereit, fremden Künstlern mit Rath und That an die Hand zu gehen. Als ihn in späteren Jahren der Maler August von Wörndle aus Wien über seine Art das Fresco zu behandeln consultirte, liess er gleich einen Bewurf im Atelier machen und malte ihm frischweg ein Studium an die Wand.

Schüler, die sich's angelegen sein liessen, suchte er auch täglich bei der Arbeit auf — Flaue dagegen oft lange Zeit nicht. Eine Reihe tüchtiger Künstler gingen aus seiner Schule hervor. Mehrere derselben blieben immer oder doch zu wiederholten Malen seine treuen Helfer bei der Ausführung der Fresken auf der Wartburg, in Reichenhall und Wien. So Carl Mossdorf, der durch grosse Deckengemälde nach eigenen Compositionen im Schlosse zu Altenburg bekannt geworden, Otto Donner, dessen Buch über „die antiken Wandmalereien in technischer Beziehung" ihm als Kunstforscher einen bedeutenden Namen erworben hat, X. Barth und Sporer, von denen tüchtige Bilder im Münchener National-Museum sich befinden. Die reichen, in Aquarell ausgeführten culturgeschichtlichen Compositionen von Professor Eduard Ille sind ein Werk von Bedeutung, desgleichen hat J. Naue mit seinem grossen Cyklus zu Lingg's Völkerwanderung sich hervorgethan. Bauer und Beckerrath, Pentele, Collichon, Bingas, Hövemayer, Deckelmann, Hofmann sind dem Vermächtnisse, das sie von ihrem Meister überkommen, treu geblieben.

Ueber die eingehende Theilnahme des Meisters für die Bestrebungen berufener junger Künstler spricht wohl deutlicher als jede Aufzählung von Einzeldaten das aus seiner Feder stammende schöne Fragment eines Briefes, der an die gesammte

Kunstjugend, die es ernst meint, gerichtet zu sein scheint. Es lautet:

„Lieber junger Freund! Du hast Zeit zu hören, Musse zu überlegen, Kraft zu wählen und die Hoffnung von Dir, das Gewählte zu behaupten. Höre einem Manne zu, dessen Schicksal es wollte, dass er alle und jede schädliche Einwirkung unserer Zeit erdulden und nach unsäglicher Mühe sich zu reinigen, obgleich unter Umständen, die so bald nicht wiederkommen, theilnehmend, an der besten Zeit in München, zu dem einfachen Resultate kam, dass das, was die junge Seele von selbst ergreift und (wovon sie) ergriffen wird, das einzig Richtige für Jeden ist, der Beruf hat. Denn dieses unwillkürliche Ergreifen und Ergriffenwerden ist Beruf: Deus in nobis. Wer das nicht hat, an dem liegt nichts. Wer's aber hat, dem wünsche ich, dass ihm erspart werde Zeit und Kräfte rechts und links zu zersplittern an Dingen, die seinem Berufe fremd sind. — Gleichwie Zigeuner, Wahrsager und Propheten ihrer Verkündigung am besten Glauben verschaffen durch Angabe der Vergangenheit, die sie nicht wissen können, so werde ich Dir jetzt sagen, wie es Dir bisher gegangen — Dir, den ich gar nicht kenne: das mag mir Dein Zutrauen zuwenden, dass das, was ich von der Zukunft rede, nicht ohne ist. Und wenn Du meine Worte kennst und ihnen — bei tausend Schwächen, die ich besser kenne und tiefer beklage, als jene Schwätzer, die sich freuen, wenn eine aufrichtige Seele zu Schanden wird — denn sie wollen den Triumph der Nichtigkeit — das negative Gute zugestehen wirst, dass sie zu Ehren der Kunst gemeint sind, so magst Du meinem guten Rath ein Ohr leihen. Hast Du zur rechten Zeit einen Meister gefunden, dem du unbedingt vertrauen magst, so halte an ihm, wie Eisen. Bist Du aber von denen, die eine neue Ader anschlagen, dann gieb Acht! Du kannst dich nicht allein und selbst erziehen; Du bedarfst des Rathes und dass Du nur dem rechten Dein Ohr leihest, daran hängt das Schicksal von Jahren wenigstens, wo nicht des ganzen Lebens. Du gehst hin, wo wir die Werke der Meister sehen können — in Gallerien. Du siehst mit einem Male und durcheinander Werke aus allen Schulen, aus allen Zeiten. Wenn's recht gut geht, ist der Meister da, den Du brauchst und Du findest ihn heraus. Wahrscheinlicher ist, die Masse überwältigt Dich und Vorzüge aller Art, entsprungen aus ganz verschiedenen

Richtungen und Zeiten, ohne Zweifel achtungswerth jeder für sich, wühlen den Grund um Deinen Beruf auf, der noch im Keime ist und, wie fünfzig Klima's auf eine Pflanze einwirkend, hemmen sie das Gedeihen, das nur in einem entsprechenden möglich ist."

„Du kommst in die traurige Lage zu wählen, statt getragen zu sein und kannst Dir selbst nicht rathen. Machst Du dennoch den glücklichen Griff — und sagst Dir: Dieser Richtung habe ich zu folgen, so gelangst du in das zweite Fegefeuer und die Angst des tagweisen, schwierigen Erlernens. Kannst Du Dich selbst lehren? Nein, denn Du bist der Sache nicht mächtig. Kannst Du Dir selbst über die entmuthigenden Verlegenheiten des Ungeschicks und der Unerfahrenheit weghelfen? Bricht sich das Genie Bahn? Willst Du Dir selber sagen, du seiest eines? — Sieh alle grössten Meister an und ist einer ohne Lehrer? Alle geboren in entschiedener Zeit, keinen Augenblick zweifelhaft über das, was zu thun ist — und Du in der Zeit, die tausend Richtungen hat, in der, Gott sei's geklagt, Jeder von vorne anfangen soll, Du sollst keinen Rath brauchen? Sag, ob ich recht habe!"

„Nun kommst Du in das Bereich des guten Rathes und das ist das gefährlichste. Hab' ich bis jetzt errathen, wie es mit Dir steht, so glaube, dass ich auch weiss, wie es von da an kommen wird. Ich nehme an, Du bist entschieden für einen bestimmten Weg: Du seiest ein Verehrer Rafael's in seiner Strenge, seiner Treue und seiner Blüthe. Was willst du denn sagen: Der kommt und lobt Rubens, empfiehlt Dir Tizian, macht Dich aufmerksam auf die Macht des Michel Angelo, oder, was noch näher liegt auf die Leichtigkeit manches Neuen. Willst Du sagen, sie taugen nicht? Du musst zugeben, und bist ein Eklektiker. Du mühst dich ab an einer Einzelheit, du bringst nichts zu Stande. Du bist der Behandlung im vorgesetzten Sinne in einem einzelnen Falle nicht mächtig: Du fragst: — „Das geht so ganz leicht", heisst es. — Der Rather setzt sich hin: in kurzer Frist steht etwas Fertiges da, wo Du Dich vergeblich bemühst — du giebst nach. Das geht eine Zeit und plötzlich bist Du ganz wo anders, als Du wolltest. So gehts im Ganzen und im Einzelnen durch alle Abstufungen. Nun will ich Dir sagen, wie Du einen brauchbaren Rath von einem verwirrenden unterscheiden kannst und welcher der verdächtigste ist".

Hier reisst leider das werthvolle Concept ab. Es bedarf keines Commentars. Niemand wird das warme Herz, das wahrhaft väterliche Wohlwollen verkennen, das aus jenen Zeilen spricht, die nebenbei eine Geschichte der eigenen Entwickelungskämpfe des Meisters gerade bis zu dem Punkte fortführen, wo frischer Wind das Fahrzeug seines Künstlerlebens fördern will.

In jener Periode aber, von 1847—1853, die eben vor uns liegt, und bei der das Verhältniss Schwinds als öffentlicher Lehrer einschaltungsweise zur Sprache kam — war Anfangs eine düstere Stille eingetreten, zwar nicht in dem Können und Wollen des Meisters, aber in der Theilnahme hiefür und für die Künste des Friedens überhaupt.

Ein trauriges Familienereigniss, der Tod der Frau seines Bruders August, den er innigst mitempfand, eröffnete im Juli 1847 den Reigen einer Reihe von Bedrängnissen.

Als im Winter darauf nach der Vertreibung der Lola in München reinere Luft zu sein schien, dachte Schwind an eine Reise nach Wien, das er sechs Jahre nicht gesehen hatte. Aber schon im Februar 1848 klagte er: „Mit Verkaufen geht es schlecht und hätte ich die fliegenden Blätter nicht, wo ich was verdiene, so wüsste ich nicht, was anfangen. Ich bin aber froh, dass ich ruhig abwarten kann". Er giebt hier selbst den Schlüssel dafür, dass in jene Epoche so viele Illustrationen nicht nur zu den „fliegenden Blättern" sondern auch manche andere fallen. Schwind hasste zwar von je her alle Vornehmthuerei mit seiner Kunst und band es seinen Schülern auf die Seele, dass der rechte Künstler keinen Hochmuth haben dürfe. Hatte er doch, seinem Grundsatze getreu, dass die Kunst immer in Verbindung mit dem Leben bleiben müsse, in seinen Radirungen selbst die Initiative für ähnliche volksthümliche Jung und Alt erheiternde Darstellungen ergriffen. Vor der Hand war es aber so ziemlich das einzige Mittel seine künstlerische Kraft zu verwerthen, um dadurch wieder die Möglichkeit zu gewinnen, „sich selbst ein Bild zu bestellen". Hoffentlich wird der in letzter Zeit angeregte Gedanke, die vielen kleinen Illustrationen aus den fliegenden Blättern, die Münchener Bilderbogen, die bairischen Fürstenbilder, sowie manche andere bei Braun und Schneider in München erschienene Gelegenheitsholzschnitte, Eintrittskarten zu Künstlerfesten in eine Gesammtausgabe zu sammeln verwirklicht und dadurch ein werthvoller Beitrag zur Kenntniss von des Meisters

Denkweise in Ernst und Scherz geliefert werden, während so Vieles, besonders aus den „fliegenden Blättern", unter der grossen Masse ganz verloren geht. Von den „Bilderbogen", die freilich zum Theil in etwas spätere Zeit fallen, haben einzelne, wie z. B. „die guten Freunde", die dem Meister mitunter böse mitgespielt, unmittelbare Beziehung auf sein Leben. Die tiefsinnige Legende „von der Gerechtigkeit Gottes", ebenfalls in den Bilderbogen, schlug Schwind selbst nicht gering an*. Sie behandelt den Gedanken: „Unbegreiflich sind Gottes Rathschlüsse und unerforschlich seine Wege" in der Geschichte eines Einsiedlers. Die unter seinen Jugendarbeiten sich vorfindenden Entwürfe, die zum Theil beibehalten wurden, zeigen, wie er sich gern mit diesen ernsten Gedanken beschäftigte. „Der Bauer und der Esel" enthält eine gar nützliche Lehre über das Thema, dass man's nicht aller Welt recht zu machen suchen soll, die er sich sehr zu Herzen genommen**.

In jenen Jahren entstanden die Illustrationen zu Scherer's „deutschem Kinderbuche" (2 Bände) und zu dessen „Sammlung deutscher Volkslieder", dann zu dem „Wehrbuche deutscher Nation" und manches Andere. —

Die Wirren des Jahres 1848 brachen herein und ergriffen den biederen Mann in tiefster Seele. Keinen Augenblick konnte die Bewegung ihn in ihre Strömung ziehen. Er sah vom Anfange an, mit wie viel Todeskeimen das damals sich regende Leben versetzt war, dass er es nicht als zukunftverheissenden Aufschwung aus langer Versumpfung betrachten konnte und so entlockten ihm jene Tage in einem Briefe an seinen Freund Joseph von Spaun die Worte: „Gott Lob, dass unser Schicksal nicht in Menschentatzen, sondern in der Hand Gottes ruht".

In einem Briefe vom 2. Juli 1848 heisst es: „Ich fange jetzt an auf bessere Zeiten zu hoffen. Die österreichische Armee kommt wieder in's Glück, denn der wunderthätige Kanonier ist zum Vorschein gekommen. Ein paar Minister wird doch

* Zusammengeklebt geben die drei Streifen nach Schwinds eigener Aeusserung vielleicht eine seiner besten Arbeiten um 3 Xr.

** Die übrigen sind ausser dem schon erwähnten „Einsiedel", das Märchen vom Machandelbaum, der gestiefelte Kater, die Kinder im Erdbeerenschlage, der Winter, zwei Bogen Akrobatische Spiele, die Sonnenaufgangsjäger (mit anderen Holzschnitten zusammen auf einem Bogen).

unser Herrgott noch wo im Westentaschl finden und das Andere findet sich. — Mit der Malerei geht's eben so weiter. Meine Wuth ist zu gross über die Menge von Gemeinheit und Lügen, die in der Welt vorräthig ist und doch mache ich's wie die Anderen, halte mich davon und thue nichts dagegen. Es ist jetzt einmal der Lauf der Welt und mögen Alle mit ewigem Zahnweh belohnt werden, die dazu beigetragen haben, dass es so ist".

Gegen Ende des Jahres zeichnete er einen heiligen Michael wie er den Teufel stürzt und es mag ihm wohl selbst dabei ein ähnlicher Gedanke vorgeschwebt haben, wie ihn König Ludwig bei einem Besuche in die Worte fasste: „Machen Sie den Windischgrätz und Bem".

Endlich im April 1849 kam's zu der Reise nach Wien.

Er bestellte sich in heiterer Laune von Schärding aus bei Bruder August für den Abend der Ankunft Käse und Wurst und einige alte Freunde, an denen er wie an seiner Heimath mit rührender Treue hing. Schrieb er doch im Jahre darauf an seinen Freund Kupelwieser: „Lägst Du einmal so lang in der Fremde herum, wie ich, und hättest da einsehen gelernt, was ein alter Freund für ein unschätzbares Gut ist, Du würdest begreifen, dass ich trotz Allem eine immerwährende Sehnsucht nach Wien habe. Ich halte es gar nicht für unmöglich, dass ich zu Ostern wieder hinabreise, um drei Tage lang mich abzuzappeln und wieder abzufahren".

Die kurze Erholung des 1849er Aufenthaltes hielt aber nicht lange wieder. Das Elend der Zeit lag schwer auf ihm und die vereinzelten tröstlichen Erscheinungen konnten ihn nicht in den Traum wiegen, als ob die kraft- und saftlose Reaction wirkliche Genesung nach schwerer Krankheit bedeutete. Und so schrieb er denn im Juli 1849: „Es geht Alles seinen langweiligen Weg, man macht Bilder, die überflüssig sind, hört Neuigkeiten die ekelhaft sind, begegnet Freunden, die närrisch sind."

Sein alter Freund Joseph von Spaun hatte sich nach Traunkirchen am Gmundner-See zurückgezogen, das regte wieder seinen Lieblingsgedanken an, „irgendwo auf einer ländlichen Niederlassung, wo es besser ist als in den Städten, „Bauer zu werden". Im Herbste wurde ein kleiner Ausflug nach Thüringen unternommen und es sprach damals die Herzogin von Orleans

zum ersten Male von dem Plane, die Wartburg mit Fresken zu schmücken. „Das wäre eine Freude", meinte Schwind, aber er wagte es nicht darauf zu hoffen, weil ihn ja „Alles stecken lasse". Er hatte eben in der letzten Zeit fast nichts erworben und war ganz eigentlich in Bedrängniss gerathen.

Der Winter 1849 auf 1850 wurde mit unerquicklichen Arbeiten, „Zeichnungen für hohe und höchste Albums", herumgebracht. Er feilte an dem grossen Bilde „der Rhein und seine Nebenflüsse" um es nach Berlin zur Ausstellung zu schicken.

„Auf Glück zu rechnen habe ich mir abgewöhnt, keineswegs aber die Begierde, etwas Bedeutendes zu machen" äusserte er damals. „Frecher Dilettantismus und prahlerische Leerheit sind überall obenauf. Das ist die Losung des Tages in Kunst, Politik, Religion, Medizin und Essen und Trinken selbst." Er wolle aber lieber Alles, bevor er dem — was zu Gefallen thue. Und so arbeitete er unermüdlich fort. Einen Künstler, der immer nur auf Bestellung warte, verglich er mit den Lohnkutschern, die den ganzen Tag über auf der Strasse stehen. Er war kein solcher. Gerade während dieser flauen Periode entstand die überaus reiche Bleistift-Zeichnung, die später unter den Namen „Symphonie" von Ernst* gestochen wurde in einem Format von nahezu 5 Fuss Höhe und entsprechender Breite, mit einer Liebe und Frische ausgeführt, wie sie in höherem Maasse bei keinem seiner Werke hervortritt.

Es ist die Liebes-Geschichte eines jungen Paares (anknüpfend an die Hochzeit einer befreundeten Sängerin), die er in seiner Weise, mit den vier Sätzen einer Beethoven'schen Symphonie verwebt, zu einem idyllischen Gedicht gestaltete. Um die rechte Steigerung auch in der Anordnung schon auszusprechen, entwickelt sich das Ganze von unten nach oben. Die jungen Leute sehen sich zum ersten Male im Kreise musikliebender Freunde, bei der Aufführung der Symphonie, an der sie sich betheiligen. Sie begegnen sich dann wieder in einem engen Felsenthale. Auf einem Balle kommt es zur Erklärung. Den Schluss bildet die Hochzeitsreise nach der neuen im Hochgebirge gelegenen Heimath. Der Wagen ist eben auf einer Höhe angelangt, der Postillon schwingt sich auf den Gaul. Die junge Frau steht

* Münchener Kunstvereins-blatt für das Jahr 1856.

im Wagen auf, um nach dem weiten Thale hinabzusehen, in das der Wagen sogleich hinabrollen wird. Zwei Wanderburschen, die entgegengesetzten Weges ziehen, begrüssen das junge Paar mit Hurrahrufen. In der reichen Umrahmung sind als Verzierung Waldbäume, in denen sich allerhand Waldgethier tummelt, angebracht. Vier Medaillons enthalten die vier Tageszeiten nach den bereits beschriebenen Darstellungen; links Morgen und Abend, rechts Mittag und Nacht; inzwischen je zwei sich verabschiedende und bewillkommnende Reiter und zwei kleinere auf das Glück treuer Liebe Bezug nehmende Darstellungen. Er malte das Ganze später auf Bestellung des Königs Otto von Griechenland.

Hiervon ausgehend schrieb er an Kupelwieser nach Wien: „Diesen Sommer habe ich mich in eine moderne Idylle retirirt, denn ohne vor Aerger krank zu werden, hätte ich nichts, was irgend mit deutscher Geschichte zusammenhängt, unternehmen können. Desgleichen habe ich drei kleine Altarbilder* gemalt, die heilige Maria, Michael und Laurentius und meine, ich hätte mich nicht übel herausgebissen. Glücklich der, dem sein Talent einen kirchlichen Wirkungskreis angewiesen hat. Immer mit den schönsten Gegenständen und den edelsten Kunstformen zu thun zu haben, ist nichts Kleines. Ich habe aber die Ruhe nicht, geschweige denn das ascetische Feuer, ohne dem doch nichts Rechtes wird. Jedoch bin ich auf einen geschichtlichen Gegenstand gestossen, mit dem ich ein wenig höher hinauf zu finden hoffe, als zu der gewöhnlichen Bataille oder Haupt- und Staatsaction". Er dürfte hiermit vielleicht auf eine Composition der Scene anspielen, wie König Konrad den h. Bernhard, der das Kreuz predigt auf seinen Schultern durch das Volksgedränge trägt. Der König, das Reichsbanner in der Hand, mit der anderen Hand den Heiligen fassend, kommt gerade gegen den Beschauer zu durch den Dom herabgeschritten. Das dicht gedrängte Volk macht eine Gasse. Rechts nimmt ein Mann von seiner Gattin, ein Sohn von seiner Mutter Abschied; ein lahmer Knabe hebt die Krücken freudig in die Höhe; ein Verbrecher fällt von Reue zerknirscht auf die Erde nieder. Alles drängt sich zu den Priestern, welche die Kreuze anheften.

* Für eine Kirche im baierischen Walde.

Die oben erwähnten drei Altarbilder bilden den Anfang der kirchlichen Arbeiten Schwinds.

Bald nach einer im Herbste 1850 unternommenen Reise in ein holländisches Seebad, „um die Früchte übermässiger Arbeit zu bannen", begann er 6 grosse Fahnenbilder für die Theatiner-Kirche in München mit Darstellungen aus der Passionsgeschichte, welche er noch 1851 vollendete. Er accomodirte sich hiebei wie Professor Ille in seinem Vortrage richtig bemerkte, dem Renaissancestyl der Kirche durch Farbentiefe und Formbewegung. Es ging damals wieder besser; das Seebad hatte neu gekräftigt. Er hatte den „Rhein" in Berlin an Graf Raczynsky verkauft und hoffte auf eine Bestellung für das Belvedere in Wien, die sich aber nicht realisirte, dagegen bestellte der König von Griechenland die „Symphonie" und Schwind führte mit seiner gewaltigen Arbeitskraft den Auftrag in einem Winter zu Ende, so dass er das Bild schon im Mai 1852 auf die Ausstellungen nach Berlin und Wien schicken konnte*. Noch während dieser Arbeit beschäftigten ihn schon die Entwürfe der neun grösseren und kleineren Bilder zum Märchen vom „Aschenbrödel", an dem er mit grosser Liebe und Unermüdlichkeit bis zum Winter 1854 arbeitete und feilte. „Man muss das Eisen schmieden, weil es warm ist und mir sind schon genug Jdeen altbacken geworden", sagte er. Die nicht geringe Zahl von Skizzen zu diesem Cyklus lassen nicht nur erkennen, wie sehr ihm dies Werk Herzensangelegenheit geworden, sondern auch wie ihm am Grundgedanken des Ganzen, zu dessen näherer Illustrirung er auch das Märchen vom Dornröschen und die Mythe von Amor und Psyche heranzog, gelegen war.

Zur Taufe eines neugebornen Mädchens, Louise, hatte ihn Ende Juli Bruder August in München besucht und Moritz machte sich nun, wie in den beiden vorausgehenden Jahren, wieder zu einem Besuche des Bruders Franz auf, diesmal nach Salzburg, wo er seine Nerven mit bestem Erfolge durch Soolenbäder stärkte und nach einem Abstecher zu den Schwestern nach Ischl frohen Muthes über die bevorstehende Hochzeit des jüngeren Bruders nach Hause zurückkehrte.

Der kommende Winter vermehrte seinen Freundeskreis

---

* Es befindet sich gegenwärtig im Besitze der Königin Wittwe in Bamberg.

durch den Musiker Leonhardt, mit dem er im Jahre 1838 in Rüdigsdorf bekannt geworden war. Auch mit dem Wiener Architekten Professor van der Nüll kam er damals in nähere Berührung. — Am Aschenbrödel wurde fleissig gearbeitet ungeachtet das Werk keinen Besteller fand.

Schwind äusserte damals: „Ich kann nachweisen, dass mich die Auslagen für Vergolder, Farben, Leinwand und Modelle in den 6 Jahren, die ich in München bin, höher gekommen sind, als das Geld, das ich für Bilder eingenommen. Da schränke ich mich lieber ein und arbeite für mich und meine Freunde".

In einem Briefe vom 27. Februar 1853 leuchtet seine alte Liebe zu Oesterreich und seinem Kaiserhause wieder glänzend auf. Er schreibt über das meuchlerische Attentat auf den Kaiser Franz Joseph: „Mir ist eigentlich alles gleichgiltig, bis in der Zeitung steht, dass der Kaiser wieder ausgegangen ist. — Was muss die gute (?) Stadt Wien erleben? Hoffentlich kriegen einige ein Grausen, die noch so halb rosenfarbig sind. Die Augen könnten Einem aufgehen. . . Wenn der Kaiser wieder ausgeht, giebt es ein grosses Trinken hier von allen Oesterreichern, hoffentlich unter Aufziehung einer gelb und schwarzen Fahne". Schwind entwarf gleich hierauf einen Ehrenschild für den Grafen Odonnel, der den Mörder Lebeny von einem zweiten Anfall des Kaisers abgehalten hatte. Leider kam der Schild nicht zur Ausführung. Dagegen hatte eine Reise, die ihn im Sommer desselben Jahres über Wien, Prag, an dessen Schönheit er sich erfreute, Dresden und Leipzig nach Weimar führte, einen bedeutenden Auftrag im Gefolge. In Weimar kam es nämlich zum Abschlusse für die Wartburgarbeiten.

„Schober* verschaffte meinen Gründen Geltung", schrieb er damals. „Ich werde jetzt drei Jahre ein Einkommen von 5000 Thaler haben. Was komme ich mir reich vor". Ganz fröhlich über den schönen und seiner Muse so sehr zusagenden Auftrag kam er nach Hause. Aber „Leid will Freud', Freud' will Leid haben": Am 23. Juli, am ersten Jahrestage seiner Geburt, starb sein herzliebstes, kleines Kind Louise. Er hat ihm später in dem Titelblatte zu den sieben Raben ein Denkmal gesetzt: Er selbst, in den Winkel der Kinderstube gedrückt

* Sein Jugendfreund, der damals am Waimar'schen Hofe grossen Einfluss hatte.

und auf die Märchenerzählung horchend, hält die Kleine, die schlafend einen Lilienstengel trägt, im Arme.

Das Kind fehlte ihm überall, dennoch blieb er rastlos an der Arbeit für die Wartburg und hatte schon vor Weihnachten 17 Compositionen nach Weimar geschickt. Ruhiger als seit Jahren sass er dann wieder bei seinem „Aschenbrödel", das er noch vor der Uebersiedlung auf die Wartburg fertig machen wollte. Obwohl ihm das erst im nächsten Winter gelang, möge hier noch Einiges darüber gesagt werden, um dann ungestört bei der Wartburg bleiben zu können. Die naheliegende Vermuthung, dass bei der raschen Aufeinanderfolge der „Symphonie" und des „Aschenbrödel", welche beide ganz auf eigenen Antrieb des Künstlers entstanden, wohl auch wieder eine gewisse Verwandtschaft, ein Uebergang vom Einen zum Anderen sich auffinden lassen werde, gewinnt schon beim ersten Anblicke der architektonischen Anordnung beider Nahrung, noch mehr aber wenn wir erfahren, dass auch bei dem letzteren Werke die vier Sätze einer Symphonie den leitenden Grundgedanken für die Hauptscenen bildeten. Förster mag Recht haben, wenn er sagt: „Die Introduction wird von der Vorbereitung der eitlen Schwestern zum Balle, der Einsperrung Aschenbrödels und der Erscheinung der guten Fee bei ihr gebildet. Danach folgt als Allegro, der Ball im Fürstenschlosse, auf welchem die von der Fee glänzend geschmückte Aschenbrödel erscheint, und sogleich des Prinzen Herz gewinnt zum Aerger von Mutter und Schwestern. Ihre Entführung durch die Fee und des Prinzen Klage um ihren Verlust entsprechen dem Adagio, nach welchem die Wiedererkennung mit Hilfe des goldenen Schuhes unter dem Jubel der Bevölkerung und dem ingrimmigen und ohnmächtigen Aerger der Schwestern und der Mutter als Rondo die Geschichte schliesst". Letzteres enthält wieder eine Festscene, wie sie schwungvoller kaum gedacht werden kann. Die drei Abtheilungen, von denen die mittlere zwei der erwähnten Momente umfasst, tragen die Aufschriften: Zurücksetzung, Zauber, Erhebung.

Es ist dies die erste der grossen Märchendarstellungen in denen Schwind nachher noch so Unübertreffliches leistete. Der herzerfreuende Gedanke der Erhebung demüthiger Schönheit und Güte veranlasste ihn übrigens noch zu einem kleinen Bilde: Aschenbrödel wird von der Fee geschmückt. Unter diesen

Arbeiten rückte der Winter vor. Endlich fand sich auch für das noch unvollendete Aschenbrödel ein Käufer in der Person des Baron Frankenstein.

Wie gesagt, hatte er sich zugleich auch schon weit in die Wartburgarbeiten vertieft. Es schienen sich aber noch unerwartete Hindernisse zu erheben, deren Beseitigung zwar in der Hand Schwinds lag, die aber seine treue Seele zu umgehen nicht vermochte, selbst auf die Gefahr hin, den ganzen ihm so sehr an's Herz gewachsenen Auftrag zu verlieren.

„Es gab von vorne herein" — schrieb er im Februar 1854 — „Anstände wegen dem Heiligenschein und den Wundern der h. Elisabeth und ich konnte nicht umhin, als ich um Weihnacht meine Compositionen an den Grossherzog schickte, ihn zu bitten, mich in dieser Sache seines Schutzes zu versichern oder sich um einen Andern umzusehen. In der Ungewissheit war es mir lieb, dass mir 12 Apostel bestellt wurden — 4 Fuss hohe Zeichnungen für Glasfenster nach St. Jodocus in Landshut, die muss ich jetzt neben den Weimarer Arbeiten machen." Er hatte damals auch Entwürfe für 9 grosse Fenster in der Martinskirche in Landshut „nicht ohne Wahrscheinlichkeit der Ratificirung" gemacht und scheint daher fast auf eine Abweisung von Weimar aus gefasst gewesen zu sein. Da kam ein eigenhändiges Antwortschreiben des Grossherzogs, worin derselbe für die Uebersendung der Skizzen dankt und dann forttährt: „Sie haben die Tüchtigkeit Ihres Naturbesitzes, unterstützt durch Religiosität, Poesie, Schönheit und Humor bewiesen. Erstere hat einen deutlichen Ausdruck in den Medaillons gefunden. — — — Die Idee, die sieben Werke der Barmherzigkeit durch sie darzustellen, welche in der Geschichte als Ideal der Barmherzigkeit dasteht, ist ebenso glücklich als treffend beides für die Burg, wie insbesondere für den Gang zur Kapelle. — — — Sie wissen, welchen Theil der Arbeit ich Ihnen übertragen habe. Sie sind frei innerhalb desselben. Desshalb stellen Sie das Muster christlicher, fürstlicher und weiblicher Tugend — die heilige Elisabeth — dar, wie Ihr Gefühl es Ihnen eingiebt . . ." Hiemit waren alle Schwierigkeiten gelöst, das Eis gebrochen.

Jedenfalls liegt hier ein günstiger Wendepunkt in Schwinds Leben; denn seit Karlsruhe hatte er keine Gelegenheit mehr gehabt, seine Kraft in monumentalen Arbeiten zu

erproben. Sein Angebot, den Festzug zum neu errichteten Erzbilde der Bavaria an der Aussenseite der neuen Pinakothek in München zu malen, war zurückgewiesen worden und dennoch fühlte er, welch' reiche Erfahrungen seiner Schöpfungskraft seither zu Statten gekommen waren und wie diese bei einem neuen Werke verwerthet werden könnten. Welche Lust muste es für ihn sein, nun eine freie Bahn vor sich liegen zu sehen und endlich an ein Werk, wie es seiner ganzen Geistesrichtung entsprach, schreiten zu können. Wäre die Wartburg nicht, wer weiss, wie's mit den späteren grossen Aquarellarbeiten stände, zu denen er in mancher Richtung dort Anregung fand. Eine Folge des Auftrages war aber auch eine günstigere Stellung in München. Manche, die sich bisher kalt von ihm ferne gehalten hatten, suchten sich ihm jetzt wieder zu nähern. Schwind wurde auch zum ersten Male wieder zum Könige Max berufen, um ihm die Compositionen für die Wartburg zu zeigen.

Ende April sollte die Reise dahin angetreten werden. Die Koffer standen gepackt, aber eine Krankheit der kleinen Tochter Schwinds, Marie, verzögerte die Abreise um mehrere Wochen. Endlich im Mai kam es dazu.

Der wunderschöne Aufenthalt, die Freundlichkeit des Grossherzogs, die angenehme Genossenschaft versetzten ihn in die beste Stimmung. Er schritt rasch an's Werk und die Arbeit ging trefflich. Er begann mit den 7 Bildern des Landgrafensaales aus der Geschichte der Thüringischen Fürsten, die über den alterthümlichen Schreinen und anderen Einrichtungsstücken tapetenartig von einer reichen, nach oben und unten wie mit Haften gespannten Bordüre eingefasst als Fries um den ganzen Saal herumlaufen. Compositionen voll echter, frischer Romantik: zuerst die Gründung der Wartburg durch Ludwig II. („Wart' Berg, du sollst eine Wartburg werden"); dann Ludwigs III., des Eisernen, Nachtlager bei dem Schmiede („Landgraf, werde hart!"), die eiserne Mauer treuer Mannen, die die Burg umgiebt. Ludwig's IV. Begegnung mit dem Löwen; derselbe verhilft dem beraubten Krämer wieder zu seinem Esel; die schöne Kunigunde von Eisenberg an der Hochzeittafel Albrechts von Thüringen und endlich Friedrich der Freudige bahnt seinem Kinde den Weg zur Taufe nach Reinhartsbrunn.

Die Herzogin von Orleans, die damals in Eisenach sich aufhielt, besuchte ihn oft bei der Arbeit und malte endlich in dem ersten Bilde des Landgrafensaales ein Blümchen zu Landgraf Ludwigs Füssen, was Schwind durch ein kleines Oelbild des Reisebildercyklus verewigte, das die Fürstin auf dem Gerüst sitzend, ihn selbst mit der Palette hinter ihr auf der Leiter, mit wohlgefälligen Blicken dem leutseligen Scherze zusehend, darstellt. Die Heimkehr fiel ihm schwer, nicht nur des schönen, nach jeder Richtung wohlthuenden Aufenthaltes wegen, sondern auch weil er grosse Furcht vor der Cholera hatte, die damals in München hauste. Er meinte: „Man ist ohnedem schon sterblich genug", kehrte aber doch im Herbste zurück und arbeitete den Winter über an weiteren Cartons besonders dem grossen Carton des Sängerkrieges und zwar mit Lust, trotzdem er „den Gegenstand schon ein paar Mal gemacht hatte". Nebenbei vollendete er auch das „Aschenbrödel" noch vor Weihnachten. Von Wien aus waren Verhandlungen wegen der Ausschmückung des grossen Saales des Arsenales mit ihm angeknüpft, die sich sehr in die Länge zogen. Er sehnte sich darnach, etwas in seiner Vaterstadt zu hinterlassen. Bisher hatte er aber nur einzelne Bilder im Auge und dachte daran, ähnlich wie den „Rhein" auch die „Donau" zu behandeln; was er in zwei kleinen Bildchen auch wirklich that, die sich im Besitze des Barons Schack in München und der Tochter Schwinds, Frau Bauernfeind in Wien, befinden. Damals kam es aber noch nicht zur Verwirklichung dieses Wunsches, wenn auch sonst seine Verhältnisse sich freundlicher gestalteten. Wartburg und Aschenbrödel trugen ihm nicht nur reichlichen Beifall insbesondere von Seite König Ludwigs, sondern auch den Ernestinischen Hausorden vom Herzoge von Coburg und den bairischen Michaels-Orden ein.

Er beabsichtigte nach einer Audienz beim Kaiser von Oesterreich, die er als einen „Genuss" bezeichnete und über Aufforderung des Grafen Thun und des Directors Ruben in Wien das „Aschenbrödel" an der Akademie auszustellen. Man möchte eine kleinere Arbeit, die in jener Zeit erwähnt wird, fast als den Ausfluss einer Art künstlerischen Uebermuthes bezeichnen. Es sind dies „die Plejaden", sieben weibliche Gestalten im blauen Luftraum schwebend, jede mit einem Stern über dem Haupte. Anlass zu dem Bildchen gab offen-

bar die Lust, sich an der Schwierigkeit zu versuchen, die sieben Köpfe der Gruppe nach der Stellung der Sterne jenes Sternbildes zu placiren; ein Problem, das er wo möglich noch brillanter, weil unter noch viel schwierigeren Bedingungen und vervielfältigten Combinationen in den beiden „acrobatische Spiele" überschriebenen Bilderbogen löste.

In der Familie jedoch gab es manches Leid. Seine Frau kränkelte, wie schon früher, den Winter über viel und die Schwiegermutter, die im vergangenen Jahre der kranken Tochter so hilfreich und aufopfernd zur Seite gestanden, starb am 22. Dezember 1854 in Karlsruhe. All dies mag wohl dazu beigetragen haben, dass bei aller reichhaltigen künstlerischen Thätigkeit und steigenden Theilnahme für dieselbe, der Wunsch nach einem stillen Landaufenthalte, den er seinen Brüdern so oft ausgesprochen hatte, immer lebhafter wurde. Und siehe da, noch ehe ihn sein Beruf zum zweiten Male auf die Wartburg führte, hatte er einen waldigen Bauplatz am Starnberger See gekauft, dort sollte den Sommer über ein „Bauernhaus" erwachsen. Hiemit ging immer der Gedanke Hand in Hand, den Knaben Hermann zum Landwirth zu erziehen.

Mit Beginn der schönen Jahreszeit reiste er wieder nach Thüringen. Die Arbeiten auf der Wartburg sollten im Herbste vollendet sein, es war jedoch noch überaus viel zu thun. Schwind arbeitete mit zwei Gehilfen am Leben der heiligen Elisabeth, das in dem 64 Fuss langen, zur Kapelle führenden Gange ausgeführt wurde. Es sind 6 grosse 8 Fuss hohe und 4 Fuss breite Scenen, zwischen denen sich in 7 Medaillons die Werke der Barmherzigkeit, repräsentirt in der Person der Heiligen, vertheilen. Anfangs hatte Schwind eine lange, friesartige Composition, den Zug der heiligen Elisabeth als kindliche Braut nach der Wartburg, für diesen Gang bestimmt. Die schöne Composition ist durch einen Holzschnitt von A. Gaber vervielfältigt, das Original-Aquarell soll in den Besitz des Fräuleins Eichel in Eisenach gekommen sein. Es war ein langer, prächtiger Zug von magyarischen und thüringischen Reitern und Frauen, die den Wagen mit dem Kinde begleiten. Der Gegenstand, so schön er an sich war, mochte ihm doch zu episodisch erschienen sein, um damit den ganzen langen Raum auszufüllen. Er drängte ihn jetzt im ersten Bilde zusammen, das die Ankunft der vierjährigen Braut auf der Wartburg und ihren

Empfang durch die Familie des Landgrafen in rührend lieblicher Weise darstellt. Es folgen: das Rosenwunder, der Abschied der Heiligen von ihrem Gemahl, der in den Krieg zieht, ihre und ihrer Kinder Vertreibung von der Wartburg nach dem Tode ihres Gemahls, ihr Tod als Nonne zu Marburg und die feierliche Uebertragung ihrer Leiche in den Dom.

Es geht ein Hauch des Friedens durch diese Compositionen, wie das Wehen eines Engelsfittigs. Ungeachtet der wahrhaft tragischen Entwickelung nirgends grelle Gegensätze, nirgends leidenschaftliche Erregung der Freude oder des Schmerzes im Ausdruck der Köpfe. Durch das Vermeiden alles landschaftlichen Beiwerkes und den kaum merklichen Wechsel des einfachen Pflanzenornaments im Hintergrunde sind die Vorgänge der zu nahen Berührung mit dem täglichen Leben und seinen Schwankungen entrückt. Nur im ersten Bilde spielen bunte Vögel in den Rosenzweigen des Ornamentes, gleich den reinen Naturfreuden der Kinderseele, bei der Vertreibung taucht die Wartburg im Hintergrunde auf, im Augenblicke wo die Fürstin ihre Räume verlässt und mit ihnen allen Freuden der Erde entsagt, und in den Verästungen der Verzierung über der ärmlichen Zelle, in der sie stirbt, singen Englein und erscheint der Heiland in der Strahlenglorie, während über dem Leichenzuge ihr Einzug in den Dom des Himmels durch ihre Begrüssung der Himmelskönigin angedeutet ist.

Schwind wollte die Pilgerfahrt einer heiligen Frau malen, in ihrer dem Erdenstaub nicht mehr nahbaren Reinheit und Vollendung. Die Medaillons mit den sieben Werken der Barmherzigkeit verhalten sich zu den Hauptbildern nur wie der Grundton zur Melodie.

Die Hauptbilder sind durch Langer, die Medaillons durch Thaeter in Kupfer gestochen.

„Einfacher und mit geringerem Aufwand ist noch nichts gemacht. Gleichwohl überrascht mich die Wirkung: es sieht aus, als wären fünfzig Bilder in dem Gange", meinte Schwind, als die Arbeit ihrem Ende nahte. Während der Einweihung der sogenannten Luthers-Kapelle ging er auf ein paar Tage nach Dresden, kam dort täglich mit Schnorr in Berührung und wurde auch zur königlichen Hoftafel nach Pillnitz geladen. Er äusserte sich hierüber in seiner scherzhaften Weise: „Gegen die königliche Tafel ist nichts einzuwenden. Ich mache aber jedes-

mal ein paar feste Plutzer und bin immer froh, wenn ich wieder draussen bin."

Der Beifall über die Arbeiten war ungewöhnlich. Rauch, Kaulbach, Rietschel kamen zum Besuch und auch die protestantischen Geistlichen wussten nicht Lobes genug darüber. Ende Juni begann er den Sängerkrieg im grossen Saale — ein Bild von 18 Fuss Breite und 9 Fuss Höhe, und in zwei Monaten war er nach grosser Anstrengung auch mit diesem letzten Werke fertig. — Er wartete noch das grosse Musikfest auf der Wartburg ab und geigte dabei mit, „zur allgemeinen Zufriedenheit" wie er gerne beifügte.

Am 6. September machte er sich wieder auf den Heimweg. Der Herbst verfloss ruhig. Der Bau des Häuschens in Nieder-Pöcking am Starnberger See schritt vorwärts. Im November wurde ihm sein jüngstes Töchterchen geboren, das zu Ehren der Herzogin von Orleans, die Schwind in Dresden wieder mit grosser Auszeichnung behandelt hatte, in der Taufe den Namen Helene erhielt. Kleinere Arbeiten wurden vorgenommen, unter anderen eine Zeichnung für einen Silberarbeiter in Wien. Er trug sich mit allerhand Ideen für neue Arbeiten, worunter auch der von jeher gehegte Plan, die Zauberflöte zu componiren, wieder auftauchte.

Vorläufig harrte seiner noch eine officielle Sendung zum Besuche der Pariser Ausstellung. Die Reise fiel in den April 1856, war aber wie alle solche Reisen mehr Anstrengung als Erholung.

Als er zurückkam, äusserte er sich in einem Briefe: „Die Oelmalerei war mir auch so ganz und gar zuwider und wenn ich mit einem Bilde, das mir die Grossherzogin bestellt hat, fertig bin, greife ich frischweg zu einem anderen Materiale. Ich habe in der Frescomalerei auch Alles müssen unter den Tisch werfen, was bisher üblich war und die Kastanien aus dem Feuer holen." So geschah's denn auch später und seine grossen beiden Märchencyklen sind Ausfluss des damals gefassten Vorsatzes. Sehr bezeichnend übrigens bleibt es, dass dies Vorhaben gerade die Pariser Ausstellung mit ihrem Brillantfeuerwerk des Malervirtuosenthums zum Durchbruch brachte.

Am 18. Juni 1856 konnte er das fertige Häuschen am See seiner Frau zum Geburtstagsgeschenke machen. Er schnitt das

Datum in die Holzwand ein und benannte die kleine, dicht am Ausgang eines Tannenwäldchens gelegene Besitzung „Tanneck". Das Haus ist in der im Hochgebirge üblichen Weise mit breitem flachen Dache ausgeführt. Die Frau schaffte altes Zinngeschirr an, die Möbel aus weichem Holz sahen auch „ganz appetitlich" aus. Ein Schiffchen lag am Ufer mit rundem Hintertheil. Er liess es zu Ehren jugendlicher Pläne grün mit einem weissen Streif anstreichen, und hatte Vergnügen daran, wie der Knabe Hermann es bald zu handhaben verstand. Wenn er früher vor hatte ihn zum Landwirth zu erziehen, so meinte er jetzt: „Soll man den Buben auf's Meer schicken? An der Erde ist eigentlich nicht viel verloren."

Gegen Ende des Sommers machte er eine Fahrt nach Wien und besuchte da seinen Bruder August, der den Sommer in Weidling bei Klosterneuburg zubrachte. Es gefiel ihm wieder sehr gut und er meinte, wenn er „nach Hause" komme, müsse er immer ein wenig ausgelassen sein „in der Freude seines Herzens und in einem Anfluge von Jugend, der noch in der Wiener Luft herumhänge". Immer noch dachte er daran, vielleicht einmal nach Wien zu übersiedeln. Er besuchte die alten, lieben Plätze der lieblichen Umgebung seiner Vaterstadt und freute sich bei der Abreise besonders wieder über den Weg von Weidling über den Kahlenberg nach Nussdorf, zum Landungsplatze des Linzer Dampfschiffes. „Der Anblick der Stadt war bezaubernd, der Weg nach Grinzing hinunter ganz einzig." Nach der Rückkehr blieb er noch kurze Zeit in Tanneck, dann wurden die Münchener Winterquartiere bezogen.

Es kam jedoch im Herbste noch zu einer Fahrt nach Karlsruhe, wo er gleich am ersten Abende durch die Nachricht vom Tode seines Schwagers Noël in Betrübniss gesetzt wurde. Dieser innerhalb zwei Jahren der fünfte Todesfall der seine Frau sehr nahe betraf. Sie selbst kränkelte und Schwind hatte mit einem Nervenleiden zu schaffen. So war denn die Freude mehr als hinreichend durch das gegenüberstehende Leid aufgewogen.

Er war damals mit dem grossen Bilde „Kaiser Rudolf-Grafenritt nach Speier" für die Kieler Kunsthalle beschäftigt. Auch hatte König Max ein Bild seiner Schlacht bestellt. Beide Arbeiten mundeten ihm nicht recht und er befasste sich nebenbei mit einer Menge kleiner Sachen, den Reisebildern. Gegen Ostern 1857 war Rudolf von Habsburg fertig. Der erste Zug

ganz im Profil gesehen, bewegt sich langsam durch die fruchtbare mit reichen Baumgruppen besetzte Rheinebene. Ueber den Wipfeln rechts zeigen sich die Thürme des Speierer Domes. Das Landvolk kommt von allen Seiten herzu, den geliebten Kaiser noch einmal zu sehen, auch der Bildhauer der des Kaisers Grabstein zu machen hat, eilt heran, um sich die Züge desselben nochmals einzuprägen — eine ernste Composition.

Für die „Bataille" machte er eine Skizze, legte aber später den Auftrag zurück, und arbeitete fleissig an seinen Reisebildern.

Während des Sommers erhielt Schwind vom Könige abermals eine Sendung nach Manchester zur grossen Ausstellung. Er reiste Ende Juli ab, während seine Familie nach Starnberg ging. Die Fahrt ging den Rhein hinunter über Köln, durch Belgien nach Calais und Dover. Er hat sich über dieselbe, da er einen Bericht an den König zu erstatten hatte, ziemlich ausführliche Notizen zusammengestellt, die sich im Besitze seines Schülers Julius Naue befinden. Sie beginnen erst am Rhein und reimen bei der Besprechung altitalienischer Bilder der erwähnten Ausstellung ab. — Der Meister hatte für Alles ein offenes Auge, Altes und Neues, Kunst und Industrie, Ernst und Scherz kommt zur Besprechung. Möge daher das Fragment hier einen Platz finden. Es springt gleich in medias res, wie folgt:

„Ich will nicht unerwähnt lassen, dass ich zu meiner grossen Genugthuung in Remagen mich aufgehalten, um Degers und seiner Gefährten, Itenbach, der beiden Müller u. A. im Auftrage des Grafen Fürstenberg in der neu erbauten Apollinariskirche ausgeführte Gemälde zu betrachten. Es ist nicht zu läugnen, dass einige der Gemälde in einer unseren Begriffen von Kirchenstyl durchaus widerstrebenden, prätensiösen, fast kokketten Färbung ausgeführt sind. Nichtsdestoweniger ist die Mehrzahl der Bilder trefflich, ernsthaft, unbefangen und frei; die Eintheilung sinnreich und die Ornamentik meiner unmaassgeblichen Ansicht nach von einer für unsere Münchener Schule beneidenswerthen Eleganz und edlem Geschmack; die Anwendung des Goldes sparsam, aber höchst wirksam und für die Wirkung der Gemälde äusserst wohlthuend, für den Gesammtanblick ruhig, im Einzelnen voll reicher Erfindung und Abwechslung."

„Im Kölner Dome war für mich das Altarbild von Overbeck neu. Was soll man denken, wenn Overbeck mit Farben auftritt, die die Stärke der Glasmalerei anstreben; blau, roth, so stark sie aufzutreiben sind. Mag es hart und von mir unberufen klingen, aber es schaudert Jeder, so musste ich mir sagen, der seine Muttersprache verlernt hat."

„Von den herrlichen Werken Hemmelink's in Brügge, die ich bei meiner Reise in Belgien nicht sehen konnte, will ich weiter nichts sagen, als dass der Genuss dieses kostbaren Anblicks mich zu wiederholtem Dank für die ehrenvolle Sendung verpflichtet."

„In Dover angekommen hatte ich die erste Gelegenheit, die Herren Engländer an einem im Bau begriffenen neuen Hafendamme respectiren zu lernen. Ein im Bau begriffenes Schiff, das, von rothem Eisenblech zusammengefügt, an der Themse liegt, obgleich kein Kunstgegenstand, ist doch sehr geeignet, einen Erstlingsbesucher aufmerksam zu machen, dass hier von anderen Dimensionen die Rede ist, als anderswo. Ich erinnere mich, dass ich die St. Peterskirche und den Marcusplatz je mit 200 guten Schritten gemessen und das ist die Länge dieses Schiffes."

„Von der national Gallery in London hatte ich immer mit einer gewissen Schonung reden hören. Wie staunte ich aber, als ich eine in ihrer Art ganz einzige Sammlung fand. Sie ist klein: ein grosser, zwei kleine Säle und zwei Räume, die ehr Zimmer genannt werden sollten; aber ein Bild wie das andere ersten Ranges und im ungetrübtesten Zustande. Mir machten nur zwei Bilder den Eindruck, als gehörten sie nicht in diesen Kranz von Edelsteinen — ein Noli me tangere von Caracci und ein Kopf von Lawrence. Es ist eine vergebliche Bemühung, selbst mit hochpoetischen Worten Bilder zu besprechen. Daher werde ich mich nicht unterwinden, diese trefflichen Werke mit oft gebrauchten Ausdrücken zu classificiren. Wo ich aber auf ein Werk stosse, dass mir einen Meister in einem neuen Lichte zeigt, will ich andeuten, worin dies Neue besteht. So machte es mir einen herrlichen Eindruck, Rubens in seiner mannhaften, übermüthigen Weise als Lustspieldichter kennen zu lernen in dem „Raub der Sabinerinnen". Es geht natürlich nicht ohne derbe Griffe ab, die an einem Epigonen gewiss unanständig gefunden würden, ohne die in unserer Zeit unerschwing-

liche Gesundheit und Kraft jenes tüchtigen Antwerpener Bürgermeisters. Aber nichts kann feiner und komischer sein, als die betrübten Gesichter derer, die fürchten, nicht geraubt zu werden und die Hülfe, die die alten Weiber den schönen Römern leisten. Ueber das ganze Bild ist eine Pracht und Ueppigkeit ausgegossen, dass das Sträuben und Händeringen der geraubten Damen in und auf den Armen der strotzenden und siegreichen Römer einen fast komischen Eindruck macht."

„Die Grablegung von Francia ist das schönst durchgeführte Bild, das ich je von ihm gesehen habe. Ein kleines Studium von Giorgione lässt alle seine Werke an Feinheit hinter sich. Genug, es ist jedes Bild des genauesten Ansehens werth und lohnend und man mag den trefflichen Meistern und den noblen Stiftern der Bilder — denn sehr viele sind Geschenke von Privaten — mit was Besserem danken, als einer abgenützten Reihe von Epitheten."

„Die Monumente in der Westminster-Abtei sind von künstlerischer Seite in der Mehrzahl eher als Wunderlichkeiten, denn als Kunstwerke anzusehen — die alten Grabsteine in Ehren — aber nichts ist dürftig und Alles selbst in seiner Geschmacklosigkeit noch couragirt und reich."

„Der Bau der Parlamentshäuser ist eine genaue Wiederholung des Dagewesenen, aber präcis und fein durchgeführt. Ein Frescobild, deren eine Reihe im Innern des Hauses beabsichtigt ist, steht fertig da und stellt die Abreise irgend einer Dissenterfamilie dar, deren Partei vertrieben wird. Die Behandlung der Frescofarben leidet an dem lächerlichen Uebel, die Wirkung der Oelfarben affectiren zu wollen. Die Auffassung würde einem Novellenschreiber Ehre machen. Es ist eingegangen auf die Charakteristik der Personen. Das Familienleben spricht mit Wärme aus dem Ganzen — aber was Platen so vortrefflich Floskelmoden nennt, ist in starker Dosis angewendet."

„Die plastischen Werke in der Paulskirche sowohl, als auf öffentlichen Plätzen zeigen von sehr wenig künstlerischem Vermögen. Was an den Kunsthandlungen zu sehen ist, ist grösstentheils in Deutschland bekannt. Auffallend waren mir kleine, höchst einfach colorirte Porträtfiguren von mehrentheils älteren Gentlemans, von einer erstaunlichen Wahrheit. Die schärfste Satyre könnte nicht treffender sein."

„Eine eigene Abtheilung bilden gewisse mehr oder minder elegante Antiquarladen, angefüllt mit allen möglichen Geräthen, Geschirren, Waffen, Meubeln — Elfenbein, Glas, Holz, Gold, Stein, in denen dann die Ehrenplätze Bildern älterer und neuerer Meister eingeräumt sind und unter diesen wieder jenen Stücken, die einen Namen aufzuweisen haben. Ich fand ein Portrait von Lawrence, beglaubigt von dem Kammerdiener des verstorbenen Sir N. N., dessen Porträt die Zeichnung darstellt. Diese Anstalten sind im Kleinen, was ich in Manchester in grösster Dimension sehen sollte, kleine arts treasures exhibitions, wie sie der Engländer liebt und besitzt und in denen, als einer Schatzkammer, er der alten Kunst ihren Platz anweist."

„Zurücklassend die Besichtigung des brittischen Museums und anderer Sammlungen reiste ich nach Manchester. Eine flüchtige Anschauung, der ich den ersten Tag widmete, das heisst ein Aufenthalt von 10 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, überzeugte mich einerseits von der grossen Zweckmässigkeit des Gebäudes und dem grossen Reichthum der zusammengebrachten Kunstschätze, andererseits drängte sich mir die Ueberzeugung auf, dass es kaum möglich ist, einen so schönen Genuss mit mehr Störung, Verbitterung und Pein zu umgeben, als es hier der Fall war. Das Gebäude liegt so weit ausserhalb der Stadt, dass an ein Nachausegehen und Wiederkommen an demselben Tage nicht zu denken ist. Das Getrampel und die Unruhe der Besuchenden, das unerbittliche Concert, das um 1 Uhr oder 2 Uhr beginnt und nicht mehr aufhört, endlich der Staub und das Oberlicht, das die Augen angreift, richtet Einen äusserlich zu Grunde. Eine so ausserordentliche Menge der verschiedensten Dinge unter den günstigsten Umständen durchzusehen, ist eine so schwere Aufgabe, als allenfalls 8 Stunden täglich Gedichte zu lesen — nun vollends im Kampf mit so viel störenden Hindernissen, wächst es zu einer Arbeit an, die einen guten Vorrath von Zuhausesein voraussetzt. Dazu muss ich gestehen, dass, so lange ich die Bilder mit dem Bewusstsein ansah, dass ein Bericht darüber von mir höchsten Orts erwartet werde, ich um alle Unbefangenheit gebracht war und geradezu nichts sah. Da dachte ich der armen Feuilletonisten das erste Mal mit Mitleid und begriff, dass es zu viel verlangt ist, mit der Angst, etwas über

Bilder schreiben zu müssen, ein klares und unbefangenes Auge zu behalten."

„Die folgenden Tage widmete ich einzelnen Partien, gewann nach und nach so viel Freiheit, dass ich mich Einzelnem hingeben konnte und ging dann den letzten Tag noch einmal durch und konnte mich überzeugen, dass nichts mehr in mich hineinging und es also Zeit war, wieder zu gehen."

„Das grosse Mittelschiff, enthält ganz im Sinne der Londoner arts treasures-Trödler, eine Unendlichkeit von Utensilien aller Art aus allen Zeiten und Stoffen. Ein eigener Raum war den orientalischen Gegenständen, die auch hier wieder, wie auf der Pariser Ausstellung, alle übrige Industrie an Natürlichkeit des Geschmacks, Reichthum und Pracht weit hinter sich liessen (gewidmet). Alte Waffen waren ziemlich wenig, alte Elfenbeinschnitzereien viele, aber hervorleuchtende fand ich nicht. Büchereinbände und Missalien manches Schöne. Glassachen, Gold- und Silberpokale, Tafelaufsätze von allen Grössen und Erfindung. Ein venezianischer Tafelaufsatz, cinquecento, ein Wagen mit 4 Pferden, mit heiteren Maskengestalten in Silber, die Figuren etwa 9 Zoll ausgeführt, machte einen ziemlich poetischen Eindruck, dagegen waren alle die Wellingtonsschilde und Vasen mit ihren weiss gesottenen Grenadieren und geschmacklosen Trophäen über die Begriffe abscheulich. Wie ein Edelstein steht dem gegenüber des Pathengeschenk des Königs von Preussen an den Prinzen von Wales, „der Glaubensschild" von Cornelius (des sinnreichen und tiefen Gedankens der Klarheit der Anordnung und der einfachen Pracht des Styls zu geschweigen). Die Partie des Frieses, wo der König auf dem Dampfschiff in England landet, empfangen von der Britannia und dem heil. Georg bis dahin, wo die Königin im Bette liegt, ist unübertrefflich. Der Handhabung unserer Zeit, der Behandlung des Basreliefs sind ganz neue Seiten abgewonnen. Das blühendste Gedicht, die schwunghafteste Musik kann nicht überzeugender und wärmer sprechen, als das strenge, schlichte Basrelief, dessen Bedingungen überall streng eingehalten sind. Ich fand meine alte Ansicht bestätigt, dass auf das vielfache Geschwätz, in welchem Style wir unsere Kunstgeräthe arbeiten sollen, die einzige Antwort ist: in einem reichen."

„Die Sammlung historischer Porträts, die an den Wänden

desselben Mittelbaues aufgehängt war, war höchst interessant und nur zu bedauern, dass sie wieder auseinander geht. Gott sei Dank, die Walhalla und bayrische Ruhmeshalle bleiben beisammen und wir haben sie. Es wäre nur zu wünschen, sie ständen da, wo die möglichst vielen Menschen sie so oft als möglich sehen müssten."

„Die Gemälde alter Meister, 1017 Nummern, und die apart aufgestellten des M. Heersfort, gegen 40, (im Ganzen) über 1100 Nummern, und darunter sehr wenig Werthloses, aber verhältnissmässig sehr viel Vorzügliches. Englische Zeitschriften gestehen ein, dass, verglichen mit den in Waagens englischen Briefen aufgezählten Kunstwerken, nur ein Drittheil des in englischem Privatbesitz Befindlichen zur Ausstellung mitgetheilt worden ist."

„Mit aller Absicht wäre es schwer möglich, eine Sammlung von kunstgeschichtlichem Charakter zusammenzubringen, wie es hier ein glücklicher Zufall gethan hat. Die ältere niederländische Periode ausgenommen, sind von den ältesten Incunabeln an alle Zeiten vertreten. Das unvergleichliche jüngste Gericht von Fiesole aus der Gallerie Fesch .... von Sandro Botticelli, der immer im Denken freier und phantastischer als seine Zeitgenossen, wenn auch etwas unbehilflicher in der Ausführung — die Geburt Christi. Der Künstler paraphrasirt auf ganz eigenthümliche Weise das Gloria in excelsis et in terra pax hominibus. Eine Glorie von Engeln mit festlich aufgeschmückten Palmzweigen streuen Kronen herab; dagegen auf der Erde umarmen sich ein Mensch und ein Engel, drei Gruppen, und die Teufel verkriechen sich wie die Eidechsen in Mauerritzen und Felsspalten. Vier kleine Bilder von Pietro Perugino von wunderbarer Ausführung und auffallend als Vorbilder Raphaels zu erkennen. Christus am Oelberge von Mantegna und die h. Francisca in der Wüste von G. Bellini fallen auf durch das Gewicht, das auf die Landschaft gelegt ist. M. Angelo B. theilweise ganz, theilweise halb vollendet, theils angefangen und eben dadurch höchst wichtig. Stellenweise liegt der blosse unleugbare Kreidegrund mit aufgepausten Conturen. Ein Bein ist mit der schärfsten Beobachtung des Umrisses mit einer graugrünen Farbe flach angelegt, wie es schon vorgeschrieben wird in dem Malunterrichte der Mönche auf dem Berge Athos, der aus den ältesten Zeiten der christlichen Kunst herrührt. Ein Gewand dagegen ist mit Strichen, also

sehr wahrscheinlich Temperafarbe in den Schatten zu modelliren angefangen, während die Lichtflächen noch den reinen Grund zeigen. Die Köpfe sind vollendet von der grössten Zartheit, in einer Helligkeit und Klarheit, wie es eben nur möglich ist bei so treu bewahrtem, uraltem, erprobtem Herkommen und einer so reinen Freude am Gegenstand. Ich konnte die früheste italienische Zeit nie ansehen als eine Zeit der Beschränkung" . . .

Wie ernsthaft schaute doch der Meister alte Bilder an, aber wie ehrlich urtheilte auch der Mann mit der vielbesprochenen, scharfen Zunge über das wirklich Gediegene seiner Zeitgenossen; wie ereiferte er sich z. B. über Maler, „die dem Publikum weis machen wollen, es gebe nur eine Natur, also auch nur eine rechte Malerei, da doch zwei oder dritthalbtausend namhafte Maler jeder anders gemalt haben. Die Erkenntniss dieser Unterschiede der unendlichen Möglichkeiten der Auffassung sei vielleicht der interessanteste Theil der Kennerschaft."

Einen Künstler, der scheinbar seiner Kunstrichtung ziemlich ferne stand, hielt er sehr hoch — es war Genelli. Als dieser ihm im Sommer 1843 seine Zeichnungen aus dem „Leben einer Hexe" zugesendet hatte, antwortete er ihm:

„Was soll ich Ihnen von Ihrem herrlichen Werke sagen? Ich geniesse es, wie guten alten Wein, den man schlürft, beisst beriecht, kurz das Bewusstsein seiner Trefflichkeit nebst dem herrlichen Geschmacke geniesst und hintennach die angenehmste Steigerung und Sammlung spürt. So sage ich mir vor, indem ich ein Blatt beschaue, zugleich, wie gegenwärtig, unbefangen und lebendig das ist und ergötze mich, nachzuspüren, was an Kunstvermögen, Bildung, Erfahrung, Geschmack und Wärme dazu gehört, so etwas zu machen. Und habe ich es weggelegt und denke daran, so fühle ich das aufrichtigste Mitleid mit der armen Hexe und Schauder und Erhebung vor den Gewalten, denen sie erliegt, mit einem Worte, indem ich dieses Werk gesehen habe, habe ich so viel mehr erlebt. Ich hasse aber das Geschwätz über solche Sachen und bitte Sie nochmals, sich meinen herzlichsten Dank statt allen Urtheils gefallen zu lassen" . . . „Es ist für mich ein ausserordentlicher Reiz in der Harmonie Ihrer Farben." Bei der

Rücksendung dankt er wieder „für das Vergnügen und die Belehrung, die er daran genossen."

Ein anderer Brief an denselben Künstler noch aus der Karlsruher Periode (18. März 1844) orientirt besonders über die Gerechtigkeit, die er selbst der modern naturalistischen Kunsttechnik angedeihen liess. Er musste sich gegen Genelli über die neuere belgische Schule etwas unsanft ausgesprochen und dieser Einiges als zu weit gehend bezeichnet haben. Hienach schrieb ihm Schwind zurück:

„Die vielbesprochenen Belgier anlangend, werden Sie mir zweierlei zugeben. Einmal, dass, was ich so hinschreibe, nicht beurtheilt werden muss, wie ein abgeschlossenes, überlegtes Ding, wie es Urtheilschreiber von Profession gewohnt sind, sondern als ein Wort des Augenblicks, an dem die Stimmung eben so viel Antheil hat, als die Ueberlegung. Alsdann, dass wir auf sehr verschiedenem Boden stehen. Einem schimpfenden Chorus gegenüber würden mir ohne Zweifel auch die grossen Vorzüge einer so ausgezeichneten Technik einfallen. Mir ist aber noch übel von dem elenden Lobgehudel und erlogenen Entzücken, von dem hier die Luft erschallte, vermischt mit einem in meinen Augen eigentlich niederträchtigen Herabsehen auf die Bemühungen der eigenen Landsleute. Da erinnert man sich natürlich an die auffallende Nichtigkeit der Auffassung und die Unbrauchbarkeit dieser am Ende doch utrirten Handhabung der Mittel zu Leistungen, die im höheren Sinne wünschenswerth wären. Wenn ich mich eigends besinne, so kann ich den Werth der Bilder sehr wohl unterscheiden von dem Schaden, den diese Art die Kunst ohne Pflege, ohne, ich möchte sagen häusliche Pflege, wie im Wirthshaus als fremden Leckerbissen zu geniessen, zum Nachtheil dessen, was wir leisten könnten, anrichtet. Wenn ich mich aber gehen lasse, wie ich im Schreiben leider immer thue, so mag wohl ein Theil meiner Wuth über die Wirkung auf die Bilder übergegangen sein, was allerdings nicht recht ist. Aber der „Ingrimm hat ein Vorrecht", wenn wir Gott sei's geklagt, Deutsche nämlich, die wir bereits ein französisches Schauspiel, italienische Oper und englische Lectüre haben, zur Abrundung noch niederländisch malen sollen" . . .

Schwind war sich seiner Kraft wohl bewusst, wie Jeder, der etwas Tüchtiges zu machen versteht; aber kleinliche Eitel-

keit kannte er eben so wenig als phrasenhafte Bescheidenheit. Wenn er später einem Schüler mittheilte, Cornelius habe ihm Einiges an den „sieben Raben" ausgestellt, was er gleich ändern würde, wenn die Bilder noch in seinen Händen wären; wenn er Genelli bei der Ausstellung des Cartons zum Rhein einlud, ein Stück Rothstift einzustecken, behufs möglichst vieler Correcturen; ja sogar den russischen Pferdemaler Kotzebue zu Bemerkungen über seinen „Rudolf von Habsburg" veranlasste, so möchte das bei jedem Anderen als inhaltlose Redensart ausgelegt werden — bei ihm war es voller Ernst. Schrieb er doch auch einem Bekannten, der auf der grossen deutschen Kunstausstellung Schwinds „sieben Raben" allein gelten lassen wollte: „Wenn Sie aber sagen, das sei das einzige Gute auf der Ausstellung, so haben sie sich nicht gut umgesehen. Die schönen Sachen von Rethel, der Schild nach Cornelius Composition, Koch, Schick, das Bild von dem jungen Kachl — tausend hinein, das sind schon Sachen, wo einem warm wird u. s. w."

Wir sind bei dem eben erwähnten epochemachenden Werk Schwinds angelangt. Am 23. August 1857 war er aus England zurückgekehrt. Der seit dem Bau des Landhäuschens gefasste Entschluss, das Münchener Haus zu verkaufen, wurde jetzt ausgeführt. Er brachte es um 13000 fl. an Mann.

Die Aufregung der Reise hatte stiller Musse Platz gemacht und Kraft und Lust für neues Schaffen gesammelt. Und so setzte er sich denn sogleich in sein stilles Waldhäuschen nach Lanneck an eine Arbeit, deren Anfänge, wie er selbst damals sagte, noch in die Wiener Zeit, also dreissig Jahre zurückreichten. Es ist das Märchen „von den sieben Raben und der treuen Schwester." Schon 1844 wollte er sich daran geben und es wurde erwähnt, wie er damals Genelli das erste Blatt in der Hauptsache ganz so, wie es jetzt zur Ausführung kam, beschrieb; wobei er hinzufügte: er glaube, „dass es der Form und den einzelnen Scenen nach etwas geben wird, das Leuten, die für Liebe und Treue und etwas „Zaubermacht" Sinn haben, gefallen kann." Das erste Blatt führte er zweimal aus und hinterliess das eine, das noch die Jahreszahl 1857 trägt, in der Familie. Beide das für den Cyklus verwendete, sowie das erste, stellen die Kinderstube dar. Die Märchenerzählerin und ihr zur Seite der Genius der Kunst, nehmen die Mitte der Composition ein. Zuhörer sind die Familie des Künstlers und einige andere

Kinder. Er selbst kommt in dem ersten Bilde eben von der Reise mit dem Ränzlein auf dem Rücken, das er im Begriffe ist, abzulegen, um sich nun der lieblichen Erzählung zuzuwenden — gewiss eine Anspielung auf seine Rückkehr aus England. Im Cyklus hat er sich, sein verstorbenes Kindchen schlafend im Arm haltend, in der Ecke der Bank niedergelassen und unter die Zuhörer auch die verstorbene Adda Geibel aufgenommen. Ueber der Gruppe in einer Bogenstellung der Rückwand ist in beiden Bildern die Einleitung des Märchens in leichten Contouren mit darunter gesetztem Text nach Grimm angebracht: wie die Mutter ihre sieben Söhne verwünscht, dass sie als Raben durchs Fenster hinausfliegen und das Schwesterchen ihnen nachläuft, bis es am Waldquell erschöpft zusammensinkt; wie dann die Fee ihr erscheint und sie auffordert, die Brüder dadurch zu retten, dass sie sieben Jahre schweigend an sieben Hemden für sie spinnt.

Von da tritt die Erzählung in den Vordergrund. Die einzelnen Scenen des friesartig fortlaufenden Cyklus sind von den bald grössere bald kleinere Räume für die Bilder abschliessenden Säulen einer romanischen Architektur getrennt, zwischen deren Bogen Schwind seine Freunde und Brüder in plastisch aus Medaillons hervorsehenden Köpfen angebracht hat:

Ein edler Prinz hat im wilden Forst ein Jagen veranstaltet. Schon ist's Mittag, die erhitzten Jäger mit ihren Hunden sammeln sich am Waldquell. Im Hintergrunde stösst ein Weidmann in's Horn und ein anderer lauscht auf den Antwortsruf, denn der Herr des Festes hat sich noch nicht eingefunden. So das zweite Bild. Der Prinz aber ist einem Wilde in's tiefste Dickicht gefolgt und — siehe da, sein Hündlein strebt an einem hohlen Baume hinan und der Prinz, der mit gespannter Armbrust unter den Zweigen gebückt, durch die hohen Waldblumen und Farrenkräuter hervortritt, erblickt im Baume das spinnende Mädchen, blos in ihr reiches blondes Haar gehüllt. Im vierten Bilde hebt er sie züchtig herab. Ihr Gesicht ruht an dem seinen. Das fünfte schmale Bild zeigt, wie er sie in seinen Mantel gehüllt, sein Ross, auf dem sie sitzt, führend, in der Abenddämmerung auf's Schloss bringt und sie ihm mit dem vor den Mund gehaltenen Finger andeutet, dass sie schweigen müsse.

Nun wird sie als Braut geschmückt; der Bräutigam naht

in festlichem Aufzuge, sie zum Altare abzuholen. Sie aber blickt nach der Höhe, wo die sieben Raben vorüberfliegen, gleichsam bittend, dass sie ihrer auch in der Fülle des Glücks nicht vergessen möge. — Das Mittelbild dann zeigt ihr segensreiches Walten an der Seite ihres Gatten, der ihr seine Schätze für Wohlthaten zur Verfügung stellt. Und sie bringt Linderung und Freude in die Hütten der Armen, und das blühende Land ringsum trägt sichtliche Spuren des Segens. In den Nächten aber, so zeigt uns das achte Bild, erhebt sie sich vom Lager und spinnt für ihre Brüder, wobei ihr Gatte sie belauscht.

Sie bringt zwei Kinder zur Welt. Beim ersten Bade aber fliegen diese als struppige kleine Raben, noch halb mit den Badetüchern umgeben, zum unnennbaren Schrecken des Vaters, der alten Königin und vor Allem der Amme und der anderen dienenden Frauen, ebenfalls durchs Fenster davon. Die Fee aber schwebt am Bette der jungen Mutter vorüber und bedeutet ihr, auch im höchsten Leid an ihr Gelöbniss zu denken und sie schweigt. Nun wird sie als Hexe angeklagt und ihr der Stab gebrochen und es nimmt ihr Gatte, der nicht an ihre Schuld glauben kann, Abschied von ihr. Dies das neunte und zehnte Bild. Sie wird im Kerker von den Schergen gefesselt, die Fee schwebt nochmals heran und zeigt die Sanduhr, dass die letzte Stunde des siebenten Jahres dem Ablaufen nahe ist — eilftes Bild. Sie soll zur Richtstätte geführt werden, der Scheiterhaufen ist bereit; aber die Armen und Kranken, denen sie liebreich beigestanden, halten, als ihre lebendigen guten Werke, gewaltsam den Zug zurück und liegen vor den Wegkapellen auf den Knieen und verzögern bis zum rechten Augenblicke die Ankunft auf dem Richtplatze — zwölftes Bild. Im dreizehnten steht sie, wieder nur in ihr reiches Haar gehüllt, gefesselt auf dem Scheiterhaufen, da brausen auf weissen Rossen die Brüder — in die von ihr gesponnenen Gewänder gekleidet, der jüngste, dessen Hemd nicht fertig geworden, noch mit einem Rabenflügel — daher und umringen den Scheiterhaufen und die Fee hält die beiden Kinder auf den Armen; der junge König aber umklammert kniend die Füsse der Geretteten, Schwester und Mutter nehmen Krone und Mantel ab, um es ihr anzulegen; die Schergen mit den schon brennenden Fackeln machen sich davon.

In dem ersten grossen Märchencyklus, dem „Aschenbrödel", war das Grundthema des Ganzen als ein tief im

Menschenherzen wurzelnder Gedanke, bei dem die poetischen Traditionen der Völker mit Liebe verweilen, dadurch gekennzeichnet worden, dass der Künstler auch die anklingenden Mythen von Amor und Psyche und vom Dornröschen zu seiner Illustrirung heranzog. Das Ganze war viel weitgreifender und daher mit einer gewissen Pracht in der architektonischen Gliederung angelegt, wozu die tiefere Oelfarbe ganz gut passte. Hier aber, bei dem einfach erzählten Volksmärchen, führte Schwind seine Absicht, zu einem anderen Materiale als der Oelfarbe zu greifen aus. Wenn er auch früher schon z. B. in seinem „wunderlichen Heiligen" das einfache Kunstmittel der Aquarellfarbe mit ganz merkwürdigem Erfolge zu handhaben wusste, so wendete er es hier zum ersten Male für grössere Darstellungen (die Figuren sind beiläufig 1' hoch) an, und brachte so gleichsam transportable Fresken auf Papier zu Stande. Es war ihm gelungen „Viel mit Wenigem" auch hierin zu erreichen, denn wie die einfache, natürlich poetische Sprache des Volkes, die in Grimms Märchen so trefflich festgehalten ist, so sprechen diese ungekünstelten Farbentöne und die wunderbare Harmonie, in die sie der Meister unter einander zu bringen verstand, mit unerreichtem Zauber zum Beschauer, wie ihn keine noch so mühevolle, treu abgelauschte Naturcopie mit allem Aufwand von Farbe je zu ersetzen vermag.

Mit wenigen kräftig gezogenen Linien, mit einigen leicht aufgetragenen Tinten sind wir mitten in die Waldnatur versetzt und es sprosst und grünt und duftet und rauscht um uns her. — Schwind hat zu seinen durch unnachahmliche Eigenthümlichkeit sich auszeichnenden Werken eben auch die Farbe gefunden und sie steht mit denselben in so untrennbar organischem Zusammenhang, dass wir meinen, es könne gar keine andere hiefür geben. Wenn Jemand kein Verständniss hat für Schwind'sche Kunst, so mag das begreiflich sein. Unbegreiflich aber ist die gelinde gesagt crasse Inconsequenz, sich an der freien, frischen, überquellenden Phantasie und Individualität Schwind'scher Kunst erfreuen zu wollen und doch zu verlangen, er solle die Farbe hiezu nach der Chablone des Modereceptes mischen. — Der Rosenstrauch ist ein superbes Gewächs, nur Schade, dass keine Tulpen darauf wachsen. Eigentlich sollten überall Tulpen wachsen, auch auf den Fichten und Eichen.

Schwind hatte den Märchencyklus für die grosse deutsche Kunstausstellung bestimmt, die am 18. Juli 1858 zur Feier des siebenhundertjährigen Jubiläums der Stadt München im dortigen Glaspalast eröffnet wurde. Er hatte bis zum letzten Tage durch 10 Monate daran gearbeitet; nun wurde ihm aber auch der Ehrenplatz in der Mitte der Rückwand des grossen Ausstellungsraumes eingeräumt und ein bequemer Divan davor hingestellt. Es wurde nie leer auf diesem Plätzchen und wie der Schreiber dieser Zeilen, sassen wohl Viele manch' eine unvergessliche Viertelstunde vor den Bildern und erquickten sich an dem tiefsinnigen Liede von der Wunderkraft unwandelbarer Liebe und Treue. Ein Märchen! das übt merkwürdiger Weise immer noch eine Anziehungskraft auf Jung und Alt. Es muss ein Zug der unverwüstlichen Wahrheit in diesen scheinbar so willkürlichen Spielen der Phantasie liegen. Wäre es etwa nichts Anderes, als das jedem Menschenherzen angeborene Bedürfniss nach dem Wunderbaren, will sagen, nach Befreiung aus den knechtischen Banden des Naturgesetzes, ein Bedürfniss, dem in verkehrter Richtung auch jene neueste Romantik des Sinnengenusses in der Kunst entsprungen ist. Das Märchen ist der lyrische Ausdruck der Mythe. Mythe und Märchen aber in ihren ahnungsreichen, oft zwar entstellten, dann aber wieder blitzartig die Wahrheit beleuchtenden Bildern entsprechen eben gar merkwürdig dem traumdurchwirkten Dunkel unserer irdischen Pilgerfahrt und dem Zustande der Sehnsucht nach dem Göttlichen, woraus fast alles Grosse und Edle entspringt. Das Märchen ist Wunder katexochen, so recht ein lieblich elegischer Wiederschein der längst entschwundenen ersten Jugendtage der Menschheit, wo Geist und Natur noch nicht mit einander im Streite lagen. Es weht herüber aus uralter Vorzeit, wie ein Hauch des Paradieses, des verlorenen, wieder zu gewinnenden, wieder gewonnenen.

Man erinnere sich einen Augenblick der herrlichen Darstellungen sonntäglich befriedeten Erdenlebens, wie es uns die Mittelbilder der beiden Märchen „von den sieben Raben" und der später zu besprechenden „Melusine" vorführen, mit ihren weiten, sonnenbeglänzten Berglandschaften, aus denen auf Geheiss kraftvoll und milde zum Segen ihrer Brüder waltender Fürsten schöne Gotteshäuser in's blaue Firmament emporsteigen, Heldenstärke in des Kreuzes Zucht nur für Recht und Ehre

sich waffnet und der beschauliche Mönch die Waldeinsamkeit durchwandelt. Solche Bilder bieten vielleicht mehr Erhebung als manche glänzende Andachtsbilder, denen eben jenes ascetische Feuer abgeht, das Meister Schwind als Grundbedingung für kirchliche Darstellungen bezeichnet. Hier gilt der oft missbrauchte Satz: Es kommt nicht darauf an, was man macht, sondern wie man's macht. Manche Werke selbst der grossen Meister des 16. Jahrhunderts, die aus Tradition kirchliche Stoffe behandeln, bekunden durch Verweltlichung des Göttlichen die abwärts gehende Bewegung jener Tage, die endlich zu den blasphemischen Erzeugnissen der Manieristenperiode führte: während auch in gewissen profanen Darstellungen der neueren deutschen Maler die aufwärts ziehende Strömung sich geltend macht, welche schon darin lag, dass sie dem Tiefsinn der älteren Meister (nicht ihren unvollkommeneren Formen) wieder nachstrebten. Es ist, als wäre die hohe Muse von dem heiligen Berge stiller Beschaulichkeit in den letzten drei Jahrhunderten in die Culturpracht der Städte zu Thal gestiegen und wanderte nun wieder, im Besitze dessen, was sie da Kostbares erworben, ihrer reinen Kinderfreuden eingedenk, bergan und schaute vom Waldessaume über das Gewoge des Thales zurück nach den jenseitigen Höhen, von denen sie einst niederstieg.

Schwind war diesem Streben nicht abtrünnig, aber freilich musste seiner geraden und kräftigen Natur süssliche Frömmelei, wie sie z. B. in der weitaus grössten Zahl der gangbaren Andachtsbildchen zu Tage tritt, ein Gräuel sein, der das scharfe Schwert seiner Rede nicht in der Scheide ruhen liess.

Auch der alte strenge Meister Cornelius, von dem Schwind öfter sagte: er sei überzeugt, dass wenn Jemand etwas Besseres machen würde als er, er dies mit neidlosem Wohlgefallen begrüssen würde — hatte seine Freude an den „sieben Raben", wie folgender Brief darthut:

„Berlin, 22. Januar 1862.

Verehrter, lieber Freund! Seit geraumer Zeit habe ich mich sowohl des Lesens, als auch des Schreibens enthalten müssen, meiner Augen wegen. Nun komme ich auf dem Wege des Dictirens endlich dazu, Ihnen auszusprechen, welche unbeschreibliche Freude mir die Zusendung Ihres Werkes „die sieben Raben" gewährt hat. Sie haben aus einer einfachen Volkssage ein so wunderbares Werk zu schaffen gewusst, dass

für die deutsche Nation für immer dasselbe ein wahrer Schatz bleiben wird. Bei Wahrheit, Natur und Leben athmet Alles Anmuth und Seele und was ich am höchsten dabei schätze, Alles ist mit wahrem Styl durchgeführt. Dieses zeigt sich auch im Geringsten dieser Arbeit, in jeder Haarlocke, in jeder Falte der Gewandung. Ich wiederhole, was ich Ihnen schon damals in München ausgesprochen habe, dass dieses Ihr Werk mir bei weitem das Liebste war, was mir damals zu Gesichte kam. Ja es tröstete mich für so vielen Verdruss, den mir anderweitige Arbeiten verursachten. Sie erschienen mir als der Einzige, der das von uns Aelteren so schwer und mit so vielen Opfern Errungene auf Ihre Weise und mit der Ihnen eigenthümlichen Gabe der Natur noch festhielt und fortsetzte. Fahren Sie fort muthig Ihren Weg zu wandeln. Sie haben jetzt schon zum Herzen der Nation gesprochen; während der falsche Nimbus, der um das Haupt so manches falschen Propheten der Kunst geleuchtet, schon angefangen hat stark zu erbleichen, ist Ihr Stern im Steigen begriffen. Leben Sie wohl, verehrter Freund, und lassen Sie doch von Zeit zu Zeit etwas von sich hören. Sie können versichert sein, dass ich mit dem grössten Interesse und der innigsten Theilnahme dem Allen folgen werde, was sie ferner schaffen werden.

Ihr treu ergebener Freund

Dr. P. Cornelius."

Der Grossherzog von Weimar, jener warmfühlende Mäcen ernster deutscher Kunst erwarb den Cyklus um 7000 fl. Von ihm hatte der Meister schon nach Vollendung der Wartburg den Falkenorden erhalten; er war dann auch, wie er sich ausdrückte, mit dem griechischen Erlöserorden „verschönert" worden, jetzt erhielt er vom Könige von Baiern auch den Michaelsorden.

Wer wollte es leugnen, dass Meister Schwind schon in den tiefsinnigen Stoffen seiner Märchen weit „über die gewöhnliche Bataille oder Haupt- und Staatsaction hinaus gefunden."

Er wendete sich nun noch ernsteren Arbeiten zu. Noch im Herbste 1858 begann er Farben-Cartons für Glasfenster nach Glasgow (die trauernden Juden, Moses, die Einweihung des Tempels, letztere in zwei Darstellungen). Zugleich war er aber auch mit den drei vom Erbprinzen von Meiningen für Glas-

fenster in der von Heideloff erbauten Kirche zu Sonnberg beschäftigt. Die Gegenstände derselben waren für das Mittelfenster: die Verklärung Christi, links und rechts die Jünger in Emaus und die Taufe Christi. Für die Christusgestalt im Mittelbilde wünschte der Besteller, wenn möglich, die Composition des Fresco von Fiesole in S. Marco zu Grunde gelegt. Schwind fügte sich gern diesem Wunsche, indem er die ganze Composition von Fiesole für das Mittelfenster verwendete und sich dem Style desselben so anzupassen wusste, dass man in allen dreien jenen alten Meister vor sich zu haben glaubte. Im Februar 1859 waren beide Arbeiten in den Cartons fertig.

Schon im Januar aber schrieb er nach Wien: „Es ist mir ein sehr ehrenvoller Auftrag in den Garten gewachsen, der mich sehr in Anspruch nehmen wird, nemlich — das Altarbild, oder eigentlich Altarbilder an dem neuen gothischen Flügelaltar für die Frauenkirche, das ist die hiesige Stephanskirche. Ich habe mich lange gewehrt, jetzt ist es aber ausgemacht. Der Herr Erzbischof äusserte mir seine grösste Freude, dass die Arbeit in so guten Händen u. dgl."

Wir haben bereits eine Aeusserung Schwinds an Kupelwieser über sein Verhältniss zur kirchlichen Kunst vernommen. Ein anderer seiner Jugendbekannten erzählte jüngst im Feuilleton eines Wiener Blattes eine Zusammenkunft mit Schwind im Jahre 1848. Es wird gestattet sein, eine Stelle des Artikels hier zu citiren. Sie lautet: „Natürlich bewegte sich ein grosser Theil der Unterhaltung auch um die Kunst. Nachdem es von allen Seiten klar geworden, dass alle Einsicht des Mannes in der Wurzel jeder Wahrheit und Erkenntniss gründe, war die Frage nicht mehr zudringlich, warum er denn der kirchlichen Kunst fast aus dem Wege zu gehen scheine? Seine Antwort war wohl wörtlich folgende: „„Einen zweigetheilten Bart kann ich so gut malen, wie ein Anderer. Aber einen Christus zu malen, dazu muss man ein anderer Mensch sein, als ich.““ Und das war, ohne alle fromme Prätension, mit solcher Naivetät und Selbstverständlichkeit gesagt, dass es dem Wehen einer Tugend glich, die ihren Namen nicht gern nennen hört." Wenn Schwind dann im Herbste 1859 vor Beginn der Arbeit wieder nach Wien schrieb, „er habe einige Angst," dann aber doch fortfährt: „Gott sei tausend Dank sind endlich die Bretter in meinem Atelier aufgestellt und morgen geht's los", so braucht

es wohl keiner Versicherung mehr, dass sein Schüler, Professor Ille, recht unterrichtet ist, wenn er in seinem mehrerwähnten Vortrage mittheilt, wie „die, welche auch in jenen Tagen ihm nahe zu stehen das Glück genossen, von der hohen Freude, von dem tiefen Ernst des Meisters erzählen, mit dem er freudig und zaghaft zugleich an das hoch willkommene Ehrenwerk geschritten."

Die Bilder aber sind folgende:

Sind die äusseren Flügel geschlossen, so erblickt man in den durch Quertheilung entstehenden vier Räumen die Passionsbilder für die Fastenzeit: Oelberg, Geisselung, Kreuztragung und Kreuzigung.

Der geöffnete Schrein zeigt in der Mitte die 12' hohe, 12' breite Darstellung der heiligen drei Könige an der Krippe. Die Seitenflügel sind zweimal getheilt, einmal der Breite nach und dann der obere Raum wieder der Höhe nach, so dass in den 2' breiten, 4' hohen oberen Räumen je zwei Bilder links vom Beschauer Maria Lichtmess, Maria und Anna, rechts die Darstellung im Tempel und die Flucht nach Aegypten sich zeigen, während die unteren 5' breiten, 6' hohen Räume je ein Bild, links die Geburt, rechts den Tod Mariens enthalten.

Die Oeffnung der inneren Flügel des getheilten Dreikönigsbildes nämlich, lässt dann im Inneren des Altares die herrlichen Schnitzwerke Knabels, in der Mitte die Krönung Mariens, sehen.

Die Bilder sind grösstentheils auf Goldgrund ausgeführt und nähern sich in Styl und Farbe bei ganz selbstständiger Auffassung den Werken der alten Meister etwa Memmelings oder Van Eyks. Insbesondere die lieblich ernsten Scenen des Lebens Mariä, z. B. die Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht in einem verfallenen Gemäuer, sind von tiefer Innigkeit und Schönheit. Der grosse singende Engelchor über der Krippe, im Mittelbilde ist ein wahres himmlisches Festconcert, während die Könige unten kindliche Demuth mit fürstlicher Pracht vereinen. „Die bringen doch etwas", meinte der Meister. —

Im Sommer 1859 hatte er an den Reisebildern, damals einige zwanzig an der Zahl, gearbeitet, meist älteren Compositionen, die er nicht wollte verloren gehen lassen. Im Herbste begann er die Kirchenarbeit, welche ihn mit geringen Unterbrechungen bis Ostern 1861 beschäftigte. Die Arbeit fiel daher

schon in die Zeit nach dem österreichisch-italienischen Kriege, der ihn natürlich in grosse Aufregung versetzt hatte.

In seinem alten, warmen Patriotismus bezeichnete er es als Scandal, ein leinenes Hemd zu tragen, so lange noch ein Verwundeter eines brauchen könne. Die Familie verlebte das Jahr ruhig. Im Herbste wurde Bruder Franz in Hall besucht und erlebte Schwind die Freude, dass seinem alten Freunde Schaller, der in grosse Bedrängniss gerathen war, eine kleine Pension von der österreichischen Regierung zugestanden wurde; dagegen war einer seiner ältesten Wiener Freunde, der Bildhauer Hirschhäuter, in höchst traurigen Verhältnissen gestorben.

Neben der grossen Arbeit für den Altar, auf welche er vieles Studium und unermüdeten Fleiss verwendete, wurden aber auch die Reisebilder immer wieder vorgenommen und mehrten sich zusehends. Eine kleine Unterbrechung boten die Retouchen der für die Veröffentlichung vorbereiteten Photographien der „sieben Raben", wozu er im Herbst 1800 Zeit fand, da die Einweihung des Altars auf das nächste Frühjahr verschoben war. Nachdem diese zu Ostern 1861 vorüber war, unternahm Schwind mit seiner Tochter Anna eine Fahrt nach Wien, das er möglichst noch „in seiner wahren Gestalt" sehen wollte, ehe die Stadterweiterung zu weit fortgeschritten wäre. Bei der Rückreise durch's Salzkammergut liess er sich's bei Freund Spaun in Traunkirchen wieder einmal wohl sein: „Der erste Abend war herrlich und die wohlbekannten heimlichen Gegenden machten den gewissen stillen Eindruck, wie ein Glasl voll Jugend. — Man ist in Versuchung zu schwören, dass Traunkirchen der schönste Winkel in der Welt sei" — schrieb er über diese Reise. In Ischl besuchte er noch Kenner und sah auch L. Hartmann. Dann ging's nach München zurück. Die eingetretene Pause in grösseren Bestellungen bot Zeit und die eben vorgenommene Reise Anregung für die Fortsetzung der Arbeit an den Reisebildern, womit er sich selbst, wie er zu sagen pflegte, eine kleine Gallerie anlegte. Wenn einige davon hier erwähnt werden, so soll hiermit nicht gesagt sein, dass ihre Vollendung gerade in diese Zeit fällt: Da ist z. B. ein prächtiges kleines Bildchen „Abschied im Morgengrauen", wo ein jugendlicher Wandersmann sein Ränzlein auf dem Rücken (Schwind selbst) in der ersten Morgendämmerung ein einsames Haus (an Tanneck erinnernd) verlässt, und durch das Garten-

pförtchen in den dunklen Wald hinausschreitet. Dann dessen Rast unter breitschattigen Bäumen. Er legt eben das Ränzlein auf eine einfache Holzbank ab und aus dem nahen Wirthshaus kommt schon die Kellnerin mit einem frischen Trunk.*) Oder die „Ankunft auf der Höhe", von wo ein Reiter am Waldsaume angelangt noch einmal gegen das Thal zurückblickt, ehe er unter den Bäumen verschwindet. Ein gar schönes Bildchen, wohl aus früheren Tagen, ist „die Waldkapelle": Die weisse Landstrasse schneidet in ziemlich gerader Richtung einen dichten Tannenwald. Im Vorgrunde steht eine Wegkapelle, auf deren Stufen ein Landmädchen ruhend sitzt. Zwei Rehe gehen langsam über die weit hinein sichtbare, ganz einsame, in's Waldesdunkel verlaufende Strasse. Dann „die Morgenstunde": Schwinds Töchterchen hat eben seine Schlafstätte verlassen und öffnet das Fenster, durch das ein klarer Morgen über duftblaue Berge hereinlugt, während am anderen noch verhängten Fenster die Sonne nur einen schmalen Spalt findet in das einfach reinliche Kämmerchen zu dringen**). Dann wieder: „bewegtes Leben auf der Brücke": das Bildchen schneidet ein kleines Stück einer Brücke, worunter nach der Landschaft etwa die Linzer Donaubrücke gedacht werden mag, heraus, mit den gewöhnlichen charakteristischen Passanten. Ein Fuhrmann treibt seinen Gaul, der von rechts nur halb zu sehen ist, die ansteigende Seite hinan. Ihm entgegen kommt ein Weib, einen mit Gemüse beladenen Schiebkarren zu Markte führend, hiedurch geräth ein Handwerksbursch mit schwerem Ranzen und gewundenem Knotenstock, ein gewaltiges „Pfeifengestemme" im Munde, in's Gedränge und wird zu einem sehr charakterisch unbehülflichen „Hupfer" auf den Gehsteig genöthigt, da gerade auch in gewaltigem Dienstschritt ein strammer ungarischer Soldat ihm in die Quere kommt. Ganz ordnungsmässig längs des Geländers führt ein uniformirter Beamter Frau und Familie spazieren.

„Willst du immer weiter schweifen,
Sieh, das Gute liegt so nah!"

Das spricht aus jedem Zuge dieser aus dem gewöhnlichen

*) Beide Bildchen im Besitze von Frau von Schwind.

**) Die letzten drei Bildchen befinden sich in der Gallerie Schack; eine Wiederholung des letzten im Besitze des Schwiegersohnes Schwinds, Dr. Siebert in Frankfurt.

Leben geschöpften und doch nichts weniger als trivialen kleinen Gemälde.

Im August desselben Jahres ging er mit seiner Frau zur Künstlerversammlung nach Köln, wo er sein „Aschenbrödel ausgestellt hatte" und dann nach Antwerpen, um „der Frau das Meer zu zeigen, denn ohne das Meer gesehen zu haben ist der Mensch eigentlich nicht fertig." Er lobte sich die ausgezeichnete Gastfreundschaft. „Man wurde von Festen ganz breit geschlagen. Die künstlerischen Eindrücke waren aber nicht sehr erfrischender Natur." Zurückgekehrt, machte er sich an eine durch die in ihr liegenden Beschränkungen wenig erquickliche Arbeit, ein neues Glasfenster für Glasgow. „10 Figuren 6' hoch in einem kaum 2' breiten Schilderhäusel. Dir zehn Paar gerade gesehene Füss'! Es war ein schönes Vergnügen, dauerte drei Wochen."

Ein anderes Fenster für London wurde ebenfalls im Winter 1861—62 componirt. Dann machte er nach einer ihm aufgetragenen etwas baroken Idee einen Carton: „Der Morgen, der die Künste einführt", und endlich eine kleine Madonna (Adoravit quem genuit) „In Gottes Namen, das ist doch was Schönes" meinte er. — Kaum war ein Jahr seit der Vollendung des Altars der Münchener Frauenkirche vergangen, als schon eine neue kirchliche Aufgabe von grösserem Umfange an ihn herantrat. — Im Januar 1862 erhielt er den Auftrag, die Reichenhaller Pfarrkirche, welche durch die aufopfernden Bemühungen des würdigen Pfarrers Rinecker im romanischen Style restaurirt worden war, mit Fresken zu schmücken. Er schritt gleich an's Werk, das ihn mit den Vorbereitungsarbeiten zwei Jahre in Anspruch nahm; obwohl er während dieser Zeit auch noch Anderes, so z. B. ein grosses fünfgliederiges Kirchenfenster mit correspondirenden Darstellungen aus der Geschichte der Engel im alten und neuen Testamente componirte, dessen Cartons auch durch die Photographie vervielfältigt sind.*) Die unteren Räume der zwei Bilderreihen sind dem alten, die oberen dem neuen Bunde gewidmet und so erblickt man in der ersten Abtheilung links die drei Engel, welche Abraham die Geburt eines Sohnes verkünden, darüber die Verkündigung der Geburt des Heilandes an Maria durch Gabriel; in der zweiten Abtheilung

*) Das Spruchband eines Engels trägt die Jahreszahl 1863.

unten das durch die Dazwischenkunft des Engels verhinderte Opfer Isaaks durch Abraham, wobei der Engel die Geburt des Welterlösers vorhersagt, darüber sind die Bethlehemitischen Hirten, denen die Engel die Ankunft des Erlösers ankündigen. Im dritten, mittleren Raume, den oben der auferstandene Heiland einnimmt, ist unten der Erzengel Michael zu sehen, der den Leichnam Mosis gegen den Satan vertheidigt; es folgt dann der Traum Jakobs von der Himmelsleiter und darüber der Oelberg mit den schlafenden Jüngern und dem betenden Heiland, dem der Engel erscheint; den Schluss bildet die Berufung Gideons zum Heerführer durch den Engel und die dem Grabe Christi nahenden Frauen, denen die Auferstehung durch den Engel verkündet wird. Die Compösitionen gehören zu dem Schönsten was Schwind in dieser Richtung gemacht hat. Die Hirten von Bethlehem, die schlafenden Jünger auf dem Oelberge, werden Jedem, der sie gesehen, unvergesslich sein. Und wie merkwürdig glücklich ist die Gestalt des schlafenden Jakob in den schmalen Raum des gothischen Fensters hineingepasst: wie einfach klar und schön sind die Gewänder geordnet. Er liebte solche Arbeiten schon wegen des Gewichtes, das dabei auf den Contour fällt, den er mit den Bleiungen so kräftig hervorzuheben Gelegenheit hatte.

Nun aber in die Reichenhaller Kirche:

Dort wurden in der Chornische über dem Hauptaltar die heilige Dreieinigkeit und darunter die Patrone des Ortes auf Goldgrund gemalt. Gott Vater mit der Tiara auf dem Haupte hält den gekreuzigten Sohn vor sich an den Kreuzarmen, über welche sein weltumspannender Mantel in herrlich reichem Faltenwurfe zu beiden Seiten sich ausbreitet; darüber schwebt die Taubengestalt des heiligen Geistes, zu beiden Seiten zwei Engel; unten stehen die Patrone St. Georg mit dem Drachen, Nikolaus und Corbinian. In der Nische des Seitenaltares St. Johann von Nepomuk, Sebastian und Rupert, ebenfalls stehende, einfach stylvolle Gestalten auf Goldgrund. Das ältere Muttergottesbild des zweiten Seitenaltares wurde, da es beim Volke in besonderer Verehrung steht, unberührt gelassen. Ueber den Pfeilern des Hauptschiffes befinden sich in Medaillons auf Goldgrund die 14 Stationen des Kreuzweges (meist nur 2—3 Figuren). — Einen grossen Eindruck macht vor Allem die Gott-Vater-Gestalt des Hauptbildes. Der merkwürdig durchgebildete mild-ernste

Greisenkopf mit dem in alle Tiefen blickenden Auge scheint zu sprechen: „Dieser ist mein vielgeliebter Sohn“ und der weite, rauschende Mantel bereit gehalten, nicht nur ihn, sondern um seinetwillen alle Creatur in Liebe zu umschliessen. Der Kopf hat übrigens etwas Geisterhaftes, wenigstens bei allem Anschluss an die traditionelle Darstellungsweise etwas selbständig Neues, das befremdet und anzieht zugleich. Unter den einzelnen Heiligengestalten ragt wohl jene des h. Sebastian durch ihren Ausdruck der Verklärung im Leiden hervor. Auch in den Kreuzwegstationen ist eine mystische Ruhe, etwas Visionartiges angestrebt, das dem Leiden seine schneidende Bitterkeit nimmt, es dadurch mehr der dramatisch wirkenden Gegenwart entrückt und in eine Sphäre versetzt, wo die zu nahen Details bereits verschwinden und nur der Gesammteindruck der hiedurch errungenen Erlösung sich aufdrängt. Die Medaillons ziehen sich hinter den Hauptaltar bis an das grosse Dreieinigkeitsbild. Est ist als hätte der Künstler sie dadurch als eine Paraphrase des Textes: „Christus ist gehorsam geworden bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze“ erscheinen lassen und ihre nähere Beziehung zu dem Hauptbilde und dem dort in der Verklärung erscheinenden Bilde des gekreuzigten Erlösers nach der Fortsetzung jenes Textes andeuten wollen: „Darum hat Gott ihn erhöht und ihm einen Namen gegeben, der ist über alle Namen.“

Diese Auffassung entspricht auch der ganzen Kunstrichtung Schwinds. Ja sie wirft ihre verklärenden Strahlen über eine ganze Reihe von „profanen“ Werken seiner Hand und zwar gerade über seine vorzüglichsten, in denen er wiederholt den Gedanken der Erlösung durch Leiden, wie er eben so mannigfach in Sage und Poesie die Herzen der Völker und der Einzelnen durchklingt, versinnlicht hat. Was er einmal mit einem gewissen kindlichen Stolze von seinem Namenspatron Mauritius sagte: „Er war ein Christ, und zwar ein Christ in einer heidnischen Legion,“ das gilt wohl auch von ihm selbst und durchleuchtet, so wenig er damit hervorzutreten suchte, ja so sehr er dies oft unter Schwank und Scherz verbarg — die heitere Zuversicht seiner Naturpoesie.

Leider haben die Fresken besonders das Hauptbild und die beiden Medaillons zunächst dem Portal der Kirche, durch die Feuchtigkeit der Wand gelitten und steht zu besorgen, dass der Schaden mit der Zeit noch weiter um sich greifen

wird. Aus jener Zeit rührt übrigens auch eine wunderschöne Zeichnung, die Mutter Gottes mit dem Christuskind darstellend, eine etwa 3' hohe Figur von hohem Adel in Gestalt und Ausdruck. Sie war vielleicht für den Marienaltar der Reichenhaller Kirche bestimmt, der dann aus Pietät unverändert gelassen wurde.

Im Herbste 1862 starb zu Wien sein alter Freund Professor Kupelwieser; „Die Nachricht von Kupelwiesers Tod hat mich sehr betrübt," schrieb er damals. „Wie lange ist es jetzt, dass ich ihn noch frisch und gesund gesehen habe, als sollte er 90 Jahre alt werden, und jetzt überlebt ihn der arme Binder, für den der Tod eine Erlösung wäre." Der letztere Wiener Künstler war durch den Aufenthalt in seinem ungesunden Atelier, das er auch als Wohnung benutzte, einer Gehirnerweichung verfallen, der er auch kurz darauf erlag. Bald nach Kupelwiesers Tode erhielt Schwind vom österreichischen Unterrichtsministerium den Antrag, an der Wiener Kunstakademie, an dessen Stelle zu treten. Der Kunstreferent Dr. Heider kam selbst nach München, um mit ihm zu verhandeln. Die Sache zerschlug sich jedoch wieder. Ebenso eine projectirte Arbeit im neuen Todesco'schen Hause in der verlängerten Kärnthnerstrasse in Wien.

Der Sommer 1863 war mit den Reichenhaller Arbeiten und jenen für das erwähnte Kirchenfenster ausgefüllt. Der Herbst brachte grosse Bewegung in die Familie durch die Hochzeit der ältesten Tochter Anna mit einem jungen Advokaten, Dr. Siebert zu Frankfurt am Main. Schwind machte der jungen Frau ein gar sinnreiches Titelblatt für ihr Haushaltungsbuch. Unter der Aufschrift: „Mit Gott" sieht man die Hausfrau in ihre Rechnungen vertieft. Der Bäcker, der Müller etc. bringen ihre Waare; unten im Keller hat der Papa das dankbare Geschäft des Weinkostens übernommen. Vor dem Hause verzehrt ein Bettler die erhaltene Suppe etc. Zu beiden Seiten sind in Kränzen Scenen aus dem Leben der heiligen Familie leicht angedeutet.

Ein anderes Gelegenheitsgedicht, das schon 1862 entstand, war die launige Lebensgeschichte des General-Musikdirectors Lachner, welche Schwind dem Freunde zu seinem 25jährigen Dienstjubiläum zum Geschenke machte. Sie füllt einem fast 40' langen Streifen mit 42' in einander greifenden Federzeichnungen von

der Geburt Lachner's zu Rain am Loch bis zu dessen dereinstigem Erzstandbilde. Er musste doch wieder einmal, nachdem er so viel mit ernsten Gegenständen sich beschäftigt hatte, auch der Lustigkeit die Zügel schiessen lassen und dies geschah hier in der ausgiebigsten und liebenswürdigsten Weise, so dass das Ganze ein wahres Brillantfeuerwerk von geistreichen und witzigen Einfällen, eine harmlose, überaus treffende Travestie eines Künstlerlebens genannt werden muss; wobei die spärliche Anwendung der Farbe nur zur näheren Charakterisirung einzelner Situationen und Oertlichkeiten die komische Wirkung erhöht, wo z. B. mitten in der Zeichnung der grüne Rettich des Grinzinger Kirchthurms paradirt und die Sonne hinter dem Federstrich der Berglinie mit goldenen Strahlen untergeht u. dgl. — Das war Schwind's Erholung. Bald aber sollte er wieder schweres Geschütz auffahren, denn eine neue grosse Arbeit harrte seiner und zwar nunmehr wirklich in seiner Vaterstadt.

Kurz nach der Heimkehr, gegen Weihnachten, unternahm er auf Einladung des Grafen Wickenburg, Vorstand des Stadterweiterungscomité's eine Reise nach Wien. Es war ernstlich im Plane, ihm Fresken im neuen Opernhause zu übertragen. Er entwarf zuerst ein Programm. — Von allem Anfang an war er sich klar darüber, was da zu machen sei. „Da gehört Mozart hin und sein grösstes Werk, „die Zauberflöte." „Die Mauern Wiens müssten fallen," setzte er mit seinem naiven Selbstbewusstsein hinzu, „um mir Platz zur Ausführung dieses lang gehegten Planes zu verschaffen." „Sie passt in die Architektur wie gegossen". Ehe aber der Auftrag noch ganz im Reinen war, machte er sich an ein grösseres Bild, „die Rückkehr des Grafen Gleichen" darstellend, für die Gallerie Schack bestimmt. Ebenfalls ein Gegenstand, den er schon in der Jugend behandelt hatte. Die getheilte Freude der wiedergefundenen Gattin bei dem Anblicke der mitgebrachten zweiten Gemahlin des Gatten war ihm ein interessantes Problem. Zwischendurch zeichnete er auch vier Figuren, die am Palast des Herzogs von Würtemberg auf der Ringstrasse in Wien in Stein zur Ausführung kamen. Auch die Gruppe auf dem Dache dieses Palastes ist wohl unverkennbar von Schwind.

Ende Juli 1864 war er mit den Skizzen zur Zauberflöte ziemlich fertig, die in der Loggia des neuen Opernhauses aus-

geführt werden sollten. Der Auftrag erweiterte sich aber noch durch die im Foyer auszuführenden Darstellungen aus Opern verschiedener Meister, wobei er Gelegenheit fand, auch seinem Freunde Schubert ein Monument zu setzen. Die Compositionen und Farbenskizzen hiefür, sowie die Cartons zu beiden grossen Cyklen nahmen den Rest des Jahres 1864 und das Jahr 1865 nicht so sehr in Anspruch, dass er mit seiner gewaltigen Arbeitskraft und Lust nicht noch Anderes unternommen hätte. Es waren dies nebst einer Composition für Leipzig eine Reihe von zwanzig Blättern, enthaltend 55 Entwürfe für Erzeugnisse der Kunstindustrie, welche meist die Kunstgewerbeschule in Nürnberg besitzt; darunter ein Spiegel mit dem Märchen vom Schneewittchen, ein Waschbecken mit der Geschichte der Melusine, eine feuergefährliche Petroleumlampe, deren Flamme zu löschen die ganze Feuerwehr sammt Spritze eifrig beschäftigt ist, ein Fröhlicher als Minutenzeiger, ein Trauriger als Stundenzeiger einer Uhr, eine Brodschüssel mit der Geschichte des Säens und Erntens, ein Schlüsselkasten mit der Legende der Himmelspförtnerin, Aufsätze für Büffets, Noten- und Gewehrkasten u. s. w. u. s. w. Nach der Vollendung der Opernhausarbeiten, also zwei Jahre später, setzte er die Entwürfe für Geräthschaften fort. Sie sind meist vollkommen zur Ausführung geeignet, mitunter aber auch gar nicht dafür angelegt, wenn es ihm eben nur darauf ankam, wie in seinen Pfeifenköpfen u. A. einem lieblichen oder witzigen Gedanken klare Form zu geben. Es war übrigens nicht erst damals, dass ähnliche Entwürfe von ihm den Weg in's gewöhnliche Leben fanden. Im Jahre 1850 hing in den Töpferladen Münchens ein zechender Gnome mit einer Butte auf dem Rücken, von Thon, als Behältniss für Zündhölzchen; sein Winter aus den Münchener Bilderbogen steht gegen Weihnachten alljährlich wohl in ganz Deutschland in allen Formaten, bald gut, bald schlecht copirt aus Papiermaché, Porzellan, Zucker, Chokolade etc. an den Schaufenstern, und dergleichen mehr.

Nach mehrmaligem Hin- und Herreisen sah der Meister im Jahre 1866 seine Vaterstadt auf längere Zeit wieder — aber unter so veränderten Verhältnissen, die ihm wohl kaum Musse gönnten, sich den Erinnerungen an die Jugend einigermaassen hinzugeben. Wien hatte seine Gestalt wohl von allen grossen Städten Mitteleuropa's am meisten und gründlichsten verwandelt.

Sein Hauptwahrzeichen, die hohen Basteien mit der über die umfassenden Stadtgräben und Glacien weit hinausreichenden Aussicht waren zum grossen Theil verschwunden. Wo sonst Alleen und Rasenplätze, in denen Tausende von Kindern sich herumtummelten, standen jetzt hohe, prunkvolle Häuser und aus dem Stadtgraben vor dem Kärnthner Thore, das der Knabe und Jüngling Moritz vom „Platzl" des Mondscheinhauses stündlich vor Augen gehabt, über dessen nunmehr abgetragene Brücke er täglich gewandert war, stieg nun der Prachtbau empor, den er mit einem grossentheils noch in alten Tagen ersonnenen Werke zu schmücken im Begriffe stand. Aber noch mehr contrastirte gegen die fröhliche Sorglosigkeit der Jugendtage und wieder gegen die ehrenvolle, glänzende Aufgabe, die vor ihm lag, die gedrückte Athmosphäre, die über der Stadt hing: Ahnung schwerer, nahe bevorstehender Ereignisse, allzu leichtfertige Zuversicht in deren Ausgang, Krieg im Norden und Süden, trübe Nachrichten Schlag auf Schlag aus dem Norden, glänzende Erfolge zu Wasser und zu Land im Süden, dennoch schwerer Verlust, ungeheure Niedergeschlagenheit, endlich der Feind vor den Thoren und ein Friede, der tausendjährige Traditionen mit einem Schlage zerreisst — und dazu Schwinds patriotische Theilnahme für Alles! — Das waren schlechte Auspicien für das unternommene Werk, und dennoch sass er vom frühen Morgen an täglich im einfachen Malkittel, der gegen den schwarzen Sammtrock des Ornamentenmalers neben ihm merkwürdig abstach — auf dem Gerüst und verbiss sich um so gründlicher in seine Aufgabe, je weniger die äusseren Verhältnisse dazu aufforderten. In der Loggia war er selbst, im Foyer vorzüglich seine treuen Helfer thätig.

Die Bilder sind folgende:

In der gegen den Ring mit 5 Bogen geöffneten Loggia, denen 5 in's Foyer führende Thüren an der Innenseite entsprechen, standen ihm für die „Zauberflöte" 2 grössere Lunetten an den beiden Seitenwänden, dann 5 ähnliche Räume über den Thüren, zu Gewölbwickel und 5 Medaillons in den Gewölbkreuzungen zur Verfügung. In die Lunetten der Seitenwände, sie ganz ausfüllend, verlegte er, wie schon ihre Situation gebietet, Anfang und Ende der Oper.

Links die Königin der Nacht, von den drei Damen umgeben, wie sie Tamino erscheint; rechts gegenüber: Tamino

Bayerische Staatsbibliothek München

und Pamina, wie sie nach bestandener Probe aus dem Feuer heraustreten und von Sarastro auf seinem löwenbespannten Wagen und den Priestern und Jungfrauen mit Jubel empfangen werden, während die Königin der Nacht und ihre Begleitung in die Unterwelt hinabsinken und Papageno und Papagena lustig davontanzen. In den Lunetten über den Thüren wurden durch Blumenkränze in der Mitte runde Räume für die Bilder gewonnen und in die Ecken zu beiden Seiten je zwei Kindergestalten mit Musikinstrumenten gesetzt. In diesen grossen Medaillons befinden sich die Hauptscenen aus Tamino's und Pamina's Liebesleben u. z. über der Mittelthür, die schon im Foyer durch die über ihr angebrachte Büste Mozarts als eigentlicher Ausgang zur Loggia bezeichnet ist: der Mohr nähert sich Pamina, um sie zu küssen, mit der Hand die Mondscheibe bedeckend, dann über den beiden äussersten Thüren: Tamino wird von den Knaben zum Schweigen aufgefordert und Pamina's Liebesleid; neben der Mittelthür als treffende Gegensätze: Pamina bestürmt Tamino um sein Geheimniss und wird von ihm abgewiesen und endlich die beiden Liebenden eilen einander entgegen. Die Zwickel enthalten auf schwarzem Grunde, um von der Strasse gut gesehen zu werden, in einzelnen Figuren „Papageno und seine Abenteuer, die stets das, was Tamino ernst vollführt, in's Komische übertragen", mitunter mit einer merkwürdigen Bravour in den engen Raum eingefügt, aus dem Papageno in seinem Uebermuth einmal mit einem Fusse herausspringt. Die Medaillons in den Kreuzungen sind einfarbig gemalt und enthalten die allegorischen Figuren des Wassers und des Feuers, des Ueberflusses und Gleichmaasses, das mittlere die Anekdote, wie der kleine Mozart auf dem Schooss der Kaiserin Maria Theresia kniet.

Im Foyer füllen die Fresken 10 grössere Lunetten und 4 kleinere halbrunde Räume über den Büsten von Schubert, Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven, Weber, Rossini, Cherubini, Boieldieu, Marschner, Dittersdorf, Spohr, Meyerbeer und Spontini.

Die Compositionen lassen sich's an der Darstellung einzelner Opernscenen nicht genügen, sondern suchen meist den Componisten oder doch ein Werk desselben vollständig zu charakterisiren und ziehen daher oft auch andere musikalische Werke als gerade Opern in ihren Kreis. Es sind aus diesem Anlasse die Lunetten häufig in drei Theile geschieden, um Räume für mehrere Dar-

stellungen zu gewinnen. So gleich bei Schubert, der durch seine Oper „der häusliche Krieg“ und die lyrischen Compositionen „der Fischer“ und „Erlkönig“ repräsentirt ist, bei welch' letzterer Darstellung der Künstler sich an seine in Oel mehrmals ausgeführten Bilder anschloss.

Glucks „Armida“ nimmt den ganzen diesem Meister gewidmeten Raum ein. Es folgt über der zur Loggia führenden Mittelthüre Mozart. In der Mitte ist die „Zauberflöte“ durch Tamino mit der Flöte und Pamina, wie sie durch Wasser und Feuer schreiten, vertreten, zu beiden Seiten des Bildes befinden sich als plastischer Abschluss desselben grau in Grau gemalt, rechts der steinerne Gast aus „Don Juan“, links der durchs Fenster springende Page Cherubin aus „Figaro“ und dann in den Seitenräumen die drei Grazien und Glaube, Liebe, Hoffnung in allegorischen Figuren; für Haydn ist „die Schöpfung“ gewählt, welche den ganzen Raum einnimmt. Das erste Menschenpaar in der Mitte schaut, vom Beschauer abgewendet, in die Landschaft des Paradieses hinein, in der auf leicht geschwungenen Hügeln und grünen Auen Thiere aller Art sichtbar werden, während der Engelschor in den Wolken dem Schöpfer Loblieder singt.

Beethovens „Fidelio“ ist in zwei Scenen behandelt, während das Mittelbild die Erscheinung Klärchens im Kerker bei Egmont enthält. An der Scheidung der drei Räume stehen als Statuen grau in Grau gemalt, die allegorischen Gestalten der „Symphonia eroica“ und „Symphonia pastorale“. Die gemalte Plastik rechtfertigt sich gewiss durch den Renaissancestyl des Baues.

Weber ist durch den „Freischütz“ vertreten. Die Mitte des dreitheiligen Raumes nimmt das Kämmerchen Agathens ein, die am Fenster harrt, während Aennchen mit dem Bilde beschäftigt ist; rechts ist der Schützenzug zu sehen, links erscheint Samiel in der Wolfsschlucht.

Rossini ist durch den „Barbier von Sevilla“, Cherubini durch den „Wasserträger“ in je einem Bilde, Boieldieu durch die „weisse Frau“ und „Rothkäppchen“, Marschner durch „Hans Heiling“, Dittersdorf durch „Doctor und Apotheker“, Spohr durch „Jessonda“, Meyerbeer durch „die Hugenotten“, Spontini durch „die Vestalin“, die dem Feldherrn den Lorbeer reicht, letztere fünf wieder in je einem Bilde vertreten.

Statt aller eigenen Betrachtungen über diese Arbeiten mögen hier zwei Briefe stehen, die besonders der zweite das Urtheil eines Mannes darüber enthalten, der wohl vor Allen hiezu berechtigt war — es ist der Altmeister Cornelius.

Als er von dem begonnenen Werke Kunde erhalten hatte, schrieb er an Schwind:

Berlin den 9. Dezember 1865.

Verehrter Freund!

Es ist mir sehr leid, dass es mir nicht vergönnt ist, Ihre letzten Entwürfe zu sehen, sie würden allein mich trösten können in meiner Trauer über den allgemeinen Schiffbruch der Kunst in Bayern.

Diese Generation verwüstet mit plunderhafter Gemeinheit den Boden, den die höchste Begeisterung und reinste Liebe geschaffen hat! Wahrlich, unsere Fürsten wissen uneigennützige Hingebung nicht zu würdigen, sie wollen betrogen werden.

. . . . . .

Theilen Sie mir doch etwas über das Ergebniss Ihrer Unterredung mit dem Kaiser mit. Möge der Himmel Sie beschützen. Gott befohlen!

In alter Treue Ihr

P. v. Cornelius.

Schwind sandte ihm dann die Entwürfe zu, worauf folgender Brief erfolgte:

Berlin, 16. März 1866.

So Bedeutendes ich auch von Ihren Entwürfen für das Wiener Opernhaus erwartet hatte, so bin ich doch durch die Zeichnungen, welche Sie die Güte hatten, mir zur Einsicht zu gestatten, ausserordentlich überrascht worden. Das im höchsten Sinne musikalische Element haben Sie verstanden, gleichsam in Ihre Kunst zu übersetzen, und jene edle Heiterkeit, welche den besten Schöpfungen der Musik eigen ist, mit den Bedingungen stylvoller Malerei glücklich verbunden. Hiedurch ist Ihr Werk ein dem Wesen nach neues geworden, doch diese Neuheit ist nicht Modernität, denn Ihre Entwürfe sind auf dem festen und unabänderlichen Grunde echter und wahrer Kunst erwachsen. Ich wünsche nur, dass Ihr hoher Herr, der Kaiser, Ihnen genügende Zeit und Mittel zur Verfügung stelle, damit Sie die Ausführung im Grossen mit derselben Tüchtigkeit, die

in den Entwürfen zu sehen ist, vollenden. Sie werden hiebei sicher dem Realen ein gewisses Recht einräumen, und durch diesen klassischen Realismus, wie er eben in den besten Werken des Alterthums und der grossen Meister Italiens sich ausspricht, Ihren Malereien auch im Einzelnen vollends diejenige Harmonie gewähren, welche in der Musik als Melodie erscheint. Herzlich danke ich Ihnen für die freundliche Zusendung dieser schönen Zeichnungen und verbleibe, Sie bestens grüssend

Ihr alter Freund

P. v. Cornelius.

So war denn seit der Wartburg für Schwind die Gelegenheit nicht mehr abgerissen, seine künstlerische Kraft in grösseren Werken zu erproben, oder er selbst hatte, wo dies für kurze Zeit geschah, den Faden immer aufgenommen und wie wenige Künstler multa et multum zugleich auszuführen verstanden. Aeussere Auszeichnungen blieben natürlich auch nicht aus. Neben der Ernennung zum Ehrenmitgliede mehrerer Akademien waren ihm auch der preussische rothe Adlerorden, der belgische Löwenorden und aus Anlass der Opernhausarbeiten der österreichische Leopolds-Orden zu Theil geworden, worauf er dann den Statuten gemäss in den Ritterstand des österreichischen Kaiserreichs erhoben wurde.

Der Aufenthalt der Familie Schwinds in Wien, wo sie eine stille Wohnung in der Vorstadt bewohnte, hatte ein freudiges Ereigniss, die Verheirathung der zweiten Tochter Marie an einen jungen Arzt, Dr. Bauernfeind in Wien zur Folge, das durch die hiemit verbundene Trennung Schwind demohngeachtet sehr nahe ging. „Uns gehts einsam," schrieb er im Herbste 1867 nach Wien, hatte aber nach reichhaltiger Fortsetzung des Geräthschaftencyklus in seiner Unermüdlichkeit „schon wieder so eine lange Geschichte wie „die sieben Raben" begonnen" — die „Melusine," wovon im Januar 1868 „die ersten 9 Schuh" schon gezeichnet waren, „um sich zu überzeugen, ob die Grösse angenehm sei." — „Steht nur zu befürchten," meinte er damals, „dass die Geschichte am Modellzeichnen zu Grunde geht. Mit der Brille sehe ich das Modell nicht, ohne Brille sehe ich meine Zeichnung nicht" und später: „Der Winter hat mir einen Klaps versetzt — ich mag nimmer recht weiter thun." Er hatte früher wohl schon öfter mit Nervenleiden in Folge zu angestrengter Arbeit zu thun — ein Bad, eine Sommerfrische

hatten ihn immer bald wieder herausgerissen. Nun klopfte aber das Alter leider schon vernehmlicher an den kräftigen Bau seines Organismus und er musste ihm wohl manche Rücksicht gewähren. Aber die Heiterkeit, ein Grundzug seines Charakters, brach sich doch immer wieder Bahn und er fand Lust, die Geschichte „von dem magern Pferdl, das dick und fett wird", nach einem Gedichte seines Freundes Mörike, und eine Eintrittskarte für die Gesellschaft „Bärenzwinger" in Karlsruhe zu zeichnen; erinnerte sich aber auch der Jugendfreunde durch den Entwurf eines Monuments für Schubert und eine Zeichnung zum Gedächtnisse seines jüngst verstorbenen Freundes Joseph von Spaun. Aus der Oeffentlichkeit zog er sich immer mehr zurück. „Unser einer mit seinen Ideen geht wie ein Gespenst unter dem Virtuosenkampf herum, in den das ganze Kunstwesen ausgewachsen ist", äusserte er.

Er ging mit dem Gedanken um, für den nächsten Winter Urlaub zu nehmen und nach Rom zu gehen, oder wenigstens Karlsruhe für längere Zeit wieder aufzusuchen, aber es kam nicht dazu. Bei allen diesen Plänen ging's jedoch mit der Melusine vorwärts, wenn auch manche Pause in der Arbeit gemacht werden musste. „Ich sitze an meiner Arbeit, das andere Ufer wird schon sichtbar," schrieb er am 29. August aus Tanneck nach Wien, und im Januar 1870 wurde sie schon, nachdem er an seinem 66. Geburtstage den letzten Pinselstrich daran gemacht hatte, das erste Mal zum Besten des Künstlerunterstützungsvereins in München ausgestellt und hat seither die Runde durch ganz Deutschland gemacht. Es ist vielleicht die genialste Arbeit des Meisters, in der er allen Zauber der Poesie und Schönheit, der ihm zu Gebote stand, wie in schwermüthiger Weichherzigkeit noch einmal verschwenderisch walten liess. Wie kam der heitere Künstler zu dem elegischen Ausgange dieses Werkes, er, der es so sehr liebte, seine cyklischen Compositionen mit Jubelfanfaren zu schliessen? — —

„Das Schöne ist das Allernothwendigste auf der Erde, meine ich manchmal, weil alles Andere Einen nicht ausfüllen kann," so schrieb er wenige Jahre früher, und als wollte er es hindern, dass dieser Schatz der Welt verloren gehe und seinem Volke eine Ueberfülle davon hinterlassen, wie ein liebender Vater, der in seiner Herzensangst um das leichtfertige Kind all seine Habe ihm opfert, damit es nur, wenn es dereinst zur

Besinnung kommt, noch ein Restchen davon besitze, woran es sich erquicken möge — so strömte er seine warme Seele in dieses Werk aus, und wieder wie ein mächtiger Held nur noch mit wenigen Genossen in der Schlacht Alles vor sich niedermäht, so liess er darin seiner gewaltigen Kraft nach allen Seiten ungehemmt freien Lauf. Wie schildert er, bloss das Landschaftliche desselben betrachtet, die felsenumschlossene, von Farrenkraut und Ranken überwucherte und unter vielästigen Baumwurzeln versteckte Waldquelle; den schwellenden Wiesenabhang und die dämmernde Ferne weiter bergdurchzogener Lande. Und aus dieser, so zu sagen, Essenz der Landschaft wachsen wie vor unseren Augen die Gestalten empor; die Nixen in einer dem Elemente, dem sie angehören, ganz eigenthümlichen Charakteristik und Bewegung und die Menschen voll Kraft und kindlicher Unbefangenheit und einer Anmuth, die wohl unübertroffen genannt werden kann. In Haltung und Tracht dem Mittelalter angehörig, bleiben sie bei aller Klarheit der Zeichnung doch immer, wie vom Dämmer einer weiten, zeitlosen Ferne umwoben, individuell und doch in fast typischer Allgemeinheit wie die Einsamkeit des Waldes. Der Künstler erzählt eben seine Märchen, wie sie das Volk erzählt: Es war einmal ein Königssohn u. s. w. und er zeichnet uns einen Königssohn, denselben, wenn man will, in vielen seiner Werke, wie auch die Märchen ihn immer wieder schildern, „in fürstlichen Thaten und Werken, in aller Ehr' und Pracht."

Ist es wohl nöthig, den Inhalt der Bilder anzugeben, nachdem sie eben erst in so vielen deutschen Städten ausgestellt und in hundert Zeitungen besprochen worden sind?

Er hatte damit noch Anderes vor und träumte sich in einem kleinen Entwurf in eine säulengetragene Rotunde, die einen plätschernden Brunnen umschliesst, mitten im hochstämmigen Buchenwalde, worin er den Cyklus als ringsumlaufenden Fries malen wollte*; vielleicht, dass auch hier einmal, wie im Märchen vom Dornröschen, schützende Waldgewächse die schlummernde Schöne künftigen Geschlechtern bewahren. Es war das letzte Werk, das er vollendete.

* Dies hat einige seiner Schüler veranlasst, diesen Gedanken für das projectirte Monument aufzunehmen, das im Bernrieder Park am Starnberger See errichtet werden soll, an der Stelle, auf die die Landschaft des Entwurfes hindeutet.

Durch die Wiener Arbeiten angeregt, nahm er zwar im Winter 1869 auf 1870 Compositionen zur Oper „Don Juan" vor, die er in einem Skizzenbuche grau in Grau entwarf. Sie sind bereits im Gedanken und in den Massen vollkommen abgerundet und zur Ausführung vorbereitet. Später beschäftigten ihn Entwürfe zu Grillparzers Werken für des Dichters bevorstehende achtzigste Geburtstagsfeier.

Er musste aber im Sommer ernstlich an seine wankende Gesundheit denken, denn in den beiden letzten Wintern hatten sich immer heftiger Athembeschwerden und andere bedenkliche Symptome eingestellt. Er ging deshalb, obwohl ihm der ausgebrochene deutsch-französische Krieg wenig Ruhe versprach, als die Gefahr einer feindlichen Invasion in den Hintergrund getreten war, nach Marienbad zum Kurgebrauche, wo er sich bei den „drei Fasanen" einquartierte. Die Kur schien gut anschlagen zu wollen. Er machte eine Albumzeichnung für den Grafen Clam-Martinitz und dachte daran auf der Rückreise in Altgedein, mit dessen gegenwärtigem Besitzer, seinem Vetter und Jugendgenossen Slavik er in den letzten Jahren wieder öfter in Berührung gekommen war, auszurasten. Aber die Ereignisse beschäftigten ihn unablässig, wenn er auch zweifelte, ob bei ihrer ferneren Entwickelung die Vielgestaltigkeit deutschen Lebens bewahrt werden könnte. Nicht weniger als 17 nahe Anverwandte seiner Frau standen im deutschen Heere. Zwei Neffen fielen an einem Tage bei der Erstürmung von Nuits. Er brach die Kur ab und kehrte nach Starnberg zurück, wozu wohl auch die unfreundliche, einer Badekur wenig günstige Witterung beigetragen haben mag.

Als er am 26. August seinem Bruder August nach Wien zum Namenstage schrieb, schloss er: „Mögen wir uns das nächste Jahr auch noch gratuliren." Er konnte wenig arbeiten. Das Bedürfniss nach Ruhe machte sich immer mehr geltend. Er dachte immer wieder daran, nach Rom zu gehen; „Wo soll man jetzt hin?" sagte er zur Zeit der Invasion. — Vor Allem wollte er um Pensionirung einschreiten. Bald stellte sich ein Augenleiden ein, das ihn alle Dinge doppelt sehen machte und ihn zu absoluter Unthätigkeit verurtheilte. Ein Erstickungsanfall versetzte schon Anfangs October die Familie in grossen Schrecken.

Erst gegen Ende des Jahres liess das Doppeltsehen etwas

nach, aber jeder Versuch zu lesen oder zu schreiben endigte mit einer gänzlichen Abspannung und Schwäche bis zum Einschlafen. Ein heftiger Husten verschlimmerte das Augenübel wieder und veranlasste nicht nur schlaflose Nächte, sondern auch neuerliche Erstickungsanfälle, die den Kranken nöthigten, aus dem Bette sich auf den Schlafsessel zu flüchten.

Anfangs Januar 1871 trat eine kleine Besserung ein und gab dem kranken Meister neue Lebenshoffnung. Er konnte wieder etwas lesen und schreiben. Auf's Zeichnen hatte er schon verzichtet, „es habe ja länger bei ihm gedauert, als bei Anderen." Noch am 28. Januar konnte er ein kleines Briefchen schreiben. Aber bald darauf kehrten in grösserer Heftigkeit die Beklemmungsanfälle wieder und quälten ihn nächtmalviele Stunden lang. Da trat am 8. Februar ein so heftiger Anfall ein, dass er nach langem Ringen mit dem Uebel sich von seiner jüngsten Tochter Helene vom Bette auf den Sessel führen liess. Erschöpft sank er dort nieder. Seine Tochter fragte, wie es ihm gehe. Er antwortete: „Ausgezeichnet" und — verschied.

Auf dem alten Münchener Friedhofe steht ein kleiner Leichenstein mit dem Namen eines einjährigen Kindes, Louise Schwind. An dessen Seite ruht der treffliche Kunstmeister und es ist nun wahr geworden, was er im Leben so lieblich rührend dargestellt.

Sonderbar! hat nicht dieser letzte Romantiker, der es geblieben bis an sein Ende, in seinem letzten grossen Werk, dem Melusinenclykus, die Geschichte der neueren Kunst nach all' ihren Zweigen in unbewusster Umdichtung wiedergegeben?

Fast sehen wir im Gedanken Melusinens einsamen Waldquell vor uns, wenn Eichendorff, der als Dichter Schwind in so vieler Beziehung nahe steht, in seiner Literaturgeschichte die Anfänge der Romantik mit den Worten schildert: „War jene Zeit ja doch selbst eine Feenzeit, da das wunderbare Lied, das in allen Dingen gebunden schläft, zu singen anhob; da die Waldeinsamkeit das uralte Märchen der Natur wiedererzählte".

Der Dichter- und Künstlerbund jener Tage findet die holde Waldfee Poesie in ihrer stillen Abgeschiedenheit, und sie folgt ihm mit ihren Schwestern heraus aus der düstern Bergwildniss, mitten ins Leben der Menschen hinein. Ein Hochzeitsfest

wird begangen, wie es noch nicht gefeiert wurde. Ueber Nacht aber war ein wundersames Gebäude, das alte Heiligthum aus der Erde wieder emporgestiegen, das jene Quellen umschliesst, in denen allein alle Poesie sich zu immer neuer Schönheit und Jugendkraft zu verjüngen vermag. Und sie verlangt den Schwur, sie nie zu stören, wenn sie von Zeit zu Zeit in diese geheimnissvolle Halle sich zurückziehen werde, widrigens sie für immer verloren sein würde.

Schon beginnt böswilliges Gerede über die Herkunft der holden Herrin unter dem Gesinde und die Verwandten und Kinder des Hauses belauschen dies. So lange sie ungestört gebietet, ist Friede über alle Lande ausgegossen, ein schöner, aber kurzer Friede, während dessen auf allen Gebieten ein Ringen nach der Höhe sich Geltung zu verschaffen verspricht. Da gewinnt wilde Eifersucht die Oberhand. Der Dichter, der Künstler empfindet das, was ihm die holde Muse in ewiger Schöne und Jugendfrische erhält, als eine lästige Schranke, die er eidbrüchig zerstört. Die Kunst wird als absoluter Selbstzweck proklamirt und während sich der Stolze aus eigener Kraft auf den Gipfel des Glückes zu schwingen wähnt, schwindet ihm mit dem zerfallenden Heiligthum das innere Leben. Die holde Poesie mit ihren Schwestern muss scheiden — unwiederbringlich.

Leer und öde ist das Haus und die Menschen hasten und jagen vergebens nach Freuden, die sie selbst verscherzt. Nur den Kleinen erscheint die liebliche Waldfee noch zuweilen am Fenster der traulichen Kinderstube. Ihre Jünger aber wandern, von einer unbestimmten Sehnsucht um die Verlorene getrieben, rastlos in stürmischer Nacht. Wenn auch ein Erkorener in der bekannten Waldeinsamkeit sie wiederfindet, er kann sie doch nicht zurückführen in's Leben der Menschen. Ihr Kuss bringt ihm Tod, und während es einst zur Hochzeitsfeier von Dichterlippen erklang:

„Dank dieser gold'nen Frih,
Die uns zurückgeführet
Dich, deutsche Poesie" —

tönt jetzt das „Schwanenlied der Romantik:"

„Wo ist dein göttlich Siegel, o Kunst, das Ideal?
Ich sehe Gestalten und Farben schimmern im Marmorsaal,
Doch fehlt der beseelende Funke von Oben, das zündende Licht:
Ich sehe Gesichter und Larven, ein Menschenantlitz seh' ich nicht!"

„Wo blieb Dein Himmelszauber, stolzer Liedesklang,
Der Löwen und Delphine gelockt, und Steine zwang?
„„Mein Lied ist ausgesungen!““ seufzt die Poesie,
Und drückt in's eigne Herz sich den Stachelzahn der Ironie".

Sie ist nicht gestorben, die unsterbliche holde Muse. Wie am Anfang ruht sie wieder einsam in ihrem Quell, der mit dem durch Treubruch zerstörten Heiligthume dem Anblicke der Menschen entrückt ist.

Wir aber trauern um einen Künstler, der — einer der letzten — nicht nur den einsamen Waldpfad kannte, welcher zu ihr führt, sondern der keuschen Muse ihr heiliges Asyl vergönnte und den sie deshalb bis zum Tode mit Geistesjugend beschenkte.

ANHANG.

Zusammenstellung der Werke Moritz v. Schwinds.

(Als erster Versuch einer solchen, wird diese Zusammenstellung mehrfacher Ergänzungen bedürfen.)

FRESKEN.

Cyclus zu Tiecks Phantasus in der Münchener k. Residenz v. pag. 20.
(1 Carton zu Fortunat, im Besitze v. Ed. Bauernfeld in Wien.)
Kinderfries in der Münchener k. Residenz v. pag. 21.
3 allegorische Figuren im Stiegenhaus der Arthaber'schen Villa zu Döbling bei Wien.
(Cartons hiezu im Besitze des Min.-Rathes R. v. Gerl in Wien.)
Freskencyklus der Akademie in Carlsruhe v. pag. 33 u. f.
(Carton vom „Freiburger Munster", im Besitze von Frau v. Schwind.)
Fresken im Ständehause zu Carlsruhe v. pag. 35.
(Cartons zum Theil im Besitze des Hofrathes Franz v. Schwind in Innsbruck und der Frau Prof. Rietschel in Dresden.)
Fresken zur Mythe von Amor und Psyche in Rüdigsdorf.
(Cartons im Besitze des Dr. J. Siebert in Frankfurt a. M.)
Cyklus aus der thüringischen Geschichte, Sängerkrieg, und Cyclus aus dem Leben der heil. Elisabeth, ausgeführt auf der Wartburg v. pag. 66 u. f.
(Cartons zum Theil im Besitze des Grossherzogs v. S.-Weimar: Skizze zum Sängerkampf im Besitze der Frau v. Schwind.)
Cyclus in der Pfarrkirche zu Reichenhall v. pag. 92 u. f.
(Skizzen und Cartons theils im Besitze von Frau v. Schwind, theils von Dr. Siebert in Frankfurt a. M.)
Zwei Cyklen im neuen Wiener Opernhause v. pag. 79 u. f.

(Cartons zum Foyer im österr. Ministerium des Innern. Cartons zur Loggia im Besitze der Frau v. Schwind.)
Aquarell-Skizzen zu beiden im Besitze der Frau v. Schwind.

OELBILDER.

Schwäger Chronos	Besitzer	Hofrath v. Schwind in Innsbruck.
2 Kaffeehausschilder	„	Dr. Siebert in Frankfurt a. M.
Käthchen von Heilbronn	„	Leg.-Rath v. Schober in München.
Ein Liebespaar	„	derselbe.
St. Georg mit dem Drachen	„	Ed. Bauernfeld in Wien.
Promenade in einer österr. Kleinstadt	„	Hofrath v. Schwind.
Der Schatzgräber nach Goethe	„	Frau A. Striech in Wien.
David und Abigail	„	
Der Todesengel	„	Frau Prof. Rietschel, Dresden.
Diana und Endymion	„	Gen.-Musikdirector Lachner in München.
Rübezahl	„	Freiherr v. Suttner in Wien.
Dasselbe (erst 1858—60 gemalt)	„	Freiherr v. Schack in München.
Die Waldkapelle	„	„ „
Die Morgenstunde	„	„ „
Hochzeitsreise	„	„ „
Ruhender Wanderer	„	„ „
Reiter am Waldessaume	„	„ „
Ein Engel durchschwebt mit einem Jungling die Hallen einer gothischen Kirche	„	„ „
Der heimkehrende Kreuzritter	„	„ „
Ritter und Einsiedler, dessen Rosse tränkend	„	„ „
Die Donau mit ihren Nebenflüssen	„	„ „
Der Traum des Gefangenen	„	„ „
Wieland, der Schmied und die Königstochter	„	„ „
Hagen und die Donaunixe	„	„ „
Die 4 Liebesbilder u. z.:		
Die Jungfrau	„	„ „
Der Traum des Ritters von der gefangenen Prinzessin	„	„ „
Hero und Leander	„	„ „
Einsiedler in einer Grotte	„	„ „
Der Erlkönig	„	„ „

Vater Rhein	Besitzer Freiherr v. Schack in München.
Elementargeister huldigen dem Monde	„ „ „
Tritonen und Nereiden	„ „ „
Die Erscheinung im Walde	„ „ „
Des Knaben Wunderhorn	„ „ „
Morgen Mittag Abend Nacht	„ „ „
St. Wolfgang und der Teufel	„ „ „
König Krokus im Gespräch mit einer Waldnymphe; nach einer böhmischen Volkssage	„ „ „
Nixen tränken einen weissen Hirsch	„ „ „
Nächtlicher Zweikampf am Gartenthore	„ „ „
Elfentanz	„ „ „
Die Rückkehr des Grafen Gleichen aus dem Kreuzzuge	„ „ „
Der Abend (wie oben)	„ Maler Spitzweg in München.
Des Knaben Wunderhorn (Wiederholung.)	„ „ „
Die Donau (Wiederholung)	„ Frau Marie Bauernfeind in Wien.
Die Elbe	„ Dr. Siebert in Frankfurt a. M.
Erlkönig (Wiederholung)	„ Maler Spitzweg.
Im Sonnenschein	„ „
Der Traum des Ritters (Wiederholung, unvollendet.)	„ Frau Marie Bauernfeind in Wien.
Die Schifferin	„ „ „
Zwei Amoretten	„ ?
Der Rhein und seine Nebenflüsse	„ Graf Raczynski in Berlin.
(Carton hiezu Frau Prof. Rietschel in Dresden.)	
Die Plejaden	Besitzer Frau v. Schwind.
Dasselbe	„ Kaufm. Mumm in Frankfurt a. M.
Ritter und Einsiedler, die Rosse tränkend (Wiederholung)	„ Bildhauer Schwanthaler i. München.
Die Königin der Nacht (unvollendet)	„ Frau v. Schwind.

Karl der Grosse und die Gesandten Harun al Raschids. (Unvollendet)	Besitzer Frau v. Schwind.
Ein Page führt einer Edeldame das Pferd	„ Frl. v. Blittersdorf in Carlsruhe.
Ritter Kurts Brautfahrt	„ Akademie in Carlsruhe.
Künstlerwanderung	„ Kreis-Gerichtsrath Sachs, ebenda.
Sabina v. Steinbach	„ F. Metzger in Carlsruhe.
Tanzende Nymphen und Satyrn	„ H. Manner in Frankfurt a. M.
Die Symphonie	„ Königin Amalie v. Griechenland (Bamberg.)

Aus den Reisebildern.

Der Mittag	Besitzer Hofrath Vent in Weimar.
Die spinnende Schwester (unvollendet)	„ Frau v. Schwind.
Die Lauscherin. (Eine Dame belauscht Maler Binder beim Landschaftsstudium)	„ „ „
Gesellschaftsspiel	„ „ „
Die Herzogin v. Orleans auf der Wartburg	„ „ „
Schwind und Bauernfeld auf einer Landpartie	„ „ „
Besuch (zweier Damen)	„ „ „
Bewegtes Leben auf der Brücke	„ „ „
Siesta einer chinesischen Familie	„ „ „
Scene aus 1001 Nacht	„ „ „
Der Mensch auf dem Meere des	„ „ „
Lebens, von der Hoffnung geleitet	„ „ „
Der Abschied im Morgengrauen	„ „ „
Die Ankunft	„ „ „
Der Ritt in den Burghof (unvollendet)	„ „ „
Cornelius zeigt Schwind Rom	„ „ „
Maler Schmutzer und der Bär	„ „ „
Der Regenbogen	„ „ „
Der ruhende Landmann	„ „ „
Der Winter kommt zu dem Dichter-Ehepaare	„ „ „
Aschenbrödel wird von der Fee geschmückt	„ „ „
Skizzen der Hauptbilder zum Märchen vom Aschenbrödel	„ „ „

Das Märchen vom Aschenbrödel v. pag. 64.	Besitzer Freiherr von Frankenstein.
Die Künste im Dienste der Mutter Gottes	„ Prof. Cornelius in München.
Madonna (Adoravit quem genuit) für Oberst v. Kleuze gemalt, jetzt	„ in London.
Kaiser Rudolfs Grabesritt	„ Kieler Kunsthalle.
Skizze hierzu	„ Frau v. Schwind.
Der Sängerkampf auf der Wartburg	„ Städelsches Institut in Frankfurt a. M.
Gnomen in Bewunderung vor der grossen Zehe der Bavaria	„ Erzg. Inspector v. Miller.
Rudolf v. Habsburg führt das Pferd des Priesters durch den Fluss (grau in Grau)	„ „ „
Der Falkensteiner Ritt	„ Gräfin Ugarte.
(Carton hiezu besitzt Hofrath v. Schwind.)	
Drei Altarbilder: St. Maria, Michael und Laurentius	Besitzer ? in der Theatiner-Kirche in München.
Sechs Fahnenbilder	
Flügelaltar der Frauenkirche v. pag. 88.	ebenda.
Skizze zum Mittelbilde desselben	Besitzer Frau v. Schwind.
Graf Gleichens Rückkehr, Skizze zu Bn. Schack's Bilde	„ „ „

Portraits:

Gen.-Musik-Director Lachner.
Fräulein Lenz.
Frau Reg.-Rath Löwe.
Frau v. Mangstl.
Gutsbesitzer Clodi, mit Landschaft von Ebenzweier.
Kreis-Ger.-Rath Sachs
und viele Andere.

AQUARELLE UND FARBENCARTONS.

Grosser Cyklus für Hohenschwangau v. pag. 25 u. f.	Besitzer war König Max II. v. Bayern. Die Aquarelle sind verschollen.
Der wunderliche Heilige	„ Geh. Rath Frhr. v. Schwind in Wien.

Die Arbeiter im Weinberge, nach der evangel. Parabel	Besitzer Museum zu Basel.
Kaiser Max auf der Martinswand	„ Akademie der Künste in Wien.
St. Wolfgang und der Teufel	„ „ „
Aquarell vom Goethetransparent	„ Hofrath Franz v. Schwind.
6 Aquarelle (Längen-Format) zum Märchen vom Aschenbrödel	„ Frau v. Schwind.
(waren für die Fresco-Ausführung im „römischen Hause" in Leipzig bestimmt).	
Adresse an die Hofopernsängerin Dietz (auf Pergament)	Besitzer Frau Dietz in München.
Lachner begleitet die Damen Hetzenecker, Dietz und Lenz auf dem Klavier	„ Frau L. Peyrer in Wien.
Titelblatt zum Märchen von den sieben Raben	„ Frau v. Schwind.
Grosser Cyklus: „Das Marchen von den sieben Raben" v. pag. 80 u. f.	„ Grossherzog v. Weimar.
Zug der heil. Elisabeth nach der Wartburg	„ Frln. Eichel in Eisenach.
Cyklus von 11 Aquarellen zum Marchen von der schönen Melusine	„ eine Stuttgarter Kunsthandlung.
Farbenskizzen hiezu	„ Frau v. Schwind.
Eine Wiederholung des Bades aus dem Cyklus	„ Otto A. Meyer in Hamburg.
2 Aquarelle von Fresken des Wiener Opernhauses (Wiederholungen der Skizzen)	„ Frau Maria Bauernfeind und Dr. Siebert in Frankfurt.
Festzug zur Enthüllung der Bavaria. Aquarellskizze für Fresken an der neuen Pinakotek	Verschollen.
Tritonen-Familie. Aquarell 1830.	„ Frau v. Schnorr in Dresden.
Ballade von Graf Eberstein, 3 Aquarelle	„ Staatsrath Besser in Dresden.
Dasselbe als Lampe	„ Frau v. Schwind.
Wieland der Schmied, Aquar. (wie im Bilde der Gallerie Schack)	„ Baronin Wilkens in Dresden.
Authari wirft das Beil. 2 Blätter	„ Prof. Preller in Weimar.
Farbencartons für 5 Glasfenster in Landshut (12 Apostel. Christus. Maria. Johannes)	„ ?
Desgleichen für Glasfenster nach Glasgow (Trauernde Juden, Moses, Bundeslade, Einweihung d. Tempels	„ Prof. Ainmiller.

3 Cartons für Glasfenster in die Kirche zu Sonneberg (Verklärung Christi, Jünger in Emaus, Taufe Christi)	Besitzer Erbprinz v. S-Meiningen.
Cartons eines fünfgliedrigen Fensters aus der Geschichte der Engel v. pag. 91 u. f.	„

ZEICHNUNGEN, RADIRUNGEN, HOLZSCHNITTE, STICHE, LITHOGRAPHIEN, PHOTOGRAPHIEN.

Federzeichnung aus der Aeneide (1821)	Besitzer Hofrath v. Schwind.
Kopf eines deutschen Kaisers (erster Radirversuch)	
Das Atzenbrucker Fest (Rad.)	
St. Hildegund mit dem Engel (Federzeichnung 1822?)	„ Professor L. Schulz in Wien.
Der Ritter mit dem Sängerknaben (Federzeichnung 1822?)	„ „ „
Cyklus aus dem Ritter- und Sängerleben (1822)	„ Frau v. Schwind.
Die 7 Schwaben (1822) Federz.	„ „ „
Eine Schaar Reisige. Federz. (1822)	„ „ „
Grabmäler (Ueber 60 kleine Federzeichnungen. 1823.)	„ Geh. Rath Frhr. v. Schwind.
Erste Composition zu dem Bilderbogen „von der Gerechtigkeit Gottes" (1822)	„ Frau v. Schwind.
Die Erscheinung im Walde (Federzeichn.), erster Entwurf zu dem Bilde der Schack'schen Gallerie	„ Leg.-Rath v. Schober.
St. Christoph (Tuschzeichnung)	„ Frau v. Schwind.
Oelberg Geisselung Christi 1824	„ „ „
5 Blätter, Abenteuer einer Wiener Landpartie (Lithogr.)	
Der Traum des Ritters von der gefangenen Königstochter (Entwurf zu dem späteren Bilde)	„ Leg.-Rath v. Schober.
2. Composition desselben Inhalts	„ Frau v. Schwind.
Cyklus aus „Meister Martin der Küfer" (Entwürfe 1825)	„ Leg.-Rath v. Schober.

Verfolgung und Entführung einer orientalischen Prinzessin (Bleistiftzeichnung)	Besitzer „Kunstgenossenschaft" in Dresden.
Dasselbe (Federzeichnung)?	„ Leg.-Rath v. Schober.
Compositionen zu den Opern:	
Freischütz (Cyklus).	
Fidelio (Cyklus).	
Figaro's Hochzeit (grosser Cyklus).	
Barbier v. Sevilla.	
Edoardo e Cristina.	
Tancred.	
Il turco in Italia.	
Othello.	
Aureliano in Palmyra.	
La gazza ladra.	Besitzer
Zriny's letzter Ausfall aus Szigeth. Lithographie 1825 (erschien bei Trentsenski in Wien).	
Die Schauspieler der Leopoldstädter Bühne in Wien in ihren Hauptrollen (Lithogr. bei Trentsenski).	
Krähwinkliaden und Verlegenheitsscenen (Lithographien).	
Titelholzschnitt zu Till Eulenspiegel	
Gruppe aus Graf Gleichens Heimkehr (grosse Zeichnung)	Besitzer Hofrath v. Schwind.
Dasselbe (Zeichnung)	„ Prof. Schulz
St. Dagobert (Zeichnung)	„ „ „
Vermählung Mariens (Zeichnung)	„ „ „
Weihnachtszug (Zeichnung)	„ „ „
Weihnachtsgruss an den in Rom weilenden Freund (Federzeichn.)	„ „ „
David und Abigail (Photographie in Montmorillon's Originalzeichn.)	„ ?
Die Spinnerin (Zeichnung)	„ Prof. Schulz.
Der heimkehrende Kreuzritter (Zeichnung, später in Oel ausgeführt in der Gallerie Schack.)	„ „ „
Stich hiervon von Stäbli.	
Holzschnitte zu Dullers „Freund Hein" (2 Theile, Stuttgart 1833).	
Titelholzschnitt zu Spindler's Zeitspiegel (Gambrinus')	

Die heilige Cäcilia (Federzeichnung 1830)	Besitzer Frau v. Schnorr in Dresden.
Ein krankes Mädchen von einem Engel geheilt, nach Duller. Federzeichnung und Stich.	
Armuth und Mangel überwältigen die Mässigung (1830)	„ Direktor v. Schnorr.
Siegfried und Vigunda (Bleistiftzeichnung)	„ E. G. Börner in Leipzig.
Genovefa (Bleistiftzeichnung)	„ Frau Seeburg in Leipzig.
Gallerie zu Spindlers Werken (Stahlstiche von Bayer, Fleischmann, Fellner u. A.)	
Aus Tiecks „Fortunat" (Zeichnung vielleicht zu einem Fresco in der Münchener Residenz bestimmt)	„ Hofrath v. Schwind.
Der „getreue Eckart", Stich nach dem Fresko, ebenda.	
15 Vignetten zu 1001 Nacht (Breslau, 4. Aufl. 1836).	
8 Contoure zu Bechsteins „Faust", gestochen von Thäter, 1832.	
Ritter Kurts Brautfahrt. Stich von Thäter nach dem Oelbilde (Vereinsblatt des sächs. Kunstvereins für 1846).	
Ein älterer Stich nach dem früheren Entwurfe desselben Gegenstandes von Schütz. (?)	
8 allegorische Gestalten (Weisheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke, Frömmigkeit, Friedensliebe, Treue, Wohlthätigkeit), aus der I. Kammer in Karlsruhe, gestochen von Langer und Krüger.	
Sabine von Steinbach (nach dem Fresco in Karlsruhe) klein gestochen von (?).	
Einweihung des Freiburger Münsters, nach dem Karlsruher Fresco gestochen v. Ernst (Dresden, Arnold).	
Einsiedler, die Rosse des Ritters tränkend. Radirung des Künstlers.	

5 kleine Radirungen des Künstlers (Fuchs und Hase, Holzträger, Engel an der Thüre pochend, Winter, am Herd).

Das Transparent zu Goethe's Geburtsfeier. Radirung des Künstlers.

Getuschte Skizze hiervon — im Besitze von Frau v. Schwind

Todter Einsiedler von einem anderen beweint (St. Paulus und Antonius?). Stich von Stäbli.

Illustrationen zu deutschen Dichtungen:

1. Der Pfalzgraf, Stich v. Müller.
2. Im Walde, Rad. v. Müller.
3. Habermuss nach Hebel, Stich v. Clasen (erschienen bei Buddäus in Düsseldorf 1843—45).

Die 12 Monate in Hermanns Kalender für 1844. Holzschnitt. (München bei Cotta.)

Almanach von Radirungen von Schwind mit Text von Freiherrn v. Feuchtersleben. (Zürich. Veith 1844.)

Kritik, Titelvignette eines Canons 1845.

Scheibenbilder. Holzschnitte.

Illustrationen zum „Gevattersmann" (Karlsruhe 1846. 3. Aufl.)

Rübezahl, Stich v. Merz.

Krokowa (Figur aus dem Bilde der Schack'schen Gallerie) Stich von Schütz.

Der Traum des Gefangenen (Holzschnitt, (klein in Raczynski's Künstleralbum, gross in Dürr's Künstleralbum).

Rudolf von Habsburgs Begegnung mit dem Priester. Stich v. Schultheiss.

Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Stich nach dem Frankfurter Bilde von Ludwig Friedrich.

30 Illustrationen zu Dullers „Erzherzog Karl" (Wien Kaulfuss, 1847; jetzt Pest. Heckenast.)

Die Originalzeichnungen hiezu meist im Besitze von Frau v. Schwind.

Hauschronik. (2 Bände. Braun & Schneider in München — mehrere Schnitte nach Schwinds Zeichnungen enthaltend.)

Titelkopf für den „Münchener Jugendfreund".

Bairische Fürstenbilder; 3 Holzschnitte (Braun & Schneider in München.)

11 Münchener Bilderbogen:

No. 5. Herr Winter.
„ 19. Der Einsiedel.
„ 41. Rothkäppchen.
„ 44. Der Bauer und der Esel.
„ 48. Der gestiefelte Kater.
„ 63. Von der Gerechtigkeit Gottes.
„ 72. Die Kinder im Erdbeerschlage.
„ 90. Sonnenaufgang (der letzte Holzschnitt.)
„ 179. Das Märchen vom Machandelbaum.
„ 251. und 252. Akrobatische Spiele.

Illustrationen für die fliegenden Blätter

(mit fb bezeichnet) und zwar:

Band	II.	No.	43.	Seite	131.	Lichtbilder.	4 Stück.
„	„	„	44.	„	137.	—	2 „
„	IV.	„	73.	„	6.	der Teufel	6 „
„	„	„	86.	„	125.	Ehrenbecher	1 „
„	„	„	90.	„	192.	Merkt's	1 (Copie).
„	V.	„	112.	„	124.	Merkt's! Merkt's!	1 Stück.
„	„	„	115.	„	152.	Erziehung	1 „
„	„	„	118.	„	176.	Frage	1 „
„	„	„	119.	„	181.	Echo	1 „
„	VI.	„	121.	„	6.	Aus d. Gesellschaft	1 „
„	„	„	124.	„	25-29.	Winter	7 „

Band		No.	126.	Seite	45.	Höflichkeit	2	Stück.
„	„	„	128.	„	62.	Zeitspiegel	1	„
„	„	„	132.	„	93.	Carmen funebrale	2	„
„	„	„	132.	„	96.	Frau Neuberin	1	„
„	„	„	134.	„	112.	Die Muse	1	„
„	„	„	141.	„	168.	Abschied.	1	„
„	„	„	144.	„	185.	Organisches Leben	1	„
„	„	„	144.	„	188.	D. Alte	1	„
„	VII.	„	148.	„	30.	Reactivirung	1	„
„	„	„	158.	„	112.	Aus Wien	1	„
„	„	„	168.	„	188.	Mein Schatz	1	„
„	VIII.	„	177.	„	69.			
„	„	„	178.	„	80.			
„	„	„	179.	„	88.			
„	„	„	180.	„	92.	Liebeslieder	12	„
„	„	„	182.	„	110.			
„	„	„	183.	„	117.			
„	X.	„	220.	„	25.		1	„
„	„	„	„	„	26.		1	„
„	„	„	221.	„	33.	Des Altgewellen Erinnerungen und Einfälle.	1	„
„	„	„	222.	„	47.		1	„
„	„	„	223.	„	49.		1	„
„	„	„	224.	„	57.		1	„
„	XII.	„	265.	„	164.		1	„
„	„	„	286.	„	175.		1	„
„	„	„	286.	„	176.		1	„
„	XIII.	„	289.	„	4.		1	„
„	XIV.	„	318.	„	45.		1	„
„	„	„	319.	„	56.		1	„
„	„	„	349.	„	97.		1	„
„	„	„	350.	„	113.		1	„
„	XV.	„	357.	„	167.	Im Schwarzwald	1	„
„	XVIII.	„	418.	„	73.	pädagogische Briefe	1	„
„	XXII.	„	547.	„	149.	?	1	„
„	XXX.	„	727-28.	„	180-81.	Soiren	7	„
„	„	„	727-28.	„	188-90.			
		„	1317.	„	(19) Kopf in der Beilage vom 6. Mai 1871.			

Illustrationen z. Wehrbuche deutscher Nation. Herder, Freiburg 1851.
Illustrationen zu Scherers Kinderbuch. (2 Bände. Leipzig. A. Dürr.)

Illustrationen zu Scherers deutschen Volksliedern. (Leipzig, A. Durr.)	
Hieraus: „Tannhäuser" (Zeichn.)	Besitzer Jos. Aumüller in München.
„Von der lachenden Fee." Zeichnungscyklus nach Ed. Mörike.	
St. Michael stürzt den Teufel, Carton (gestochen v. H. Waldo)	„ Frau v. Schwind.
„Symphonie", grosse Bleistiftzeichnung	„ Frau v. Schwind.
Stich hienach von Ernst (Münchener Kunstvereinsblatt 1856.)	
Heinrich von Ofterdingen flüchtet sich unter den Mantel der Landgräfin. Sepiazeichn.	„ Fr. Grossherzogin v. Weimar.
Der Sängerkrieg. Sepiazeichn.	„ Prof. Hähnel in Dresden.
Gnomen an der grossen Zehe der Bavaria. Stich nach dem Oelbilde von C. F. Mayer (König-Ludwigs-Album).	
4 Zeichnungen zu „Aschenbrödel" (Ballfest, Erkennungs-Scene, Aschenbrödel bedient d. Schwestern, die Fee kommt zu Aschenbrödel)	„ Frau v. Schwind.
2 Entwürfe hiezu (Contoure) und die Fee Aschenbrödel krönend	„ Maler J. Naue in München.
„Aschenbrödel", Stiche nach den Oelbildern von Thäter, Photographien bei Albert.	
Die spinnende Schwester im Baume aus den 7 Raben. Kreidezeichnung. Kl. Stich von L. Friedrich.	„ Frau v. Schwind.
Compositionen zu Mörike's Gedichten (das Pfarrhaus, vom magern Pferdl)	„
2 Sepiazeichnungen nach Mörike („Märchen vom sichern Mann" und „Erzengel Michaels Feder")	„ Frau v. Schwind.
Midas das Urtheil sprechend. Zeichnung	„ Museum zu Darmstadt.
Dasselbe	„ Geh. Rath Dr. Müller in Dresden.

Der blumenspendende Genius (beim 1. theatralischen Versuche des Fräulein Sophie Hartmann 1836). Zeichnung	Besitzer Frau Hofopernsängerin Dietz in München.
Eine vestalische Jungfrau führt die Statue der Vesta nach Rom. Zeichn.	„ Frau v. Mangstl in München.
Darstellungen der vorzüglichsten Opernrollen der königlich bair. Hofopernsängerin Hetzenecker. Zahlreiche Kreidezeichnungen	„ „ „
Abschied des Fräulein Hetzenecker von der Bühne bei ihrer Vermählung. Zeichnung	„ „ „
Der Weihekuss der heiligen Cäcilia. Zeichnung	„ „ „
Das Grab Antons von Spaun. Sepia-Zeichnung	„ Frau v. Schwind.
Dasselbe, grösser ausgeführt	„ Ludwig R. v. Spaun in Wien.
Belehnung Heinrich Jasomirgotts von Oesterreich. Lithographie. (Vereinsblatt des ober-österr. Kunstvereins 1851.)	
Tanzende Nymphen und Satyrn. Farbendruck von Gräff in Frankfurt a. M.	
Elfenreigen. Bleistiftcontour	„ Graf Kalkreuth in Weimar.
Diana mit ihren Nymphen. Photographie.	
Der Morgen führt die Künste ins Leben (nach einer gegebenen Idee) Carton und Oelskizze	für Swertskoff.
(Photographie, Holzschn. in „Ueber Land und Meer" No. 21.)	
Bauernfeld Schwind vorlesend, mit zwei Seitentheilen (Vindobona u. der Starnberger See mit Schwinds Villa) Sepiazeichnung *	Besitzer Ed. Bauernfeld.
Ehrenschild für Graf Odonnel. Zeichnung 1853	„
Zug der heiligen Elisabeth nach der Wartburg. Holzschnitt von Gaber nach dem Aquarell (München, Bruckmann).	

Wartburg-Album (die Wandgemälde des Landgrafensaales) 7 Holzschnitte sammt Titel-Ornament von A. Gaber (Leipzig, a. Dürr).	
Deutsche Geschichte in Bildern. Holzschnitte (Dresden, Meinhold & Söhne) u. zwar:	
Kaiserkrönung Karl d. Grossen.	
Die Gesandten Harun al Raschids bei Karl d. Grossen.	
Karl d. Gr. Einzug in Pavia.	
Wittekinds Taufe.	
Emma trägt Eginhard durch den Schnee.	
Heinrich III. und Beatrice.	
Entführung Heinrich IV.	
Conrad III. und die Welfer von Weinsberg.	
Der Sängerkrieg auf der Wartburg.	
Konrad II. trägt den heiligen Bernhard durch das Volksgedränge. Skizze auf gelblichem Papier mit Weiss gehöht	Besitzer Frau v. Schwind.
„Die Geschichte richtet" (Gedenkblatt der 1858er Ausstellung in München.)	
Titelblatt zum Haushaltungsbuche	„ Frau Anna Siebert in Frankfurt a. M.
Dante und Beatrice. Zeichnung für das Dante-Album	König Johanns v. Sachsen.
„Die sieben Raben" Photographien nach den grossen Aquarellen (Albert in München).	
Madonna mit dem Christuskinde. Grosse Zeichnung. 1862	„ Frau v. Schwind.
Die h. drei Könige, Zeichnung	„ Gräfin Thun.
Ruhe auf der Flucht nach Egypten. Kreidezeichnung (zum Flügelaltar der Münchener Frauenkirche)	„ Hofrath v. Schwind.
„Aus dem Leben Lachners", Cyklus von Federzeichnungen, zum Theil colorirt in 42 Abtheilungen	„ Gen.-Mus.-Dir. Lachner.

Schwind's Christbaum 1866. Federzeichnung	Besitzer Frau v. Schwind.
Hagen und die Donaunixe. Lithographie nach dem Oelbilde (Düsseldorfer Künstleralbum).	
12 Photographien nach den Cartons der Fresken des Wiener Opernhauses (Albert).	
Ein Schubert-Abend. Sepiazeichn. (Versuchsweise photographirt).	„ Frau v. Schwind.
Joseph von Spaun's Grab am Traunsee. Sepiazeichnung	„ „ „
Stiche zur Prachtausgabe des „Fidelio" 1870.	
Katzensymphonie, Photogr. 1866.	
Skizzen zu Don Juan	„ „ „
Erste Entwürfe zu einem Grillparzercyklus	„ „ „

Diadem der Königin Maria von Baiern	Albumblatt
Eine grosse Zahl von Albumblättern in verschiedenen Händen.	
Einladungskarte für die Gesellschaft „Bärenzwinger" in Karlsruhe, Holzschnitt 1866.	
Eintrittskarten u. z.:	
Zum Künstlerball (Rubensfest) 1857, in München.	
Zur allg. Künstlerversammlung 1858, ebenda.	
Zum Künstlerball (italienischer Carneval) 1858, ebenda.	
Erinnerung an das Künstlermaskenfest 1853 (Vignette zu einer Polka.)	
Entwürfe für Plastik:	
Schubertbrunnen.	Besitzer Frau v. Schwind.
Grabmal Schuberts.	„ „
Brunnenentwürfe für Wien.	„ „
Quellennymphe (Entwurf zu einer Bronzefigur für einen Gesundbrunnen). Tuschzeichnung	„ Advokat Moritz Mayer in Leipzig.

Gruppe und einzelne Figuren für das Palais des Prinzen von Würtemberg in Wien.

Entwürfe zu Geräthschaften:

Getuschte Federzeichnungen mit Sepia, theilweise Farben:

25 Blätter (Darunter: Spiegel mit Schneewittchen, Brotschüssel mit der Geschichte des Säens und Erndtens. Fischschüssel mit einem Zug von Tritonen u. s. w.) im Besitze der Kunstgewerbeschule in Nürnberg.

Dann im Besitze von Frau v. Schwind:

Rafael und Fornarina. Titelblatt.
Feuergefährliche Petroleumlampe.
Krug aus Glas (Deckel aus Metall).
Aladins Wunderlampe.
Pumplampe.
Pokaldeckel:
Tristan und Isolde.
Hafis und der Schenke.
Der Vogt von Tenneberg (nach Scheffel).
Die Grazien halten den Witz in Schranken.
Aufsätze auf Gewehrkasten und eiserne Kassen.
Aufsätze auf Buffets und Notenkasten. Orpheus (Papageno) besiegt die Furien (Mohrensklaven).
Schlüsselkasten (die heil. Maria versieht den Dienst der Pförtnerin).
Stehuhr (Geschichte vom Bergmann).

Bayer. Staatsbibliothek München

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig.

Nachstehende Werke sind durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

DIE WANDGEMÄLDE
DES
LANDGRAFENSAALES AUF DER WARTBURG
von
MORITZ von SCHWIND.

In Holzschnitt ausgeführt von A. GABEK.

Text von B. von ARNSWALD, Commandant auf Wartburg.

ZWEITE AUFLAGE.

Qu.-4. In farbigem Umschlag geh. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

DER EINZUG
ALEXANDER DES GROSSEN
IN BABYLON.

MARMORFRIES VON B. THORWALDSEN.

Nach Zeichnungen von F. OVERBECK, gestochen von S. AMSLER.

Neue Ausgabe mit erläuterndem Text herausgegeben von Dr. H. LÜCKE.

22 Kupfertafeln. Quer-Folio.

In farbigem Umschlag gebunden. Preis 6 Thlr.

HOMER'S ODYSSEE.

VOSSISCHE ÜBERSETZUNG.

Mit vierzig Original-Compositionen von FRIEDRICH PRELLER.

In Holzschnitt ausgeführt von R. BRENDAMOUR und K. OERTEL.

Gr. Folio. Kupferdruck-Papier. 311 Seiten.

In farbigem Umschlag eleg. carton. Preis 8 Thlr. 22½ Ngr.

In Prachtleinenband mit Goldschnitt 11 Thlr.

AUS DEM LEBEN EINES KÜNSTLERS.

24 COMPOSITIONEN

von

BUONAVENTURA GENELLI.

In Kupfer gestochen von J. BURGER, K. v. GONZENBACH, H. MERZ und H. SCHÜTZ.

Grösstes Querfolio in eleganter Mappe. Preis 24 Thlr.

BUONAVENTURA GENELLI,

UMRISSE ZU

DANTE'S GÖTTLICHER KOMÖDIE.

Neue Ausgabe mit erläuterndem Text versehen in deutscher, italienischer und französischer Sprache.

Herausgegeben von

Dr. MAX JORDAN.

36 Kupfertafeln. Quer-Folio. In farb. Umschlag geh. Preis 5 Thlr.

SATURA.

COMPOSITIONEN

von

BUONAVENTURA GENELLI.

In Kupfer gestochen von H. MERZ, H. SCHÜTZ u. A. SPIESS.

Mit erläuterndem Text herausgegeben von

Dr. MAX JORDAN.

Gr. 4. In farbigem Umschlag eleg. gebunden. Preis 6 Thlr.

CARSTENS' WERKE.

IN AUSGEWÄHLTEN UMRISS-STICHEN

von

WILHELM MÜLLER.

43 KUPFERTAFELN.

ZWEITE AUFLAGE.

Herausg. und mit erläuterndem Text versehen von HERMAN RIEGEL.

Qu.-Folio. In farbigem Umschlag eleg. gebunden. Preis 6 Thlr.

Wartburgerinnerungen.

Die Wartburg von der Südostseite.

Wartburgerinnerungen.

Ein

Neuer Cicerone für Wartburgpilger

von

Philipp Freytag.

Mit einem Titelbild und elf Bildern in Holzschnitt
nach den Originalen von

M. von Schwind.

Leipzig.
Georg Wigand's Verlag.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Nachdruck verboten.

Euch Allen, die ihr euch verdient gemacht
Um Schmuck und Ruhm der Veste ohne Gleichen,
Euch Allen sei dies Büchlein dargebracht
Als eines tiefempfund'nen Dankes Zeichen!

Vorwort.

Die Genesis des kleinen Werkchens, welches ich hiermit hinaussende in das deutsche Vaterland, findet sich im Eingange näher beschrieben. Ritgen's Wort, der Tannhäuser sei populärer als die ganze Wartburg, hatte meine lebhafteste Theilnahme erweckt. Unaufhörlich klang es in meiner Seele wider, bis der Wunsch, zur Verbreitung jenes ächten Ruhmes, welcher die Wartburg umstrahlt, ein kleines Scherflein beizutragen, als ein bestimmtes Ziel Form und Gestalt zu gewinnen begann. Von diesem Gesichtspunkte aus, dem Streben nämlich, dazu beizutragen, dass die erhabene Schönheit der herrlichen Veste und der Zauber, welchen Geschichte und Sage um ihre Mauern gewoben, Gemeingut der weitesten Kreise werden möchten, wollen die nachfolgenden Zeilen beurtheilt sein. Möge man hierin auch die Erklärung finden für die nicht gerade übliche Darstellungsweise, welche die Mitte hält zwischen den Formen des Buches und des Feuilletons und nichts weniger beabsichtigt hat, als systematisch zu sein. Für meine Zwecke

erschien mir jedoch gerade diese Form die geeignetste und ähnlichen Grundsätzen ist die künstlerische Ausstattung gefolgt, wenn sie sich darauf beschränkte, den Bilderschmuck der Elisabethengallerie beizufügen, da gerade die Geschichte der heiligen Elisabeth, welche durch ihn verherrlicht wird, den liebsten Erinnerungen des deutschen Volkes zugehörig ist.

Breslau im Herbst 1876.

Philipp Freytag.

Erspart bleibt fürder, willst du Schönheit schauen,
Die Pilgerfahrt nach welschem Land und Meer,
Wetteifernd mit dem Besten fremder Gauen
Prangt hier ein Kleinod, kunstdurchglänzt und hehr:
Gleich einem jener Marmorprachtpaläste
Entstiegen aus Venedigs Meeresschooss
Hebt sich Thüringens jungfräuliche Veste
Auf deutschem Berge säulenschlank und gross,
Statt Salzfluthwogen rauscht um ihre Mauern
Der Eichen und der Buchen flüsternd Schauern.

Scheffel.

Als ich im Sommer 1874 im lieblichen Wiesbaden weilte, war ich ein ständiger Gast im Hause des Dr. M. I. S.

Dort traf ich eines Abends den vor Kurzem heimgegangenen Kunsthistoriker Schnaase und Hugo von Ritgen, dessen Name mit der Restaurationsgeschichte der Wartburg aufs Engste verwebt ist. Der grosse Kenner der gesammten Kunst und ihr begeisterter Jünger sahen einander zum ersten Male im Leben. Ritgen hatte seine reich gefüllte Aquarellenmappe mitgebracht und leicht begreift es sich darum, dass das lebendige Gespräch sich von dem Gebiete der Kunst nicht entfernte. Insbesondere erfasste es jenen Gegenstand, welchem Hugo von Ritgen seine besten Kräfte gewidmet hat, die Wartburg nämlich und ihre Restauration. In wahrhaft genialer Weise entwickelte der berühmte Architekt die Idee und die letzten Ziele der Restauration. Mich überkam dabei eine Empfindung, wie sie in der ersten Scene des Tasso mit den schönen Worten geschildert wird:

»Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
»Dass ich verstehen kann, wie sie es meinen.«

Das volle Verständniss freilich für den erhabenen Gegenstand sollte sich mir erst in der Folge erschliessen. Für's Erste horchte ich nur mit freudigem Erstaunen der seltenen Rede und ward nur so viel inne, dass ich die oft besuchte Perle des Thüringerlandes bisher mit blödem Auge angeschaut hatte und weit davon entfernt war, die ganze Tiefe der zauberischen Schönheit zu erfassen, welche in der Wartburg ihre Stätte aufgeschlagen hat. Wie immer die Selbsterkenntniss den ersten Schritt auf dem Wege zur Besserung bezeichnet, so erzeugte sie an jenem Abende in mir den Wunsch *illud nobile castrum Wartberc*, wie die *Chronica Erphordiensis* sagt, abermals und womöglich auf längere Zeit zu besuchen. Ich erbat mir darum von Ritgen ein Empfehlungsschreiben an den kunstsinnigen Kommandanten der Wartburg und ausgerüstet mit diesem, bereitwilligst gewährten, Schreiben wallte ich in den Frühlingstagen des Jahres 1875 wieder gen Thüringen, um mich aufs Neue zu erquicken und zu erlaben an jenem herrlichen Bau, den man nicht zutreffender beschreiben kann, als wenn man ihn mit Viktor Scheffel ein steinernes Gedicht nennt, das der Meister

in den Berggrund quaderfest gesenkt,
Nun steht's für alle Zukunft aufgerichtet
Bis Keiner mehr in deutscher Zunge denkt,
Wahrzeichen fester Kraft und hoher Milde
Dem Feind zum Trutz, dem Freund zu Hort und Schilde. —

Der malerische Weg nach der Wartburg beginnt schon in den Strassen des alten »Isenac« zu steigen. Bald, nachdem man die letzten Häuser der Stadt hinter sich gelassen, zeigt sich zur Rechten auf einer grün bewachsenen Terrasse ein stattliches Landhaus. Wer sein Besitzer gewesen, erfahrt der Reisende, ohne erst danach zu fragen, denn aus freiem Antriebe erzählt jeder Führer, jeder Kutscher dem Fremden, dass es der Liebling der deutschen Nation, Fritz Reuter war, der noch vor Kurzem hier gewohnt. Wohl nicht mit Un-

recht setzen die mittheilsamen Eisenacher voraus, dass diese Mittheilung einem jeden Deutschen von grossem Interesse sein müsse. Als ich das letzte Mal an Reuter's Villa vorüberkam, da musste ich mich mit Wehmuth fragen: Welch' jäher Gegensatz zwischen den düstern Festungszellen, die wir aus der Festungstid kennen gelernt haben, und diesem freundlichen Landhause in der paradiesischen Umgebung! Liegt es nicht nahe, schmerzbewegt an die Möglichkeit zu denken, dass der hochbegabte Dichter noch heute schaffen und wirken würde, wenn ihn das Schicksal früher in diesen schönen Hafen geführt?

Allein so traurige Gedanken stimmen gar schlecht zu der herrlichen Gegend, die uns mit holdseligem Lächeln anschaut. Hinauf also und rüstig weiter dem köstlichen Reiseziel entgegen. Noch lockt es uns ohne Form und Gestalt wie eine Verheissung, noch versteckt es sich hinter der Höhe des Schlossberges. Sichtbar wird es erst, sobald die Höhe dieses Berges erreicht ist.

Hei, nun ist der Grath erstiegen,
Der sich hub als Scheidewand.
Und ich seh' dein Banner fliegen
Fern um schmalen Felsenrand.
Gleich erregten Meereswogen
Sträubt sich Berg an Berg empor;
Deiner Mauern lichter Bogen
Ragt als Leuchtthurm drüber vor
Und ich kenn' aus luft'ger Ferne
Jedes Stück des stolzen Bau's,
Bergfried, Zwinger und Cisterne
Palas, Thor und Ritterhaus.« —

Von dem Gipfel des Vorberges bis zum Fusse des Wartburgfelsens führt der weitere Weg zunächst eine ziemliche Strecke über gangbares, ebenes Terrain. Die reizenden Landschaftsbilder, welche diesen Weg in ununterbrochener Folge begleiten, gleichen einem prachtvollen Pleorama. Ueber den

anmuthig durch Gärten, Villen, Wiesen, Wälder und Felsen belebten Vordergrund schweift das trunkene Auge zu den grünen Häuptern des Thüringerwaldes, unter denen sich der kahle Felsenrücken des imposanten Hörselberges fast wie ein fremder Eindringling ausnimmt. Die merkwürdige Physiognomie des alten Sagenberges bringt einen neuen Beweis für den oft beobachteten inneren Zusammenhang, in welchem die Sage einerseits und andrerseits die Eigenart der von ihr gewählten Oertlichkeit mit einander stehen, für jenes Moment, in dem auch die ewige Lebensdauer der Sage ihre Begründung findet. Reichgeschmückt, nicht minder durch anmuthige Linien, wie durch herrliche Eichen- und Buchenwälder prangen die Nachbarn des Hörselberges gleich bevorzugten Lieblingen des lichten Tages. Kahl, nackt und düster steht Jener da; darum muss er wohl, so schliesst der kindliche Sinn, welcher auf vertrautem Fusse steht mit der ihn umgebenden Natur, eine eigenartige, geheimnissvolle, dem Licht des Tages abgewandte Schönheit im Inneren bergen. —

Nicht unerwähnt bleibe, dass der Hörselberg vier bis fünf Wegstunden von der Wartburg entfernt ist, eine Notiz, welche speziell bestimmt ist für alle Diejenigen, die ihre topographischen Kenntnisse von der Wartburg und deren Umgebung lediglich der Scenographie des Tannhäuser verdanken. Die Anzahl so übel berathener Geographen ist keineswegs gering und nahezu richtig ist, was Ritgen mir gegenüber mit einer gewissen Resignation äusserte, dass nämlich der Tannhäuser populärer sei als die Wartburg. Ich hatte Gelegenheit, bald darauf in den Anschauungen eines Mannes, welcher zur Leitung eines bedeutenden Kunstinstitutes berufen war, die weitgehendste Bestätigung jenes Satzes zu finden. Auch muss ich selber es bekennen, dass ich mich von der Anklage Ritgens nicht freisprechen darf. Als ich, freilich noch sehr jung an Jahren, zum erstenmal den Wagner'-

schen Tannhäuser sah, prägte sich die Dekoration der äusseren Wartburg sehr fest in mein Gedächtniss ein und noch heute steht sie klar vor meinem Auge. Rechts im Hintergrunde lag auf breitem Felsen die Wartburg, links daneben der Hörselberg. Zwischen beiden Bergen war gerade soviel Raum, dass der Pilgerchor zu zwei und zwei geordnet, sich mühsam hindurch drängen konnte. Dieses Bild blieb, wie gesagt, in meinem Kopfe haften und als ich bei meinem ersten Besuche der Wartburg nach dem Hörselberge fragte, wollte ich in dem mir als solchen bezeichneten Berge durchaus nicht den Zauberberg der Venus erkennen. Erst durch wiederholte Anfragen bei verschiedenen Führern gelangte ich zu der Ueberzeugung, dass ich mich in einem gründlichen Irrthum befunden hatte. Seitdem ich mich von seinem Banne befreit, ist manches Jahr dahingegangen. Gleichwohl musste ich, als ich im vergangenen Jahre den Hörselberg wie einen alten Bekannten begrüsste, innerlich über mich selber lächelnd, des alten Irrthums wieder gedenken, an welchem thatsächlich Niemand anders schuldig ist als Richard Wagner. Aber hätte er nur diese eine irrige Anschauung hervorgerufen!

Noch sehr vielen Hörern des Tannhäuser ist es unbekannt, dass der Ritter und Minnesänger Tannhäuser gar nicht an dem Sängerstreit theilgenommen hat. Wenn Richard Wagner in den einleitenden Bemerkungen zu seinem Libretto behauptet, dass Tannhäuser völlig gleichbedeutend sei mit Heinrich von Ofterdingen, so ist dies eben nur eine Behauptung, an der nichts bemerkenswerth bleibt als die dolose Keckheit, mit welcher sie ausgesprochen wird. Ich sage »dolose« mit gutem Grunde: denn Jeder, der ohne Kritik an die Wagner'sche Dichtung herantritt, muss auf den Gedanken kommen, dass die wesentlichen Zuge des Helden der Tradition entnommen seien. Unbekannt ist es ferner der grossen Menge, dass wir von einer Nichte des Landgrafen, mit Namen Elisabeth, nichts wissen, geschweige von einem roman-

tischen Verhältniss zwischen ihr und dem sangeskundigen Ritter. Bleibt es auch eine durchaus ungerechtfertigte Zumuthung an den dichterischen Genius, einen vorhandenen Stoff mit historischer Treue zu behandeln, so muss man doch bei aller Hochachtung für das Tonwerk Tannhäuser sagen, dass Richard Wagner den Sängerkrieg mit einer Willkür bearbeitet hat, welche über die Grenzen der dichterischen Licenz hinausgeht, selbst wenn man den Maassstab milder Beurtheilung anlegt, welchen man — ich sage nicht mit Recht — den Operntexten insgemein zu Theil werden lässt. Ueberdiess will ja Wagner von diesem Maassstabe für sein dichterisches Schaffen nichts wissen und die blinden Verehrer seiner Muse gehen bekanntlich so weit, ihrem Abgott einen hervorragenden Platz in der Reihe der deutschen Dichter zu vindiciren. Die Theater-Wartburg gleicht der wirklichen, steinernen, wie die Pappe dem Marmor, wie die Nacht dem Tage. Wer die poetische Weihe empfindet, die über der wahren Wartburg ausgegossen ruht, wird schwerlich an das Wagner'sche Libretto denken können, ohne ein sehr bemerkliches Unbehagen zu fühlen. Der Inhalt des Wagner'schen Tannhäuser erscheint um so unbegreiflicher, als die Kraft jener reinen Weihe eine unmittelbare ist, die sich auch bei den schlichtesten Naturkindern äussert. So gehört nur ein geringer Grad psychologischen Scharfblickes dazu, in den einfachen Leuten, welche Führerdienste auf der Wartburg versehen, Aeusserungen der gedachten Art wahrzunehmen. Man hat nur nöthig, sie durch Querfragen von der gewohnten Strasse der alltäglichen Erklärung abzubringen und erhält dann Antworten, die geradezu frappirend sein würden, wenn sie nicht aus dem angegebenen Grunde leicht zu erklären wären. Sobald man zu ihnen nur von Wagner zu sprechen beginnt, wird man gewahr, dass ihre Sympathien für ihn nichts weniger als lebhafte sind. Mit grosser Genauigkeit zählen sie alle diejenigen Momente auf, in denen Wagner

von der historischen Wahrheit abzuweichen für gut befunden, als ob sie das Wagner'sche Libretto nicht minder genau als die Geschichte ihrer gemeinsamen Geliebten, der Wartburg nämlich, studiert hätten. Instinctiv bethätigen sie damit die alte Wahrheit, dass kein wahrhaftiger Edelstein eine unächte Fassung verträgt. —

Am Fusse des eigentlichen Wartberges begegnen wir dem ersten Erinnerungszeichen an die heilige Elisabeth. Es ist dies ein anmuthig von dicht belaubten Bäumen beschatteter, neuerdings stylgemäss restaurirter Brunnen, allgemein bekannt unter dem Namen: Elisabethenbrunnen. Wir rechten nicht mit dem Volksglauben, der in diesem Brunnen eine Quelle und noch dazu eine heilkräftige Quelle erblickt. Sein Wasser sammelt sich aus den Rinnsalen, die der schmelzende Schnee und der Regen entsenden. Zu diesem Brunnen, der noch heute, trotz Abbé Richard's Bemühungen das brauchbarste Trinkwasser für die Burgbewohner liefert, stieg die fromme Fürstin alltäglich hinab. Hier war es, wo sie jene Werke der edelsten Barmherzigkeit und selbstvergessenden Liebe übte, deren Andenken noch gegenwärtig im Volksmunde und in zahlreichen Legenden lebendig ist. Nicht weit vom Brunnen stand in alten Zeiten ein kleines Hospital. Seine Mauern sind längst zerfallen aber die dankbare Erinnerung, welche über die Vergänglichkeit erhaben ist, berichtet, dass die heilige Elisabeth auch dieses Liebeswerkes Stifterin gewesen. —

Bald hinter dem Elisabethenbrunnen beginnt der Weg auf's Neue anzusteigen. Nach kurzer Wanderung oder Fahrt ist der sogenannte Chaisenplatz erreicht, d. h. derjenige Platz, auf welchem gewöhnlich alle Wagen auf die Rückkehr ihrer, die Burg besuchenden Insassen harren. Der letzte, steile und schmale Weg nämlich ist in den Felsen gehauen, holprig und darum Steinweg genannt. Er kann nur mit der grössten Vorsicht befahren werden. Allzu bequeme Rei-

sende hindert dies aber keineswegs, zu verlangen, dass der Kutscher sie bis zur Burgpforte fahre; aber die Rosselenker haben für derartige Zumuthungen folgende Antwort in Bereitschaft: «Bitte auszusteigen; von hier an geht selbst der Herr Grossherzog zu Fuss —« und damit sind selbstredend alle Weiterungen erledigt, sofern die Reisenden nur deutsch verstehen oder es verstehen wollen.

Glücklicherweise ist der fatale Steinweg nicht lang. An seinem Ende lag ehedem das Aussenthor der Burg, dahinter zur Rechten befand sich eine zinnenbesetzte Flèche, die wieder vollständig hergestellt ist und sich mit dem kleinen Wachthäuschen an der äussersten Spitze sehr malerisch präsentirt. Zur Linken breitet sich eine Schanze aus. Auf ihr haben einige Kanonen und mehrere, riesige Steinkugeln Platz gefunden, deren ich erwähne, weil ich mir eine ergötzliche Geschichte nicht versagen kann, zu welcher sie Veranlassung gegeben haben. Ein naseweiser commis voyageur — und zwar aus Berlin, wie Frau Fama berichtet — fand ein besonderes Vergnügen darin, den ergrauten Führer, welcher ihm die Burg zu zeigen hatte, durch allerlei läppische Fragen zu ärgern. Eine geraume Zeit ertrug dies der Alte mit würdevoller Ruhe; als aber das junge Herrchen, auf die vorerwähnten Kugeln weisend, fragte, ob hier wohl die Kegelbahn der alten Ritter sei, da riss dem Alten die Geduld und, indem er sich vor dem Frager tief verneigte, antwortete er mit leicht verständlicher Pointe:

»Ja wohl, und der Kegeljunge ist auch noch da.«

Etwas tiefer, als die erwähnte Schanze und zwar ein wenig abseit zur Rechten lag eine zweite Schanze. Zahlreiche Trümmer, welche die Restauration dort vorfand, gehörten wahrscheinlich einer Herberge an. Die Burgherrn pflegten dergleichen Anlagen in ihrer nächsten Nähe nicht ungern zu gestatten und die Wirthe solcher Herbergen verpflichteten sich zum Entgelt für den ihnen gewährten Schutz in ausser-

ordentlichen Fällen für das Unterkommen solcher Gäste des Burgherrn zu sorgen, welche auf der Burg selbst nicht mehr Quartier fanden. Aber auch wenn eine ähnliche Annahme bei der Wartburg wahrscheinlich und gerechtfertigt, bleibt es immer noch nahezu unerklärlich, wie es möglich gewesen, auf der Wartburg so grosse Truppenkörper, so viele Gäste mit Ross und Reisigen zu beherbergen, als uns berichtet wird. Für denjenigen Grad von Anspruchslosigkeit, welcher allein die merkwürdige Erscheinung erklärt, ist unserer Zeit das Verständniss verloren gegangen. Gewiss mit Recht hat die Restauration die, bei der zweiten Schanze vorgefundenen, Gebäudereste in ihren Kreis gezogen und ihrer ehemaligen muthmasslichen Bestimmung zurückgegeben. Die im Style des fünfzehnten Jahrhunderts neu aufgeführte Wirthschaft ist ein geräumiges Gebäude und gewährt, auch für sich allein betrachtet, ein malerisches, stimmungsvolles Bild. Nur mit der Vorhalle möchte ein allzustrenges Architektengewissen schwerlich einverstanden sein. Wer aber für dergleichen nebensächliche Momente minder empfänglich, lässt sich hierdurch den freundlichen Totaleindruck des Wirthschaftsgebäudes nicht beinträchtigen, zumal, wenn er in der Halle Platz genommen hat und nunmehr an sich selber erprobt, wie zweckentsprechend die ganze Anlage ist. Nach dem Muster der Wartburg sind die inneren Wände der Halle über und über mit alten Kernsprüchen bedeckt. Aus ihrer reichhaltigen Menge will ich zwei anführen, die mir ganz besonders zu der Oertlichkeit zu passen scheinen. Der Eine von ihnen lautet:

»Wer auf Bergen und Burgen nicht trinket noch singt,
Auch nüchtern im Thale nichts Kluges vollbringt.«

der Andere:

»Trink und iss,
Gott nit vergiss.« —

Es war Mittagszeit, als ich in der Wirthschaft anlangte, der gastliche Tisch bereits gedeckt, so dass ich eben nur nothig hatte, Platz zu nehmen. Mein Nachbar zur Rechten war ein alter Herr von distinguirter Erscheinung, zweifelsohne, wie ich mir auf den ersten Blick sagte, ein ehemaliger Soldat. Wenige Worte seinerseits genügten, nicht blos diese Vermuthung vollkommen zu bestätigen, sondern mich auch erkennen zu lassen, dass mein Nachbar kein anderer war, als Herr von Arnswaldt, der Kommandant, an den mich Ritgen empfohlen hatte. Sofort konnte ich mein Empfehlungsschreiben an die richtige Adresse befordern und hatte die Freude, gewahr zu werden, wie günstig dasselbe auf den Empfanger einwirkte. Er begrüsste mich alsbald wie einen alten Bekannten und bot mir mit Herzlichkeit die Rechte. Ich schlug freudig ein und folgte der Aufforderung, zu erzählen, was ich von Ritgen wusste. Dies war nun freilich nicht gerade viel, jedoch darum dem wackeren Freunde Ritgen's nicht weniger willkommen. Hatte ich bei dem Letzteren wahrgenommen, wie viel er in seinem Herzen von Arnswaldt halt, so bedurfte es auch keiner langen Zeit, um bei diesem die gleiche Erfahrung in umgekehrter Weise zu machen. Ein in jugendlichem Enthusiasmus erglühendes Herz für die Geschichte und die Kunst des deutschen Vaterlandes, ein langjähriger Aufenthalt auf der Wartburg, noch ehe deren Restauration begann, ein hierdurch angezeigtes Studium der Wartburggeschichte, eine erstaunliche, allgemeine Bildung, endlich ein feines Verstandniss fur jegliche Kunstform, das sind die Momente, deren gluckliche Harmonie diesen seltenen Mann nicht nur zu dem tuchtigsten Burgwart befähigte, welchen der Grossherzog von Sachsen-Weimar finden konnte, sondern auch zu dem denkbar geeignetsten Mitarbeiter an dem grossen Werke, welches die Seele Ritgen's erfullte. Droben auf der Burg, im Dachwerk, ist eine kleine, mittelalterlich eingerichtete Zelle, das Architektenstübchen genannt. Dort steht gar

mancher treffliche Spruch auf den Wänden, darunter der alte Hausspruch:

»Eintracht baut das Haus,
Zwietracht reisst es ein.« —

und diese Devise haben sich die beiden Herzensfreunde als Lebensregel auserkoren. Mit wahrhaft rührenden Worten erzählt Ritgen in seinem Handbuch über die Wartburg, wie die beiden Freunde gar manche Stunde einträchtiglich bei einander in der kleinen Zelle gesessen, berathen und gesonnen, damit die Worte wahr würden, welche einst Tiedge in das Stammbuch der Wartburg geschrieben hat:

»Das, was die Zeit verschlungen,
Geht morgenröthlich auf,
Und aus Erinnerungen
Blüht helles Leben auf.« —

Das edle Streben ist mit Erfolg gekrönt, das prophetische Dichterwort zur leuchtenden Wahrheit geworden. —

Um die Richtigkeit dieser Worte in ihrem ganzen Umfang anzuerkennen, müssen wir uns freilich die Bau- und Restaurationsgeschichte der Wartburg wenigstens in den Grundzügen vergegenwärtigen und Vorbedingung hierfür ist wieder, dass wir uns einigermaassen mit dem Plane der Wartburg vertraut machen.

Ein flüchtiger Blick auf den Plan genügt, uns darüber zu belehren, dass auch die Wartburg gleich den meisten älteren Burgen angesehener Landesfürsten aus zwei deutlich unterscheidbaren Haupttheilen bestand. Diese beiden Theile sind die sogenannte Vorburg und die eigentliche Hofburg. Jene umfasste im Wesentlichen den Thorthurm, das Ritterhaus und einige zu ökonomischen Zwecken bestimmte Gebäude, wie Stallungen und dergleichen. Den Abschluss zwischen beiden Theilen bildeten gewissermaassen drei Gebäude, zur Rechten, d. h. westlich, die sogenannte Dirnitz,

zur Linken die Wohnung der Landgräfinnen, Kemnate genannt, und zwischen ihnen die Thorhalle, durch welche man in den inneren Burghof gelangte. Alle diese Gebäude, Kemnate, Thorhalle und Dirnitz standen indessen in organischem Zusammenhange mit der eigentlichen Hofburg, so dass man sie als deren Bestandtheile ansehen muss. Wenn nämlich die innere Thorhalle geschlossen worden, bildete die Hofburg ein selbstständiges Vertheidigungsobjekt gegen einen Feind, der sich bereits in der Vorburg festgesetzt hatte. Durch einen über der Thorhalle angelegten Verbindungsgang, mit Zinnen davor, standen die beiden vorerwähnten Gebäude, Dirnitz und Kemnate unter sich im Zusammenhange. An die Westseite der Letzteren lehnte sich im Inneren des Burghofes das Burgfried. So nämlich heisst der grösste und zumeist am höchsten gelegene Thurm einer mittelalterlichen Burg. Südwärts von der Kemnate, an der Ostseite der Burg haben wir deren grossartigstes Gebäude zu suchen, jenen stattlichen Bau, welcher den significantesten Theil der Wartburgphysiognomie bildet, das Landgrafenhaus, auch Palas, Mushaus oder das hohe Haus genannt. Gegenüber dem Palas befand sich, was uns bei der hohen Bedeutung des ritterlichen Sport kaum Wunder nehmen darf, der Marstall, ein Gebäude, welches ursprünglich einstöckig, in der Folge mehrfach umgebaut und den heterogensten Zwecken bestimmt wurde. Im Jahre 1825 wurde es sogar als Brauhaus eingerichtet und als solches hat es eine Reihe von Jahren florirt. Begreiflicherweise konnten bei Beginn der Restauration von diesem Bau keine charakteristischen Reste der Vergangenheit mehr vorhanden sein. Man liess darum das Brauhaus für's Erste unangetastet; gegenwärtig aber, wo die übrigen Gebäude der Burg sämmtlich in der alten Pracht wieder auferstanden sind, hat man auch begonnen, das Brauhaus durch einen stylgemässen Neubau zu ersetzen und damit, wie gelegentlich meines jüngsten Besuches ein missvergnügter Kritiker äusserte, das Utile dem

Dulce zu opfern. Ob und welche Gebäude zwischen Marstall und Dirnitz an der Westseite lagen, dafür fehlt es leider, soviel mir bekannt, an einem unumstösslichen Anhalt. Jetzt befindet sich daselbst ein kleiner Garten mit der herrlichsten Aussicht in die gebirgige Landschaft der Westseite. Eine offene Gartenhalle lehnt sich an die Südwand der Dirnitz und wohl muss es schön sein, an einem klaren Frühlingsabend ein Stündlein oder zwei dort unter jener Halle im trauten Freundeskreise zu verplaudern. Die prächtige Halle möchte wohl von Besuchern nie leer werden, wäre sie nicht, wie der kleine Garten, dem Privatgebrauch des Grossherzogs vorbehalten und darum für gewöhnliche Menschenkinder gesperrt. So berechtigt diese Maassregel vor dem Tribunal eines billigen Urtheils auch immer scheinen mag, die Besucher der Wartburg wollen das nicht zugeben, weil sie die sonstige Liberalität des hohen Burgherrn allzu sehr verwöhnt hat. Vor der südlichen Ecke des Palas, der ein langgestrecktes Rechteck bildet, liegt die grosse, in das Gestein des Berges gehauene Cisterne. Einen Brunnen besass die Burg, wie oben bereits angedeutet, nicht; mithin hatte die grosse Cisterne, abgesehen von einer ähnlichen, aber ganz unbedeutenden Anlage der Vorburg in Belagerungszeiten den gesammten Wasserbedarf der Burgbewohner zu befriedigen. Wenige Schritte von der Cisterne entfernt und zwar an der Südspitze des Wartberges ward der zweite grössere Thurm erbaut und dieser ist mit alleiniger Ausnahme des Zinnenkranzes, welchen ihm die Restauration gegeben, vollkommen erhalten bis auf den heutigen Tag. —

Gründer der Burg war Ludwig der Springer, ein Sohn Ludwigs des Bärtigen und ein Enkel desjenigen Herzogs von Lothringen, welcher von Hugo Capet seines Länderbesitzes entsetzt wurde. Wie leicht erklärlich, haben Sage und Dichtung an dieser einfachen, historischen Thatsache kein Genügen gefunden. Der naive Sinn, wie der dichterische pfle-

gen davon auszugehen, dass das, was in der Folge gross und herrlich geworden auch in den kleinsten Uranfängen von ganz besonderen und seltsamen Umständen begleitet gewesen sein müsse. Gleichwie die Ranken des Epheu und das Gezweig der wilden Rose verfallenes Gemäuer mit einem lebensfrischen Teppich von Blättern und Blüthen bekleiden, so weben Sage und Dichtung um alle Gründungsgeschichten der Vorzeit einen anmuthigen Schleier. Nicht selten ist jener Schleier so dicht, dass es den spätgeborenen Enkeln schwer, ja unmöglich wird, den historischen Kern der Hülle zu entkleiden. So auch hier.

Die Sage berichtet, Ludwig sei eines Tages, gelockt von der Spur eines edeln Wildes, an den Fuss des Wartberges gekommen. Der Berg schien wie dazu gemacht, eine stattliche Burg zu tragen. Dies erkennend und obendrein entzückt von der herrlichen Gegend, soll der ritterliche Jäger ausgerufen haben:

»Wart Berg, du sollst mir eine schöne Burg werden« — und auf diese Weise soll der Name »Wartburg« entstanden sein. Aber zwischen dem Vorsatz und dessen Ausführung lagen ganz besondere Schwierigkeiten: denn der besagte Berg lag unglücklicherweise nicht auf Ludwigs Territorium, sondern gehörte den Herren von Frankenstein, die auf dem Mätilsteine sassen. Allein Herr Ludwig war gleich einem zweiten Odysseus um guten Rath nicht verlegen. Auf der Schauenburg, woselbst er hauste, liess er durch geschickte Bauleute die einzelnen Theile zweier Thürme und eines Wohnhauses gar sorgfältig aus Holz herrichten. Als das geschehen, befahl er seinen Mannen, die holzernen Bausteine nach dem Gipfel des Wartberges zu schaffen, woselbst die Letzteren nach dem festgestellten Plane aneinander gefügt wurden. So kam es, dass eines Tages zur grössten Ueberraschung der Herren von Frankenstein auf ihrem Berge eine, wie von Zauberern oder Feien erbaute Burg stand, von

deren Thürmen keck und lustig Herrn Ludwigs Banner zu Thal wehte.

Bald darauf erfuhren die Herren von Frankenstein, dass Niemand anders als ihr kühner Nachbar der Zauberer gewesen. Weit entfernt, den Gewaltstreich anzuerkennen, erhoben sie deswegen Klage bei Kaiser Heinrich dem Vierten. Doch dieser wusste kein anderes Auskunftsmittel, den merkwürdigen Prozess zu schlichten, als folgendes. Herr Ludwig, so lautete der Urtheilsspruch, möge mit zwölf Rittern beschwören, dass Haus und Thurme auf seinem Grund und Boden errichtet seien. Das bedenkliche Verdikt brachte ihn keineswegs ausser Fassung. Er wusste abermals guten Rath. Auf dem Grund und Boden, welcher ihm unbestritten zugehörte, liess er viele Körbe mit Erde anfullen. Dann wartete er in Geduld auf eine stürmische, finstere Nacht, und als eine solche Berg und Thal in dichte Finsterniss hullte, gab er Befehl, die bereitstehenden Körbe nach der neuen Burg zu bringen, dort aber deren Inhalt rings um Haus und Thürme auszubreiten. Am nächsten Morgen stellte sich Ludwig mit zwölf getreuen Mannen auf die aufgeschuttete Erde und nunmehr schwuren die dreizehn Ritter zwar nicht den Eid, wie ihn der kaiserliche Richter, Heinrich der Vierte verlangt hatte, wohl aber, dass sie auf Ludwig's Grund und Boden stünden. Obschon diese, offenbar an sich unmotivirte Abänderung des Eides mit zwingender Nothwendigkeit auf einen sophistischen Vorbehalt bedenklicher Art hindeuten musste, wurde die Ausfuhrung des kaiserlichen Spruches von keiner Seite angefochten. Die Herren von Frankenstein beschieden sich am Ende dabei, dass der schöne Wartberg unabänderlich in einen fremden Besitz übergegangen war.

Zweifelsohne enthält die launige Geschichte Wahres und Falsches in buntem Gedränge. Eine Untersuchung darüber, in welchem Verhältniss Wahrheit und Dichtung hier zu ein-

ander stehen, erscheint wenig rathsam, da sich nirgends ein Weg zeigt, welcher aus dem Labyrinth der Hypothesen zur Realität führt. Wir verzichten darum ganz und gar auf eine derartige Untersuchung und stützen uns beruhigt auf das alte wahre Wort, dass eine Hypothese dann schon viel gegen sich hat, wenn sie wenig für sich hat. Bleiben wir lediglich dabei stehen, dass die Wartburg in den ältesten Zeiten aus hölzernen Gebäuden bestand, so finden wir hierin den Punkt, bei welchem die Geschichte den Faden der Sage in ihren Webstuhl knüpft. Denn historisch wird uns überliefert, dass Ludwig der Springer, praktisch wie er war, die Zeit der grossen Theuerung während der Jahre 1067 bis 1070 dazu benutzte, die bis dahin nicht massiven Gebäude der Wartburg in steinerne umzuwandeln. Durch diesen Bau wurde der Plan in seinen wesentlichen Grundzügen so festgestellt, wie er oben beschrieben ward und wie er sich noch heute zeigt. Denn wenn auch das majestätische Burgfried und die Kemnate von Grund aus neu aufgeführt worden, so ist man doch nicht eher an die Errichtung der beiden Gebäude gegangen, bevor nicht durch sorgfältig geleitete Schachtarbeiten die alten Fundamente unzweifelhaft festgestellt und beziehentlich des Burgfried durch umfassende vergleichende Studien über die Thürme der noch vorhandenen Burgen aus dem elften und zwölften Jahrhundert die muthmasslichen Formen des ehemaligen Hauptthurmes ermittelt waren. Das Landgrafenhaus ist zum grösseren Theile in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen und wenn endlich das Ritterhaus in der Gestalt, in welcher es sich heute den Blicken zeigt, auch unverkennbar die Signatur des fünfzehnten Jahrhunderts trägt, so unterliegt es doch andrerseits keinem Zweifel, dass das erste Stockwerk des Ritterhauses aus der ältesten Zeit datirt.

Haben wir auf diese Weise gesehen, dass der Plan der Burg im Grossen und Ganzen nur unwesentliche Verände-

rungen im Lauf der Zeiten erfahren hat, so müssen wir uns die Frage vorlegen, ob ein Gleiches hinsichtlich der einzelnen Theile anzunehmen. Ein Rückschluss von jener generellen Stabilität auf die einzelnen Gebäude ist nicht statthaft. Er würde grundfalsch sein. Wie eine jede Zeit den überkommenen Bauten der Väter bald mehr, bald minder energisch die Spuren des eigenen Denkens und Fühlens aufdrückt, ohne viel danach zu fragen, ob die Enkel mit ihrem Thun einverstanden sein werden, so verhält es sich auch mit den Gebäuden der Wartburg.

Der Palas war anfänglich, wie schon der erhaltene Rundbogenfries über der mittleren Fensterreihe anzeigt, nur zwei Stockwerke hoch. Sein Erdgeschoss enthielt einen geräumigen Speisesaal, Kücheneinrichtungen, ein Versammlungszimmer für die Männer, ein Frauengemach und verschiedene kleinere Räume, deren Zweckbestimmung bis jetzt nicht nachweislich ist. Das andere Stockwerk umfasste neben dem Arbeitszimmer des Landgrafen einen grossen Festsaal. Diesem entlang, und zwar auf der inneren Burgseite, lief eine breite Gallerie, durch welche die Gäste des Burgherrn, insonderheit auch die sangeskundigen Ritter, welche die kunstsinnigen Landgrafen an ihren Hof entboten, in den Festsaal einzogen. Die beiden vorerwähnten Räume haben die, sich aus ihrer Zweckbestimmung leicht ergebenden Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt. Noch heute heisst der eine das Landgrafenzimmer, der andere der Sängersaal. Im Jahre 1130 wurde Ludwig der Erste von Kaiser Lothar zum Landgrafen von Thüringen und Grafen von Hessen ernannt, sowie in den Fürstenstand erhoben. Das bedeutsame Ereigniss äusserte seine Wirkung auch auf die Wartburg. Als erster Inhaber der neuen Fürstenwürde vergrösserte Ludwig der Erste seine Hofhaltung und damit wurde eine Vergrösserung der Hofburg unabweislich. Dem Palas wurde darum ein drittes Stockwerk aufgesetzt und dieses nach der Sitte der Zeit zu

einem grossartigen Festsaale eingerichtet, dessen Höhe weit in das Dach hineinragte. Eine ähnliche Wandlung erfuhr die Kemnate zur Zeit der heiligen Elisabeth. Das ursprünglich einstöckige Gebäude erhielt, wenn auch nur theilweise, ein neues Stockwerk. Im Jahre 1317 schlug der Blitz in das Burgfried und in die Kemnate, auch zerstörte er die geniale Prachtschöpfung Ludwig's des Ersten ganz und gar. Friedrich der Gebissene restaurirte den grossen Festsaal, allein keineswegs mit der früheren Prachtentfaltung, sondern in dem fragwürdigen Geschmacke seines Zeitalters, des vierzehnten Jahrhunderts. Vermuthlich war aber auch die bauliche Restauration eine wenig solide: denn der Saal gerieth mit der Zeit in argen Verfall und obwohl im siebzehnten Jahrhundert mehrere Reparaturen stattgefunden hatten, waren die Mauern des dritten Stockwerkes im Anfang unseres Jahrhunderts bis auf eine Höhe von etwa vier Metern geschwunden. Der baulustige Friedrich erbaute übrigens auch eine neue Kemnate aus Fachwerk. Palas und Burgfried versah er, anstatt der kostbaren Bleidächer, mit denen sie früher bekrönt waren, mit geschmacklosen, nüchternen Ziegeldächern. Auch beschenkte er die Burg mit einem völlig neuen Gebäude, nämlich mit der bereits erwähnten Dirnitz, einem wohnlichen, mit Oefen versehenen Hause, welches für den Privatgebrauch des Landgrafen und seiner Familie bestimmt war. Auf dem Platze, wo die Dirnitz erbaut wurde, stand aller Wahrscheinlichkeit nach früher die Burgkapelle, indessen war sie wohl zu Friedrichs Zeit derart verfallen, dass sie kein nennenswerthes Hinderniss für die Anlage der Dirnitz bildete. Nehmen wir das als richtig an, so überkam Friedrich dadurch, dass er den Platz der Kapelle anderweit benutzte, die Verpflichtung, für eine neue Kapelle Sorge zu tragen. Jedenfalls steht es fest, dass er es war, der die neue Kapelle im Palas neben dem Sängersaale anlegte, jene Kapelle, in der Dr. Martin Luther während seines Aufenthaltes auf der Wart-

burg wiederholt gepredigt hat. Welche Schicksale die Dirnitz im Laufe der Zeiten gehabt, darüber mangeln, soweit meine Kenntnisse reichen, verlässliche Angaben. Bei Beginn der Restauration zeugten nur noch die Kellerräume von der ehemaligen Existenz des Gebäudes. Genauer sind wir über die Schicksale der Kemnate unterrichtet. Von ihr wissen wir nämlich, dass sie trotz wiederholter Reparaturbauten am Ausgange des vorigen Jahrhunderts so baufällig geworden war, dass Karl August ihren vollständigen Abbruch befahl und an die Stelle, wo sie gestanden, ein modernes, massives Gebäude setzen liess. Selbstredend konnte die Restauration den modernen Neubau nicht conserviren. Die Kemnate von heute ist im Geiste der Zeit erbaut, da die heilige Elisabeth auf der Wartburg weilte.

Betrachten wir endlich auch die bedeutsamsten Schicksale der Vorburg. Das Ritterhaus ward wiederholt vergrössert und zwar nicht sowohl durch ein neues Stockwerk, als auch durch einen ziemlich bedeutenden Anbau. Als kostbarste Reliquie birgt dieser Anbau das weltberühmte Lutherstübchen. Wann er errichtet worden, lässt sich nicht genau feststellen, doch darf man behaupten, dass er nicht jünger und nicht älter ist, als die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Was schliesslich die ehemalige Physiognomie des Ritterhauses noch merklich verändert hat, ist die Beseitigung seines Thurmes. Ueber dem Thore nämlich erhob sich ehedem ein schlank emporstrebender Thurm. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts wurde derselbe abgetragen und dem Dache des Ritterhauses gleich gemacht.

Die vorgetragenen Grundzüge der Baugeschichte beruhen zum grössten Theile auf den Forschungen Ritgen's. Ihm vor Allen gebührt das Verdienst, durch ein ernstes, langjähriges und mühevolles Studium die gesammte Baugeschichte erforscht und festgestellt zu haben. In soweit dieselbe zur richtigen Würdigung der Restauration erforderlich, hat sie Auf-

nahme gefunden in dem oben bereits erwähnten Handbuche Ritgen's. Wer dieses Büchlein einmal zur Hand nimmt, wird es schwerlich ohne wahrhafte Befriedigung wieder bei Seite legen und sicher mit dem Schreiber dieser Zeilen wünschen, dass das grosse Werk des berühmten Architekten über die Wartburg, welches er seit langen Jahren vorbereitet, nicht zu lange mehr auf sich warten lassen möge. Dies Werk soll alles Bemerkenswerthe über die Wartburg in geschichtlicher, technischer und künstlerischer Beziehung umfassen. Eine hierzu berufenere Feder, als die Hugo von Ritgen's könnte die lebende Generation nicht ausfindig machen; denn der geniale Hofbaurath ist auch Maler, Archäologe, Kunst- und Kulturhistoriker und, was die Hauptsache, eine ächte Künstlernatur. Um uns einen Begriff zu machen von der enormen Geistesthätigkeit, welche die eigentliche Restauration vorbereitete, sei Folgendes hervorgehoben. Der Meister durchstöberte sämmtliche Chroniken des Thüringer Landes, die Archive zu Weimar, Gotha und Eisenach. Gleichzeitig besuchte und vermass er die Ruinen der Thüringer Burgen. An die Studien über die mittelalterlichen Burgbefestigungen reihten sich die eingehendsten Forschungen über die inneren Einrichtungen der Burgen und über die charakteristischen Momente des Lebens, welches sich in ihnen abspielte. Keine für dieses Feld vorhandene Quelle wurde unbenutzt gelassen, insbesondere studierte Ritgen die Werke aller höfischen Dichter des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts in der Ursprache, ferner die ältesten deutsch-lateinischen Wörterbücher (Glossare) vom siebenten bis vierzehnten Jahrhundert, wie endlich die Schriften aus alter und neuer Zeit über Burgenbau und das Leben auf den Burgen. Dies Alles erzählt Ritgen, jedoch fern von aller Ruhmredigkeit, in einem Aufsatze, der im Jahre 1874 Aufnahme in den Westermann'schen Monatsheften gefunden hat. Dass Ritgen also gethan, kann ihm um so weniger verdacht werden, als noch im Jahre 1873

Professor Woltmann, der ja von Vielen als ein grosser Kunstkritiker verehrt wird, gelegentlich der Wiener Verhandlungen über die zur Erhaltung interessanter Baudenkmale zu ergreifenden Maassregeln sich zu der merkwürdigen Behauptung versteigen konnte, dass die Wartburg **nichts weiter als modernisirt sei.** Wenn dergleichen am grünen Holze geschieht, was soll am dürren geschehen!

In gewissem Sinne trägt der vorerwähnte Aufsatz einen polemischen Charakter. Irren wir nicht, so sind eben jene wunderlichen Anschauungen, welche der Congress in Wien zu Tage förderte, der äusserliche Anlass zu jener freimüthigen Kundgebung Ritgen's gewesen. Dass man vom Standpunkte der Kunstwissenschaft aus zu jener Zeit, als die Idee einer Wartburgrestauration auftauchte, darüber streiten konnte und mochte, ob die alte Burg zu conserviren oder zu restauriren sei, scheint begreiflich und erklärlich. Nachdem aber durch die bündigste Beweisführung der Architekten, Archäologen und Maler die Möglichkeit, längst verklungene Kulturepochen zu neuem Leben zu erwecken, dargethan worden ist, möchte dem alten Streite die fernere Lebensberechtigung schlechthin abzusprechen sein. Doch kehren wir zurück zu der Geschichte der Restauration und sehen wir zu, worin eigentlich das *Pro* und das *Contra* derselben bestanden hat.

Die Gegner der Restauration motivirten ihren Einspruch damit, dass auch die denkbar beste Restauration immer nur ein unvollkommenes Werk bleiben müsse, da es unmöglich sei, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln ein wahres Bild der Vergangenheit zu schaffen. Diese Erfahrung sei oft gemacht, statt des beabsichtigten Portraits sei am Ende immer nur eine mehr oder weniger gelungene Larve herausgekommen. Auch schwebe über einer jeden Ruine ein Hauch von Poesie. Es sei ein Unrecht, diesen duftigen Hauch zu verscheuchen. Dies gelte vorzugsweise auch von der Wartburg. Es scheine vermessen, das stimmungsvolle Bild der verfalle-

nen Burg zu vernichten und es bleibe nichts übrig, als das alte Gemäuer der Endbestimmung jeder Menschenschöpfung, dem Verfalle, zu überlassen. Dagegen machte die andere Seite geltend, dass man auch anders als bisher üblich restauriren könne. Bei sonst glücklichen Voraussetzungen sei es durchaus keine Unmöglichkeit, durch das harmonische Zusammenwirken geeigneter Kräfte, auch ein treues Bild längst entschwundener Zeiten zu geben. Der Zauber der Poesie werde auch der neu erstandenen Wartburg nicht fehlen. Und wenn irgend eine Stätte der liebevollsten Fürsorge der gesammten Nation werth sei, so sei es die Wartburg, jenes Juwel aus der Glanzperiode der romanischen Architektur, jener Kampfplatz, auf welchem die Poesie des Mittelalters ihre schönsten Lorbeeren einerndtete, endlich jenes Asyl, von welchem die Wiedergeburt unserer Sprache, von dem jener grosse Glaubenskampf ausging, welcher zwei Jahrhunderte erschütterte und noch heute die Welt bewegt. Ein Compromiss der widerstreitenden Ansichten kam damals nicht zu Stande; wohl aber stellte sich der Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Entschiedenheit auf die Seite derer, welche eine Restauration der Wartburg anstrebten. Beseelt von ächtem Kunstsinn, dem alten Erbtheil seines erlauchten Stammes, erklärte er sich einverstanden mit dem ihm von Ritgen vorgelegten Programm, welches der Restauration eine zweifache Aufgabe stellte. Nach demselben sollte nämlich die Burg möglichst treu in ihrer früheren Gestalt wieder hergestellt werden, jedoch in der Weise, dass sie nicht allein ein wahrhaftiges Bild gebe von der Glanzperiode im zwölften Jahrhundert, da sie der Sitz mächtiger, kunstliebender Landgrafen und der Kampfplatz war für die grössten Dichter des deutschen Mittelalters, sondern auch von demjenigen Zustande, in welchem sie sich zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts befand, als sie den grossen Reformator in ihren Mauern beherbergte

— wahrlich, eine Aufgabe des Schweisses der Edeln werth!

Da das Ritterhaus im Grossen und Ganzen in der Gestalt auf uns gekommen ist, welche es zu Luthers Zeiten gehabt hat, so galt es hier vornehmlich, das Vorhandene zu conserviren. Zur Erreichung des anderen Zieles aber mussten sich fürstliche Munifizenz, ernstes Studium der Wissenschaft und edle Kunstbegeisterung vereinigen. In wieweit diese glänzende Trias im Einzelnen ihrer Aufgabe gerecht geworden, das zu schildern würde über die, diesen Blättern gesteckten, Grenzen hinausgehen. Ich will daher in der Folge nur die hervorragendsten Räume zu schildern versuchen.

Dank der Fürsorge des Kommandanten war ich bei meinem letzten Besuche durch die eilige Geschäftsmässigkeit, wie sie sonst bei den Führern üblich, in keiner Weise beschränkt. Zwar musste auch ich den reglementsmässig vorgeschriebenen Führer mit mir nehmen; allein derselbe hatte ausdrücklich die Weisung erhalten, dass die Zeitdauer der Wanderung durch die Burg für diesmal lediglich von dem Willen des Geführten und nicht von dem des Führers abhängig sein sollte.

Ich schritt den wohlbekannten Weg über den Hof der Vorburg durch die zweite Thorhalle bis zu den Gräden des Palas. Mit dem Namen »Gräden« bezeichnete das Mittelalter die Freitreppe, welche unmittelbar aus dem Hofe in das zweite Stockwerk des Landgrafenhauses führt. Auf dieser Treppe gelangt man zunächst in eine Art Vorzimmer und von diesem aus über einige abwärts führende Stufen in eine Gallerie. Am Ende derselben brach die heilige Elisabeth ohnmächtig zusammen unter der Last des ersten, heftigen Schmerzes über die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls. Darum heisst der Gang Elisabethengallerie. Kein Führer unterlässt es, den Fremden die traurige Veranlassung des

besagten Namens auseinanderzusetzen, wenn auch nicht immer in der tragikomischen Weise jenes greisen Führers, der, wie mir der liebenswürdige Kommandant erzählte, gewohnt war, die bezügliche Mittheilung mit folgenden Worten einzuleiten:

»Meine Herrschaften, senken Sie Ihre Blicke zur Erde, schauen Sie zu Boden! dieser Boden ist nämlich ein heiliger Boden, die heilige Elisabeth war es, die auf ihm gewandelt hat.«

Hieran knüpfte sich die Erzählung von dem Vorfall, welcher die Bezeichnung Elisabethengallerie veranlasst hat. Als aber die Erklärung an den künstlerischen Schmuck der Gallerie gelangte, pflegte der originelle Alte, auf die reiche Bilderwand zeigend, zu sagen:

»Das Leben der heiligen Elisabeth im Viereck — dazwischen die sieben barmherzigen Medaillons.«

Es war ein glücklicher Gedanke, die lange Wandfläche der Gallerie mit Darstellungen aus der Geschichte der heiligen Fürstin zu beleben. Meister Moritz von Schwind wurde mit seiner Ausführung betraut und er hat die ihm gestellte Aufgabe mit dem feinfühligsten Verständniss für die Eigenart der darzustellenden Zeit in wahrhaft poetischer Weise zu lösen verstanden. Die Wand zeigt zunächst in ihrer ganzen Längenausdehnung einen ziemlich breiten, dunkeln Streifen, der wie eine Art von Sockel behandelt und darum nur einfach gehalten ist. Darüber ist die Wandfläche in dreizehn oblonge Felder getheilt. Sechs von ihnen sind mit grösseren Wandbildern ausgefullt, die anderen sieben enthalten in der Mitte von Ornamenten im Style kunstvoll zusammengesetzter Kirchenfenster kleinere, runde Medaillons. In ihnen kommen die sieben Werke der Barmherzigkeit, ausgeübt von Elisabeth, zur Anschauung.

Das erste der grösseren Bilder trägt die Inschrift: Sanct Elisabeth kommt als vierjährige Braut auf die Wartburg. Um

den auf diesem Bilde dargestellten Vorgang, sowie den Gegenstand der übrigen Wandbilder richtig zu verstehen, muss man sich den Lebenslauf der gekrönten Dulderin, wie ihn Geschichte und Legende berichten, vergegenwärtigen.

Es wird erzählt, dass Klingsor von Ungerland zur Zeit des Sängerkrieges, im Jahre 1207 eines Abends vor seiner Herberge auf der Wartburg gesessen und wie verzückt in den sternenklaren Nachthimmel geschaut habe. Befragt, was er in den Sternen lese, verkündet er, dass in dieser Nacht seinem Herrn und König Andreas ein Töchterlein geboren sei, welches durch hohe Frömmigkeit gar seltnen Ruhm erlangen und dereinst die Gattin des jungen Ludwig, Sohnes des Landgrafen Hermann werden würde. Und siehe da, er hatte wahr gesprochen. In eben jener Nacht war fern im Ungerlande dem König Andreas ein Mägdlein geboren worden. Man nannte es Elisabeth. Vier Jahre später sandte Landgraf Hermann eine Gesandtschaft, reich ausgestattet mit köstlichen Gaben und gefolgt von einem grossen Geleit, an den König von Ungerland. Sie sollte für den jungen Ludwig um die Hand der kleinen Prinzessin werben und gleichzeitig erwirken, dass die kindliche Braut alsobald auf die Wartburg geführt werde, um dort in Gemeinschaft mit ihrem künftigen Gemahl erzogen zu werden. König Andreas willigte ein. Er stattete sein Töchterlein gar reichlich aus, übergab es der thüringischen Gesandtschaft und diese führte die Braut gen Thüringen auf die Wartburg. Der Moment, in welchem die heimkehrende Gesandtschaft auf der Burg anlangt, ist der Inhalt des ersten Bildes. Landgraf Hermann hebt die kleine Elisabeth, eine reizende Kindergestalt von engelhafter Schönheit, aus dem alterthümlichen Wagen. Zur Linken des Landgrafen steht der elfjährige Bräutigam, nichts weniger als theilnamlos. Sein kindliches Ungestüm äussert sich darin, dass er, beide Arme nach seiner Verlobten ausbreitend, in die Speichen des Wagenrades steigt.

Zehn Jahre später fand die Vermählung des Brautpaares Statt. Beide Ehegatten lebten in ungetrübter Eintracht. Nur die immer grösser werdende Wohlthätigkeit St. Elisabeth's führte endlich, wie die Legende erzählt, da sie einen Umfang annahm, der über die vorhandenen Mittel hinausging, die Missbilligung des Gatten herbei, der in der Erkenntniss über die sittliche Macht des überkommenen Besitzes nach Art der Väter auf die Erhaltung seines Erbes bedacht war. Aus diesen Fäden wob die Legende das anmuthige Bild des Rosenwunders, das ich nicht zu beschreiben brauche, weil es ja von Jedermann gekannt ist. Das Rosenwunder ist Gegenstand des zweiten Bildes: Der heilige Ludwig findet die Brode unter St. Elisabeth's Mantel in Rosen verwandelt. Man sagt, Ludwig habe seine Gemahlin wegen des ihr zugefügten Unrechtes um Verzeihung gebeten und in ritterlicher Höflichkeit eine von den Wunderrosen an seinen Hut gesteckt. Dieser Moment scheint von Schwind festgehalten. Ludwig, der im Jägerkleide, das Hifthorn an der Seite, hoch zu Rosse sitzt, beugt sich herab und langt mit der Hand nach dem Korbe St. Elisabeth's, darinnen die blühenden Rosen liegen. Auf der anderen Seite der Landgräfin steht deren Begleiterin. Ihr Erstaunen uber das so eben erschaute Wunder äussert sich mit sprechender Geberde. Auch dieses Bild ist von rührender Einfachheit und von poetischem Zauber verklärt. Kraft seiner, so will es mich bedünken, ist es nicht schwer, die richtige Stellung gegenuber jener Kritik zu gewinnen, welche dem Rosenwunder zu Theil geworden ist. Gewiss ist es richtig, dass die Geschichte der heiligen Elisabeth keinerlei Zerwürfnisse zwischen den beiden Ehegatten kennt und damit dem ganzen Wunder die reale Vorbedingung entzogen wird. Ebensowenig ist ferner zu bestreiten, dass das Rosenwunder viel älter ist, als die Geschichte der heiligen Elisabeth. M. J. Schleiden giebt in seiner Geschichte und Symbolik der Rose den Entwicklungsgang des

Rosenwunders. Danach geschieht desselben schon im Jahre 300 nach Christus Erwähnung. Der heilige Nikolaus von Toledo, der hinter dem Rücken seines Abtes Vorräthe des Klosters an die Nothleidenden zu spenden pflegte, soll durch die Verwandlung seiner Spende in blühende Rosen, vor den Vorwürfen des Abtes bewahrt geblieben sein und ähnliche Erlebnisse werden noch von vielen andern Lieblingen der Kirche, welche lange vor St. Elisabeth gelebt, erzählt. Aber, was thut das Alles zur Sache? Werden die Wohlthäter der Völker dadurch weniger verehrungswürdig, dass ihnen die Pietät der Dankbarkeit Züge verleiht, die historisch nicht nachweislich sind? Gewiss nicht, wenn diese Züge nur mit dem traditionellen Grundcharakter des geliebten Bildes in Einklang stehen. Und dies gilt auch hier, wenn wir nicht die Lüge, sondern das wesentliche Moment, nämlich die opferfreudige Menschenliebe in den Vordergrund stellen. Um ihretwillen darf die Poesie der unendlichen, göttlichen Barmherzigkeit, der sittlichen Weltordnung ein Wunder zuweisen, ohne einen Frevel zu begehen an dem erhabensten Begriff der Göttlichkeit, ohne sie dem Vorwurf auszusetzen, dass sie die Lüge jemals gutheissen könne. Ein Anderes ist es, dass die Bigotterie, der finstere Aberglaube das Rosenwunder nach der gedachten Richtung hin in verabscheuungswürdiger Weise ausgebeutet haben. Aber wie mancher gute und richtige Gedanke hat ein Gleiches erfahren, ohne darum an seiner Wahrheit Einbusse zu erleiden! Warum also soll das Rosenwunder an sich aus eben jenem Grunde als unsittlich verworfen werden? Indessen, mit dem puritanischen Skepticismus, der also verfährt, kann man wenigstens rechten; von der Ironie aber, wenn sie das Rosenwunder zum Gegenstand ihres Spottes macht, möchte man sagen:

»Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen«

und sich dabei bescheiden. Aber trotzdem kann ich es nicht unterdrücken, der abscheulichen Weise Erwähnung zu thun,

durch welche sich der sonst so brave und wackere Musaeus in der bekannten Geschichte von dem Grafen von Gleichen an dem Rosenwunder vergreift. Er erzählt nämlich mit sichtlichem Behagen, dass die Semmeln im Korbe St. Elisabeth's in weisse, die Schlackwürste in purpurfarbene und die Eierkuchen in gelbe Rosen verwandelt worden. Auch ergeht er sich in Conjekturen darüber, was wohl der heilige Ludwig den nächsten Morgen — die Verwandlungen der Märchen und Legenden pflegen selten die Nacht zu überdauern — an seinem Jägerhut entdeckt haben möge, eine Schlackwurst nämlich, oder eine verwelkte Rose. — Doch kehren wir zu St. Elisabeth's Geschichte zurück.

Elisabeth hatte ihrem Gatten einen Sohn und zwei Töchter geschenkt. In Glück und Frieden flossen die Tage der edelen Familie dahin, bis das Schicksal schwere Wolken an ihrem Lebenshimmel aufsteigen liess. Gregor der Neunte berief die streitbare Christenheit zum Kreuzzuge. In allen christlichen Landen predigten die Priester der Kirche das Kreuz und Ludwig liess sich von dem Bischof von Hildesheim das heilige Wahrzeichen auf den Mantel heften. Er übertrug seinem Bruder Heinrich Raspe die Regierung über sein Land und zog in den Krieg gegen die Ungläubigen. Das dritte Bild zeichnet den Moment, in welchem Elisabeth von dem Gemahle Abschied nimmt. Ueberwältigt von dem tiefsten Schmerze hängt sie an dem Halse Ludwig's, dessen schönes Haupt mit verklärtem Ernste wie trostspendend sich herabsenkt auf die trostlose Gattin. Es weht ein schmerzlicher Ernst durch die ganze Composition und es scheint fast, als ob die beiden Ehegatten das Wehe der Zukunft ahnen. In Gottes Rath war es bestimmt, dass sie auf Erden einander nicht wiedersehen sollten. Ludwig erreichte nicht das heilige Land, sondern unterlag in Otranto dem Fieber. St. Elisabeth erhielt die Trauerbotschaft nicht lange, nachdem sie ihre dritte Tochter geboren und von nun an sollte sie nur trau-

rige Tage erleben. Heinrich Raspe, der ungetreue Verwalter, vertrieb die trauernde Wittwe von der Wartburg. Gegenstand des vierten Bildes ist die klägliche Flucht der unglücklichen Königstochter. Arm und verlassen, in Wind und Wetter, wie die flatternden Gewänder andeuten, wandert Elisabeth mit ihren vier Kindern den rauhen Felspfad in's Thal hinab. Voran eilt auf einen Baumast gestützt das älteste Töchterlein, hinter ihm schreitet Elisabeth, bemüht, die jüngsten beiden Kinder mit ihrem Mantel vor dem Sturme zu beschützen. Den Beschluss des traurigen Zuges macht der kleine Hermann. Seine Füsse gehen vorwärts, aber rückwärts ist das Haupt gewendet, zum Zeichen, dass seine Wünsche und Gedanken noch an der Stätte weilen, von der die flüchtende Familie soeben geschieden.

In der Folge versöhnte sich Elisabeth mit Heinrich Raspe. Sie kehrte nach der Wartburg zurück, jedoch nur zu kurzem Aufenthalte. Diesmal war es ihr Beichtvater, Konrad von Marburg, welcher sie wieder gehen hiess. Seine düsteren, zelotischen Lehren hatten in dem zu religiöser Schwärmerei disponirten Gemüthe Elisabeth's einen nur allzu fruchtbaren Boden gefunden. Sie betrachtete die Prüfungen, welche der Himmel ihr beschieden, als einen Fingerzeig zum Martyrium, wählte das Loos der Armuth und starb, kaum vierundzwanzig Jahre alt, an den Folgen der auferlegten Entbehrungen und Geisselhiebe als Nonne zu Marburg. Das fünfte Bild stellt ihren Tod dar. Auf einem elenden, harten Lager ruht der Leichnam der soeben heimgegangenen Dulderin. Von himmlischer Verklärung leuchtet das jugendliche Antlitz. Ueber der Hütte, in der wir Elisabeth liegen sehen, schweben singende Engel und hoch über ihnen erscheint Christus mit ausgebreiteten Armen, bereit, die Seele derjenigen aufzunehmen, die trotz ihrer güldenen Krone vor Allen mühselig und beladen war.

Dies geschah im Jahre 1231. Drei Jahre später ward

Elisabeth von Gregor dem Neunten heilig gesprochen. Im Jahre 1236 grub man den heiligen Leichnam aus der Erde. Unter grossen Feierlichkeiten ward der Sarg geöffnet und, siehe da, die Verwesung hatte keine Macht gehabt an dem heiligen Leibe. Ja noch mehr berichtet die Legende. Sie erzählt, das Antlitz der Fürstin habe in den Farben lebendiger Jugendfrische geglänzt und von dem Sarge sei ein Geruch, wie von Veilchen und Rosen ausgegangen. Darauf schmückte man der Heiligen Haupt mit einer guldenen Krone und geleitete ihre irdischen Reste mit feierlichem Gepränge in eine Kapelle, woselbst sie verblieben, bis sie in der Elisabethenkirche in Marburg endgültig beigesetzt wurden. Das sechste Bild vergegenwärtigt den feierlichen Leichenzug.

Bischöfe und Fürsten, an ihrer Spitze der edle Hohenstaufenkaiser Friedrich der Zweite, tragen den offenen Sarg, in welchem die Heilige, allem Volke sichtbar, ruht. Der Kaiser ist zwar geschmückt mit der Krone, aber sein Fuss ist entblösst. Es ist mir nicht bekannt, ob dieser Anordnung Schwind's eine historische Ueberlieferung zu Grunde liegt. Ist dies nicht der Fall, so bildet gerade dieser kleine, nicht eben auffallig wirkende Umstand ein Beweismoment dafür, mit welch intuitiver Sicherheit der Künstler den Charakter der darzustellenden Zeit erfasst hat. Vor dem Sarge schreiten singende Knaben, links daneben eine Gruppe knieender Personen, in Schmerz und Ehrfurcht an dem Vorgange Theil nehmend. Es bleibt kaum zu sagen, dass das schöne Bild den denkbar wurdigsten Abschluss der ganzen Reihe bildet. Weniger bekannt, als diese Thatsache, ist eine Eigenthümlichkeit der Composition, von der ich dahin gestellt sein lassen will, ob sie ihre Entstehung einer selbstbewussten Absicht des Künstlers zu verdanken hat oder einem Zufall, so weit von einem solchen bei der künstlerischen Conception die Rede sein darf. So lange der Beschauer dicht vor dem Bilde steht, meint er den Zug an sich voruberziehen zu

sehen. Wechselt er jedoch seinen Standpunkt und zwar gleichviel, ob nach der rechten oder der linken Seite hin, so kommt ihm der Zug entgegen, als würde dessen Ziel lediglich durch die Stelle bestimmt, auf der sich gerade der Beschauer befindet. — Die Bilderwand erhält ihre reichliche Beleuchtung durch die Reihe der gegenüberliegenden Fenster. Diese sind mit rothen Vorhängen versehen. Werden die Vorhänge zugezogen, so erscheinen die an sich in strengem Styl gemalten Bilder um Vieles farbenprächtiger und lebendiger. Aber Niemand wird bestreiten, dass der Eindruck des Ernstes und der Würde, wie er sich bei gewöhnlicher Beleuchtung geltend macht, der allein angemessene und berechtigte ist. Man möge darum die Vorhänge nur als ein Schutzmittel gegen die bleichende Kraft der Sonnenstrahlen, nicht aber als ein Mittel betrachten, um den wohlthätigen und erhebenden Eindruck zu erhöhen.

Mit ihren seltenen Erinnerungen, mit ihrem mächtig zum Herzen redenden Bilderschmuck bildet die Elisabethengallerie die schönste Vorhalle einer Burgkapelle. Die Wartburgkapelle liegt am südlichen Ende des Palas. Man betritt sie aus der Gallerie durch eine kleine Pforte, welche mit der Inschrift: »*Gloria in excelsis Deo*« und dem Bilde des Erlösers geschmückt ist. Aus der Baugeschichte haben wir bereits oben erfahren, dass die Kapelle eine Schöpfung des dort viel genannten Friedrich des Gebissenen war. So, wie sie durch diesen Fürsten hergestellt wurde, bestand sie bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde sie einer umfassenden Restauration unterworfen, welche, dem Ueberkommenen wenig Pietät entgegen tragend, lediglich dem zweifelhaften Geschmacke ihrer Zeit folgte. Hieraus ergiebt sich die Aufgabe, welche die neueste Restauration zu lösen hatte. Ihr lag es ob, nach Möglichkeit wieder denjenigen Zustand herzustellen, welchen die Kapelle zu Friedrichs Zeiten gehabt, zumal eben dieser Zustand im Wesent-

lichen noch zu jener Zeit erhalten gewesen sein muss, da Dr. Martin Luther in der Kapelle predigte. Ein glücklicher Zufall liess unter der verhüllenden Tünche die ursprünglichen Wandmalereien wieder auffinden. So wurde es möglich, den alten Wandschmuck theils zu conserviren, theils stylgemäss zu erneuern, oder, wo Beides nicht anganglich, durch, auf Leindwand gemalte und bewegliche Copien zu ersetzen. Die in runden Bogen gewölbte Decke wird von einer einzigen Säule in der Mitte gestützt. Zum Schmuck der Decke hat man eine einfache, ziemlich kalte, blaue Farbe gewählt und abgesehen von den goldenen Sternen auf diesem Grunde von einer weiteren Dekoration der Decke Abstand genommen. Gewiss hat man damit das Richtige getroffen. Denn im Hinblick auf die Farbenpracht der Glasfenster und Wände kann die Bemalung der Decke nur eine einfache gewesen sein. Kostbares Schnitzwerk, zum Theil aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, zum Theil von Künstlerhand im Charakter dieser Zeiten neu hergestellt, schmückt die Kirchenstühle. Neben der Kanzel, welche von der Restauration des siebzehnten Jahrhunderts, nicht aber, wie insgemein angenommen wird, aus den ältesten Zeiten datirt, hat ein ausserst merkwürdiges Denkmal Platz gefunden, wie die Inschrift darauf besagt, *Fidei et Fortitudini* geweiht. Es ist dies eine mässig hohe, steinerne Säule, an deren Kopfende die Schwerter dreier Helden befestigt sind. Der erste und grösseste unter ihnen ist Gustav Adolph, der tapfere Schwedenkönig, welcher seine Treue für den Protestantismus und seine mächtig erglühende Vaterlandsliebe durch den Heldentod bei Lützen besiegelte. Den zweiten Platz in der Reihe behauptet sein berühmter Feldherr, jener ritterliche Bernhard von Weimar, der von den Historiographen des dreissigjahrigen Krieges Bernhard der Grosse genannt zu werden pflegt. Der dritte endlich ist der aus der Geschichte der Freiheitskriege ruhmlichst bekannte Herzog Bernhard von

Sachsen-Weimar. *Treue und Tapferkeit* war die Devise der drei Helden. Man konnte ihr Andenken nicht sinniger ehren, als dadurch, dass man ihre Schwerter an der geweihten Stätte der Wartburg, diesem erhabenen Denkmal der Treue und der Tapferkeit, den Nachkommen aufbewahrte. —

Aus der Kapelle schritt ich nach dem Sängersaal. Erinnert man sich an die Schicksale, welche dieser Raum in der Baugeschichte gehabt, so begreift es sich leicht, aus welchen Gründen er nicht durchweg in seine frühere Gestalt versetzt werden konnte. Die Kapelle, welche von ihm abgezweigt worden, hätte dann beseitigt werden müssen, ganz abgesehen davon, dass die beiden Säulen, welche der Saal erhielt, als das dritte Stockwerk angelegt wurde, ohne ernste Gefahr für dieses schwerlich zu entfernen gewesen wären. Den Raum der Kapelle nahm ehedem die noch zu dem Saal gehörige fürstliche Brücke ein. Darunter haben wir eine Art von Estrade zu verstehen, bestimmt, bei grossen Festen den Landgrafen, seine Familie und die sonstigen ihm näher stehenden Personen seines Hofes wie auszuzeichnende Gäste aufzunehmen. Nur indem wir der restaurirenden Phantasie anbefehlen, uns die Anlage der fürstlichen Brücke wieder vor Augen zu führen, vermögen wir Zweck und Bedeutung der noch heute vorhandenen Sängerlaube zu verstehen. Es ist dies eine kleine, schmale Bühne, der fürstlichen Brücke gerade gegenüber, durch einige Stufen über das Niveau des Saales erhoben, und durch drei auf Säulen ruhenden Rundbogen von dem letzteren getrennt. Auf dieser Bühne nahmen die sangeskundigen Ritter Platz und wer da aus der auserlesenen Schaar von den Edelknaben zum Gesange aufgerufen ward, der trat mit seiner Laute unter dem mittelsten Bogen hervor. Mit Ehrfurcht und Bescheidenheit, doch ohne Bangen schweifte sein Blick von dem Landgrafen da drüben auf der Brücke über die glänzende Versammlung der Festgenossen

und dann hub er an zu singen seines Liedes kunstvolle Weisen. —

Hatte nach dem Gesagten bei dem Sängersaale der restaurirende Architekt sich die durch die Umstände gebotene Einschränkung gefallen lassen müssen, so war gerade hier das Feld der Dekoration um so grösser und dankbarer. Der Malerei fiel die Aufgabe zu, das Andenken an die grossen Dichter des Mittelalters würdig zu ehren, die Erinnerung an jene ritterlichen Sänger zu versinnlichen, die hier gesungen und gekämpft. In seltener, ja ergreifender Weise ist jene Aufgabe erreicht worden durch Meister Schwind's weltberühmtes Bild »Der Sängerstreit« und die eigenartige poesievolle Ausschmückung der Sängerlaube. Gleichwie wir in eine fremde wundersame Welt zu blicken vermeinen, wenn wir dem Beispiel Rothraut's im Juniperus folgend, durch ein Stücklein rothen Glases schauen, so führt uns der malerische Schmuck des Sängersaales mit Zaubers Allgewalt in die sonn- und golddurchglänzten Zeiten des Minnesanges. Frau Aventiure, das hehre Weib, sie weilt noch heute in dieser Halle. Zwar drückt sie nur den auserwählten Kunstjüngern den Weihekuss auf die gottbegnadigte Stirn, aber uns anderen Menschenkindern reicht sie wenigstens die Hand zum freundlichen Willkomm hin und wenn wir sie in Demuth bitten, so lässt sie die Südwand des Saales, gleich einem Vorhang des Alterthums in die Erde sinken. Der Saal wird zur mächtigen Halle von ehedem. Darauf berührt sie mit ihrem Zauberstabe die Figuren des Schwind'schen Gemäldes und siehe da, es wird lebendig rings um uns her. Die Ritter und Sänger, der Landgraf, die Edelknaben und die Gäste, sie treten heraus aus dem Rahmen und beleben den stillen Raum.

Freilich, wer da sagt, der ganze Sängerkrieg sei nichts weiter als eine romantische Erfindung, dem kehrt Frau Aventiure den Rücken und ihre erhabenen Phantasmagorien bleiben ihm ferne. Ich aber habe ein gläubig Gemüth und da ich

ein solches auch bei dem Leser voraussetze, will ich in Kürze erzählen, was uns vom Sängerkrieg berichtet wird. Es giebt dafür zwei Quellen. Die Eine ist das leider nur in Bruchstücken auf uns gediehene altdeutsche Gedicht vom Singerkriec, die Andere die altdeutsche Sage vom Sängerkriege, wie sie Dietrich von Apolda nach den Reinhardtsbrunner Annalen erzählt. In dieser Form hat sie auch der ehrwürdige Meister Wagenseil und ihm folgt E. T. A. Hoffmann in seiner artigen Novelle »Der Kampf der Sänger«. Welche Quelle von Beiden die ältere, ist meines Wissens bis jetzt nicht festgestellt; indessen nehmen gelehrte Forscher, unter ihnen Hugo von Ritgen, an, dass das Gedicht bereits früher vorhanden gewesen, ehe sich die Sage zu der wunderbar kühnen Gestalt herausbildete, in welcher sie uns überliefert ist.

Die *Sage* aber berichtet also: Im Jahre 1207 nach unseres Herrn und Heilands Geburt, hatte Hermann, der edle Landgraf von Thüringen und eifrige Schützer des Minnesanges sechs hochberühmte Meister dieser Kunst an seinem Hof vereinigt. Das waren Heinrich der tugendhafte Schreiber, Walther von der Vogelweide, Biterolf, Reimar von Zweter, Wolfram von Eschenbach und Heinrich von Ofterdingen. Wohl hatte Jeder der Meister seine eigene kunstvolle Weise. Allein, da Jeder die der fünf anderen höher stellte, als die eigene, so lebten Alle mit einander in inniger Gemeinschaft und ihrer Lieder Töne erklangen rein und voll gleich mächtigen Akkorden zum Preise edler Sangeskunst und holder Minne. Da begab es sich eines Tages, dass ein finstrer Geist eitler Hoffahrt die Seele Herrn Heinrichs von Ofterdingen gefangen nahm. Er vermass sich keck und dreist, dass seine Kunst die höchste sei und höher als Landgraf Hermann von Thüringen, stehe auch sein edler Gönner und Beschützer, der Herzog Leopold von Oesterreich. Denn gleichwie die leuchtende Sonne die übrigen Himmelslichter, überstrahle seines Herren Glanz den Ruhm aller übrigen Fürsten auf der Erden. Darüber

geriethen die Meister in heftigen Zorn. Mit schneidigen Spott- und Rügeliedern eiferten sie gegen Heinrichs Hoffahrt und traten seine Meisterschaft in den Staub. Der Sang ward schier zur Fehde und nicht viel hätte es dazu gefehlt, dass man die Laute mit dem Schwert getauscht. Um solcher Ungebühr vorzubeugen, kam man überein, dass der, welcher im Gesange besiegt werden würde, alsobald durch den Henker gerichtet werden solle. Man rief den Henker herbei. Abermals rührten sich die Saiten und abermals flogen Spott und Rügen hin und wieder. Jedoch, wenn auch der Kampf nicht zum Austrag kam, Heinrich von Ofterdingen sah doch sein Leben schwer bedroht. Hülfeflehend sank er vor der Landgräfin Sophia nieder und ihre Kniee umfassend, bat er mit beredten Worten, sein Leben zu schützen und den Streit nicht eher zu entscheiden, bevor nicht der berühmteste Sänger der Zeit, Herr Klingsor von Ungerland, die Streitenden alle gehört. Die Bitte ward gewährt. »Zeuch' hin gen Ungerland,« sprach der Landgraf, »und sorge binnen Jahresfrist, dass Meister Klingsor auf der Wartburg erscheine, um den Kampf auf Leben und Tod zu entscheiden!«

Heinrich von Ofterdingen zog darauf nach Oesterreich zum Herzog Leopold und dieser entsandte ihn reich beschenkt mit Briefen an Meister Klingsor. Das war ein hochberühmter Sänger in Siebenbürgen, dabei aber auch ein Philosophus und wohlerfahren in geheimer Wissenschaft, Astrologie und schwarzer Kunst. Ihm nun trug Heinrich sein Anliegen vor, aber in grosser Bekümmerniss, weil das Jahr bis auf einen Tag abgelaufen war. Doch Klingsor war darob nicht in Sorge. Sein Zaubermantel versetzte ihn und den Minnesänger in einer einzigen Nacht von Siebenbürgen nach Eisenach in das Haus des Bürgers Hellegrave. Als Herr Heinrich am frühen Morgen erwachte, da musste er sich bass verwundern; denn an sein Ohr schlugen die wohlbekannten Klänge von St. Georgen zu Eisenach:

»Cru den sibin borgen wir slaffe giogin
Und warn czu metteczyt allhy,
Wy das quam das erfur ich ny!«

Dann zogen die beiden Sänger mit einander nach der Wartburg, wohin die Kunde ihrer Ankunft schon voraus geeilt war. Mit hohen Ehren ward Meister Klingsor von dem Landgrafen empfangen und auch die Meister begrüssten die beiden Sänger ohne Groll. Doch war der alte Streit nicht vergessen, er sollte jetzt zum Austrag gebracht werden. Man setzte Tag und Stunde des Kampfes fest. Von nah und fern strömten die Gäste nach der Wartburg, um Zeugen eines Kampfes zu werden, wie er seit Menschengedenken noch nicht dagewesen. Da endlich Alles bereit, auch der Henker wieder herbeigerufen, begann Heinrich von Ofterdingen den Streit der Lieder, eitel und hoffährtig wie vor Jahresfrist:

»Mit ihm zu ringen um den Preis,
Rief sich heraus der Sänger alle Meister fern und nah,
Doch unverzagt steht er in ihrem Kreis
Als wie ein Kämpe da.«

Dann sang er von schöner Frauen Gunst und von dem süssen Lohn der Minne. Die anderen Meister aber besangen die Minne nach ihrer Weise, als das reine Juwel, welches nur der begreifen kann, der da es versteht, die Fesseln der Sinnlichkeit von sich abzustreifen und seiner Gedanken Flug zu höheren, reineren Sphären zu erheben. Da trat Klingsor auf und ihm gelang es, alle Meister durch seine Kunst zu übertreffen. Nur gegen Einen unter ihnen, gegen Herrn Wolfram von Eschenbach vermochte all seine Kunst nichts. Der sang so süss und dabei so gewaltig von der herrlichen Himmelsseligkeit, welche die reine Liebe dem frommen Sänger spendet, dass Meister Klingsor verstummen musste. Doch, da er sich nicht für besiegt erklären mochte, sagte er, er sei müde und er wolle darum einen Stellvertreter herbeiholen,

der an seiner Statt den Kampf mit Wolfram fortsetzen möge. Drauf brachte er einen Jüngling herbei. Der war geheissen Nasian und Einer von den höllischen Geistern, die Klingsor vermöge der schwarzen Kunst in seinen Dienst gebannt hatte. Mit seltener Kunst begann Nasian zu singen von der Welt Herrlichkeit und Freuden, wogegen Wolfram ein wunderlieblich Lied sang, worin er Christi Leiden und Opfertod lobpries. Dieser herrliche Gesang, welcher die Herzen aller Hörer zu jubelnder Begeisterung fortriss, also dass kein Zweifel mehr war, wer den Preis im Kampfe davongetragen, verscheuchte den höllischen Geist. Nasian verschwand und Klingsor erklärte sich für überwunden. Allein noch strebte er zu ergründen, ob Wolfram ein Gelehrter, gleich ihm sei, oder ein unwissender Laie. Darum sandte er zur Nachtzeit nochmals den höllischen Nasian zu dem Sänger, damit er ihn versuche mit allerlei künstlicher und verfänglicher Rede. Nasian that, wie ihm geheissen und befragte Herrn Wolfram um den Lauf der Planeten, um die Beschaffenheit des Firmamentes und die Musik der Sphären. Doch Wolfram antwortete ohne Bangen:

»Ich möchte nimmer wissen, was Ihr meinet,
Weiss nicht was östlich, westlich steht,
Weiss nicht, wie jeder Stern in seinem Cirkel geht;
Gott, der sie schuf, hat ihren Gang vereinet.
Planetenkraft, der Sterne Lauf, des Firmamentes Klingen,
Ich weiss, der jeglich Ding vermag,
Wies Beiden ihre Bahn, der Nacht und auch dem Tag.«

Das mochte aber Nasian nur ungern hören. Er wurde unruhig und schrie endlich mit entsetzlicher Stimme:

»Du bist eine Laie Snippen Snapp!«

Dann schrieb er diese Worte mit flammenden Buchstaben über die Thüre und brauste, wie ein Sturmwind, durch das Fenster hinaus in die dunkele Nacht. Klingsor aber versöhnte Heinrich von Ofterdingen mit den Meistern und

zog wieder gen Siebenbürgen, von dannen er hergekommen war.

Dies sind die wesentlichen Züge der Sage. Nach ihr besteht der Sängerkrieg aus zwei verschiedenen, zeitlich getrennten Kämpfen. Die sich hieraus für eine bildliche Darstellung des Sängerkrieges ergebende Schwierigkeit hat Moritz von Schwind in der Weise gelöst, dass er die beiden Kämpfe vereinigt und den Meister Klingsor auf einer Wolke in eben jenem Augenblicke auf der Wartburg erscheinen lässt, da Heinrich von Ofterdingen sich auf seinen Schiedsrichterspruch beruft. Nach dem Gesagten ist das Gemälde leicht verständlich. Im Hintergrunde sehen wir den Landgrafen und seine Gemahlin Sophia im vollen Schmuck ihrer fürstlichen Würde. Die Landgräfin hoch aufgerichtet hebt schützend ihren rechten Arm über Heinrich von Ofterdingen, der ihre Kniee umfasst und scheucht so den Henker zurück, der schon die Hand nach dem ihm verfallenen Opfer ausstreckt. Zur Seite des Landgrafen, den rechten Fuss auf die erste Stufe setzend, steht Wolfram von Eschenbach in der lebhaftesten Erregung mit der Laute in der Hand. Ihm zunächst, rechts vom Beschauer erblicken wir Herrn Biterolf und ganz im Vordergrund Herrn Heinrich, den tugendhaften Schreiber, mit würdevoller Ruhe dareinschauend in die bewegte Scene. Nicht weit von dem Henker, einer derb realistischen Figur, sitzt eine Gestalt voll Licht und Heiterkeit, die trefflich mit jener kontrastirt. Es ist dies Herr Walther von der Vogelweide, zierlich, vornehm, ritterlich und voll heiterer Lebenslust, mit einem Wort so, wie er uns geschildert wird. Vor ihm steht Reimar von Zweter, desgleichen eine stattlich elegante Figur, die trefflich wirkt. Die beiden Letztgenannten schauen auf die wunderbare Erscheinung, welche hinter ihnen sichtbar wird. In ruhiger, selbstbewusster Haltung, grosse Folianten im Arm, naht Klingsor, auf einer Wolke sitzend und geleitet von dem Geiste Nasian (dem

Moritz von Schwind die Physiognomie des Höllenhundes gegeben hat), um also gleich den Wunsch Heinrich's von Ofterdingen zu erfüllen und das Schiedsrichteramt zu übernehmen. Ausser den gedachten Hauptfiguren, welche die Handlung leiten, ist die Scene noch durch zahlreiche Nebenfiguren belebt. Nicht unerwähnt bleibe endlich, dass Moritz von Schwind zu seiner Composition Portraits benutzt hat. So trägt Wolfram von Eschenbach die Züge von Liszt, der oesterreichische Herzog zur Rechten des Beschauers die des Grossherzogs von Weimar, der Ritter daneben die des Kommandanten und ein Pilger links im Hintergrunde die Züge Kaulbach's, der einst auf die Wartburg pilgerte, um Schwind daselbst in seiner Thätigkeit zu sehen.

Die Führer erklären das Bild, so gut sie nur immer vermögen und da sie trefflich instruirt sind, erwähnen sie bei ihrer Erklärung des Tannhäuser mit keinem Worte. Damit sind aber die meisten Besucher — so darf man leider sagen — gar nicht zufrieden. Immer und immer wieder wollen sie den Tannhäuser sehen, ja meinen nicht selten besser Bescheid zu wissen, als die Führer, wenn sie die Figur des Heinrich von Ofterdingen für den Ritter Tannhäuser in Anspruch nehmen. Begreiflicher Weise macht dergleichen auf die Führer keinen angenehmen Eindruck und nicht selten kommt es bei dieser Gelegenheit zu unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen den Fremden und ihrem Cicerone. Sich diese zu ersparen, war ein alter Führer auf ein höchst ergötzliches Auskunftsmittel gekommen, dessen er sich noch im Jahre 1874 bediente, als ich mich mit einem grossen Schwarm von Reisenden durch die Säle der Wartburg führen liess. Sobald er in der Erklärung der einzelnen Figuren zu Heinrich von Ofterdingen gelangt war, sagte er, ohne irgend welche Befangenheit an den Tag zu legen:

»Dieser Ritter ist für den Berliner der Tannhäuser, für den Gebildeten ist es Heinrich von Ofterdingen.«

Und siehe da — das geniale Mittel verfehlte seine Wirkung nicht, gleich den berühmten neuen Kleidern des Kaisers, die nur den Klugen sichtbar und darum von aller Welt gesehen wurden, obwohl sie nicht vorhanden waren. Die Leute waren durch den drastischen Appell an ihre Bildung so verdutzt, dass sie schleunigst alle polemischen Gedanken unterdrückten und sich kaum über den köstlichen Gegensatz zwischen den Bewohnern der deutschen Kaiserstadt und den Gebildeten klar wurden, zumal die nächste Bemerkung des alten Führer's nicht minder interessant war. Diese lautete nämlich:

»Die Hauptsache an diesem Bilde ist übrigens weder der Tannhäuser, noch der Heinrich von Ofterdingen, sondern Seine Königliche Hoheit der Herr Grossherzog.«

Was hiermit gemeint, ist unschwer zu errathen. Der oesterreichische Herzog zur Rechten des Beschauers trägt, wie schon erwähnt wurde, die Züge des Grossherzogs von Sachsen-Weimar. Ich bemerke, dass ich nicht zu denen gehörte, welche jene Worte belächelten. Denn abgesehen davon, dass mich die tief gemüthliche Anschauungsweise des alten Führers sympathisch berührte, musste ich auch noch von einem anderen Gesichtspunkte aus zugeben, dass der Alte so ganz Unrecht nicht hatte. Denn, indem ich mich erinnerte an die Geschichte des Sängerkrieges, musste ich in der beregten Portraitwahl Schwinds die feinste und geistreichste Ovation erkennen, welche jemals einem Mäcen durch den von ihm beschutzten Künstler zu Theil geworden ist.

Steigen wir nunmehr die Stufen der Sängerlaube hinan, um auch ihr den Tribut der aufrichtigsten Bewunderung zu spenden. Denn ob sie auch klein ist, sie verdient jenen Zoll der rückhaltslosen Anerkennung nahezu in nicht geringerem Grade als der Saal selber. Architekt und Maler sind bei dem Schmuck der Sängerlaube — ich möchte sagen — zu

Dichtern geworden. Wie ein schönes Gedicht von Maienpracht und Maienwonne entzückt uns dieses kleine Gemach. Es gleicht einer blüthenreichen Rosenlaube, durch deren grünes Gezweig die Strahlen einer freundlich dareinschauenden Frühlingssonne zu blinken scheinen. Die breite Wand des Hintergrundes nimmt ein gemalter Teppich ein, umgeben von einer sinnreichen Borde. Auf dem Teppich aber stehen in goldenen Lettern güldene Worte aus den Werken der sieben Sänger, die vor sechshundert Jahren an dieser Stätte den denkwürdigen Kampf zu kämpfen berufen waren. So finden wir hier, um Einiges aus der reichen Blumenlese herauszuheben, das hochberühmte Lob, mit dem Herr Walther von der Vogelweide die deutsche Heimath preist:

»Tugent unt reine minne
swer die suochen wil,
der sol komen in unser land, da ist wünne vil
lange mueze ich leben dar inne,«

ferner die fast zu geflügelten Worten gewordenen Stellen aus den Liedern Herrn Reimars von Zweter:

»Swem nie von liebe leid geschach
dem geschach von lieb auch liebe nie«

und:

»Jeglicher minne rose treit den dorn,«

sowie die rührend einfache und dabei so wunderschöne Erklärung von Liebe, die freilich ganz anders lautet als jene viel bewunderte, welche uns Heinrich Heine hinterlassen hat, nämlich:

»Minne ist zwier herzen wonne.«

Alle diese schönen Stellen bedürfen keiner Uebertragung in unser modernes Deutsch. Jeder Gebildete versteht sie in der Form des Originals. Andere wieder sind schwerer verständlich. So das ergötzliche Rügelied, mit welchem der

ungestüme Biterolf den tugendhaften Schreiber im Gesange unterbricht, um die hoffährtige Eitelkeit und Anmassung Heinrich's von Ofterdingen zu geisseln. Bei möglichster Konservirung des Originals lautet es in der Sprache der Gegenwart etwa folgendermassen:

»Ich Biterolf muss jetzt heran,
Der Zorn will länger schweigen nicht, Herr Schreiber weichet mir!
Ein Kater däuchte sich so zart,
Das er die Sonne wollte freien, so sie früh aufging
Und nahm dann doch nach rechter Katerart
Ein Thier das — Mäuse fing.«

Denselben Gedanken behandeln bekanntlich unzählige Sprichwörter, Lebensregeln und Sinnsprüche. Aber die drastisch komische Form des Biterolf'schen Rügeliedes ist einzig in ihrer Art. Wer irgend Sinn für Humor hat, dem macht dieser Kater, der auf Freiersfüssen oder vielmehr -Pfötchen wandelt, um am Ende ein ganz gewöhnlich Kätzelein heimzuführen, einen unauslöschlichen Eindruck. Er ist der Ahnherr des Katers Hidigeigei, der nicht begreifen kann, warum sich die Menschen küssen. Die einzige launige Moral, welche etwa dem Biterolf'schen Liede an die Seite gestellt werden könnte, ist die schöne Lebensregel aus der plattdeutschen Geschichte von dem Wettlaufen zwischen Hase und Swinegel:

»Wer da ein Swinegel ist, der muss zusehen, dass seine Frau auch wieder ein Swinegel sei.«

Auch diese Moral wirkt ja gewiss vortrefflich, aber drastischer und urwüchsiger ist die Komik in Biterolf's vierzeiliger Fabel. —

Einen bewundernswerthen Kommentar zu den Dichterworten auf dem Teppich bildet die denselben auf beiden Seiten umfassende Borde von stylisirtem Rankenwerk und dazwischen gewebtem Figurenschmuck. Sie versinnlicht, und wie mich bedünken will, in höchst anschaulicher Weise, den

wesentlichen Unterschied, welcher sich in den beiden tonangebenden Richtungen der Poesie des dreizehnten Jahrhunderts geltend machte. Die Vertreter der einen Richtung wandelten auf den Bahnen weiter, welche die grossen Dichter des heidnischen Alterthums eröffnet hatten und gleich ihnen sangen sie das Lob der Minne, die sich mehr oder weniger mit dem sinnlichen Genuss identificirt. Die Vertreter der entgegengesetzten Richtung waren dem christlichen Glauben mit allen Fasern ihres Fühlens und Denkens ergeben. Sie huldigten der frommen Schwärmerei ihrer Zeit, versenkten sich mit Andacht in die wunderbare Mystik des heiligen Grales und missachteten jene Liebe, welche den lebenslustigen Sängern der ersten Richtung als Inbegriff des allerhöchsten Glückes erschien. Für sie gab es nur eine reine, himmlische Minne und nur die Minne, welche nicht von dieser Welt ist, galt ihnen des Lobes und des Sanges werth. Es ist ausser allem Zweifel, dass dieser Zwiespalt auch dem Singerkriec zu Grunde gelegt war und leicht erkennt man die Vertreter der heidnischen, weltlichen Richtung in dem übermüthigen Heinrich von Ofterdingen und in Klingsor, dem Meister magischer Kunst, während die anderen fünf Sänger die andere mystisch fromme Richtung vertreten.

Den geschilderten Zwiespalt in symbolischer Darstellung zu zeigen, war Zweck und Idee der malerischen Composition auf der Teppichborde. Die Ranken der linken Teppichborde wachsen aus dem Baume der Erkenntniss empor. Hinter seinen Zweigen lugt die Versuchung heraus, in der traditionellen Gestalt der Schlange mit einem weiblichen Menschenhaupt und oben am entgegengesetzten Ende des Rankenwerkes sehen wir Frau Minne, ein üppiges Frauenbild von realistischer Schönheit. In der einen Hand trägt sie den Becher mit dem Zaubertrank der Liebe und mit der anderen bricht sie eine Rose von dem Gezweig, darinnen die Tauben der Venus flattern. Zu ihren Füssen erscheint Amor, gleich

einem Elfen aus einem Blüthenkelche aufsteigend. Darunter zunächst sehen wir Herrn Walther von der Vogelweide in nachdenklicher Stellung, die Hand am Griff des Schwertes, während der Schild und die bekränzte Laute neben ihm in den Ranken hängen. Weiter folgt Heinrich von Ofterdingen. Er hat die Laute in der Hand und scheint, wie die stolze Haltung andeutet, eben jene Liedesworte mit Akkorden zu begleiten, mit denen der zweite Theil des Sängerkampfes begann. Den Beschluss endlich bildet Klingsor, der Meister aus Ungerland. Man beachte wohl, dass gerade er dem Baume der Erkenntniss und der Sünde am nächsten steht. Gekleidet ist er wie ein Magus und zum Zeichen dessen, dass ihm geheimnissvolle Kräfte dienen, sitzt er auf einem Drachen. Seine Hand ruht auf einem grossen Folianten, dem Zauberbuch, dessen Blätter die Phantasie mit kabbalistischen Charakteren erfüllt zu denken hat. Die rechte Teppichborde beginnt mit der mittelalterlichen Fides in der Höhe. Sie ist ein würdevolles Frauenbild und ausgestattet mit Kreuz, Schild und Fahne. Von allen Seiten her umdräuen sie zahlreiche Feinde in Gestalt züngelnder Schlangen. Doch jene achtet der Feinde nicht. Mit dem Amorbild auf der anderen Seite korrespondirt unter der Fides das Bild des Adlers. Er ist das Symbol der dem Lichte zugewandten höheren Erkenntniss. Ein glücklicher Gedanke war es darum, unter dem Adler gerade demjenigen Sänger seine Stelle anzuweisen, der vor allen Anderen in jener Erkenntniss vorgeschritten war. Es ist dies Wolfram von Eschenbach. Im nächsten Rankenfelde erscheinen zwei Sänger, Heinrich der tugendhafte Schreiber und der lustige Biterolf. Nicht weit von dem Letzteren klettert im Gezweig das Gebilde seiner genialen Phantasie, der Kater nämlich, welcher die Sonne freien will. Das letzte Bildniss der rechten Teppichborde ist dasjenige Reimar's von Zweter. Es entspricht dem Bilde des Klingsor auf der linken Teppichborde. Ein Wolf endlich

bildet den Beschluss. Er scheint sich vergeblich zu bemühen, das ihn dicht umgebende Netz von Zweigen und Ranken zu zerreissen. Nach der mittelalterlichen Symbolik bedeutet der Wolf in solcher Umgebung Sünde und all ihre falschen Lehren, besiegt von der weltbezwingenden Stärke des ächten, des christlichen Glaubens. Seine rechte Bedeutung gewinnt dieses Symbol jedoch erst dann, wenn wir es in gegensätzlichen Bezug setzen zu dem Baume der Erkenntniss mit der Schlange. Beide zusammen sind, um mich so auszudrücken, der Anfang und das Ende, das Alpha und das Omega der Sünde. Der denkende Mensch findet in der ganzen symbolischen Darstellung reichen Anlass zu kulturhistorischen und sittlichen Betrachtungen. Allein da diese dem Leser am Besten selber überlassen bleiben, nehme ich hiermit Abschied von Sängersaal und -Laube und bitte mir freundlichst zu folgen in das Landgrafenzimmer.

Dieses Gemach steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Sängersaal, so dass der Landgraf dort eintreten konnte, ohne die Gallerie zu betreten, welche den gewöhnlichen Zugang zu dem Sängersaal vermittelt. Im Landgrafenzimmer ertheilte der Landgraf seine Audienzen, hier war es, wo er mit seinen Getreuen Rath pflog über die Sorgen der Regierung, wo er arbeitete und wohnte, wie es der anspruchslose Sinn jener Zeiten gestattete. Bei der hingebenden Innigkeit, mit welcher die alten Werkmeister bemüht waren, die Räume des inneren Hauses nach Möglichkeit in Einklang zu setzen, je mit ihrer besonderen Bestimmung, müssen wir auch annehmen, dass das Landgrafenzimmer eine Ausstattung besessen hat, welche allen seinen verschiedenen Zwecken gleichzeitig Rechnung trug. Mit anderen Worten, es darf kaum zweifelhaft sein, dass das bezeichnete Gemach neben dem Eindruck der Würde, welchen das Geschäftszimmer des regierenden Landesfürsten mit Nothwendigkeit erheischte, auch den Eindruck behaglicher Wohnlichkeit gemacht haben muss.

Freilich mag der Letztere vorzugsweise durch die schön geschnitzten Meubles und kostbaren Geräthschaften, durch Wandteppiche und Thür- und Fenstervorhänge erreicht worden sein und hierin lag eine gewisse Schwierigkeit für die Aufgabe der Restauration. Doch auch sie ist mit Glück überwunden worden. Das Gemach erzielt den beabsichtigten Eindruck vollständig. Ohne auf das Detail der Einrichtung näher einzugehen, zumal dieselbe in ihrer Vollständigkeit nur ausnahmsweise sichtbar ist, will ich nur noch bemerken, dass der obere Theil der Wandfläche mit sieben vortrefflichen Frescogemälden von Moritz von Schwind geschmückt ist. Sie stellen charakteristische Scenen aus dem Leben der ersten Landgrafen vor und naturgemäss beginnt ihre Reihe mit einer Illustration zu der sagenhaften Gründungsgeschichte. Wir sehen auf dem ersten Bilde Ludwig den Springer, wie er soeben den Gipfel des Wartberges erreicht hat und frohen Muthes Umschau hält in der schönen Gegend, die sich zu seinen Füssen ausbreitet. Sein Enkel Ludwig der Zweite bewies anfänglich nicht, dass die energische Thatkraft seiner Vorfahren auf ihn übergegangen sei. In frühester Jugend zur Regierung berufen (er war kaum elf Jahre alt, als er die Regierung antrat), lebte er lustig in den Tag hinein. Es kümmerte ihn wenig, dass seine Ritter die Sorglosigkeit ihres Herren ausnutzend, das arme Volk schmählich bedrückten. Da begab es sich eines Tages, dass Ludwig auf der Jagd im Waldesdickicht den Pfad verlor und spät am Abend in der Hütte eines Schmieds einkehrte, um nicht unter freiem Himmel zu übernachten. Willig trat ihm der Schmied sein bescheidenes Lager ab. Am Morgen wurde Ludwig durch die wuchtigen Hammerschläge geweckt, mit denen der Meister Schmied sein Eisen bearbeitete. Noch mehr aber, als über die Störung, verwunderte sich der Landgraf darüber, dass der Schmied bei jedem Hammerschlage vor sich her sagte: »Landgraf werde hart«. Er fragte nach dem Sinn der dunk-

len Worte. Darauf erzählte der schlaue Schmied, der wohl nur auf diese Frage gewartet hatte, von der Noth des armen Volkes, von den Uebergriffen der gewissenlosen Vasallen und Ludwig nahm sich die erhaltenen Lehren zu Herzen — er wurde hart. Der erzählte Vorgang bildet den Stoff des zweiten Bildes. Späterhin heirathete Ludwig, welcher von der Zeit an, da er hart geworden, der Eiserne hiess, eine Nichte des Kaisers Friedrich Barbarossa. Der Kaiser kam zum Besuch seiner Verwandten auf die Neuenburg, die zweite Landgrafenburg bei Freiburg an der Unstrut. Die Neuenburg gefiel dem Kaiser Barbarossa gar wohl. Nur meinte er, als er eines Tages Umgang hielt auf dem Schlosse, es fehle noch zur Vollkommenheit eine starke Mauer. Da erwiederte Ludwig, die Mauer könne er in dreien Tagen bauen und um sein Wort wahr zu machen, entsandte er Boten an alle seine Mannen mit dem Geheiss, sie möchten in ihrem besten Waffenschmuck nach dreien Tagen mit Ross und Reisigen zur Nachtzeit vor der Burg erscheinen. Die Mannen folgten dem Gebot und als sie versammelt, ordnete sie Ludwig zu einem lebendigen Ringwall um die Burg. Am Morgen aber rief er den Kaiser herbei, um ihm die köstliche Mauer zu zeigen, welche er so schnell erbaut. Dieser Moment ist auf dem dritten Bilde dargestellt. Auf dem vierten und fünften Gemälde sehen wir die Regententugenden des heiligen Ludwig, Muth und Gerechtigkeit verherrlicht. Auf Jenem bändigt er durch seine Unerschrockenheit und Ruhe einen Löwen, der sich aus dem Zwinger befreit hatte, auf Diesem nimmt er Entgelt für die einem Schutzbefohlenen zugefügte Unbill. Der Schützling war ein Krämer aus Eisenach, der mit seinem Eselein hausirend durch die deutschen Lande zog. Nachdem er auf dem Markte zu Würzburg seine Waaren feilgeboten hatte, wurde er durch fränkische Ritter auf der Heerstrasse überfallen, welche den landgräflichen Geleitsbrief des Krämers missachtend, diesen seiner ganzen Habe beraubten. Kaum

hatte der heilige Ludwig hiervon Kunde erhalten, als er sich auch schon zur Fehde aufmachte gegen Würzburg. Und nicht eher steckte er sein Schwert in die Scheide, als bis die Würzburger nicht blos die frechen Räuber, sondern auch den Esel sammt seiner ganzen Waarenbürde ausgeliefert hatten. Dieser Augenblick der Sühne ist auf dem Bilde festgehalten. Der Krämer, der sich nicht um den Streit der grossen Herren kümmert, schaut nicht nach den gefangenen Rittern, sondern begrüsst in heller Freude sein wiedergewonnenes Eselein. Auf dem sechsten Bilde sehen wir Albrecht den Entarteten mit seiner Gemahlin Margaretha, beim Festmahle sitzend. Zur Linken des Beschauers naht in Begleitung eines lieblichen Pagen ein wunderschönes, üppiges Frauenbild. Es ist das Edelfräulein Kunigunde von Eisenberg, um derentwillen Margaretha flüchten musste. Albrecht ist wie geblendet von den bestrickenden Reizen der schönen Kunigunde. Leicht ahnt der Beschauer, was in der Seele Albrecht's vorgeht, welche Wolken sich über dem Haupt der unglücklichen Margaretha zusammenziehen. Nicht minder interessant ist das siebente und letzte Bild. Sein Stoff ist der Geschichte Friedrich's des Gebissenen entnommen, jenes Sohnes der Margaretha, welchen die Mutter beim Abschiede von Schmerz und Kummer überwältigt, in die Wange gebissen hatte. Friedrich wurde auf der Wartburg belagert und gar hart von seinen Widersachern bedrängt. Gerade während die Gefahr am grössten war, genas Friedrich's Gemahlin eines Mägdeleins. Ein Priester, der das Kindlein hätte taufen können, war nicht zur Stelle. Die Taufe aber aufzuschieben, wäre ein schweres Unrecht gewesen und ehe Friedrich der Gebissene dieses auf sich nahm, wagte er sein Leben. Begleitet von einem kleinen Fähnlein getreuer Knechte ritt er in einer dunklen Nacht mit dem Kinde und dessen Amme von der Burg hinab gen Tenneberg. Der kleine Zug blieb den Belagerern nicht verborgen. Sie setzten ihm nach

und fast hatten sie ihn schon erreicht, als das Kindlein, weil es nach der Brust verlangte, heftig zu schreien begann. Friedrich aber sagte: »Meine Tochter soll trinken, ob auch das Thüringer Land verloren geht!« Er befahl zu halten. Die Amme musste das Kind stillen und unterdessen hielt der Landgraf Wache. Seine kühne Unerschrockenheit aber hielt die Angreifer ferne, also dass es ihm endlich gelang, seinen verwegenen Plan auszuführen und sein Töchterlein taufen zu lassen. Auf dem Bilde sehen wir zur Linken des Beschauers die Amme mit dem Kinde an der Brust, zur Rechten seitwärts steht der Landgraf in Wehr und Waffen, gewaltig gleich einem Recken aus dem Nibelungenliede. —

Nachdem wir solchergestalt Elisabethengallerie und Kapelle, Sängersaal und Landgrafenzimmer, mit anderen Worten, sämmtliche Räume des zweiten Stockwerkes kennen gelernt haben, steigen wir die kleine Wendeltreppe hinauf nach dem grossen Festsaale. Ebenso, wie im zweiten Stockwerke betreten wir auch hier zunächst einen Gang, der neben dem Festsaale herläuft. Indessen unterscheidet sich die Anlage von der Elisabethengallerie dadurch, dass die Wand nach dem Saale zu keine geschlossene Mauer, vielmehr durch Eingänge und fensterartige Oeffnungen unterbrochen ist. Die Dekoration dieses Ganges besteht in stylgemässem Arabeskenwerk. Dazwischen hinein verwebt sind zwanzig Medaillons mit Thiergestalten, deren Zweck und Bedeutung eine humoristische Darstellung der verschiedenen Stufen des menschlichen Lebens. Die Laune des Künstlers vergleicht den zehnjährigen Knaben mit einem Kalbe, den zwanzigjährigen Jüngling mit einem Bock, den dreissigjährigen Mann mit einem Stier. Die weiteren Stadien des männlichen Menschenlebens von zehn zu zehn Jahren werden durch Löwe, Fuchs, Wolf, Hund, Kater, Esel und Ochsentodtenkopf bezeichnet. Als ich das erstemal diese ergötzlichen Figuren in Gesellschaft mit vielen Reisenden beiderlei Geschlechts sah, erregte die Explication

der wunderlichen Stufenfolge bei dem weiblichen Theil der Gesellschaft sehr grosses und mit unverkennbarer Schadenfreude gemischtes Gelächter. Der alte Führer hörte sich dasselbe eine Zeit lang in Ruhe an. Dann aber sprach er:

»Lachen Sie nicht allzu sehr, meine hochverehrten Damen, Sie gehen nicht leer aus.«

Und mit behaglichem Schmunzeln ging der Alte nach dieser viel verheissenden Einleitung auf die Erklärung der anderen zehn Thiergestalten über, welche das weibliche Leben darstellen. Das zehnjährige Mädchen ist ein Küchlein, die zwanzigjährige Jungfrau ein zartes Täubchen. Aber in diesem galanten Tone geht es nicht weiter: denn die anderen Figuren sind recht boshaft gewählt. Es folgen nämlich Elster, Pfau, Henne, Gans, Geier, Eule, Fledermaus und Schnabeltodtenkopf. Am Ende des Ganges führt eine Treppe auf die darüber befindliche Gallerie. Diese war bestimmt, die Zuschauer der grossen Feste (die Massenie) auch wohl die Trompetenbläser und Geiger aufzunehmen, die bei keinem grossen Gelage fehlen durften. Glücklicherweise sind wir auf die Gallerie nicht beschränkt. Die Liberalität des hohen Burgherrn gestattet uns vielmehr, den Festraum selber zu betreten. Gern machen wir von der Erlaubniss Gebrauch und so wandeln wir den Gang wieder zurück, um durch den gewöhnlich benutzten, nördlichen Eingang in den schimmernden Saal zu gelangen. Der Eindruck, welchen dieser, in das Dach hineinragende, in riesenhaften Dimensionen angelegte Festsaal gewährt, ist schwer zu schildern. Doch darf man mit vollem Rechte sagen, was schöne Verhältnisse, Kühnheit der Architektur, ornamentale Malerei und Skulptur nur immer erreichen können, wenn sie sämmtlich mit liebevoller Hingebung unter Verzicht auf jedes egoistische Interesse sich einem idealen Gesammtzweck unterordnen, hier ist es in staunenswerther Weise erreicht.

Die Nachrichten über die erste Physiognomie des Saales

sind äusserst spärlich und die Restauration fand, wie wir wissen, nur Reste vor, die jeden Anderen, nur nicht den Burgherrn und die ihm ergebenen Künstler an der Möglichkeit einer Restauration hätten verzweifeln lassen. Architekt, Maler und Bildhauer hatten für die Lösung ihrer Aufgabe im Wesentlichen keinen anderen Inhalt als den allgemeinen Charakter der romanischen Bauten aus dem elften oder zwölften Jahrhundert. Mit der Kenntniss dieses generellen Momentes war — das sah ein Jeder ein — das vorgesteckte Ziel nicht zu erreichen. Nur, wenn es gelang mit Ernst und Eifer den Gesammtcharakter jener längst verklungenen Zeiten zu durchdringen, konnte ein günstiger Erfolg erwartet werden. Beseelt von dieser Hoffnung betrat man diesen mühevollen Weg. Man verfolgte ihn, trotz aller Krümmen und Hindernisse bis zu dem Punkte, wo der Wissenschaft ihr Ariadnefaden aus der Hand fiel. So ward es möglich, im Geiste derjenigen Künstler zu ergänzen und zu erfinden, welche einst der erste Fürst unter den Landgrafen mit dem Bau und mit der würdevollen Ausschmückung seines Fest- und Prunksaales betraut hatte. Allen Künstlern voran ging auch bei dieser speziellen Aufgabe Hugo von Ritgen. Doch auch Welter, dem die malerische Ausschmückung des Saales zufiel, fand sich trefflich in die eigenartige Kunstanschauung des elften und zwölften Jahrhunderts. Ja er lebte sich allmählich dergestalt in ihre Eigenthümlichkeiten ein, dass er sicherlich mit Ehren vor den alten Werkmeistern bestehen würde, wenn diese aus ihrer Asche entsteigend, zurückkehrten, um das neugeschaffene Werk der spät geborenen Schüler zu richten. Es ist keine Phrase, sondern der Ausdruck einer innigen Ueberzeugung, wenn wir meinen, dass auch die alten Meister den unerschöpflichen Gedanken- und Formenreichthum des wackeren Künstlers, seinen bewundernswerthen Farbensinn ohne Rückhalt anerkennen würden. Zu dieser Ueberzeugung gelangt man, wenn man sich Zeit und

Mühe nicht verdriessen lässt, die Ornamente des Saales unter der Leitung eines erfahrenen Lehrers eingehend zu studiren. Es wird dann klar, dass ein leitender Gedanke sie alle belebt, der Sieg nämlich des Christenthums über das Heidenthum. Die künstlerischen Mittel, durch welche dieser Gedanke zur Anschauung gebracht wird, sind die Symbole der ersten, christlichen Jahrhunderte. Die Gegenwart hat für die mystischen Tiefen derselben nur geringes Verständniss. Im zwölften Jahrhundert aber, zu jener Zeit, da das christliche Ritterthum zu einer glänzenden Blüthe entwickelt war, da die frommen Sänger ihre begeisterten Lieder der Lehre Christi sangen und Fürst und Knecht sich um das Kreuzesbanner schaarten, zu jener Zeit waren sie noch allgemein verständlich. In Kirche und Palast wurden die Ornamente immer und immer dem bezeichneten Kreise entlehnt. Das Volk wusste, wie Ritgen so überaus treffend bemerkt, aus den Bildern der Wände zu lesen, was es in den Büchern, die nur Wenigen zugänglich waren, nicht zu entziffern vermochte. Ein näheres Eingehen auf die Details der Ausschmückung muss ich mir versagen, denn die unvermeidliche Vorbedingung hierfür würde eine umfangreiche Darlegung der christlichen Symbolik sein, wie sie dem Zeitgeiste des früheren Mittelalters geläufig war. Nur eine Bemerkung über die Ornamentik möge hier noch Platz finden. Man möchte versucht sein, zu glauben, dass ihr in gewissem Sinne doktrinärer Charakter die ästhetischen Endzwecke der Malerei und Skulptur habe beeinträchtigen müssen. Jedoch dem ist nicht so. Trotz der unendlichen Mannichfaltigkeit des Zierraths, welcher in verschwenderischer Pracht aus Wand und Decke quillt, ist der Totaleindruck keineswegs unruhig zu nennen. Er ist vielmehr ein durchaus harmonischer und kommt meines Erachtens am Besten zur Geltung, wenn man zum Standpunkt für die Betrachtung die fürstliche Brücke wählt, welche sich an der nördlichen Schmalseite des Saales befindet.

Bevor wir den grossen Saal verlassen, wollen wir uns noch die Aussicht von dem kleinen Balkon aus betrachten, der an der Aussenwand der südlichen Giebelseite schwebt. Ob eine ähnliche Anlage bereits in alten Zeiten vorhanden gewesen, ist mir nicht bekannt. Wäre diese Frage aber auch zu verneinen, die herrliche Aussicht, deren man von dem Balkon geniesst, wäre eine hinreichende Legitimation für seine Existenz. Man überschaut das liebliche Marienthal, zahlreiche Höhen des Thüringer Waldes, in der Ferne das Rhöngebirge und hier ist es, wo mir das rechte Verständniss aufging für die Schlusszeilen jener Scheffel'schen Liederstrophe, die an der Spitze dieser Blätter steht:

«Statt Salzfluthwogen rauscht um ihre Mauern
Der Eichen und der Buchen flüsternd Schauern.» —

Das nächste Ziel der Wanderung bildete die Dirnitz. Erbauungszeit und Bestimmung dieses Gebäudes wurden bereits oben besprochen. Hier möge es genügen, dieserhalb auf das dort Gesagte zu verweisen. Der bemerkenswertheste Raum in der Dirnitz ist der grosse zu ebener Erde belegene, in der Höhe zwei Stockwerke einnehmende Saal. Auch in ihrem früheren Zustande besass die Dirnitz im Erdgeschoss einen grossen Saal, welcher vermuthlich während der rauhen Jahreszeit als Fest- und Speisesaal benutzt wurde, während in den oberen Gemächern die Privatwohnung der fürstlichen Familie zu suchen ist. Der neue Saal dient anderen Zwecken. Auf Befehl des Burgherrn wurde nämlich die ehemals im Zeughause zu Weimar aufbewahrte Sammlung mittelalterlicher Rüstungen und Waffen nach der Wartburg translocirt und in dem grossen Saal der Dirnitz aufgestellt. Ich habe wohl schon manche grössere Sammlung dieser Art gesehen, aber noch keine, welche mit so ausserordentlichem Geschmacke aufgestellt gewesen, als die der Wartburg. Der Eindruck ist ein geradezu überraschender. An der Schmal-

seite, welche nach dem Garten zu liegt, befindet sich eine hohe Estrade durch einige Stufen in Verbindung mit dem Saale gesetzt. Auf ihr steht eine stattliche Reihe von auserlesenen Rustungen. Wer mit Phantasus auf gutem Fusse steht, dem wird es leicht, die kalten Eisenhüllen durch Menschengebilde zu beleben. Er vermeint, dort oben die Richter zu sehen für das Turnier, welches unten vor der Estrade beginnen soll. Denn hier sehen wir die Ritter hoch zu Ross in Wehr und Waffen. Ringsum an den Wänden sind allerlei Ausrustungsgegenstände, Waffen, Paniere und Wappenschilde zu malerischen höchst wirkungsvollen Trophäen vereinigt. Kurzum die ganze Aufstellung verräth eine Künstlerhand im wahrsten Verstande des Wortes. Die Frage, wem diese Künstlerhand angehört, liegt allzu nahe, als dass sie nicht jeder gebildete Fremde an den Führer richten sollte und gern erzählt derselbe, dass die vortreffliche Anordnung nicht minder als die musterhafte Instandhaltung der schönen Sammlung das unbestrittene Verdienst des kunstsinnigen Kommandanten sei, der hier eine gute Gelegenheit gefunden, auch seine eigentliche Fachkunde einem idealen Zwecke nutzbar zu machen.

Aus den ältesten Zeiten des Mittelalters enthält die Sammlung wenig Bemerkenswerthes. Dagegen ist sie reich an werthvollen Plattenrüstungen grossentheils aus dem sechzehnten Jahrhundert. Sie besitzt die Rustung König Heinrichs des Zweiten von Frankreich, ferner eine kostbare Rüstung für Reiter und Ross, von der erzählt wird, dass Papst Julius der Zweite sie Friedrich dem Weisen zum Geschenk gemacht habe und viele andere Rüstungen, interessant nicht allein durch die Persönlichkeiten ihrer ehemaligen Besitzer, als auch durch ihre ausgezeichnete Arbeit. Zu denen der ersten Gattung gehört die Rüstung des bekannten Prinzenräubers Kunz von Kaufungen. Allerdings fehlt der urkundliche Nachweis, dass der für Kunz in Anspruch genommene Harnisch in der That von diesem Ritter getragen worden ist.

Dasselbe gilt von den beiden Knabenharnischen, welche neben jener Rüstung stehen. Sie sollen von den beiden sächsischen Prinzen Albert und Ernst, die Kunz aus dem Schlosse zu Altenburg entführte, getragen worden sein. Ich berichte diese Daten, so wie sie mitgetheilt werden. Ihren Grund oder Ungrund zu erforschen, kann ich billiger Weise einer berufeneren Feder überlassen. Auffallend war mir auch in dieser Rüstkammer, wie in allen anderen, die ich bisher gesehen, dass die Rüstungen im Durchschnitt nur für schmächtige, um nicht zu sagen dürftige Gestalten gemacht scheinen. Ich glaube, man würde alle Rüstkammern der Welt vereinigen können und doch nicht im Stande sein, mit dem reichen Vorrath auch nur eine einzige Compagnie eines preussischen Garderegiments zu uniformiren. Mit der Degeneration des lebenden Geschlechtes kann es also nicht ganz so übel bestellt sein, wie heutzutage hier und dort von missvergnügten Anthropologen behauptet wird.

Nicht unerwähnt darf ich endlich lassen, dass auch die Rüstkammer der Wartburg ihre besonderen Spuk- und Gespenstergeschichten hat und zwei derselben, die mir zuerst Ritgen, dann aber auch die Führer erzählten, will ich mittheilen. Eines Abends wurde in der Rüstkammer ein Lichtschein bemerkt. Der Umstand war auffällig, denn es war strenger Befehl, dass bei Abend kein Fremder durch die Burg geführt werden dürfe. Der Kommandant, dem das gemeldet wurde, schickte einen Boten, um den Uebertreter seines Befehles zu ermitteln. Doch der Bote kam bleich und zitternd zurück und bat, man möge einen Anderen nach dem Rüstsaal schicken. Er habe Furchtbares geschaut, die alten Rüstungen seien lebendig geworden. Herr von Arnswaldt ging hierauf selber mit einer Handlaterne nach der Rüstkammer. Kaum hatte er die Thür geöffnet, als der Luftzug seine Laterne verlöschen machte. Nur das bleiche Licht des Mondes zitterte durch die hohen Fenster in den Saal. Und

siehe, fast hätte der tapfere Kommandant dem furchtsamen Boten es gleich gethan, und erschrocken den Rückweg angetreten. Das eine der geharnischten Rosse stand seines Reiters ledig und dieser lehnte in der Fensternische daneben, als hätte er eine nächtliche Runde durch die Hallen der Burg im Sinne. Es war keine Sinnestäuschung, der Kommandant musste sich wohl oder übel dabei bescheiden, dass der Reiter nicht an der gewohnten Stelle sass. Weitere Untersuchungen wurden auf den anderen Tag verschoben. Am nächsten Morgen aber sass der Reiter wieder auf seinem Ross und jede Spur der gespenstischen Erscheinung war verwischt. Lange Jahre hindurch blieb die Sache unaufgeklärt, bis der Zufall es wollte, dass Einer von den Führern durch eine umfassende Beichte das Räthsel löste. Eine Gesellschaft junger Engländer war am späten Abend noch auf die Burg gekommen und hatte ihn durch eine ansehnliche Belohnung verführt, gegen seine Instruktion zu handeln. Im Rüstsaal hatten die jungen Herren allerlei Unfug getrieben und bei dieser Gelegenheit war Einer von den eisernen Reitern von seinem Rosse gestürzt. Der Führer war endlich froh, als er die übermüthige Gesellschaft los war, doch gelang es ihm nicht sobald die Rüstung wieder in ihre frühere Stellung zu bringen. Er setzte darum den Harnisch in eine Ecke des Fensters, vertrauend, dass es ihm in der Frühe des nächsten Tages möglich sein werde, die misslichen Folgen seines vorschriftswidrigen Verhaltens in aller Stille zu beseitigen. Nicht ganz so harmlos, wie die erzählte Geschichte, nein, vielmehr tragisch war der Ausgang der zweiten Gespensterhistorie, die einen trefflichen Stoff enthält für eine moderne Ballade. An einem schönen Frühlingsmorgen bestieg ein verlobtes Paar im Kreise einer heiteren Gesellschaft die Wartburg. Man durchwanderte die Räume der Burg in froher Festesstimmung und kam auch in die Rüstkammer. Wie oft im Leben, wenn laute Freude uns umgiebt, ein fremdartiger Klang der

Wehmuth und der Trauer unser inneres Ohr berührt, so auch hier. Der Bräutigam wurde plötzlich ernst und wie von banger Ahnung erfüllt, flüsterte er seiner Geliebten die Frage in's Ohr, ob sie auch in Ewigkeit treu bleiben könne. Halb im Ernst, halb im Scherz antwortete die Braut:

»So wenig der Rittersmann, vor dem wir gerade stehen, seinen Eisenarm erheben kann, so wenig werde ich meinen Schwur brechen.«

Aber die alte, ewig neue und herzbrechende Geschichte, sie sollte wieder einmal Recht behalten. Die Braut vergass des Schwures und freite einen Anderen. Längst war das an sich bedeutungslose Ereigniss im Rüstsaale der Wartburg ihrem Gedächtniss entrückt, als die unglückliche Heldin unserer Geschichte, geleitet von ihrem jungen Gatten, die Hochzeitsreise antrat. Während dieser Reise besuchte sie die Wartburg zum zweiten Male und als sie nun im Rüstsaale vor eben jenem Ritter stand, den sie einst zum Zeugen ihres Treuversprechens angerufen, da begab sich das Wunder, dass der Ritter gleich dem Komthur im Don Juan langsam und dräuend den Arm emporhob. Die Wirkung dieses Ereignisses auf die junge Frau war entsetzlich. Ohnmächtig brach sie zusammen. Zwar gelang es, die Ohnmächtige wieder in's Leben zu rufen, aber das Bewusstsein war entschwunden. Sie verfiel in ein hitziges Nervenfieber und wenige Tage später hatte sie zu leben aufgehört. Folgen, die Keiner schmerzlicher beklagte, als der eiserne Ritter selber. Denn dieser war kein Andrer, als der frühere Verlobte der jungen Frau. Der wunderliche Zufall hatte ihn an demselben Tage mit seiner ehemaligen Verlobten auf die Wartburg geführt. Glück- und freudestrahlend sah er die treulose Geliebte am Arm des Gatten hangen, seine alten Wunden brachen wieder auf und unter dem schmerzlichen Druck seiner traurigen Erinnerungen gerieth er auf die grausige Idee, den ehernen Zeugen von ehedem von der verletzten Treue Zeug-

niss geben zu lassen. Es gelang ihm, die Aufmerksamkeit der Führer zu täuschen. Unbemerkt kam er in den Rüstsaal. Dort schlüpfte er in jene Rüstung, vor welcher seine damalige Braut ihr folgenschweres Versprechen abgegeben hatte und als sie ahnungslos wenige Minuten später vor ihm stand, erhob er den gepanzerten Arm.

Bei meinem letzten Besuche der Wartburg kam es mir in den Sinn, die vorstehende Geschichte in ein poetisches Gewand zu kleiden. Ohne lange zu planen, schrieb ich die nachfolgenden Verse nieder, deren einziges Verdienst es ist, dass sie unter dem unmittelbarsten Eindruck einer grossartigen Umgebung entstanden sind:

„Es schmückte des Maien Sonne
Die Erde mit prangendem Grün,
Da zogen ein Knab und ein Mädchen
Zur Veste des Wartberges hin.
Im altertümlichen Saale,
Wo man die Gewaffen bewahrt,
Von den Recken der Vorzeit getragen
Auf mancher kecklichen Fahrt,
Dort rühret ein wundersam Ahnen
Dem Knaben die liebende Brust:
„O sage, Geliebte, wirst immer
Du bleiben des Schwures bewusst?"
„So wenig spricht Jene „da drüben
Der Rittersmann hebet den Arm,
So wenig werd' ich vergessen
Und nimmer bereit' ich dir Harm."
Doch schnell wie des Maien Wonne
Die Liebe gar manchmal vergeht,
Es ward mit den welkenden Blättern
Der Schwur von dem Herbstwind verweht.
Die Maid hat des Ersten vergessen,
Sie hat einen Andern gefreit,
Mit dem ist sie wieder gekommen
Zur nächsten Maienzeit.
Und wieder muss sie zum Saale,
Wo der Waffen starrendes Erz,
Ob auch die Kniee ihr beben

Und bange zittert das Herz.
Und siehe, kaum hat sie betreten
Die Schwelle mit wankendem Fuss,
Da trifft sie mit jähem Entsetzen
Des eisernen Ritters Gruss.
Der recket, als wollte er schwören,
Seinen klirrenden Arm empor
Und ungesprochene Worte
Vernimmt der Frevlerin Ohr.
Der Schrecken umnachtet die Sinne,
Verzweiflung fasset sie an,
Stumm wird es und eisig im Herzen,
Es ist um sie gethan. —

Wie ich oben bereits andeutete, bin ich weit davon entfernt, auf diese Verse Werth zu legen, wenn ich sie gleichwohl ohne Rücksicht auf eine strenge Kritik diesen Blättern einverleibte, so geschah dies lediglich, um den Beweis zu führen, dass der eigenartige Zauber der Wartburg, ihr *genius loci*, um mich so auszudrücken, auch *hominem minorum gentium* aus ihrem gewohnten Geleise zu bringen vermag. Welche Wirkungen er aber auf Künstler von Gottes Gnaden auszuüben berufen ist, das können wir, derjenigen Künstler zu geschweigen, deren Schöpfungen mit der Wiedergeburt der Wartburg in einem unlöslichen Zusammenhange stehen, vornehmlich an Viktor Scheffel erkennen. Ich sage »Viktor Scheffel«, obwohl ich weiss, dass der Name jenes Musensohnes in neuerer Zeit eine Aenderung erfahren hat. Der Dichter hat nämlich vor Jahr und Tag den persönlichen und gelegentlich des jüngst gefeierten Jubiläums sogar den erblichen Adel erhalten. Aber ich meine, so sehr der Dichter auch immer die höchsten Auszeichnungen verdienen mag, er kann sich trotzdem wohl dabei bescheiden, wenn ihn das deutsche Volk nach wie vor seinen »Viktor Scheffel« nennt.

Der von dem Zauber des Minnesanges durchleuchtete Geist, welcher durch die Lieder aus der Zeit Heinrichs von Ofterdingen weht, wird in seiner vollen Klarheit erst ver-

ständlich durch die innige Beziehung, welche zwischen Wartburg und Aventiure besteht. Dieser Zusammenhang scheint mir bis jetzt nicht ausreichend gewürdigt zu sein und ich finde darin den Grund für die Thatsache, dass Aventiure, die köstliche Perlenschnur im Juwelenschatz der deutschen Dichtung, nicht die gleiche universelle Anerkennung gefunden hat als Gaudeamus, Ekkehardt und der Trompeter von Säkkingen. Viele von den Liedern der Aventiure sind während der Zeit entstanden, welche Viktor Scheffel auf der Wartburg verlebte, zu Anderen wieder wurde in derselben Zeit wenigstens der Gedanke geboren, wenn auch dessen dichterische Gestaltung später und auf anderem Boden erfolgte. Denn man darf nicht vergessen, was in dem wundervollen Vorwort zu der Liedersammlung gesagt wird, dass Frau Aventiure gar gern in alten Büchereien rastet. Und dorthin ist ihr Scheffel gefolgt mit einem Eifer und Ernst, mit einer Hingebung und Ausdauer, welche dem strengen Fachgelehrten zur Ehre gereichen würden. Wir sehen die Wirkung des *genius loci* ferner an Richard Wagner. Der musikalische Tannhäuser (von dem dichterischen ward schon gesprochen) ist reich an Tondichtungen, welche den Zauber der Thüringischen Veste und den von ihr verkörperten Ideenkreis zu Aeltern haben. So bringen die Pilgerchöre die religiöse Schwärmerei des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu ergreifendem Ausdruck. In den charakteristischen Geigenwellen der Ouvertüre erkenne ich trotz Hanslicks energischer Polemik das Sturmesbrausen, welches die Eichen und Buchen des Wartberges darniederbeugt, ohnmächtig aber sich bricht an den lichtumwobenen Zinnen der Wartburg. Die geisterhafte Illustration des Hörselberges bringt mit ergreifender Ueberzeugung und Deutlichkeit das Wesen jener Richtung zum Bewusstsein, welche Heinrich von Ofterdingen vertritt, in welcher Klingsor, dem die höllischen Geister folgen, der Meister ist. Alle diese Stellen, wie insbesondere auch das

grandiose, stimmungsvolle Tongemälde der einziehenden Gäste, sie werden immer — insoweit man auf dem Gebiete der Tonkunst überhaupt von der Unsterblichkeit künstlerischer Schöpfungen reden darf — Lieblinge der Nation bleiben, mag auch das kritische Verdikt über Richard Wagner's gesammtes Schaffen am Ende lauten, wie es wolle. —

Der religiösen Schwärmerei des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sollte die Poesie nicht lange Gefährtin bleiben. Die Poesie ist die Tochter der Wahrheit und darum musste sie, ihr Antlitz verhüllend, sich abwenden von dem deutschen Vaterlande, sobald die Schwärmerei in düstern Aberglauben und finstern Fanatismus ausartete. Finster und immer finsterer ward es im deutschen Vaterlande. Nur die Flammen der Scheiterhaufen, auf denen man Ketzer und Hexen verbrannte, durchzuckten gleich verderbenbringenden Blitzen die schauerliche Geistesnacht und lange, lange währte es, bis die Reformation die Morgenröthe einer besseren Zeit verkündete. War es ein Zufall, dass ihr Licht von der Wartburg ausging? Gewiss nicht. Als ob sie die Menschheit darüber belehren gewollt, dass die jammervolle Zeit der Finsterniss nur das entartete Kind der leuchtenden Vergangenheit, nicht aber ihr legitimer Erbe gewesen, bestimmte die Vorsehung, dass die Wartburg zum bedeutsamen Markstein der neuen Kulturepoche werde. An eben jener Stätte, von der die heilige Elisabeth geschieden, um den fluchbeladenen Spuren eines Konrad von Marburg zu folgen, wurde Martin Luther vor den Nachstellungen der Papisten geborgen. Von diesem Patmos aus ermuthigte er die Anhänger der neuen Lehre, treu auszuharren im Streite mit Rom und dort war es, wo er die schneidigste Waffe gegen den Papismus zu schmieden begann. Im Besonderen ist es das Ritterhaus, welches die Erinnerungen an den Reformator der Kirche und der deutschen Sprache bewahrt. Wie das Landgrafenhaus durch seine romanischen Bogen, durch Wort und Bild die Seele entrückt

in die fernen Zeiten der Minnesänger und Kreuzfahrer, so zaubert uns das Ritterhaus durch seine äussere Physiognomie nicht minder, wie durch seine inneren Räume den ganzen tiefen Ernst der Reformationszeit vor das geistige Auge.

Die bekannte malerische Ansicht des Ritterhauses stellt sich den Blicken der Besucher dar, sobald diese aus der Thorhalle zwischen Dirnitz und Kemnate in den Hof der Vorburg treten und auf des Letzteren höchster Erhebung Halt machen. Zur Linken im Vordergrund zeigt sich der schon erwähnte, aus dem fünfzehnten Jahrhundert datirende Anbau. Sein Erdgeschoss ist massiv aus roh behauenen Steinen, das zweite Stockwerk aus Fachwerk erbaut. Am südlichen Giebel prangt ein graziöser Erker mit schmalen gothischen Fenstern. Ein hohes Giebeldach endlich krönt den alterthümlichen Bau. Das Dach trägt viele ragende Schornsteine und ist vielfach unterbrochen durch Dachluken. Bemerkenswerth sind auch und zwar, weil sie wesentlich zu der eigenartigen Physiognomie des Gebäudes beitragen, die wunderlichen und grotesken Rinnenmündungen, wie sie nach dem Geschmack des späteren Mittelalters gar kunstreich aus Schmiedeeisen gefertigt wurden. Im Hintergrunde sehen wir unter einem tief herabhängenden Dach die kleine steinumrahmte Eingangsthür zu dem älteren Theil des Ritterhauses. Zwischen grünendem Schlinggewächs lugt ein halb verwittertes Steingebilde über der Pforte hervor. Hinan zu ihr führen ein paar ausgetretene Steinsstufen. Daneben zur Rechten sehen wir eine steinerne Bank und einen ebensolchen Tisch, dessen Platte einem gewaltigen Mühlsteine gleicht. Weiter rechts von der Pforte blicken wir in die tiefer gelegene Thorhalle der Vorburg. Das Gebäude endlich, welches die rechte Seite des Bildes ausfüllt, ist eine der sogenannten Letzen. Mit diesem Namen bezeichnet man die Verbindungsgänge zwischen den einzelnen grösseren Gebäuden der Burg. Zur Zeit, als die Feuerwaffen mehr und mehr in Aufnahme kamen, wurden dergleichen Gänge aus fortificato-

rischen Rücksichten überall da angelegt, wo ehedem die einfachen Mauerzinnen dem Zwecke der Vertheidigung genügt hatten. So oft das eben geschilderte Bild schon früher durch Wort und Zeichnung mir bekannt geworden, so kräftig und eindringlich wirkte es dennoch, als ich es das erste Mal mit leiblichen Augen schaute und ich meine, dass dies jedem gebildeten Besucher der Wartburg ebenso ergehen muss, sofern er nur einen richtigen Begriff hat von der kulturgeschichtlichen Bedeutung des Mannes, der in der Nacht des vierten Mai im Jahre 1521 im Ritterhause Einkehr hielt. Die Rückreise von Worms trat Luther am 26. April 1521 an. Mit ihm zogen treue Freunde, aber auch der kaiserliche Herold. Denn Karl der Fünfte hielt sein kaiserliches Wort und wollte nichts mit denen gemein haben, die da riethen, dem Ketzer das Wort nicht zu halten, sondern ihm gleich Huss in Constanz möglichst schnell den Prozess zu machen. Schon während dieser Reise muss Luther über die Absichten Friedrichs des Weisen im Klaren gewesen sein. Denn in einem Briefe, den er von Frankfurt aus an seinen Freund und Gevatter Lukas Kranach in Wittenberg schrieb, findet sich neben den denkwürdigen Worten:

»O, wir blinde Deutsche, wie kindisch handeln wir und lassen uns so jämmerlich die Romanisten äffen und narren. —«

folgender Hinweis auf die bevorstehenden Ereignisse:

»Ich segne und befehle Euch Gott, ich lass mich einthun und verbergen, weiss selber noch nicht wo. Und wiewohl ich lieber hätte von den Tyrannen, sonderlich von des wüthenden Herzogs Georg Händen, den Tod erlitten, muss ich doch guter Leute Rath nicht verachten. Es muss eine kleine Zeit geschwiegen und gelitten sein. Ein wenig sehet ihr mich nicht, aber ein wenig, so sehet ihr mich, spricht Christus.« —

Am ersten Mai Abend's traf Luther in Eisenach ein. Dort verliessen ihn die Begleiter. Nur sein Ordensbruder Johann Petzensteiner und Nikolaus von Amsdorf blieben bei ihm. Sie zogen mit ihm am dritten Mai nach Möra und am Tage darauf fuhr Luther in ihrer Gesellschaft nach Waltershausen zu. In der Nähe des Schlosses Altenstein wurde der Wagen von einem Reitertrupp angehalten. Die Führer des kleinen Fähnleins, nämlich Hans von Berlepsch, Schlosshauptmann auf Wartburg und sein Freund Burkhard Hund von Wenkheim, Herr zu Altenstein erklärten den Doktor Martinus als ihren Gefangenen, setzten ihn auf ein Ross und entführten ihn nach der Wartburg, woselbst der merkwürdige Zug in der Nacht gegen 11 Uhr ankam. In dem Anbau des Ritterhauses, der heute Vogtei heisst, ward dem Gefangenen Quartier angewiesen und hier lebte er zehn Monate verborgen vor den Augen der Welt, doch ohne Ruhe und Rast thätig für das grosse Werk der Reformation. Die weisen Absichten seines fürstlichen Freundes gut heissend, fügte sich Luther bereitwillig auch in die von dem Schlosshauptmann angeordneten Vorsichtsmassregeln. Er schreibt darüber an den Kanzler Spalatin:

»Ich habe hier mein Mönchsgewand abgelegt und die Kleidung eines Ritters angethan, lasse Haar und Bart wachsen, so dass du mich schwerlich kennen möchtest, da ich mich selbst schon lange nicht mehr kenne.« —

und an Philipp Melanchthon:

»Mehr habe ich nicht zu schreiben, denn ich bin ein Einsiedler, Anachoret und wahrer Mönch, doch weder der Tonsur noch der Kleidung nach; du würdest einen Ritter vor dir erblicken und mich kaum erkennen.« —

Kurzum, der Doktor Martinus Luther verwandelte seinen äusseren Menschen in die bekannte Figur des Junker Görg, noch heute zeigt man den Harnisch, welchen der Ritter

Luther getragen haben soll; doch will es mir scheinen, dass dieser Harnisch viel zu klein gewesen für die mächtig breite Brust des kühnsten Streiters.

Ungeachtet jener Vorsichtsmassregeln verkehrte Luther mit seinen Anhängern und Freunden im lebhaftesten Briefwechsel, aber niemals nannte er in seinen Briefen seinen damaligen Aufenthalt bei dem landläufigen Namen. Immer wählte er dafür eine Umschreibung, die nur dem Eingeweihten verständlich sein konnte. Das kleine vortreffliche Vademecum, welches August Witzschel den Pilgern nach der Lutherzelle gewidmet hat, enthält eine hochinteressante Zusammenstellung der verschiedenartigen Bezeichnungen Luthers für die Wartburg. Er schrieb: »Aus meiner Wüsten; aus meiner Einsiedelei; auf dem Berge; in dem Luftrevier; in der Region der Vögel; unter den Vögeln, die lieblich auf den Bäumen singen und Gott Tag und Nacht aus allen Kräften loben (*in regione avium, in regione volucrum, inter volucres de ramis, suave cantantes deumque totis viribus laudantes die ac nocte*).« Die meisten Briefe aber sind aus seiner »Einsiedelei« und aus »Patmos« datirt und den letzteren Namen behielt Luther auch in der Folgezeit bei, wenn er von seinem Aufenthalte auf der Wartburg erzählte.

Sein Leben während jener Zeit war bekanntlich nichts weniger als das eines müssigen Anachoreten. Er entwickelte vielmehr eine Thätigkeit, von deren Umfang wir uns kaum eine richtige Vorstellung zu machen vermögen. Ja, unglaublich will es uns fast scheinen, dass es dem Reformator gelang, die Uebersetzung des ganzen neuen Testamentes in zwei Monaten zu vollenden, zumal, wenn wir uns daran erinnern wollen, dass Luther gerade während seines Aufenthaltes auf der Wartburg wiederholt von körperlichen Leiden, und sein Geist nicht selten von trüber Schwermuth heimgesucht wurde. In solchen Stunden körperlicher und geistiger Trübsal hing er dem Glauben nach, dass ihn der Teufel auf allerlei Weise

beunruhige, weil er so treulich, so gewissenhaft dem vorgesteckten Ziele nachzustreben bemüht sei. In einem Briefe an Spalatin schreibt er:

»Es sind viele böse und listige Teufel da, welche mich um die Zeit bringen.« —

Ferner hat Luther zu Eisleben im Jahre 1546 eine gar merkwürdige Geschichte vom Teufel erzählt, wie derselbe in einem Sack mit Haselnüssen sein Unwesen getrieben. Diese Geschichte wird neuerdings vielfach bestritten. Indessen haben wir keinen Grund, an der Glaubwürdigkeit Aurifaber's (Goldschmidt) zu zweifeln, welcher sie dem Reformator in seiner Tischredensammlung nacherzählt. Von dort aus ist sie in die späteren Tischredensammlungen von Sdangwald, Selneccer, Fürstemann und Bindseil und Anderen übergegangen. Weil aber diese Werke nicht gerade vom grösseren Publikum studirt werden, und weil die wunderliche Geschichte mit der bekannten Historia vom Tintenklecks in einem gewissen inneren Zusammenhange steht, will ich sie mit den von Aurifaber dem Reformator in den Mund gelegten Worten an dieser Stelle wiedergeben:

»Als ich Anno 1521 von Worms abreisete und bei Eisenach gefangen ward und auf dem Schloss Wartburg in Patmo sass, da war ich ferne von Leuten in einer Stuben, und konnte Niemands zu mir kommen denn zween edele Knaben, so mir des Tages zweimal Essen und Trinken brachten. Nu hatten sie mir einen Sack mit Haselnüssen gekauft, die ich zu Zeiten ass und hatte denselbigen in einen Kasten verschlossen. Als ich des Nachts zu Bette ging, zog ich mich in der Stuben aus, und ging in die Kammer, legte mich in's Bette. Da kömmt mir's über die Haselnüsse, hebt an und quizt eine nach der anderen an die Balken mächtig hart, rumpelt mir am Bette; aber ich fragte nichts darnach. Wie ich nu ein wenig einschlief, da hebt's an der Treppen ein

solch Gepolter an, als würfe man ein Schock Fässer die Treppen hinab, so ich doch wohl wusste, dass die Treppe mit Ketten und Eisen wohl verwahret, dass Niemand hinauf konnte; noch fielen so viel Fasse hinunter. Ich stehe auf, gehe auf die Treppe, will sehen, was da sei; da war die Treppe zu. Da sprach ich: Bist Du es, so sei es! Und befahl mich dem Herrn Christo, von dem geschrieben stehet: *Omnia subiecisti pedibus eius*, wie der achte Psalm (V. 7) sagt, und legte mich wieder nieder ins Bette.

Nu kam Hans von Berlibs Frau gen Eisenach und hatte gerochen, dass ich auf'm Schloss wäre, hätte mich gerne gesehen; es konnte aber nicht sein. Da brachten sie mich in ein ander Gemach, und hatten dieselbige Frau von Berlibs in meine Kammer gelegt. Da hats die Nacht über ein solch Gerümpel in der Kammer gehabt, dass sie gemeint hätte, es wären tausend Teufel drinnen. Aber das ist die beste Kunst, ihn zu vertreiben, wenn man Christum anruft und den Teufel veracht; das kann er nicht leiden. Man muss zu ihm sagen: Bist du ein Herr über Christum, so sei es! Denn also sagte ich auch zu Eisenach.«

Diese Geschichte erklärt meines Erachtens die tief in's Volk gedrungene Sage vom Tintenklecks in dem allein richtigen Sinne. Bei einer Anschauungsweise, wie sie deutlich aus jener Erzählung spricht, begreift es sich leicht, dass Luther in einem Augenblick, wo die angestrengte Thätigkeit zu einer Ueberreizung seines Seelenzustandes geführt, thatsächlich vermeint hat, den leibhaftigen Teufel, welchen er oft genug schon poltern gehört, auch einmal bei sich erscheinen zu sehen. Und eben so leicht begreift es sich, dass Luther von seinem Hausrecht Gebrauch machend, das Tintenfass nach dem frechen Eindringling geschleudert habe. Man kann sich bei dieser Erklärung meines Erachtens wohl genügen lassen, ohne dadurch das ideale Bild des grossen Mannes mit einem Flecken zu belasten und hat nicht nöthig

nach weiteren realistischen Aufklärungen für dieses Wunder aus neuerer Zeit zu suchen, wie dies leider oft genug geschieht. So lautet eine andere Version, dass es eine grosse Schmeissfliege gewesen, von der Luther bei der Arbeit gestört worden. Luther habe sie für den Teufel gehalten, sie zu verjagen gesucht und am Ende, da sich die Fliege auf der Wand, ihm gegenüber niederliess, das Tintenfass nach dem Störenfried geworfen. Wieder Andere wollen selbst das nicht gelten lassen. Nach ihnen ist der Vorfall ganz nüchtern und der Tintenklecks nur dadurch entstanden, dass Luther im Aerger über eine allzuschwere Bibelstelle einmal die Büchse in's Korn, das heisst das Tintenfass an die Wand geworfen habe. Dass diese Version am schlechtesten zur Charakteristik Luther's passt, liegt offenkundig zu Tage.

Mit dem Anfang des Jahres 1522 bereiteten sich in Wittenberg die bekannten Unruhen vor, welche Karlsstadt's unzeitiger Uebereifer, sein Ungestüm und seine Rücksichtslosigkeit verschuldet hatten. Luther erkannte mit durchdringendem Scharfblick die Gefahren, welche seinem Werke drohten. Er beschloss, selber an den Ort des Aufruhrs zu eilen und zeigte diesen Entschluss dem Kurfürsten an:

»Will selbst, so Gott will, schier da sein. Eure Fürstliche Gnaden nehme sich mein nur nichts an.«

Zwar liess ihm der Kurfürst unverzüglich sagen, er möge zur Zeit noch in seinem Asyl verbleiben, aber Luther liess sich von seinem ernsten Vorsatz nicht abbringen. Am dritten März 1522 brach der Junker Görg in ritterlicher Kleidung von der Wartburg auf, von Niemandem geleitet. Der Riesengeist ertrug die ihm angelegten Fesseln nicht länger. Er musste hinaus gen Wittenberg, dort allein war jetzt die rechte Stelle für den streitbaren Helden. So berichtet die Geschichte. Zacharias Werner aber gestaltet den Weggang Luther's von der Wartburg in der »Weihe der Kraft« zu

einer Scene voll poetischen Schwunges, an deren leuchtendem Zauber selbst der dunkle Gedanke nichts zu ändern vermag, dass ihr Dichter eines der unbegreiflichsten Beispiele aus der Liste der neueren Convertiten bildet. Man fühlt vielmehr, dass die Dichtung aus dem reinen Born der innigsten Ueberzeugung geschöpft ist, aus einer Ueberzeugung, deren Kraft unvergänglich, aus einer Ueberzeugung, welche den Widerruf zur Lüge stempelt.

Ermüdet von der Jagd ruht Ritter Görg auf einem Wiesenabhange des Wartberges aus. Der Abend bricht herein, aber er verkündet den nahenden Frühling durch eine milde Wärme und der Ritter beschliesst darum, die Nacht im Freien zuzubringen. Dem Lanzknecht, der von der Burg herabkommt, um ihn dorthin zum Nachtquartier abzuholen, sagt er:

»Gott ist bei mir, geh nur schlafen.«

Dann schlummert er ein. Da erheben sich in der Ferne leise Harfenklänge, sie schwellen mählich an und geleiten einen Engel, der die Züge der Elisabeth Cotta trägt. Der Engel beugt sich hernieder zu dem Schlafenden und singt:

»Die Zukunft will dem Helden ich entfalten,
Dass er erkenn' des Herren heilig Walten,
In jenen Gluthen sieh' des Feindes Wüthen,
Doch deine feste Burg wird dich behüten,
Zeug' aus, du wirst die Weihe Dir erstreiten
Und Viele noch zum Bronn des Lebens leiten.
Und ob auch Vielen Du den Tod gespendet,
So wird in Leben doch der Tod gewendet.« —

Darauf verhüllt eine lichte Wolke den Engel und langsam entschwebt er zu seiner himmlischen Heimath, wiederum geleitet von den Harfentönen, die da leise verklingen. Luther erwacht. Die Gluthen, welche ihm der Traum gezeigt, sind das brennende Wittenberg und begeistert ruft er aus:

»Ich sah den Satan, wie er Flammen spie
Auf Wittenberg — ich hielt den Doppeladler
Des deutschen Reichs und warf ihn in die Gluthen;
Da löschten sie — der Adler ward ein Phönix! —
Es helf' uns Gott in so bedrängter Zeit!
Dort, ja mir sagt's der Geist, der nie gelogen,
Dort muss' was Ungeheures jetzt geschehn
Und — ja, noch fühl' ich meine alte Kraft!
Erretten muss ich, was zu retten ist!
Entscheiden muss sich's, ob mein Werk soll leben,
Ob es den finstern Mächten preis gegeben!« —

Betrachten wir nunmehr, nachdem wir uns durch die Erinnerung an den berühmtesten Gast des Ritterhauses, wie es sich geziemt, vorbereitet haben, die inneren Räumlichkeiten dieses Gebäudes. Tritt man durch die oben beschriebene Pforte, so befindet man sich in einer kleinen, nur von Dämmerlicht erleuchteten Vorhalle. Durch sie gelangt man in die Wohnung des Kommandanten. Sie umfasst mehrere schöne Gemächer und die unentbehrlichen Wirthschaftsräume. Auch in alter Zeit diente dieser Complex dem gleichen Zwecke, insbesondere wohnte auch dort Luther's Hüter und Pfleger, der Amtshauptmann Johann von Berlepsch. In ihrem heutigen Zustande ist die Kommandantenwohnung ein kleines Museum. Die dazu gehörigen Gemächer sind genau im Geschmack des späteren Mittelalters ausgestattet und zwar nicht minder durch die stylvolle Dekoration der Wände und Decken, als namentlich durch das schöne, reichhaltige Geräth, welches dort Platz gefunden. Das Arbeitszimmer enthält kostbare Stiche aus alter Zeit, Stücke, die in mancher grossen Kupferstichsammlung fehlen. Mit besonderer Liebe aber ist das Empfangszimmer des Kommandanten ausgeschmückt und hier bewahrt Herr von Arnswaldt seine auch in weiteren Kreisen bekannte Sammlung ausgezeichneter, mittelalterlicher Trinkgefässe. Wir finden dort prächtige graue Thonkrüge mit dunkel kornblauen Lasurverzierungen, aus-

erlesene Humpen und gar manches seltene Glas. In diesem Empfangszimmer oder auch in der köstlichen Fensternische der Arbeitsstube mit der entzückenden Aussicht in's Thal ein Stündlein zu verplaudern mit dem freundlichen Burgwart, das ist ein gar hoher Genuss. Auch mir ward er zu Theil. Selten lernte ich einen so reichhaltigen Erinnerungsschatz kennen als bei dem wackeren Burgwart und wenn diese Thatsache an sich leicht daraus zu erklären ist, dass Herr von Arnswaldt in innigem Verkehr mit allen Künstlern gestanden, die hier geschaffen oder von hier aus die Anregung zum Schaffen erhalten, dass er der freundliche Cicerone gewesen für alle hervorragenden Besucher der Wartburg, für gekrönte Häupter aus allen Gebieten der civilisirten Erde, so bleibt doch immerhin bewundernswerth die seltene Gabe, auch anderen Menschen von jenem Schatze verschwenderisch mitzutheilen. Sein Album würde den Neid aller Autographensammler erregen. Dort finden sich — es ist wohl nicht zu viel gesagt — die meisten der in diesem Jahrhundert berühmt gewordenen Namen vertreten. Aber auch minder bedeutenden Namen waren die Blätter geöffnet und was ihre Träger, gehoben von feiertäglicher Stimmung, dort niedergeschrieben, das geht nicht selten weit über die alltäglichen Albumgedanken und -Citate hinaus. So erinnere ich mich eines schönen Wortes, welches lange, bevor an den französischen Krieg nur zu denken, niedergeschrieben, uns jetzt, wo unsere Träume zur Wirklichkeit geworden, durch seine prophetische Weihe, ich möchte sagen, erschüttert. Der Gedanke ist dieser:

Ganz Deutschland ist eine Wartburg —
Sollte die Restauration der Wartburg auch ihre symbolische Bedeutung haben?

Leider habe ich es verabsäumt, den Namen dessen festzuhalten, der jenes schöne Wort gesprochen. Sollte er noch

unter den Lebenden weilen und sollten ihm diese Blätter zu Gesicht kommen, so möge er sie hinnehmen als ein Zeichen des Dankes für den wohlthuenden, erhebenden Eindruck, den mir sein Denkmal im Album des Kommandanten zurückgelassen hat. —

Und nun zur Lutherzelle. Die Treppe, welche in das erste Stockwerk der Vogtei führt, geleitet uns geraden Wegs vor das Lutherstübchen. Dasselbe ist, soweit dies möglich, genau in demjenigen Zustande erhalten worden, in welchem es Luther bewohnte. Es bewahrt den Zauber und bringt ihn zum Bewusstsein, den Zauber, welchen die durch eine grosse Vergangenheit geweihten Orte bewahren und bewahren werden bis zu den spätesten Geschlechtern.

Jedes Gerath, welches wir im Lutherstübchen sehen, steht in irgend einer Beziehung zu seinem berühmten Bewohner. So zunächst der altväterische Tisch an der Hauptwand. Zwar ist es nicht jener denkwürdige Tisch, an welchem Luther gesessen, da er an der Bibelübersetzung arbeitete. Denn dieser ward schon lange in kleinen Splittern von pietätlosen Besuchern der Wartburg hinausgetragen nach allen vier Winden. Der Tisch, welchen wir heute im Lutherstübchen sehen, stand einst in der bescheidenen Wohnung von Luther's Eltern zu Möra. Der Knabe Luther hat daran gesessen, bevor er das elterliche Haus verliess. An die Zeit der Jugend gemahnen ferner die blecherne Sammelbüchse, welche Luther als Currenteschüler in Eisenach und das Grubenlämpchen, welches Luther's Vater getragen, wenn er in den Schacht fuhr. Ueber dem Tische hangen drei Meisterwerke des Lukas Kranach. Es sind dies die Portraits Doktor Martin Luther's und seiner Eltern Hans und Margaretha. Der Meister war Luther's Freund und Gevatter, wie Dieser ihn selber nennt und hat mehrere Bilder Luther's geliefert, die bald mehr, bald minder energisch von dem Einfluss Zeugniss geben, welchen Lukas Kranach durch den Freund

und seine neue Lehre empfangen. Ueber das Portrait Luther's will ich darum kein Wort weiter verlieren. Von dem Portrait des Vaters aber will ich bemerken, dass es die wunderbare Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn trefflich zur Geltung bringt, obwohl der Vater im Greisenalter, der Sohn im kräftigsten Mannesalter gemalt ist. Das Bild des Vaters zeigt alle charakteristischen Züge des Lutherbildes. Hier wie dort finden wir das stark ausgebildete, energische Kinn, die starke Nase mit den weit hervortretenden Nasenflügeln und die hohe gewölbte Stirn. Unter dem Bilde Martin Luther's hängt ein kleiner, kunstvoll geschnitzter Bücherschrein. Eben dort sehen wir unter Glas und Rahmen ein kostbares Autograph, einen von Luther's eigener Hand geschriebenen Brief. Derjenige Theil der Wand, welcher alle diese Reliquien trägt, ist durchweg mit Brettern bekleidet. Da wo die Bretterverkleidung aufhört und der rohe Kalkbewurf zu Tage tritt, erblicken wir eine Vertiefung in der Wand. Diese Stelle bezeichnet den Ort, wo ehemals der berühmte Tintenklecks zu sehen war. Ihm ist es ergangen, wie Luther's Arbeitstisch. Er ist allmählich aus der Wand weggekratzt worden und befindet sich, zu Atomen aufgelöst, in den Kasten und Schachteln der Raritätensammler. Ein wenig weiter zur Rechten steht ein mächtiger grüner Kachelofen, dessen einzelne Theile mühsam aus dem Bauschutt des Hofes zu Tage gefördert worden sind. Erwähnen wir endlich einer Truhe mit reicher Holzschnitzerei, so haben wir im Wesentlichen das einfache Mobiliar kennen gelernt, mit welchem die Lutherzelle ausgestattet ist.

Tritt man aus dem Lutherstübchen wieder in den Treppenflur, so hat man sich gegenüber das Pirkheimerstübchen, hinter sich zur Linken aber eine zweite Thüre. Diese führt zu einem langen Korridor, welcher den Zugang zu den sogenannten Reformationszimmern bildet. Es sind dies drei Gemächer, welche nebst dem daran stossenden Saal bestimmt

sind, künstlerisch im Geschmacke der Reformationszeit und durch Gemälde mit Episoden daraus geschmückt zu werden. Als ich im Sommer 1875 die Reformationszimmer zum letzten Mal gesehen, waren sie erst zum Theil fertig. Soweit sie aber vollendet, gewährten sie mir einen prachtvollen Eindruck. Man hört zuweilen den Tadel laut werden, dass die Reformationszimmer mit ihrer eleganten Pracht das Lutherstübchen in den Schatten stellen. Diese Empfindung ist mir durchaus fern geblieben. Vielmehr habe ich aus der Idee, welche diese prächtigen Räume entstehen liess, nur das Bestreben herausgefühlt, bei der Restauration auch der bedeutsamen Kulturepoche des sechzehnten Jahrhunderts ihr volles Recht angedeihen zu lassen, in gleicher Weise die Künste zu ihrer Verherrlichung zu berufen, wie es im Landgrafenhause hinsichtlich der idealen Zeit des Minnesanges und des christlichen Ritterthums geschehen. In dem Lutherstübchen selber konnte diesem an sich gewiss berechtigten Verlangen kein Genüge geschehen. Denn diese Stätte war geweiht und musste lediglich in dem Zustande ihrer anspruchslosen Einfachheit erhalten werden. Mithin blieb wohl kaum ein anderer Ausweg übrig als der, welcher in der Herrichtung der Reformationszimmer mit Glück betreten wurde. Es heisst, den mächtigen Eindruck, welchen die Lutherzelle ausübt, anzweifeln, schon wenn man die Möglichkeit ausspricht, dass irgend welcher Glanz, dass irgend welche Pracht die rührende Einfachheit des Lutherstübchens in den Schatten zu stellen vermöchten.

Alle diese Momente zusammengenommen würden jedoch ihr Ziel, den Besucher des Ritterhauses zurückzuversetzen in das Zeitalter der Reformation, kaum in dem Grade erreichen, als dies thatsächlich der Fall, träte nicht noch ein, keineswegs zu unterschätzendes Moment hinzu. Ich meine die Inschriften, welche namentlich im Ritterhause reichhaltig vertreten sind. Sie sind sämmtlich sinnreich ausgewählt und

grösstentheils dem Schatz der Lutherdenksprüche entnommen. Aus ihrer reichen Blumenlese will ich wenigstens einige Blüthen herausgreifen:

Das mag die beste Musik sein,
Wenn Mund und Herz stimmt überein.

Wenn wir thäten, was wir sollten,
So thät auch Gott, was wir wollten.

Hab Gott lieb, red von Frauen wol,
Sei mannlich, wo man es soll.

Wohl bewusst,
Macht breite Brust.

Rast ich, so rost ich.

Viel Feind, viel Ehr.

Das grösste Reich das ist
Sein selbst König sein zu aller Frist.

Ehrlich von Geblüt,
Tapfer von Gemüth
Und von Herzen treu
Ist mein Liederei.

Wer jemand lobt in praesentia
Und schilt in absentia,
Den hol die Pestilentia!

Ein Gutthat, die bei Zeit geschicht,
Dieselb' ist doppelt ausgericht.

Es ist auf Erd kein schöner Kleid,
Denn Tugend, Ehr und Redlichkeit;
Je länger man dasselbig trägt,
Je mehr es ziert und wohl ansteht.

Endlich steht hier einer der Wahlsprüche des ersten Kaisers im neuerstandenen Reiche:

Eh' wieg's, dann wag's.

Dass Kaiser Wilhelm diesen herrlichen Spruch durch sein ganzes Leben bethätigt hat, ist männiglich bekannt. Dass er ihn aber auch dem Autograph einverleibt, welches er dem germanischen Museum zu Nürnberg gewidmet, dürfte nicht so allgemein bekannt sein. Das denkwürdige Schriftstück lautet:

»Erst wägen, dann wagen!
Suum cuique!
Höre beide Parteien!

dann:

Gott mit uns!

Mit diesen Sprüchen in Herz und Sinn, nicht blos auf der Zunge und in der Feder greife man jedes Ding an und erwarte den Ausgang!« —

Ist das nicht eine gar herrliche Antwort auf die prophetische Frage, deren wir oben gedachten? Enthüllt sie nicht in bündigen Worten das grosse Geheimniss von unserer Wiedergeburt? Nur durch die Bethätigung dieser Sprüche vermochte Kaiser Wilhelm der Restaurator jener Wartburg zu werden, die wir Deutschland nennen. Auf solchen Grund gebaut wird auch diese Wartburg allen Stürmen trotzen, welche sie gegenwärtig umtoben und in der Zukunft noch bedräuen werden. Sie wird sein und bleiben wie Thüringens Veste:

Wahrzeichen fester Kraft und hoher Milde,
Dem Feind zum Trutz, dem Freund zu Hort und Schilde.«

Und wer da ob der Ungewitter, welche die Gegenwart dem deutschen Vaterlande bringt, kleinmüthig verzagen möchte an der Zukunft, der ziehe hin gen Thüringen und hole sich Trost und Vertrauen von der kleinen Wartburg, die mitten im Herzen der grossen liegt! —

Hiermit will ich diese Blatter beschliessen. Wie ich bei meiner Ankunft zunächst den Kommandanten begrüsst, so wollte ich auch in seine Hände meinen Abschiedsgruss an die Wartburg legen. Allein ich unterdrückte die Abschiedsworte, die mir auf der Zunge schwebten, als mein Blick auf eine Inschrift über der Thüre fiel, die mir bis dahin entgangen war. Dieselbe lautet:

Abschied wird nicht genommen.

Nicht ohne Verwunderung las ich diese Worte. Indessen Unrecht konnte ich ihnen nicht geben und als der liebenswürdige Gastfreund mich bat, ihm ein Andenken in seinem Album zurückzulassen, schrieb ich folgende Zeilen hinein:

»Abschied wird nicht genommen«
So lauten jene Worte,
Die hier der Burgwart schrieben
Ob seiner Klause Pforte.
Wer kommet, kann nicht ahnen,
Was diese Worte künden,
Nur, wer da wieder scheidet,
Kann ihren Sinn ergründen.
Ihm grub sich in die Seele
Ein Bild mit solchen Zügen,
Dass er durch Abschiedsworte
Sich müsste drum betrügen.

SANCTA ELISABETH.

Sancta Elisabeth.

Bilder aus dem Leben

der heiligen Elisabeth.

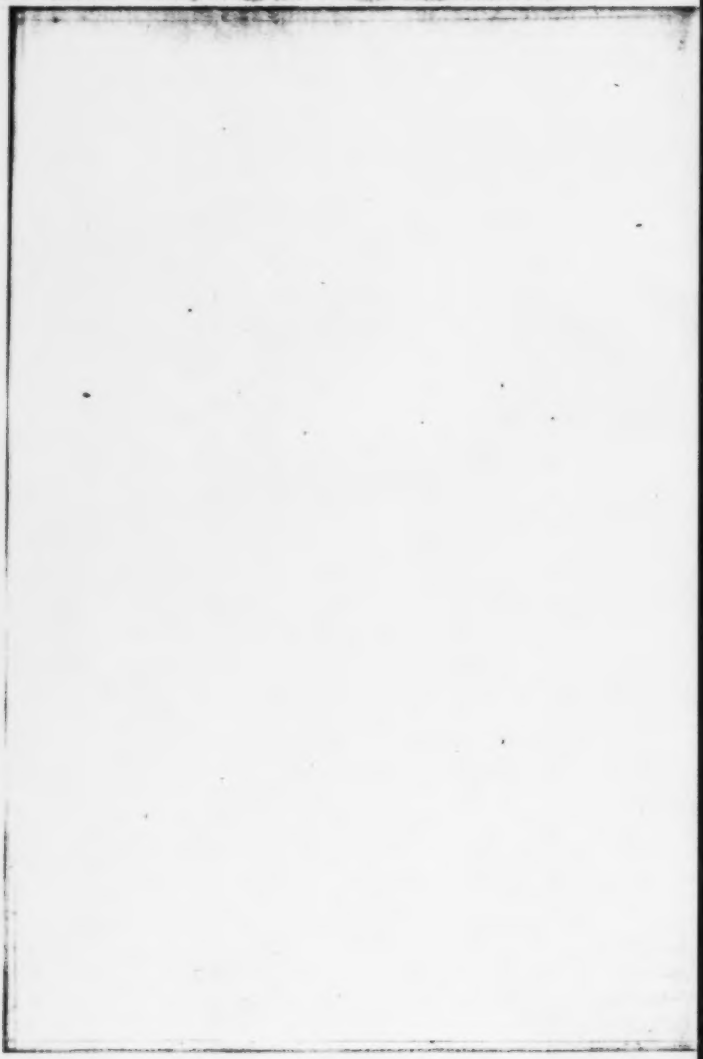
Wandgemälde auf der Wartburg.

Erfunden und ausgeführt von

Moritz von Schwind.

Die Wartburg vor der Restauration.

St. Eliſabeth kommt als vierjährige Braut auf die Wartburg.

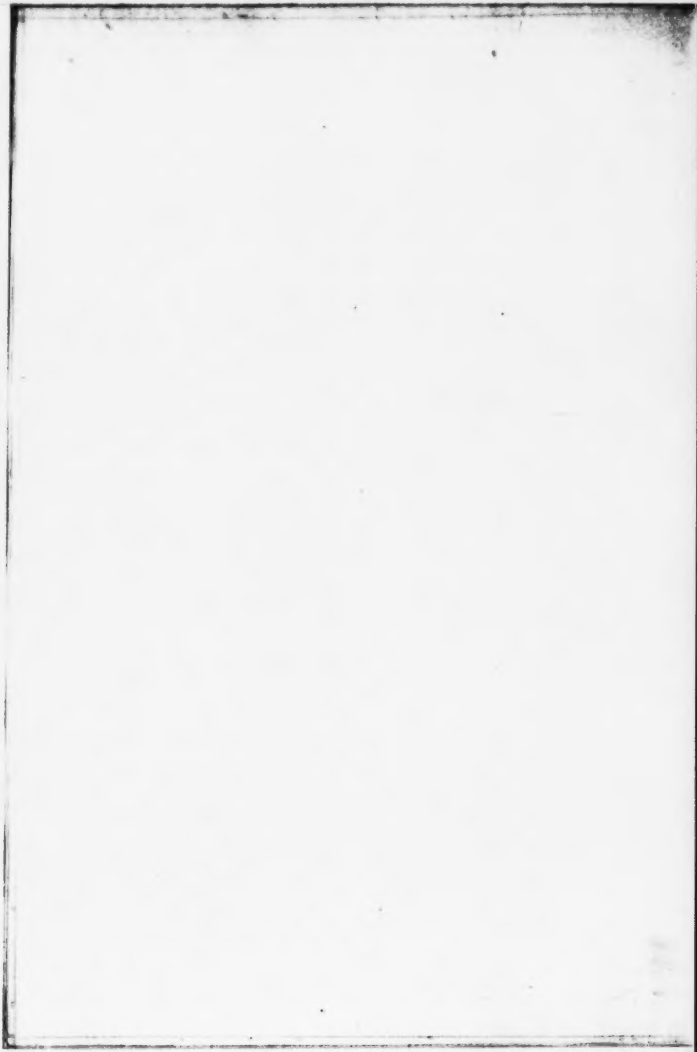


Der heilige Ludwig findet die Brode unter St. Elisabeths Mantel in Rosen verwandelt.

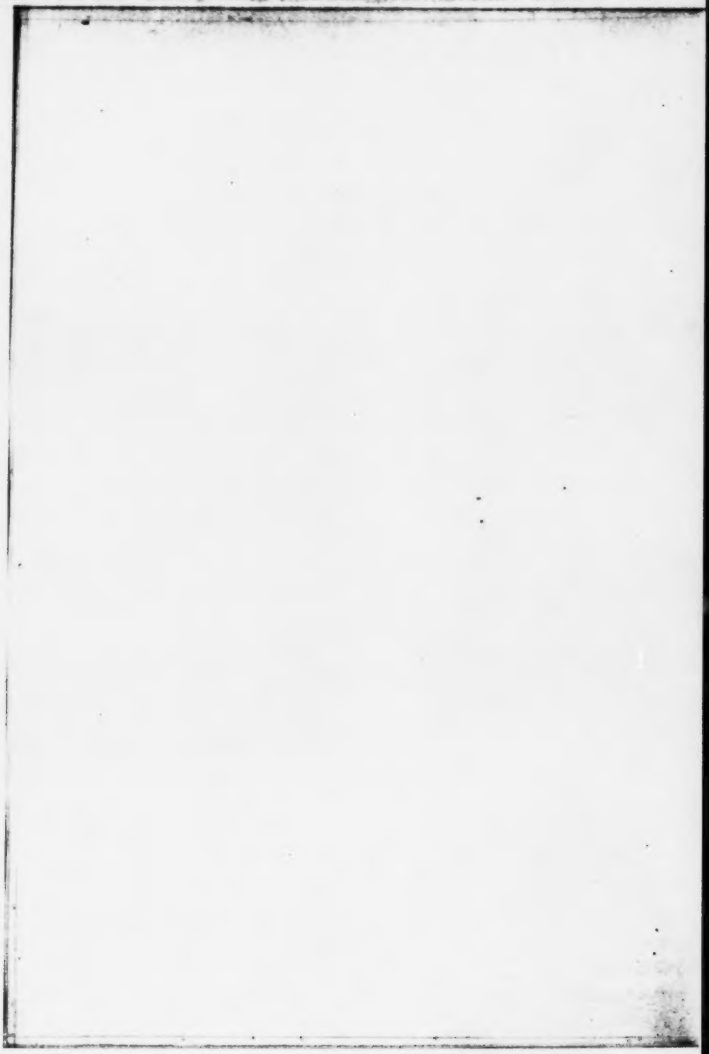
51. Eliſabeth nimmt Abſchied von ihrem Gemahl, der in den heiligen Krieg zieht.

Fl. Eliſabeth wird nach dem Tode ihres Gemahls von der Wartburg vertrieben.

St. Elisabeth stirbt in Marburg als Nonne.



St. Elisabeths Leiche wird feierlich in den Dom übertragen.



Sancta Elisabeth.

Die sieben Werke der Barmherzigkeit

der heiligen Elisabeth.

Wandgemälde auf der Wartburg.

Ausgeführt von

Moritz von Schwind.

Die Hungrigen speisen.

Die Durstigen tränken.
Die Müden beherbergen.

Die Nackten kleiden.
Die Gefangenen trösten.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Mus. th. 3179.

Bilder zur Zauberflöte

in der Loggia

des K. K. Opernhauses zu Wien

von

Moriz von Schwind.

12 Photogravüren nach der Original-Cartons

München.
Friedr. Bruckmann's Verlag.

E = 387.

INHALT.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

1. a. Papageno. (*1. Akt 2. Scene.*)
   b. Papageno und die drei Damen. (*1. Akt 3. Scene.*)
2. Tamino und die Königin der Nacht. (*1. Akt 6. Scene.*)
3. a. Papageno und Monostatos. (*1. Akt 12. Scene.*)
   b. Pamina, Papageno und Sklaven. (*1. Akt 17. Scene.*)
4. Tamino und Pamina. (*1. Akt 19. Scene.*)
5. Pamina und Monostatos. (*2. Akt 7. Scene.*)
6. a. Papageno und Sprecher. (*1. Akt 19. Scene.*)
   b. Papageno und altes Weib. (*2. Akt 15. Scene.*)
7. Tamino und Pamina. (*2. Akt 18. Scene.*)
8. a. Papageno. (*2. Akt 19. Scene.*)
   b. Papageno, Papagena und Sprecher. (*2. Akt 25. Scene.*)
9. Pamina und die drei Knaben. (*2. Akt 27. Scene.*)
10. Pamino und Tamino. (*2. Akt 28. Scene.*)

M. v. Schwind's Bilder zur Zauberflöte. Nr. 1.

Tamino
(1. Akt 2. Szene)

Papageno und die drei Damen
(2. Akt 3. Szene)

M. v. Schwind's Bilder zur Zauberflöte. N. 2.

TAMINO UND DIE KÖNIGIN DER NACHT.

Papageno und Monostatos.
(*1. Akt 12. Scene.*)

Pamina, Papageno und Sklaven.
(*1. Akt 17. Scene.*)

Druck. Brückmann's Verlag in München & London.

TAMINO UND PAMINA.

(I. Act II. Scene.)

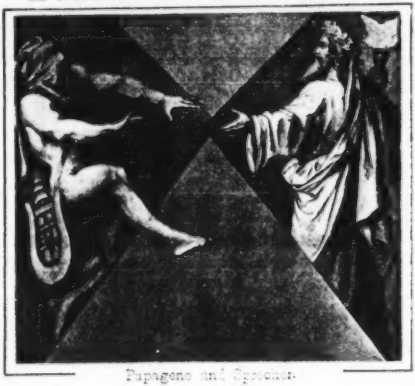
Ernst Bruckmann's Verlag in München & London.

PAMINA UND MONOSTATOS.

(2. Act 7. Scene)

Friedr. Bruckmann's Verlag in München & London.

M. v. Schwind's Bilder zur Zauberflöte. Nr. 6.



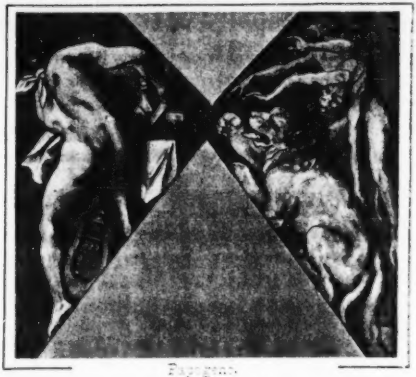
Papageno und Sprecher.
(*1. Akt 19. Scne.*)

Papageno und [illegible] Alte.
(*2. Akt 15. Scne.*)

Friedr. Brackmann's Verlag in München & London.

TAMINO UND PAMINA.

Friedr. Brockhaus's Verlag in Leipzig & London.



Papageno.
(2. Akt 19. Szene.)

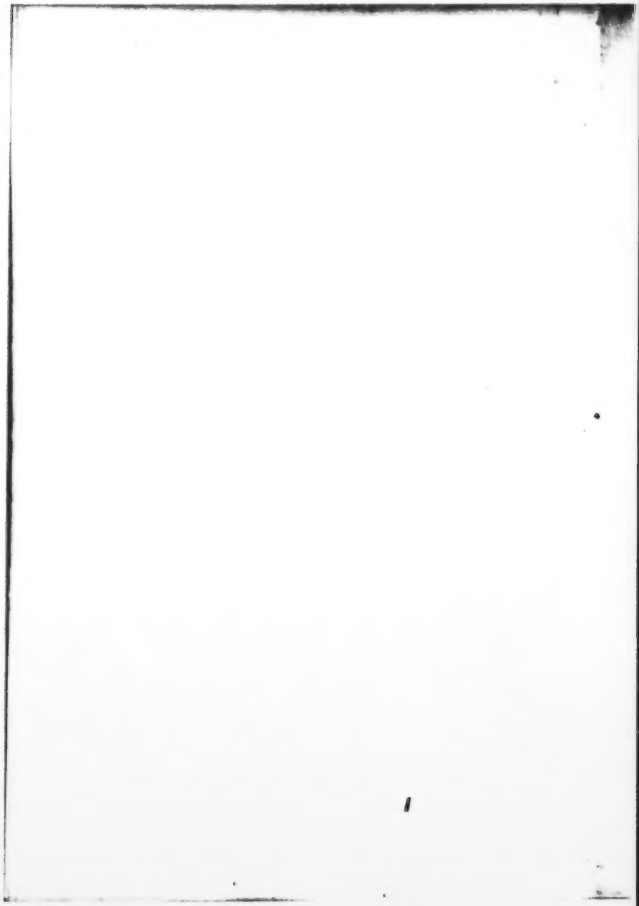
Papageno, Papagena und Cyclopen.
(2. Akt 25. Szene.)

Friedr. Bruckmann's Verlag in München & London.

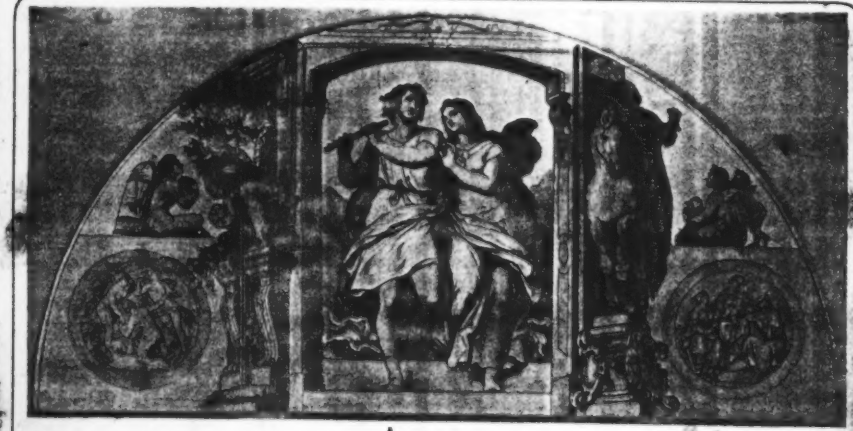
PAMINA UND DIE DREI KNABEN.

(2. Akt 27. Szene.)

Friedr. Bruckmann's Verlag in München & London.



M. v. Schwind's Bilder zur Zauberflöte. No. 10.



A

PAMINO UND TAMINO.

(2. Akt 28. Scene.)

Friedr. Bruckmann's Verlag in München & London.

M. v. Schwind's Bilder zur Zauberflöte. Nr. 11.

(2. Akt 29. Szene.)

(2. Akt 29. Szene.)

Friedr. Bruckmann's Verlag in München & London.

SCHLUSS-APOTHEOSE

OPERN-CYCLUS

IM FOYER DES K. K. OPERN-HAUSES IN WIEN.

MORIZ VON SCHWIND.

MIT TEXT VON Dr. EDUARD HANSLICK.

MÜNCHEN

ARMIDA.

AMERICA

ARMIDA.

Dreact Oper in 5 Acten von Gluck

Die Handlung der Oper «*Armida*» ist Tasso's romantischem Heldengedicht «Das befreite Jerusalem» entnommen, und im Wesentlichen folgende. Das Heer der abendländischen Kreuzfahrer unter dem Oberbefehl Gottfried's von Bouillon liegt vor Jerusalem. *Hydraot*, König von Damaskus, veranlasst seine Nichte *Armida*, eine Zauberin von unwiderstehlicher Schönheit, in das Lager zu schleichen, um Gottfried's Ritter zu verführen. Unter Vorspiegelung einer erdichteten Vertreibung bittet sie die Ritter, sie in ihr väterliches Reich wieder einzusetzen, und wirklich folgen, von ihrem Reiz gefesselt, die Tapfersten des Heeres der Zauberin. Kaum sind sie aber in Armidens Gewalt, als sie von ihr überlistet und gefesselt

werden. Die Oper beginnt mit einem Freudenfeste, womit das Volk von Damaskus diesen Sieg feiert. Da unterbricht die Ankunft eines verwundeten Kriegers den Triumph: er berichtet, dass die Gefangenen durch die unwiderstehliche Tapferkeit eines fränkischen Ritters, *Rinaldo*, befreit worden sind. Mit dem Aufrufe zur Verfolgung dieses gehassten Feindes schliesst der erste Act. Im zweiten Acte suchen Armida und Hydraot Rinaldo, den »Achilles des deutschen Heeres,« der wegen eines Zweikampfes aus dem Lager geflohen ist. Sie finden ihn schlummernd auf einer Insel im Orontes. Armida eilt mit gezücktem Dolche auf ihn los, allein der Anblick des schönen Jünglings verwandelt ihren Hass in glühende Neigung. Sie ruft den Dämon des Hasses und sein Gefolge herbei, welche sie dieser schmachvollen Liebe zu entreissen suchen. Dritter Act. Es ist zu spät; auch Rinaldo ist in leidenschaftlicher Gluth für Armida entbrannt, und die beiden Liebenden werden von Armida's Dämonen nach einer Zauberinsel im fernen Ocean getragen, wo der Ritter in den Armen seiner reizenden Bezwingerin auf Heer und Heldenthum vergisst. Da entsendet Gottfried von Bouillon zwei Ritter, welche Rinaldo nachforschen und ihn ins Lager zurückführen sollen. Wir sehen die Beiden, *Ubald* und den »*Dänischen Ritter*,« im vierten Acte ihre Mission antreten. Armida sucht sie zuerst in schauerlicher Wildniss durch Ungethüme und Schreckbilder aller Art zu bethren; als dies misslingt, ruft sie die reizendsten Truppen der Verführungskunst ins Gefecht. Liebliche Nymphen und Schäferinnen umgaukeln die beiden Ritter; ein Dämon nimmt die Gestalt Lucindens, der Geliebten des Dänen, an und hat sich seiner beinahe bemächtigt, als Ubald mit seinem Zauberschilde rettend dazwischentritt und den gefährdeten Freund fortzieht. Der fünfte Act führt uns in Armida's Zauberschloss. Die beiden Ritter dringen ein und finden Rinaldo, ohne Rüstung mit Rosen bekränzt, weichlichem Genusse hingegeben. Ubald's demant-

strahlender Schild zerstört auch hier den Zauber, und sein Ruf: »Notre général vous rappelle!« bringt den sich ermannenden Rinaldo, mit den Rittern davonzueilen. Armida bleibt allein zurück, verlassen, in Zorn und Reue erglühend; sie lässt ihren Zauberpalast von Dämonen zerstören und erhebt sich auf einem geflügelten Drachenwagen in die Lüfte. —

Das Libretto, eine Dichtung des gefeierten Hofpoeten Ludwigs des XIV., *Quinault*, wurde zuerst von *Lully*, dem Schöpfer der französischen Oper, componirt. *Gluck* (dessen Armida 1777 in Paris in Scene ging) hat es, fast 100 Jahre später, unverändert beibehalten. Quinault's Libretto, in Frankreich heute noch sehr hochgeschätzt, verräth durch die zahlreichen Ballete und sonstigen Augenweiden wie durch die höfische, aber ladene Ausdrucksweise deutlich seine Entstehungszeit und deren luxuriirenden Geschmack.

Vom Standpunkt moderner Anforderungen erscheint das Textbuch zu »Armida« vielfach mangelhaft und veraltet, doch hat es den Vorzug vortrefflicher Verse, einer reichen, wechselvollen Handlung und interessanter Charaktere, vor Allem bleibt ihm das Verdienst, dem Tondichter in Schilderung der lieblichsten wie der furchtbarsten Scenen einen weiten, dankbaren Spielraum geboten zu haben. Aus diesen Scenen hat *Schwind's* poetischer Instinct sofort die bezaubernd sten herausgegriffen. Wir sehen Rinaldo, dessen fast knabenhafte Jünglingsgestalt an den »jungen Roland« älterer Maler erinnert, zu den Füssen Armida's, das Haupt in ihren Schooss gelegt, in seligen Träumen schlummernd. Genien und Liebesgötter umschweben mit süssem Gesang das glückliche Paar, zu welchem rechts ein reizender Amor und liebliche Najaden aufblicken. Aber welch' schauerliches Gegenstück auf der linken Seite des Bildes! Es sind die lauernden Furien des Hasses und der Rache, welche halbversteckt uns daran erinnern, dass die Liebe Armida's aus dem Hass

emporgewachsen und schliesslich wieder in Hass und Rache zusammenstürzen werde. Hat doch Armida selbst diese «Esprits de rage et de haine» mit mächtiger Beschwörung aufgerufen, damit sie ihr Herz gegen die Liebe stählen und verhärten sollen. Ihre grauenhaften Gestalten rufen uns das grossartigste Musikstück dieser Oper in's Gedächtniss, die ergreifende Scene Armida's mit den Furien am Schluss des dritten Actes: während bei dem Anblick der holden Wassergöttinnen rechts im Vordergrund des Bildes uns das süsse Lied der Najade in den Ohren klingt, in das Strophe für Strophe ein fernes und ein noch ferneres Echo hineinhallt.

In der «Armida» hat Schwind aus allen Gluck'schen Opern die malerisch bestechendste, gestalten- und farbenreichste herausgewählt. Hätte er Gluck in seiner eigensten Grösse und Feinheit versinnlichen wollen, er würde wol «*Iphigenia in Tauris*» vorgezogen haben. Denn vor allem in dieser, wie in den andern antiken, griechischen Dichtungen (*Orpheus, Alceste, Iphigenia in Aulis*) entspricht die edle, herbe Einfachheit Gluck'scher Musik, der scharfmodellirte Contour seiner Melodien ganz unvergleichlich dem Geiste der Antike, dem klassischen Ideal. In der Sprache des Herzens, in der Behandlung des Wunderbaren und Romantischen haben die späteren grossen Meister uns an viel wärmere Töne, an innigere und leidenschaftlichere Accente gewöhnt, als wir sie in den Melodien der Armida wiederfinden. Unter allen Opern Gluck's ist Armida das glänzendste Schauspiel und die dankbarste Aufgabe für ein vollkommen eingerichtetes grosses Opernhaus. Armida war auch das erste Gluck'sche Werk, das im Wiener neuen Opernhause, von *Dingelstedt* grossartig scenirt, zur Aufführung kam.

Mit Oesterreich war Gluck durch enge und zahlreiche Bande verknüpft. Nahe der böhmischen Grenze (in dem bayerischen Dorfe Weidenwang) am 2. Juli 1714 geboren, erhielt Gluck seine erste musikalische und

literarische Ausbildung in Kommotau und Prag. Im Jahre 1736 trieb ihn die Liebe zur Kunst nach Wien. Nachdem er theils hier, theils in Italien eine Reihe italienischer Opern in dem seichlichen, verderbten Modegeschmack seiner Zeit componirt hatte, entwand er sich plötzlich, wie wir in Armida's Zaubergärten verstrickter Rinaldo, der sinnlich üppigen Musik, die seine beste Kraft aufzureiben drohte und betrat mit »Orfeo« (1762) und »Alceste« (1767) eine neue Bahn. Mit diesen zuerst in Wien aufgeführten Opern wurde Gluck der Reformator, in gewissem Sinne der Begründer einer wahrhaft *dramatischen* Opernmusik. Nach seinen Pariser Thaten und Triumphen lebte er nach Wien zurück, wo er hochgeehrt, in behaglichem Wohlstand, seine letzten Jahre als »wirklicher k. k. Hofcomponist« verlebte. Gluck starb, 73 Jahre alt, am 15. November 1787. —

DIE SCHÖPFUNG.

DIE SCHOPFUNG

DIE SCHÖPFUNG.

Oratorium von Joseph Haydn.

Vater Haydn, der Gross- und Altmeister österreichischer Musik, durfte unter den Illustrationen im Wiener Opernhause nicht fehlen. Aber eine eigenthümliche Schwierigkeit stellte sich hier dem Maler entgegen, eine Schwierigkeit, die nicht blos (wie bei manch' anderem dieser Bilder) das *Wie* der Ausführung betraf, sondern geradezu das *Was*. Was konnte und sollte von Haydn's Musik bildlich dargestellt werden? Sind es doch die bedeutendsten *Oper*ncompositionen, die hier im Opernhause zu illustriren waren und illustrirt sind. Haydn ist als Operncomponist niemals hervorragend, niemals klassisch gewesen; was er auf diesem Gebiet leistete, deckt Vergessenheit und ist unwiederbringlich verschollen. Und doch hat Haydn auch Opern

geschrieben, wie jeder fruchtbare weltliche Componist seiner Epoche. Gleich eines seiner ersten, dem grossen Publikum bekannt gewordenen Werke war eine komische Oper «*Der hinkende Teufel*», welche 1751 in Wien zur ersten Aufführung kam. Die allerwärts verbreitete Fabel, dass dieses Singspiel eine Satyre auf den hinkenden Theaterdirector *Affligio* gewesen und deshalb nach der dritten Vorstellung verboten worden sei, ist durch den gründlichsten Haydn-Biographen, *C. F. Pohl*, endlich widerlegt. Zahlreiche spätere Opern Haydn's errangen vorübergehende Beliebtheit, so die komische Oper «*Orlando Paladino*», die zuerst italienisch im fürstlich Esterhazy'schen Theater zu Eisenstadt gegeben (1782), später deutsch als «Ritter Roland» auf grössere Bühnen (Wien, Dresden, Berlin) überging. In seiner Eigenschaft als fürstl. Esterhazy'scher Kapellmeister musste Haydn jede Gattung Musik, theatralische inbegriffen, componiren; aus jener Zeit stammt auch eine Musik von ihm zu Goethe's «*Götz von Berlichingen.*» Von Haydn's Opern (man zählt ihrer 19) hatte der für London componirte italienische «*Orfeo*» (1794) den meisten Erfolg. Schon die Titel von Haydn's Opern: Galatea, Armida, Orfeo, Dido etc. verrathen ihren Zusammenhang mit der abgestorbenen *Hasse-Jomelli*'schen Opernrichtung. Haydn ist hier nicht viel mehr als ein gutgeschulter italienischer Modecomponist. Seine Arien strotzen von Bravourpassagen, die Melodie ist stets sangbar, aber von weichlicher, charakterloser Unverständlichkeit.

Es wäre ein Missgriff von Schwind gewesen, unsern grossen Meister Haydn grade als *Opera*-Componisten im Foyer verewigen zu wollen. Nicht im dramatischen Fach, sondern in der reinen Instrumentalmusik war Haydn gross, originell und bahnbrechend. Das *Streichquartett* und die *Sinfonie* sind ganz eigentlich *seine* Schöpfungen und wurden durch ihn die Blüthe der neueren Tonkunst. Für den Maler konnten aber Quartett

und Sinfonie keine individuell darstellbaren Objecte abgeben. Er musste sich nach Tondichtungen umsehen, die, wenn auch nicht für die Bühne bestimmt, doch irgend ein dramatisches Element, Scenen von unmittelbarer Anschaulichkeit enthielten. Werke, wie Haydn's «*Schöpfung*» und «*Jahreszeiten*». Diese beiden weltlichen Oratorien verdankten noch den Erfolg seiner Instrumentalmusik. Haydn, 1732 geboren, war 67 Jahre alt, als er die Schöpfung, 69 als er die Jahreszeiten schrieb; das Greisenalter dieses Ewigjungen überflügelte noch seine Jünglings- und Manneszeit. Die «Schöpfung» wurde zum erstenmal im Jahre 1799, «die Jahreszeiten» 1801 aufgeführt, beide in Wien, im fürstlich Schwarzenberg'schen Palais auf dem Mehlmarkt, von dem sogen. «Adeligen Liebhaberconcert». Die Wirkung der beiden Cantaten in ganz Deutschland, bald in ganz Europa war unbeschreiblich. Was auf dem Felde der dramatischen Musik die «Zauberflöte», das ward auf dem epischen die «Schöpfung». Diese beiden Werke sind von grosser, klassischer Musik am volksthümlichsten geworden.

Schwind hat gleichsam alle einzelnen Strahlen sammt dem vollen, glänzenden Schlussakkord der «Schöpfung» in ein Bild von seltener Schönheitsfülle eingefangen. Er lässt Adam und Eva, einander umschlungen haltend, im Anschauen der neuen Herrlichkeit schwelgen und so breitet er nicht nur vor dem ersten Menschenpaar, sondern zugleich vor uns die Wunder der Schöpfung aus, die Berge und Flüsse und Bäume, die wilden und die zahmen Thiere, — Alles getaucht in Wärme und Sonnenlicht. Oben in den Wolken singen und musiziren die Engel das Lob Gottes. Es ist, als hörte man den feierlichen Dankchor: «Die Himmel erzählen».

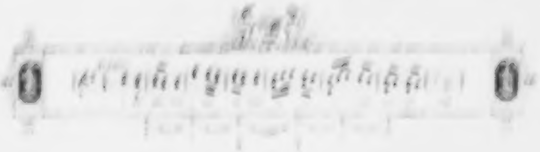
Ueber Haydn's «Schöpfung» ist seit nunmehr 80 Jahren so viel und Gutes gesagt worden, dass hier

unnütze Wiederholung wol besser unterbleibt. Nur sei erwähnt, dass gerade diejenigen Parthien des Werkes, welche im Publikum stets das lebhafteste Entzücken hervorriefen, — die schildernden, tonmalenden, — auch mitunter entschiedenen Tadel von einseitig strengen Beurtheilern erfahren mussten. Zu diesen gehörte auch unser *Friedrich Schiller*. In seinem letzten Buche vertheidigt *David Friedrich Strauss* Haydn's Schöpfung gegen das abfällige Urtheil Schiller's mit einigen treffenden Sätzen, die, in musikalischen Kreisen weniger bekannt, hier wol angeführt werden dürfen: «Wie bald das Taubenpaar gürrte, bald die Nachtigall flötete, hier der Löwe brüllte, dort der gelenkige Tiger emporschoss, hier der Hirsch sein zackiges Geweih erhob, dort das Gewürm am Boden kroch, — diese kleinen Arche-Noah-Bilderchen, woran wir anderen Kinder so grosse Freude haben, waren für Schiller's hohen Ernst zu viel ..... Die Buntheit des Einzelnen darin ist durch die Einheit der Grundstimmung sehr fest zusammengehalten. Diese durchgehende Grundstimmung, die auch den Charakter der Musik bedingt, ist fromme Natur- und Lebensfreude, die sich einerseits abwärts der Mannigfaltigkeit der Geschöpfe, andrerseits aufwärts dem Schöpfer zuwendet; wie denn auch äusserlich die in Recitativ und Arie sich ausbreitenden Einzelbilder in den Rahmen der Chöre, die jene allgemeine Stimmung aussprechen, gefasst sind. Wenn wir Haydn's «Schöpfung» mit den *Handel*'schen Oratorien vergleichen, so ist der Unterschied sowohl des Stoffes als der Behandlung nicht blos für die Eigenthümlichkeit der beiden Meister, sondern auch dafür bezeichnend, wie sehr inzwischen die Zeiten sich geändert hatten. Dort (neben verschiedenen hauptsächlich Alt-Testamentlichen Geschichtsstoffen) der Messias, d. h. die Erlösung, hier die Schöpfung; dort die sogenannte zweite Person der Gottheit, hier die erste. Noch *Graun* hatte den Tod Jesu zum Stoff eines Oratoriums gewählt; Haydn selbst, auf Bestellung eines spanischen Canonicus, die

sieben Worte am Kreuz componirt, seine »Schöpfung« bestellte der Genius der Zeit und sein eigener bei ihm. Kreuz und Opfertod mit ihren Qualen und Aengsten sind vergessen, mit geklärtem Auge wendet sich der Mensch der Welt und Natur zu, aus der er zuletzt sich selbst, das erste Menschenpaar, frisch und unverdorben, zur Humanität, nicht zur Passe destinirt, hervortreten sieht. Und wenn, gleichsehr in Gemässheit seines Talents wie seines Gegenstandes, Haydn den grossen Vorgänger an Tiefe und Erhabenheit nicht erreicht, so bezaubert er uns um so mehr durch Fülle und Anmuth, denen es auch an Kraft und Schwung keineswegs gebricht. — Die Aufführung der »Schöpfung« am 27. März 1808 war die letzte öffentliche Musikproduction, welcher Haydn beizuwohnen sich entschloss. Die Wiener bereiteten ihm da bekanntlich einen Triumph, dessen erschütterndem Eindruck der hochbetagte Mann nicht lange standhalten konnte. Er liess sich nach der ersten Abtheilung nach Hause tragen. Wenige Tage, nachdem die Franzosen in Wien eingerückt waren, starb Haydn am 31. Mai 1809.

DOCTOR UND APOTHEKER.

DOCTOR UND STUDENTEN



DOCTOR UND APOTHEKER.

Komische Oper von Dittersdorf.

Ein köstliches Genrebild aus dem deutschen Spiessbürgerthum! Mit seinem classisch scharfen gemüthvollen Blick für das deutsche Kleinleben zeichnet uns Schwind die Laube vor dem Hause des Apothekers *Stössel*, in welcher sich eben die Familie zum Kaffee versammelt hat. Es ist die so charakteristische, stimmungsvolle Scene, mit welcher die Oper beginnt. Stössel, ein alter Quacksalber und furchtsamer Pantoffelheld, präsidirt. Der martialische Stelzfuss an seiner Seite ist der Invalidenhauptmann *Sturmwald*, welcher sein Gegenüber, des Apothekers hübsches Töchterlein *Leonore* heirathen will und in diesem traurigen Unternehmen von den Eltern unterstützt wird. Hinter Leonore guckt halbverstohlen der verschmitzte

Base *Rosalie* hervor, während die herrschsüchtige böse Hausfrau *Claudia* eigenhändig den Kaffee servirt. Sie Alle freuen sich in Behaglichkeit des Feierabends; ihr Quintett «O wie herrlich, o wie labend — ist auf einen heissen Tag — So ein schöner kühler Abend, — Wo man sich erholen mag.» — ist eines der gefälligsten Musikstücke und war stets eins der beliebtesten dieser Oper. Die beiden jungen Männer, die den Mädchen auflauernd, im Hintergrund erschienen, sind *Gotthold*, einziger Sohn des Doctors Krautmann, und der «Feldscherer» (Regimentschirurg) *Sichel*. Beide treten im Stücke erst etwas später auf. Schwind hat sich aber diese charakteristischen und das Personal completirenden Figuren offenbar nicht wollen entgehen lassen. Gotthold liebt heimlich die ihm wohlgenegte Leonore, hat aber das Unglück, der Sohn von Stösels Todfeind zu sein, somit auch allen Grund, sich in diesem Hause nicht blicken zu lassen. Da die Vermählung Leonorens mit Sturmwald schon auf den nächsten Morgen festgesetzt ist, thut ein rascher Gewaltstreich noth. Mit dem ihm treu ergebenen, kecken Sichel, der ein zärtliches Verhältniss mit Rosalie unterhält, dringt Gotthold heimlich durch's offene Fenster in Stösels Apotheke, nachdem er diesen von einem schwer Kranken hat angeblich rufen lassen. Es folgt nun eine Reihe toller Scenen des Versteckens und Verkleidens beider Liebhaber, welche Nachts dem berauschten Invaliden das hölzerne Bein abschnallen und die Uniform ausziehen. Sichel in der Uniform und mit dem Stelzfuss Sturmwalds, Gotthold als Notar verkleidet, bemächtigen sich der Mädchen und foppen die Eltern, welche schliesslich selbst gegen den Invaliden aufgebracht, ihre Einwilligung zur Vereinigung der Liebenden geben.

Die erste Aufführung der *Dittersdorf*'schen Oper fand am 11. Juli 1786 — also zwischen Figaro's Hochzeit (1785) und Don Juan (1787) — im k. k. National-Hoftheater in Wien statt und führte ursprünglich

den Titel: «*Der Apotheker und der Doctor*,» Singspiel in 2 Akten. Der Text ist von dem Schauspieler *Stephanie d. J.* nach einer französischen Operette «*L'apothicaire de Marat*» bearbeitet, wie es denn meistens französische Stoffe sind, die in der ersten Entwicklungsepoche des deutschen Singspiels in's Deutsche übertragen und von Adam Hiller, Dittersdorf u. A. componirt wurden. Gilt uns der alte Leipziger Cantor *Joh. Adam Hiller* für den Vater des deutschen komischen Singspiels, so schätzen wir *Dittersdorf* doch als einen seiner ersten und wichtigsten Fortsetzer und Verbesserer, indem er das beschränkte Hiller'sche Singspiel, das eigentlich nur eine mit Liedern und kleinen Duetten durchflochtene Komödie war, zur wirklichen komischen Oper mit Ensembles und Finales erweitert hat. Diese bedeutsame Stellung in der Geschichte der deutschen Oper hat Dittersdorf nicht nur mit durchaus tüchtiger musikalischer Schulung, sondern mit der seltenen Gabe echten komischen Talents eingenommen und in einer ansehnlichen Reihe komischer Singspiele tapfer behauptet. Das beste darunter ist neben «Doctor und Apotheker» ohne Zweifel das ergötzliche Singspiel «Hieronymus Knicker,» dessen Titelheld, ein stocktauber, abergläubischer Geizhals, natürlich am Ende um Geld und Mündel geprellt wird. Grosse Beliebtheit genossen ferner «Das rothe Käppchen» (ein possenhafter, von unserm Märchen «Rothkäppchen» und von Boieldieu's Oper ganz verschiedener Stoff), ferner «Die Liebe im Narrenhause,» «Der Schiffspatron» u. A.

Durch diese hervorragende und erfolgreiche Thätigkeit in der deutschen komischen Oper hatte Dittersdorf, ebendrein als geborener Wiener, gerechten Anspruch unter den Illustriten des Wiener Hofopern-Foyers zu figuriren. Heutzutage werden freilich unsere grossen Opernhäuser dem nicht gerade hoffähigen «Doctor und Apotheker» ihre Thore kaum mehr öffnen. Wie schon eine flüchtige Durchsicht des Textbuchs

zeigt, wächst diese «komische Oper» mit grossen Blättern gradezu aus der Posse heraus. Der Doctor, der Apotheker, der Invalide sind ganz possenhafte Karrikaturen, und die ihnen gespielten Intriguen die naivsten, die man sich denken kann. Doch schlingen sich durch die überaus einfache Handlung wirksame, herzhaft komische Situationen, welche durch Dittersdorfs kerngesunde und volksthümliche Musik volles Leben erhalten. Als klang- und stimmungsvolles Ensemble gewinnt gleich das erwähnte erste Quintett den Hörer. Die gravitätische Es-dur-Arie des Apothekers «Galenus und Hypokrates sind gegen mich nur Stümper» und das Seitenstück des Doctors Krautmann «Ein Doctor ist bei meiner Ehr' der grösste Mann im Staate» erscheinen in ihrem lächerlichen Spiessbürger-Pathos im gewissen Sinne als Vorläufer der prächtigen Bassbuffo-Arien unseres *Lortzing*. An gänzlich Veraltetem fehlt es freilich auch nicht in dieser Partitur; hierher gehören die langen, langweiligen Coloratur-Arien, welche, ein Ueberrest italienischer Mode zu Dittersdorfs Zeit, auch im deutschen Singspiel nicht fehlen durften, wo sie uns heute unpassend erscheinen. Rosaliens Schluss-Arie in G-dur, Gottholds Tenor-Arie «Wahre Liebe» u. A. stellen unsere Geduld einigermassen auf die Probe, desgleichen Dittersdorfs Vorliebe für unmässiges Wiederholen desselben Motivs, derselben Figur acht bis zehnmal nacheinander. Dann fehlt aber selten ein echt komisches Stück, wie das burleske Frauen-Terzett, das drastische Zank-Duett zwischen dem Doctor und dem Apotheker und Aehnliches, das uns entschädigt und erfrischt. —

Karl Ditters (so lautete sein ursprünglicher Name) war 1739 in Wien geboren. Er glänzte nicht blos durch seine komischen Opern, sondern war auch gefeiert als virtuoser Violinspieler, als Componist von Oratorien (— «Esther,» «Hiob,» «David,» «Isaak» —) und als Symphoniker. In zwölf «charakteristischen Sinfonien» hatte er es versucht, die Metamorphosen des Ovid musikalisch zu reproduziren und führte

diese Novität, welche somit zu den frühesten sinfonischen Programm-Musiken gehört, im Wiener Au-Garten mit günstigstem Erfolge auf. Dittersdorf war als Componist und Kapelldirector bei dem Bischof von Grosswardein angestellt, hierauf beim Fürstbischof von Breslau, dem er bald persönlich unentbehrlich wurde. Der Fürst gab ihm die Stelle eines Amthauptmanns in Freywaldau und verschaffte ihm, da diese Stelle einen Edelmann erforderte, den Adel. Seither (1773) nannte sich der ehemalige Ditters „Karl von *Dittersdorf*." Leider hielt weder seine so günstige soziale Stellung, noch seine Beliebtheit als Opern-componist bis an das Lebensende des wackern Mannes an. Dittersdorf wurde, alt und krank, mit einer kleinen Pension verabschiedet. Ganz gelähmt und mittellos fand er sammt seiner Familie ein Asyl bei dem edelgesinnten Freiherrn von *Stillfried* auf dessen Gute bei Neuhaus in Böhmen. Hier diktirte er aus dem Lehnstuhl seinem Sohne eine Selbstbiographie, welche ihn als einen Mann von vielseitiger Bildung, Geist und Liebenswürdigkeit zeigt. Dittersdorf starb daselbst im Jahre 1799. —

DIE ZAUBERFLÖTE.

DIE ZAUBERFLÖTE

DIE ZAUBERFLÖTE.

Oper von Mozart.

Das Hauptbild der *Mozart* gewidmeten, dreigetheilten Lünette ist der ‹*Zauberflöte*› entnommen: *Tamino* und *Pamina* durch Feuer und Wasser schreitend, — ‹das idealste und feierlichste aller Liebespaare›, mit *Schwind* zu reden. Es ist dies Bild aber nur ein kleiner Theil der Compositionen, welche Schwind's reiche Phantasie zur Verherrlichung Mozart's und *speciell* der ‹Zauberflöte› geschaffen hat. Die ganze, gegen die Ringstrasse offene Loggia des Hofoperntheaters ist von den Gestalten der ‹Zauberflöte› belebt. Wie wir aus der von Lucas *Führich* verfassten ‹Lebensskizze› wissen, trug Schwind seine Entwürfe oft durch Jahre und Jahrzehnte mit sich herum. Die Absicht, Mozart's Zauberflöte zum

Gegenstand von Compositionen zu machen, begleitete ihn fast durch sein ganzes Leben. Noch während seiner Wiener Jugendzeit gefasst, kam sie erst am Abend seines Künstlerlebens zur Ausführung. Als Schwind die Fresken im Neuen Opernhause übertragen wurden, war er sich sofort klar über den Plan: «In die Loggia, die gleichsam das Titelblatt des Opernhauses bildet, gehört nur Mozart hin und sein grösseres Werk ‹‹die Zauberflöte››; sie passt in die Architektur wie gegossen!» Obgleich die Erklärung der in der Loggia angebrachten Compositionen Schwind's nicht mehr zu der eigentlichen Aufgabe dieses Textes gehört, können wir, wegen ihres engen Zusammenhangs gerade mit unserm Mozartbild im Foyer, auf eine kurze Schilderung derselben nicht verzichten: wir geben dieselbe als Anmerkung auf Seite 30.

In dem uns vorliegenden Foyerbild erblicken wir neben Tamino und Pamina auch noch links Papageno, rechts Papagena, auf einem Mauergesimse sitzend einander gegenüber. Diese beiden Figuren finden sich in Wirklichkeit nicht auf dem Mozartbild im Foyer; Schwind hat sie nachträglich weggelassen, wahrscheinlich weil sie in der Loggia oft genug vorkommen. In der vorliegenden Skizze sehen wir sie desto lieber erhalten, denn sie gehören zu den reizendsten Einfällen Schwind's. *Papageno*, der ideale Naturmensch, der fröhliche Sänger, trägt bei Schwind die nur leicht umgebildete Physiognomie Mozart's; mit seinem bunten Gefieder, das ihm wie einem geborenen lustigen Vogel auf den Leib gewachsen scheint, ist er nach *Fr. Pecht's* Ausdruck «eine klassische Schöpfung des geflügelten Humors». Auch der allerliebsten Gestalt Papagena's auf unserem Bilde wachsen kleine Flügel an den Schultern und sogar ein bescheidenes Vogelschweifchen; ihre beiden kleinen Kinder zeigen das sprossende Gefieder in noch drolligerer Verjüngung. Die beiden Medaillons *unter* Papageno und Papagena fehlen gleichfalls in dem wirklich ausgeführten Bilde im Foyer. Zum Vortheil der

ruhigeren Gesammtwirkung hat Schwind die hier in zwei Medaillons eingerahmten allegorischen Gruppen bei der wirklichen Ausführung *first* in das Bild hineingezeichnet: rechts die drei christlichen Tugenden (Glaube, Liebe, Hoffnung), links als Gegenstück dazu die drei Grazien. — Unmittelbar an das Mittelbild lehnend und in gleicher Grösse der Figuren sehen wir die Reiterstatue des *Gouverneurs* und den Pagen *Cherubin*, wie er noch mit der Haube der Gräfin aufgeputzt aus dem Fenster springt und bei dieser Gelegenheit einige Blumentöpfe zerbricht. So hat Schwind auf seinem Bilde die drei vollkommensten Opern Mozart's: *Don Juan*, die *Hochzeit des Figaro* und die *Zauberflöte* versinnlicht. Von diesen ist bekanntlich »Don Juan« zuerst in Prag aufgeführt (1786), Figaro's Hochzeit im Wiener Hofoperntheater (1785) und die Zauberflöte in dem Schikaneder'schen Theater »auf der Wieden« (1791). Indem Schwind gerade der »Zauberflöte« den Ehrenplatz in der Mitte des Bildes einräumte, that er es nicht blos aus einer mit Beethoven getheilten individuellen Vorliebe, sondern wegen der allgemeinen menschlichen und symbolischen Bedeutung der »Zauberflöte«, welche einestheils die Macht der Musik, anderntheils die »schöne Idee des Kampfes zwischen Licht und Finsterniss, den Sieg der Tugend und Weisheit über Leidenschaft und Sinnlichkeit« verherrlicht.

Die erste, von Mozart selbst dirigirte Aufführung der »Zauberflöte« fand am 30. Sept. 1791 statt. Der Erfolg war zunächst nicht der erwartete, und drohte Mozart fast zu entmuthigen; aber mit jeder Wiederholung steigerte sich der lebhafte, bald enthusiastische Antheil des Publikums, so dass die Zauberflöte, eine Zugoper wie kein anderes Mozart'sches Werk, schon im November 1792 ihre 100ste Aufführung erlebte. Der Text (bekanntlich von dem Wiener Theaterdirector und Schauspieler *Emanuel Schikaneder* gedichtet) errang, trotz aller Plattheiten im Dialog, doch durch seine unleugbar poetische

Symbolik und seinen Märchenzauber den Beifall *Goethe's* und erlaubte jedenfalls eine vollständige Idealisirung durch Mozart's Musik.

«Mozarts Zauberflöte» — so lautet ein schöner Ausspruch *Berthold Auerbach's* — «ist eine jener ewigen Schöpfungen, die im Jenseits aller Leidenschaft und alles Menschenkampfes steht. Ich habe es oft gehört, wie kindisch dieser Text sei, aber auf dieser Höhe kann alle Handlung, alles Geschehene, alle Menschenerscheinung, alle Umgebung nur noch allegorisch sein. Die Schwere und Begrenztheit ist abgestreift, der Mensch wird zum Vogel, zum reinen Naturleben, er wird zur Liebe, wird zur Weisheit. Das Kindliche, ja das Kindische des Textes ist einzig naturgemäss. Der Einzugs-Chor der Priester ist der Marsch der Humanität und der Chor «O Isis» die sonnenhafte Friedensseligkeit. Hier ist das volle Paradiesesmärchen, ein Leben über der Welt, wohin nur die Musik emportragen kann, im freien, über allen Stürmen und Wettern erhabenen Aether».

Anmerkung. In der gegen die Ringstrasse mit fünf Bogen geöffneten Loggia, deren fünf in's Foyer führende Thüren an der Innenseite entsprechen, standen Schwind für die «Zauberflöte» zwei grössere Lünetten an den beiden Seitenwänden, dann fünf ähnliche Räume über den Thüren, zwanzig Gewölbwickel und fünf Medaillons in den Gewölbkreuzungen zur Verfügung. In die Lünetten der Seitenwände, sie ganz ausfüllend, verlegte er, wie schon ihre Situation gebietet, Anfang und Ende der Oper. Links die Königin der Nacht, von den drei Damen angeben, wie sie Tamino erscheint, rechts gegenüber: Tamino und Pamina, wie sie nach bestandener Probe aus dem Feuer herausstreten und von Sarastro auf seinem hörnerbespannten Wagen und den Priestern und Jungfrauen mit Jubel empfangen werden, während die Königin der Nacht und ihre Begleitung in die Unterwelt hinabsinken und Papageno nebst Papagena lustig davonlaufen. In den Lünetten über den Thüren wurden durch Blumenkränze in der Mitte runde Räume für die Bilder gewonnen und in die Ecken zu beiden Seiten je zwei Kindergestalten mit Musikinstrumenten gesetzt. In diesen grossen Medaillons befinden sich die Hauptscenen am Tamino's und Pamina's Liebesleben und zwar über der Mittelthür, die schon im Foyer durch die über ihr angebrachte Büste Mozart's als eigentlicher Ausgang zur Loggia bezeichnet ist; der Mohr nähert sich Pamina, um sie zu küssen, mit der

Hand die Mondscheibe bedeckend; dann über den beiden äussersten Thüren: Tamino wird von den Knaben zum Schweigen aufgefordert, und Pamina's Liebesleid neben der Mittelthür als treffende Gegensätze; Pamina bemerkt Tamino um sein Geheimniss und wird von ihm abgewiesen, und endlich: die beiden Liebenden eilen einander entgegen. Die Zwickel enthalten auf schwarzem Grunde in einzelnen Figuren die Abenteuer Papageno's, der die Prüfungen seines Herrn in parodirter Weise zu bestehen hat. In den Zwickelfeldern der Decke stehen in humoristisch-symbolischer Wechselbeziehung zu dem betreffenden Rundbild der Bogenabschnitte. Wenn z. B. unten Tamino von den drei Knaben in den Prüfungstempel eingeführt wird, sehen wir oben Papageno mit dem Sack über dem Kopfe täppisch dem Ruf der Priester folgen. (Ch. Fischer.) — Die Medaillons in den Kreuzbogen enthalten die allegorischen Figuren des Wassers und des Feuers, des Ueberflusses und des Gleichmasses, das mittlere die Vorstellung, wie der kleine Mozart auf dem Schoosse der Kaiserin Maria Theresia sitzt. —

FIDELIO.

FIDELIO

Einst ist's Kürzungen und Änderungen

Nicht Die einzige Oper, die Beethoven uns geschenkt. Ein Gedenkbl. Sie ist seinem ganzen musikalischen Wesen vollkommen gleich gewichtig, wenn sie allmälig erkannt wurde. Die erste Aufführung der umgearbeiteten dreiaktigen Oper »Fidelio, oder die eheliche Liebe« fand am 20. Nov. 1805 im Theater an der Wien statt, dritte Tage nach dem Einmarsch der Franzosen in Wien und unter den ungünstigsten Umständen. Die Aufnahme war kalt und Beethoven zog sein Werk nach der dritten Vorstellung zurück. »Fidelio«, — durch verschiedene Klavierspiel und Arrangements in Text und Musik auf zwei Akte reduziert — wurde noch im selben Jahre mit gleich geringem Erfolg nochmal gegeben, und blieb nun

[illegible]

Dieses die gerade Gattenliebe [illegible], welche die Leonore der Volksgunst treue gattenliebende Tatsache verkörpert, gegen «Fidelio» auch in Leonore und Pizarro.

Das Textbuch zu «Fidelio» ist einem französischen Libretto «Léonore ou l'amour conjugal» von Bouilly nachgebildet, das zuerst von Gaveaux (1798) dann auf italienischen Text von Ferd. Paer (Dresden 1804) komponiert worden war. Um nicht den Text dieser früheren Komposition zu überliefern, wurde Beethovens Oper, die es ursprünglich gleichfalls Leonore betitelt hatte, gegen seinen Wunsch «Fidelio» betitelt. Als der vielfach erzählten und nacherzählten Anekdote, es habe Beethoven dem Komponisten der «Leonore», Ferdinand Paer, gelingt «Ihre Oper gefällt mir, ich will sie komponieren», — ist kein weiteres Wort. Das Textbuch des «Fidelio» ist, um Bouilly zu sprechen, traurig und melodramatisch. Es handelt sich um einen edlen Kampfer für Recht und Wahrheit, Florestan, welchen sein Feind, der Festungs-Gouverneur Pizarro in einem unterirdischen Kerker verschmachten lassen will. Florestans Gattin, Leonore, hat sich als Mann verkleidet, bei dem Kerkermeister Rocco unter dem Namen Fidelio in Dienst begeben und hat ihn so [illegible] zu retten gewusst. Marzelline, Roccos Tochter und Verlobte des Pförtners Jaquino, fällt sich von Fidelio

[illegible]

Vor Beethoven's «Fidelio» hat keine Opernmusik die tiefsten Herzenstöne so wahr und gewaltig angeschlagen; vor «Fidelio» trug noch keine Oper grossen Styls so entschieden und unverkennbar deutschen Charakter. Die fortzeugende Kraft dieses Werkes war unermesslich, wenn sie sich auch nicht gleich zeigte. «Fidelio» blieb lange gänzlich isoliert; er ist zwischen Mozart's *Zauberflöte* (1791) und Weber's *Freischütz* (1821), also in einer Periode von dreissig Jahren das einzige geniale Werk von bleibender Bedeutung, welches die deutsche Oper hervorgebracht hat. Aus der «Zauberflöte» und «Fidelio» erwuchs unser eigentlicher

[illegible]

[illegible]

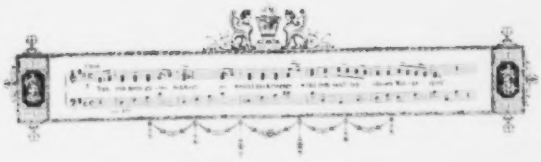
[illegible]

[illegible]

Das Bild zeigt uns Egmont im Kerker, schlafend, träumend. Die Gestalt der Freiheit, mit Klärchens Zügen, erscheint ihm. An die seraphischen Klänge, mit denen Beethoven diese Vision begleitet, schliesst sich Egmont's

DER HÄUSLICHE KRIEG.

DER HAUSLICHE KRIEG



DER HÄUSLICHE KRIEG.

Romantisch-komische Oper von Franz Schubert.

An keine seiner musikalischen Illustrationen dürfte *Schwind* mit so viel Zärtlichkeit gegangen sein, wie an sein Schubertbild. Denn zu der künstlerischen Begeisterung gesellte sich hier das Gefühl wärmster persönlicher Zuneigung. Die innigste Freundschaft verband die beiden in Temperament, Character und Streben nahe verwandten jungen Künstler: *Schwind* und *Schubert*. Beide in Wien geboren und aufgewachsen, fanden sie einander bald in voller Jugendfrische und begeisterter Kunstliebe; *Eduard Bauernfeld* vervollständigte das joviale Wiener Kleeblatt. Schwind war leidenschaftlicher Musikfreund: »Einen Mund voll Musik muss einer täglich haben,« pflegte er noch in seinen letzten Lebensjahren zu sagen. Selbst

in seinen Bildern webt musikalisches Empfinden und Anschauen. Schubert hing mit ganzem Herzen an Schwind und hat in dessen Stube mehr als Ein schönes Lied componirt. Dass er seinen *Franz* grade im Opernhause als Operncomponisten verewigen werde, das hat Schwind damals kaum selbst vermuthet; war doch Schubert bei Lebzeiten fast nur als Liedercomponist bekannt und geehrt. Seine Oper «*der häusliche Krieg* oder *die Verschworenen*», 1819 componirt, kam erst 40 Jahre später, in einer von *Herbeck* veranstalteten Concertaufführung in Wien (1861) und bald darauf scenisch im Hof-Operntheater an die Oeffentlichkeit.

Das Textbuch zu dieser heitern kleinen Oper — Schubert fand es ganz zufällig in einem Theateralmanach — ist eine anspruchslose Arbeit des Wiener Dichters *Castelli*, und behandelt in modern verschnörkelter Einkleidung dasselbe Motiv, das wir aus *Aristophanes'* Comödie «Lysistrate» kennen. Ein Graf Herilert ist mit seinen Rittern vom Kreuzzug heimgekehrt. Ihre Frauen, welche mit Grund besorgen, dass es die Männer bald wieder nach neuen Kriegsfahrten gelüsten möchte, verschwören sich, ihre heimkehrenden Gatten spröde und abweisend zu empfangen, um sie durch den Reiz des Versagens um so fester an sich zu ketten. Ein geschwätziger Page verräth den Rittern diese Verschwörung; da greifen die Männer zur gleichen List und kommen ihren Frauen mit kalter, gleichgiltiger Begegnung zuvor. Sie hatten, so erzählen sie, im Morgenlande ein Gelübde gethan, ihren Frauen nur dann Zartlichkeit zu beweisen, wenn diese, aus Liebe zu ihnen, sich entschlossen, in voller Kampfesrüstung selber mit ihnen auszuziehen. Dieser Zumuthung können die «Verschworenen» auf die Länge nicht standhalten; eine nach der andern erscheint wirklich gewappnet. Die beschämende Aufklärung der Kriegslist erfolgt und nach ein paar zärtlichen Neckereien beschliesst allseitige Versöhnung den «häuslichen Krieg.»

Schubert's Musik erfüllt diese einfache Lustspielhandlung überall mit Leben und Schönheit. Kaum ist jemals in dem bescheidenen Rahmen eines einaktigen Singspiels solche Fülle bezaubernder Melodieen, so geniale Characteristik und gemüthvolle Heiterkeit vereinigt worden. In Einem klaren Fluss strömt diese Musik dahin, von Anfang bis zu Ende natürlich, ungezwungen, wie nicht bewusst ihres eigenen Reichthums und ihrer Meisterschaft. Welch warmer Gefühlston durchdringt gleich die erste Romanze Helenens in Fmoll, von welcher dann der Verschwörungschor der Frauen so rauschend und prachtig absticht! Wie schön correspondiren der Chor der einziehenden Ritter in kraftig markirtem Marschrhythmus und die folgende polonaisenartig anhebende Begrüssung zwischen den Rittern und ihren Frauen. Das Liebesduett zwischen Astolf und Helene, mit seiner an oberösterreichische Gebirgsjauchzer mahnenden jubelnden Schlusscadenz, es wird noch übertroffen von dem Zwiegesang zwischen dem Grafen und der Grafin (»Ich habe gekämpft und habe gestritten, für Dich!«), in welchem schalkhafter Humor mit warmer Herzlichkeit sich verbinden. In schönsten Verhältnissen baut sich schliesslich der klangvolle Chor »Ich bin beschämt« vor uns auf, welcher die Versöhnung der Streitenden einleitet. Diese Schlussscene hat Schwind in dem Hauptfeld seines Bildes festgehalten.

That man vordem Unrecht, Franz Schubert nur als »Liederfürsten« zu feiern, so hätte Schwind noch ungerechter gehandelt, würde er ihn ausschliesslich durch eine *Opern*composition repräsentirt haben. Er musste jedenfalls auch an Schubert's vollendetste Schöpfungen, an seine *Lieder* erinnern. Schwind that dies, so weit es der gemessene Raum nur immer zuliess, durch zwei Seitenbilder und die beiden das Hauptbild einschliessenden Statuetten. Die beiden Seitenbilder gelten dem »Erlkönig« und dem »Fischer,« — es sind

mit feinem Verständniss *Goethe*'sche Balladen gewählt, zu denen Schubert die Musik geschrieben. Einen Schatz, wie ihn die Deutschen an Schubert's Compositionen Goethe'scher Gedichte besitzen, (— es sind ihrer sechzig —) hat keine andere Nation aufzuweisen. Der «Erlkönig» war als Schubert's Opus 1. erschienen und hat, verbreitet durch *Michael Vogl's* vollendeten Vortrag, Schubert's Ruhm begründet. Die beiden reizenden Statuetten versinnlichen uns gleichfalls zwei der schönsten Schubert'schen Lieder: den «Wanderer» und die «zürnende Diana.»

Schubert's Thätigkeit auf dramatischem Gebiet ist keineswegs beschlossen in dem Singspiel «der häusliche Krieg.» Wir besitzen von ihm ausser verschiedenen melodramatischen Arbeiten, Ouvertüren, Zwischenaktsmusiken (— wie die reizenden zu dem Drama «Rosamunde» —) und zwei grosse heroische Opern: «Alfons und Estrella» (in Weimar durch *Liszt* zur Aufführung gebracht) und «Fierabras,» wovon bisher nur einzelne Fragmente in Concerten zu Gehör kamen. Beide Opern, in welchen sich eine Perlenschnur lyrischer Schönheiten aufreiht, leiden unter dem Drucke ihrer veralteten, kindischen Textbücher; wir hoffen trotzdem, sie in etwas modernisirtem Gewand im Wiener Operntheater noch auferstehen zu sehen.

Schubert, geboren 1797 in Wien, starb daselbst im Jahre 1828, ein Jahr nach Beethoven, an dessen Seite er begraben liegt. Schubert und Dittersdorf sind von den im Opernfoyer durch Schwind illustrirten Tondichtern die zwei einzigen, die in Wien selbst das Licht der Welt erblickten. Hingegen haben folgende von den hier repräsentirten Meistern in Wien ihre letzten Jahre verlebt und ihre Ruhestatte gefunden: Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert. —

DER WASSERTRÄGER

ODER

DIE TAGE DER GEFAHR.

DER WASSERTRAGER

DER WASSERTRÄGER.

Oper in 3 Akten von Cherubini

Ein friesfertiger alter Mann, sein Wasserfass auf zweirädrigem Karren fahrend, umgeben von einer wilden drohenden Soldateska, — rechts und links Geschütze, Kugeln und allerlei kriegerisches Geräth. Wir sind an der Banlieue von Paris, die Soldaten halten jeden Vorübergehenden an und späh'n, infolge strengsten Befehls, nach Verdächtigen und Flüchtlingen. Vor allem ist's Graf *Armand*, der volksfreundliche Parlamentspräsident, welcher — durch den allmächtigen Kardinal Mazarin gestürzt — eifrig verfolgt wird. Ein hoher Preis ist auf seinen Kopf gesetzt. Mehrere Tage irrt der Verfolgte, mit seiner treuen, muthigen Gemalin innerhalb der scharf bewachten Thore von Paris umher. Ein Savoyarde *Michel*,

dessen Sohn Anton als kleiner Knabe einst durch den Grafen vom Hungertod gerettet wurde, verbirgt das flüchtige Paar in seiner Wohnung und weiss es schlau vor den durchsuchenden Soldaten zu retten. Nachdem letztere abgezogen, wird die Gräfin als Anton's Schwester verkleidet und mit deren Pass nach dem Dorf Gonesse geleitet, wo Anton Hochzeit halten soll. Eben hat sie an der Barrière ein gefährliches Verhör glücklich überstanden, da kommt der Wasserträger Micheli mit seinem leeren Fass angefahren, in welchem er den Grafen versteckt hält. Seine schlaue Treuherzigkeit weiss die Soldaten zu täuschen; in einem Augenblick, da die Schildwache an dem offenen Thor abwärts geht, lässt er den Grafen aus dem Fass springen und entschlüpfen. Der Soldatenchor, in dessen scharfmarkirten Marschrythmus Micheli zeitweilig seinen Refrain «Nun ist er frei, der brave Mann!» einschiebt, ist von unvergleichlicher Wirkung und das ganze Finale dieses 2. Aktes ein dramatisches Meisterwerk, wie wir ihrer wenige besitzen. Leider vermag der weitere Verlauf der Oper die Spannung der beiden ersten Akte nicht zu steigern; der dritte Akt bringt nur Wiederholungen der Gefahren, in welche die verkleidete Gräfin und ihr Gemal gerathen; eine königliche Depesche, welche den Grafen Armand rehabilitirt und in seine Würden wieder einsetzt, löst schliesslich die Verwicklung als wahrer Deus ex machina.

Schwind hat die Scene, welche musikalisch wie dramatisch den Höhenpunkt des Stücks bildet, auf das Glücklichste herausgegriffen: der brave Micheli mit seinem Wasserfass inmitten der inquirirenden Soldaten. Die Bedeutung der Situation ist durch die kleinen Figuren im Hintergrund vollkommen deutlich gemacht: rechts sieht man die Gräfin, als Bauernmädchen verkleidet, von dem Sohne Micheli's geleitet, — links den Grafen, das Gesicht in den Mantel gedrückt, glücklich entkommen. Der Zuschauer, welcher von Anfang an

all' die Gefahren des edlen verfolgten Paares angstvoll mit durchlebt, fühlt hier die Spannung auf's Höchste gesteigert. Mit angehaltenem Athem und klopfendem Herzen sehen wir dem Moment entgegen, wo die Wache sich abwendet und der Graf rasch aus dem Fass entschlüpft: gottlob, er ist gerettet! Es ist eine Empfindung, fast wie in der Kerkerscene im »Fidelio«, da im Augenblick der höchsten Gefahr das Trompetensignal ertönt, welches die Ankunft des Ministers meldet und Florestans bedrohtes Leben rettet.

Cherubini's »Wasserträger«, oder wie der Titel im Original heisst »Les deux journées« (die beiden Tage der Gefahr) wurde zum erstenmal im Jahre 1800, im Théâtre Feydeau zu Paris gegeben. Die beispiellose Wirkung dieser Oper ging dort zum grossen Theil von dem Stoffe aus. Noch waren damals die Schreckensscenen der Verfolgung aus den Revolutionsjahren bis 1794 Allen in lebendigster Erinnerung. Der Textdichter hatte die Handlung in eine frühere Epoche (unter Cardinal Mazarin) versetzt, aber fast in jedem Hause von Paris waren noch kurz vor der Aufführung des »Wasserträger« ähnliche Scenen vorgegangen, wie die Aufsuchung und Rettung Armand's. Rellstab erzählt uns, wie ihm in Paris noch Augenzeugen jener ersten Aufführung (darunter der Musikgelehrte Botté de Toulemont) dieselbe schilderten: »Hunderte sahen ihre eigene Lage aus nächster Vergangenheit vor sich. Bei der Durchsuchungsscene sah man die Zuschauer erbleichen und zittern. Frauen bekamen Nervenanfälle. Benachbart Sitzende ergriffen sich bei den Händen und hielten einander krampfhaft fest. Die Macht der Erinnerungen war so erschütternd, dass man lautes Schluchzen hörte«. Diese Gewalt der Actualität hat die Handlung des »Wasserträger« seither verloren, aber keineswegs die Wirkung ihrer rührenden und spannenden Scenen auf jedes Gemüth. Die Fehler dieses sogar von Goethe hochgepriesenen Librettos springen trotzdem in die Augen: das Uebergewicht des

gesprochenen Dialogs, die Einführung vieler singender Nebenpersonen, die sofort wieder vom Schauplatze verschwinden, endlich das Kindische der Gefahren im dritten Akte sammt der urplötzlich vom Himmel fallenden Rettung. Cherubini's Musik besitzt hohe und echte Vorzüge. Sie imponirt durch Ernst und Grösse in den Ensemblenummern, durch schlichte Einfachheit in den Romanzen und Strophenliedern, durch ihre dramatische Treue überall. «Der Wasserträger» hat Cherubini's Popularität in Deutschland begründet und sich auf unsern Bühnen bis auf den heutigen Tag — also länger als in Paris — erhalten. Die wärmste Anerkennung und Sympathie fand diese Oper bei *Carl Maria Weber* und *Beethoven*. Weber nennt sie «eine göttliche, ausdrucksvolle Musik, ein echt dramatisches, klassisches Werk;» Beethoven liebte den «Wasserträger» vor allen Opern und verräth den Einfluss desselben in seinem «Fidelio» an mehr als einer Stelle. Nebenbei bemerkt, stammt auch der ursprüngliche Fidelio-Text («Léonore, ou l'amour conjugal») von dem Textdichter des «Wasserträger,» *Bouilly*, der in letzterem Libretto zwar den sehr gewandten Bühnendichter bewährt, aber auch den moralisirenden Kinderschriftsteller keineswegs verleugnet. *Luigi Cherubini*, geboren in Florenz 1760, starb als Director des Conservatoriums in Paris im Jahre 1842; durch seine lange musikalische Wirksamkeit reicht er somit fast von *Gluck* bis zu *Richard Wagner*. Seine Anfänge waren italienisch; erst in Paris entwickelte er seine eigenste musikalische Individualität, seinen ernsten, gehaltvollen, mitunter etwas schweren und herben Styl. *Haydn's* und *Mozart's* Einfluss auf Cherubini ist ebenso unläugbar, wie die grosse Rückwirkung Cherubini's auf die deutsche Opernmusik. In Paris anfangs gehemmt in seinen Bestrebungen, insbesondere von Napoleon I zurückgesetzt, folgte Cherubini 1805 gerne einem Ruf nach Wien, wo seine Opern besonders «Medea» und «Lodoiska» grosse Beliebtheit genossen. Hier führte er im Kärntnerthor-

Theater (1805) seine für Wien geschriebene Oper *Faniska* auf, löste aber bald, angesichts der immer drohenderen Kriegesstürme, seine Verpflichtungen gegen das Wiener Hoftheater, für welches er einige Opern schreiben sollte, und kehrte nach Paris zurück. — Im Jahre 1860 wurde das 100jährige Jubiläum von Cherubini's Geburt gefeiert; die Florentiner haben ihrem berühmten Landsmann (dessen Musik sie freilich stets ignorirten) ein prachtvolles Monument in der Kirche Santa Croce, dem Pantheon Italiens, errichtet. —

DIE VESTALIN.

DIE VESTALIN

DIE VESTALIN.

Drama Oper von Spontini.

Zu den politischen Strömungen, welche während der französischen Revolution auch die Theater stark bewegten, gehörten unter anderen die Demonstrationen gegen die Geistlichkeit. Man liebte es, Priester, Mönche und Nonnen auf die Bühne zu bringen und zwar mit solcher Beharrlichkeit, dass *Fleury* sagen konnte: »die Priester leben nicht mehr vom Altar, wohl aber leben die Schauspieler von demselben.« Ein älteres Drama von *Fontenelle* »La Vestale«, früher in Paris verboten, wurde 1789 unter dem Titel »*Erixie*« in der Comédie Française mit wesentlichem Erfolg gegeben. Ein wirkliches Ereignis machte das Glück des matten Dramas, eine Nonne, gewaltsam von ihren Eltern ins Kloster gesteckt, verlangte

während das Stück Epoche machte, vom Parlament die Aufhebung ihres Gelübdes. Die Erneuerung wurde bewilligt. In *Spontini's* Oper «La Vestale» (Text von Jouy) klingt dieses Motiv gewaltig nach; ein zweites, patriotisch zeitgemässes trat hinzu: die Verherrlichung des Napoleonischen Kriegsruhms. Denn den Triumph der siegreichen Römer in der «Vestalin» bezog das Publikum natürlich auf die Franzosen und applaudirte mit patriotischer Begeisterung das bekannte Recitativ des Triumphators Licinius: «Wir bleiben, was wir sind, das erste Volk der Welt!» Allein der hohe Werth von Spontini's Musik wäre trotzdem unzureichend, den grossen und nachhaltigen Erfolg zu erklären, den «die Vestalin» bei ihrer ersten Aufführung am 11. December 1807 davontrug und 30 Jahre lang in der Pariser Grossen Oper behauptete. Die Direction war nur sehr ungern und zaghaft an die Aufführung der «Vestalin» gegangen, deren Musik man als wüst und unaufführbar verschrie; nur der wohlverdiente hohe Schutz der Kaiserin Josephine hatte die Aufführung durchgesetzt und dem jungen Componisten den Weg des Ruhmes geebnet.

Beim Aufziehen des Vorhangs erblicken wir das römische Forum und den Tempel der Vesta. Der römische Feldherr Licinius kehrt als Sieger zurück und soll die Ehren eines Triumphators entgegennehmen. Während seiner Abwesenheit war Julia, seine Braut, Vestalin geworden und sie selbst ist ausersehen, ihm heute den Lorbeerkranz auf die Stirne zu drücken. Entrückt, die Geliebte wiederzusehen, flüstert ihr Licinius zu, er werde noch diese Nacht sich zu ihr in den Tempel schleichen und sie entführen. Im 2. Akt wacht Julia im Tempel bei dem heiligen Feuer der Vesta, das sie brennend erhalten muss. Unfähig, der Stimme des Herzens zu widerstehen, öffnet sie dem Geliebten die Pforte. In der Wonne des Wiedersehens und langentbehrter zärtlicher Unterredung vergisst Julia gänzlich das ihr anvertraute Feuer der Vesta.

Es erlischt. Die Vestalinen eilen herbei und finden Julia ohnmächtig auf den Stufen des Altars. Sie entkleiden die Pflichtvergessene ihrer priesterlichen Abzeichen, der Oberpriester spricht das Todesurteil über sie. Der 3. Akt führt uns in die Katakomben, wo Julia lebendig eingemauert werden soll. Es rüstet sich der Trauerzug. Julia bereitet sich betend zum Tode vor, schon beginnt man mit der Einmauerung der Unglücklichen — da erscheint plötzlich Licinius und bekennt sich als den eigentlichen Schuldigen, der an Julia's Stelle zu sterben verlangt. Die Priester fordern seinen Tod. Alles ist in Aufruhr. Da rollt der Donner und ein Blitzstrahl entzündet das erloschene Opferfeuer der Vesta. Licinius und sein Freund *Cinna* retten Julia aus ihrem Grabe und der Oberpriester weicht dem Willen der Gottheit, der sich auf so wunderbare Weise geoffenbart hat.

Gaspare Spontini, geboren 1778 zu Jesi im Kirchenstaate, hatte seine Carrière mit komischen Opern für Italien, im Styl *Cimarosa's*, begonnen. In diesem leichten Genre fühlte er sich bald unbehaglich, es drängte ihn nach ernsteren, höheren Aufgaben und trieb ihn nach Paris, das von dem Glanz der Napoleonischen Siege strahlte. Gehoben von dieser mächtigen politischen Strömung, überdies unter dem zwingenden Eindruck der ihm wie eine Offenbarung erscheinenden Gluck'schen Opern, schuf sich Spontini seinen eigenen Styl, dessen edle Grösse und dramatische Energie in seinen beiden französischen Opern: «La Vestale» und «Fernand Cortez» (1809) sich glänzend offenbarte. Den musikalischen Reichthum und die blendende Originalität der «Vestalin» hat Spontini in seiner 2. Oper «Fernand Cortez» nur theilweise erreicht, vor Allem in der gewaltigen Aufruhrscene der Krieger gegen Cortez. Die schon im «Cortez» sich ankündigende Neigung zu blendenden Massen- und Lärmeffekten, gewinnt in Spontinis späteren Werken (*Olympia, Nurmahal, Alcidor, Agnes von Hohenstaufen*) immer bedenklicher die Oberhand, bei stetig abnehmendem musikalischen Gehalt.

Spontini war 1820 einem Rufe nach Berlin gefolgt, wo er als Generalmusikdirector eine weder ihm selbst noch der deutschen Musik heilbringende Dictatur ausübte. Stets Fremdling geblieben in Deutschland, verbittert durch den Misserfolg seiner späteren Opern und durch Meyerbeer's hell aufgehendes Gestirn, verliess Spontini im Jahre 1842 seinen Berliner Posten und kehrte nach Italien zurück. Vom Papst zum «Grafen von Andrea» erhoben, starb der hochbetagte Meister 1851 zu Majolati im Kirchenstaat. In diesem Dorf, dessen Wohlthäter er geworden, wurde 1878 das 100jährige Jubiläum seiner Geburt gefeiert, eine Feier, die leider in Deutschland kaum irgendwo einen Nachhall fand. Spontini ist zu früh vergessen. Das Verschwinden der «Vestalin» von allen deutschen Bühnen (— von den französischen nicht minder —) ist sehr beklagenswerth und höchstens damit zu entschuldigen, dass wir keine grossen dramatischen Sängerinnen der «Julia» mehr besitzen, wie es zuletzt die *Schröder-Devrient* und *Jenny Lind* waren. Der zweite Akt namentlich gehört zu den grössten Meisterwerken dramatischer Composition. Julia's Arie «Du, die mein Mund mit Beben nennt» («Toi que j'implore») ist von nahezu idealer Schönheit und hat, so wie die vestalischen Chöre, auf *Bellini's* «Norma» bedeutenden Einfluss geübt. Spontini's Vestalin war die Frucht einer äusserst glücklichen Verbindung des leidenschaftlichen, italienischen Naturels mit dem erhaben-strengen Styl der Gluck'schen Oper.

Hector Berlioz nennt die Vestalin «eine gewaltige, plötzliche Explosion von Spontini's Genie; einen Regenguss von feurigen Gedanken und von Thränen des Herzens, einen Strom von edlen, rührenden, stolzen, drohenden Melodieen.» — *Schwind's* Bild versinnlicht die Bekränzung des Triumphators Licinius durch Julia im ersten Akt. Möge es im Opernhause nicht vergeblich an Spontini's «Vestalin» erinnern, sondern dazu beitragen, dass man sie aus ihrer unverdienten Einmauerung endlich befreie.

JESSONDA.

JESSONDA.

JESSONDA.

Oper von Louis Spohr

In keiner andern Oper hat *Spohr's* begrenzte, aber durchaus ideale Persönlichkeit sich so ganz und echt ausgeprägt, wie in der »*Jessonda*.« Der Stoff dieser Oper, der ordentlich providentiell Spohr's Eigenthümlichkeiten entgegenkommt und sie auf poetischem Gebiet vorbildet, kam ihm seltsam genug in die Hand. Missmuthig und allein hütete Spohr während seines Pariser Aufenthalts eines Tages das Zimmer, während es draussen regnete und stürmte. Um sich Zeit und Grillen zu vertreiben, bat er seine Wirthin, ihm das erste beste Unterhaltungsbuch, das sich gerade vorfände, zu leihen. Die gute Frau trieb einen alten, zerlesenen Roman auf: »*La veuve de Malabar*,« und brachte ihn unserm Tondichter.

Dieser erblickte in der romantischen Erzählung augenblicklich einen trefflichen Stoff für eine Oper. Für wenige Sous erstand er das Büchlein und beschäftigte sich sogleich auf das lebhafteste mit Plänen für dessen günstigste Bearbeitung. Kaum nach Deutschland zurückgekehrt, entwarf er selbst ein vollständiges Scenarium der «Jessonda», auf dessen Grundlage dann *Eduard Gehe* in Dresden das Textbuch verfasste. Der wahlverwandte Geist, der Spohr's Talent zu dem Stoffe hingezogen, bewährte sich auch als ungeschwächte Begeisterung während der ganzen Composition dieser seiner Lieblingsoper.

Der Inhalt der Oper ist folgender: Ein portugiesischer Offizier, *Tristan d'Acunha*, hat auf einem Feldzuge in Ostindien ein Mädchen kennen gelernt, dessen Reize sich seiner Seele mit unverlöschlichen Zügen eingeprägt haben. Auch Jessonda (so heisst das Mädchen) fühlte sich unwiderstehlich zu dem Fremdlinge hingezogen; allein der habsüchtige Vater trennte die Liebenden, indem er mit Jessonda und einer zweiten Tochter, *Amazili*, die Heimath verliess, und die Erstere an einen hochbetagten, aber mächtigen Rajah vermählte. Tristan ist indessen Feldherr der Portugiesen geworden, und führt den Krieg eben in dem Gebiete, wohin seine Geliebte verheirathet worden. Es kömmt zwischen ihm und den Hindus zu einem Waffenstillstande, der noch nicht abgelaufen ist, als der Rajah stirbt, und seine junge Wittwe nach der fanatischen Sitte jenes Landes mit der Leiche des Gatten lebendig verbrannt werden soll. Man sieht im ersten Akte die Leiche des Rajah in einem Tempel ausgestellt. Braminen und Bajaderen erweisen dem Verstorbenen die letzten Ehren, und *Nadori*, der jüngste Priester, wird zum Todesboten an die Wittwe erwählt. Er findet sie an der Seite ihrer Schwester Amazili in Verzweiflung, und wird eben so sehr durch ihr Unglück, als durch die Schönheit ihrer Schwester gerührt, auf welche Nadori keinen geringeren Eindruck gemacht hat.

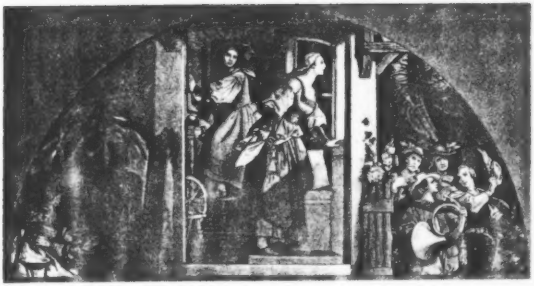
Wiewohl er die Schreckenspost verkünden und sein Mitleid verbergen muss, so ist er doch im Geiste von seinem Orden abgefallen, und entschlossen, die Portugiesen um Rettung der Wittwe anzuflehen. Jessonda wird zu einer heiligen Quelle geführt, um sie durch entsühnende Gebräuche zu dem Opfertode vorzubereiten und zu weihen. Auf diesem Schreckensgange erblickt sie in dem portugiesischen Feldherrn ihren vorigen Geliebten. Je weniger Beide ihre Liebe bergen können, desto schrecklicher ist ihr Wiederfinden; denn der Oberbramine *Dandan* findet Jessonda in den Armen Tristan's, und erklärt den Frevel für einen Treubruch, welcher nur durch den schleunigen Tod der Wittwe entsühnt werden kann. Mit Entsetzen muss sie Tristan fortführen sehen, da er durch offenbare Gewalt die Zeugen seiner That bis auf das Aeusserste empören würde. Zum Glücke hat Nadori, dessen Zärtlichkeit die Schwester der Unglücklichen erwiedert, in Erfahrung gebracht, dass nicht Tristan durch Berührung eines Todesopfers, sondern der Oberbramine den Waffenstillstand früher gebrochen habe, indem er vor dem Begegnen der Liebenden Leute abgeschickt habe, um die Flotte der Portugiesen anzuzünden. Man fängt auf diese Anzeige die Verbrecher, und Tristan hat nun gerechten Grund, Jessonda gewaltsam zu retten. Er dringt gerade in dem Augenblicke, als Jessonda zum Scheiterhaufen geführt werden soll, durch einen geheimen Gang in die Stadt und in den Tempel. Das Werk der Rettung gelingt, der Feldherr hat seine Geliebte wieder, und Nadori wird für seine Hilfe durch die Hand der schönen «Amazili» belohnt.

Schwind verkörpert uns die lieblichen Gestalten der beiden Schwestern, Jessonda und Amazili, auf ihrem Gang zur heiligen Quelle. Es ist der Moment, dem sich das sogenannte «Blumenduett» anschliesst («Lass für ihn, den ich geliebet, einen Selam still uns winden») dieser Gesang süssester Wehmuth. Doch, wie könnten wir alle schönen, oder auch nur die schönsten Musikstücke dieser Oper hier aufzählen! «Jessonda» selbst

ist ein Selam, ein voller Blumenstrauss von duftigen, zarten Gesängen. Allerdings können wir uns nicht verhehlen, dass unserem Spohr grade zum *Dramatiker* manche Eigenschaft fehlt, vor allem scharfe Characteristik und Energie der Leidenschaft. Er kommt auch in der Oper, wo ja die verschiedensten Charactere und contrastirendsten Situationen zu schildern sind, aus seiner überwiegend lyrischen und elegischen Subjectivität nicht heraus. Allein die warme blühende Empfindung, der stets edle, gemüthvolle Ausdruck dieser Musik, sowie ihre vornehme maassvolle Haltung und künstlerische Meisterschaft sichern Spohr's «Jessonda» einen bleibenden Werth und echte Wirkung.

Ludwig Spohr (geboren 1783 zu Seesen in Braunschweig) hat acht Opern geschrieben. Sie sind nach ihrer Entstehungszeit gereiht: *Alruna, Der Zweikampf mit der Geliebten, Faust, Zemira und Azor, Jessonda, Der Berggeist, Pietro von Abano, Der Alchymist, Die Kreuzfahrer.* Ausser «Jessonda» hat nur «Faust» einen bedeutenderen Erfolg errungen. Er wusste sich auf vielen deutschen Bühnen wenigstens bis zum Erscheinen von *Gounod's* «Faust» zu erhalten, der nicht blos durch seine modernere, effektvollere Musik, sondern auch durch das viel wirksamere, sich an Goethe's Drama treuer anschliessende Textbuch, die ältere Spohr'sche Oper, trotz ihrer echten Schönheit, verdrängt hat. Spohr componirte seinen «Faust» in Wien 1814, während er im Wiedener Theater als Orchesterdirector angestellt war. Zur ersten Aufführung kam die Oper erst in Prag, auf Anregung und unter der Leitung seines zwei Jahre jüngeren Freundes *Carl Maria Weber*. «Jessonda» erlebte ihre erste Aufführung 1823 in Kassel, wo Spohr durch fast 40 Jahre als Kapellmeister wirkte und anerkannt als grösster deutscher Violinvirtuose eine Anzahl bedeutender Geiger herangebildet hat. In seinen späteren Jahren mit gleichem Eifer, wenn auch mit geringerem Glück als Componist thätig, starb der in der Musikwelt hochgeachtete, edle, echt deutsche Meister im 76. Lebensjahre, 1859 zu Kassel. —

DER FREISCHÜTZ.



DER FREISCHÜTZ

DER FREISCHÜTZ.

Von Carl Maria Weber.

Das ganze C. M. Weber bestimmte Bild behandelt den »*Freischütz*« und ist eine der reizendsten unter Schwind's Compositionen. Das mittlere Bild, Agathe und Aennchen im Forsthause (Anfang des 2. Aktes) zaubert uns sofort zwei der innigsten stimmungsvollsten Gesänge der Oper vor: das Duett der Mädchen in A-dur und Agathens grosse Arie: »Wie nahte mir der Schlummer.« Schwind hat diese beiden in der Oper aufeinanderfolgenden Scenen gleichsam zusammenzogen: sein Aennchen befestigt noch das herabgefallene Bildniss des Ahnherrn, während Agathe bereits an's Fenster tritt, um »die Flagge der Liebe« wehen zu lassen. Zur Rechten und Linken dieses Mädchenpaars, welches das sinnend schwärmeri-

sche und das anmuthig scherzende Element der Oper verkörpert, gruppirt Schwind in zwei bedeutungsvollen Seitenbildern *die Jäger*. Aber in welchem Contraste! Rechts der lebensfrohe Jägerchor, singend und waldhornblasend am hellen Morgen, — «Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen!» —, links die gespenstische Nachtseite: die Wolfsschlucht, hoch oben in den Lüften das wilde Heer, unten Max und Kaspar, die eben beim Freikugelgiessen vor dem letzten grauenhaften Schreckbilde zu Boden gestürzt sind, während die diabolische Gestalt Samiel's, des schwarzen Jägers, schadenfroh triumphirend vor ihnen auftaucht.

Der Stoff des Textbuches ist einer alten Volkssage entnommen, welche in dem «Gespensterbuch» von Apel novellistisch bearbeitet erschien und auf Weber so entschieden wirkte, dass er den Dichter *Friedrich Kind* zur Dramatisirung derselben bewog. Schon im Sommer 1818 arbeitete Weber, der eben vom Prager an das Dresdner Theater als Kapellmeister gekommen war, an der «Jägerbraut», wie ursprünglich der Titel der Oper lauten sollte. Er schrieb darüber einem Freunde: «Es sind Dinge in dieser Oper, die in dieser Art noch nicht auf der Bühne waren, die ich daher ohne das mindeste Anhalten an Vorhandenes gänzlich aus meiner Phantasie schöpfen musste. Gott gebe nur, dass ich das Rechte getroffen habe!» Dieser fromme Wunsch ist in vollem Mass erhört worden. Der «Freischütz» wurde ein Werk, das, durchaus neu und originell, durch sein echt deutsches Wesen, seine Frische, Innigkeit und Liebenswürdigkeit Alles berückte und der Nation mehr als jede andere Oper an's Herz wuchs. «Der Freischütz», konnte ein französischer Kritiker sagen, «das ist Deutschland selbst.» Er gehört zu jenen wenigen auserwählten Werken, die — wie etwa *Schiller's* Wilhelm Tell — von der Nation selbst bei dem Dichter bestellt zu sein schienen. Der «Freischütz» steht hart vor seinem sechzigsten Geburtstag und hat nichts von seinem jugendlichem Reiz, seinem unwider-

stehlichen Zauber eingehüllt. Die erste Aufführung fand am 18. Juni 1821 in Berlin statt. Weber sah in dem Datum den Jahrestag der Schlacht von Belle-Alliance: ein gutes Omen. «Stand er doch auch gewaffnet da, die Welschen zu bekämpfen», sagt sein Sohn und Biograph, Max von Weber, mit Bezug auf den Italiener *Spontini*, welcher damals als Generalmusikdirector in Berlin herrschte und Weber's Triumph mit scheelen Augen sah. Wie das Berliner Hoftheater in Spontini, so hatte die Dresdner Oper in *Morlacchi* einen Italiener zum musikalischen Chef, der vom Hofe bevorzugt und von einer starken welschen Partei unterstützt, unserm Weber alle möglichen Hindernisse in den Weg schob. Allein die wichtigste italienische Rivalität, gegen die Weber zu kämpfen hatte, war die des jungen genialen Rossini, dessen Opern eben in Deutschland bekannt und beliebt geworden. Die süss einschmeichelnden Melodieen Rossini's drohten in Deutschland den Sinn für deutsche Musik, insbesondere für dramatische Characteristik in der Oper zu töten, als Weber's Freischütz erschien, dessen ungeheurer Erfolg der bedrohlichen Oberherrschaft Rossini's ein Ziel setzte.

Die ausserordentliche Bedeutung des Freischütz für deutsches Leben und deutsche Kunst, seine von keiner früheren Oper erreichte populäre Wirkung und Verbreitung über Deutschland, ja über Europa hinaus, — das erklärt wohl und mag es rechtfertigen, dass Schwind bei seiner Illustration C. M. Weber's nur an den «Freischütz» dachte. Wir möchten den Zauber, der grade in der einheitlichen Wirkung dieses Bildes liegt, nicht missen; wenn auch anderseits Schwind mit gleichem Recht die beiden Seitenflächen der dreigetheilten Lünette für «*Euryanthe*» und «*Oberon*» hätte bestimmen können. Weber's grosse Oper «Euryanthe» hat, abgesehen von ihrer hohen künstlerischen Bedeutung, einen besonderen Zusammenhang mit Wien. Für Wien geschrieben, wurde «Euryanthe» daselbst im Hofoperntheater zum erstenmal im J. 1823 unter Weber's persön-

licher Leitung aufgeführt. Das dritte von Weber's grösseren dramatischen Meisterwerken, zugleich sein Schwanengesang, war «Oberon» nach Wieland's bekanntem Heldengedichte bearbeitet. Seltsam genug, dass diese letzte Oper unseres deutschesten Tondichters auf englischen Text componirt und zuerst in London aufgeführt wurde! Die Sorge für die Zukunft seiner Familie liess den bereits kränkelnden Meister die Einladung Charles Kemble's, damaligen Pächters des Coventgardentheaters, annehmen, eine Oper für London zu schreiben, sie dort einzustudiren und eine Reihe von Concerten in dem genannten Theater zu dirigiren. Am 12. April 1826 ging «Oberon» mit ausserordentlichem Erfolg in London in Scene. Weber's rasch zunehmende Krankheit, — ein Kehlkopf- und Lungenleiden — liess keine rechte Freude über diesen Triumph in ihm aufkommen. Mit fieberhafter Ungeduld betrieb er die Anstalten, zu den Seinen nach Hause zu reisen. Es war ihm nicht mehr vergönnt. Am Morgen des 5. Juni 1826 fand man Weber todt in seinem Bette. Er wurde in London in der Morfieldskapelle beigesetzt. Achtzehn Jahre später ward seine Asche nach Deutschland geschafft und 1844 auf dem katholischen Friedhof zu Dresden bestattet.

HANS HEILING.

HANS BEHLING

HANS HEILING.

Romantische Oper in 3 Akten von Heinrich Marschner.

Hans Heiling, dessen Name noch heute in einer böhmischen Volkssage nachlebt, ist der Sohn der Königin der Erdgeister, verdankt aber sein Dasein ihrer Liebe zu einem staubgebornen Manne. Daher Heiling's Sehnsucht nach der Erde, die unwiderstehlich wird, nachdem er ein reizendes Menschenkind, *Anna*, kennen gelernt. Anna, deren Mutter von Heiling's Schützen geblendet ist, kommt seiner Bewerbung halb entgegen, kann sich aber doch nicht recht in sein unheimlich leidenschaftliches Wesen schicken. Zudem spukt ihr auch ein munterer Jagerbursche, *Konrad*, ein wenig im Herzen und macht sie irre. Als sie endlich gar dahinter gekommen, dass Heiling ein Erdgeist ist, erfasst sie Grauen; sie will nichts mehr von ihm

wissen und zieht es vor, mit Konrad Hochzeit zu machen. Heiling, aufs Aeusserste ergrimmt, denkt nur mehr an Rache; er ruft seine Geister auf und will nicht nur Anna und Konrad, sondern das ganze Dorf, das sie bewohnen, vernichten. Da legt sich aber zu rechter Zeit seine Mutter ins Mittel und weiss den Sohn milder zu stimmen, so dass er verzeihend seinen Rachegedanken entsagt und in wehmüthiger Resignation wieder zu seinen Erdgeistern zurückkehrt.

Der Dichter dieses Operntextes ist *Eduard Devrient*, der nachmalige Dramaturg und Verfasser der schätzbaren «Geschichte des deutschen Theaters», vordem selbst ein beliebter Baritonist und guter Darsteller des «Hans Heiling». Er vermeidet in seiner Oper mit Recht den tragischen Ausgang; während nach der Volkssage (welche auch *Theodor Körner* in einer Erzählung behandelt hat) durch Heiling's bösen Zauber das Brautpaar und dessen ganzes Geleite in Stein verwandelt wurde. In den phantastisch geformten Spitzen und Kegeln der «Hans-Heilings-Felsen» bei Karlsbad will das Volk noch heute die einzelnen Gestalten der unglücklichen Versteinerten erkennen.

Mit dem Heiling-Bilde giebt uns *Schwind* ein sinniges und reizendes Seitenstück zu seinem Freischützbild, wie ja Marschner's Oper in manchem Sinne selbst ein Seitenstück zur Weber'schen heissen darf. In ihrer ganzen dreitheiligen Anordnung, wie in dem characteristischen Detail sind diese beiden Illustrationen der spezifisch deutschen romantischen Oper genau correspondirend. Schwind's Hans-Heiling-Illustration fasst den Inhalt der Oper mit energischen Strichen fast wie ein grosses Finale zusammen. Das Mittelbild nimmt die «Königin der Erdgeister» ein, zu ihren Füssen liegt schmerzerfüllt ihr Sohn Hans Heiling, der reuig und enttäuscht in sein düstres Reich zurückkehrt. Grade wie das Freischützbild rechts den lustigen Jägerchor, links Samiel

n der Wolfsschlucht einander gegenübergestellt hatte, zeigt uns hier das eine Seitenbild das festlich geschmückte Brautpaar Anna und Konrad, gefolgt von dem wackern Bauer Stephan, und als Gegenstück zu dieser heiteren Idylle die finsterblickenden Zwerge und Gnomen, welche dem rückkehrenden Helling die funkelnde Krone wieder entgegenbringen, der er so gern um Anna's willen entsagte. In so echt deutschen, märchenhaft romantischen Stoffen wie Freischütz und Hans Heiling fanden *Weber* und *Marschner* ihre lieblichsten und ergreifendsten Klänge, fand der ihnen geistesverwandte *Schubert* seine reinsten Bilder. Die Figur des Heiling gehört einem Lieblingsgeschlecht der deutschen romantischen Schule an. Auch *Spohr's* »Berggeist« ist ein ähnlicher Kobold, der nach der Liebe der Erdentöchter ringt, die Menschen ängstigt und neckt, und schliesslich grollend sich in sein Felsenreich zurückzieht. Ein Nachklang dieser dämonischen Zwittergeschöpfe ist noch Wagner's »Fliegender Holländer.«

Von Marschner's zahlreichen Opern leben ausser »Hans Heiling« noch »*Der Templer und die Jüdin*« und auf einigen Bühnen »*Der Vampyr*« fort. Letzterer, zuerst aufgeführt in Leipzig 1827, hat zuerst Marschner's glanzendes dramatisches Talent entfaltet und seinen Ruf begründet. Die für unsre Empfindung doch allzu grässliche Hauptfigur des Lord Ruthven — eines Vampyrs, welcher jungen Bräuten das Blut aussaugt! — mag die allmälige Vergessenheit dieser von jugendkräftiger Genialität erfüllten Oper erklären. »Templer und Jüdin« aber sollte neben »Hans Heiling« jedes deutsche Opernrepertoire zieren. *Robert Schumann* nennt »Templer und Jüdin« »nach den Weber'schen die bedeutendste deutsche Oper der neueren Zeit.« Mit gleichem, vielleicht mit grösserem Recht darf man den »Heiling« so nennen, dessen Stoff noch mehr den Eigenthümlichkeiten von Marschner's Talent entsprach und eine einheitlichere Behandlung zuliess, als der nach Walter Scott's

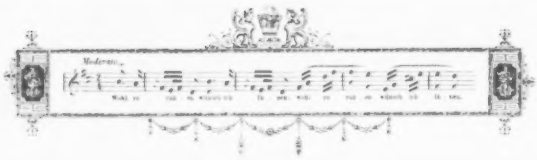
«Ivanhoe» mit allen Inconvenienzen solcher Roman-Dramatisirungen bearbeitete «Templer». Die frischen volksthümlichen Weisen, und der unwiderstehlich fortreissende dramatische Zug haben Marschner's «Templer und Jüdin», seit ihrer ersten Aufführung 1832 in Hannover, zu einem Liebling der deutschen Nation gemacht. Sie ist die farbigere, abwechslungsreichere, dramatisch bewegtere Oper; Heiling hingegen gleichmässiger, stylvoller in Anlage und Ausführung. Das Anmuthige und Innige hat Marschner hier ebenso sehr in seiner Macht, wie das Grauenhafte und Dämonische. Als Beispiele der ersten Art citiren wir blos das Terzett im ersten Akt zwischen Heiling, Anna und ihrer Mutter, dann das von einem lieblichen Walzerthema durchschlungene erste Finale, endlich das reizende, kanonisch gearbeitete Brautjungferlied im 3. Akt: «So wollen wir auf kurze Zeit die Augen dir verbinden.» Wie prächtig weiss eben Marschner den Gegensatz zwischen der treuherzigen, heitern Menschenwelt und dem düstern Gnomenreich zu charakterisiren! Wie scharf heben dort die Gesänge Konrads, Annas, der Bauern und Jäger sich ab von den Gnomenchören und den leidenschaftlichen Accenten Heilings! In diesem Gebiet des Spukhaften, düster Pathetischen, zählt die Oper Parthien von hinreissender Wirkung. Die innere Verwandtschaft mit C. M. Weber, seinem bewunderten Vorbild, kann Marschner in keiner seiner Opern verleugnen; doch bezeugt sowohl «Templer und Jüdin», als der noch reifere «Hans Heiling» die volle künstlerische Selbstständigkeit des Componisten.

Marschner (geb. 1795 zu Zittau in Sachsen) war ein Mann von vielseitiger Bildung, die ihm als Opern-componisten gar sehr zu statten kam. Ursprünglich zum Juristen bestimmt, entschloss er sich erst 1814 auf der Leipziger Universität, sich ganz der Musik zu widmen. Seine Anfänge stehen in enger Verbindung mit Oesterreich. Die Bekanntschaft mit dem musikkundigen Grafen *Amadé* führte den jungen Marschner nach

Wien, wo er von Beethoven freundlich aufgenommen wurde, dann nach Pressburg, wo ihm der Graf eine Musiklehrerstelle verschafft hatte. Auf dem Gute Amade's in Ungarn schrieb Marschner sein dramatisches Erstlingswerk, die Oper »*Heinrich IV.*« auf einen Text von Hornbostel in Wien. Er schickte die Partitur an C. M. Weber, für den er stets die begeistertste Verehrung empfand und der ihm fortan mit Rath und That förderlich wurde. C. M. Weber brachte das Werk des Fünfundzwanzigjährigen in Dresden zur Aufführung und veranlasste später die Anstellung Marschner's als Musikdirector am Dresdner Hoftheater. Marschner verblieb nicht lange auf diesem Posten; desto länger und einflussreicher wirkte er als Kapellmeister in Hannover, von 1830 bis zu seinem Tode 1861. —

DER BARBIER VON SEVILLA.

DER BARBIER VON SEVILLA



DER BARBIER VON SEVILLA.

Komische Oper von Rossini.

Das Hauptbild der Schwind'schen Illustration versetzt uns mitten in die drollige Rasierscene aus dem zweiten Akt des «Barbier von Sevilla»: *Figaro* den Doctor *Bartolo* einseifend, hinter ihnen *Almaviva* mit *Rosina* am Clavier in verstohlener Umarmung, und seitwärts als boshafter Beobachter der dürre *Don Basilio*. *Rossini's* «Barbier», dieses Meisterstück der italienischen Opera buffa, ist uns Allen so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass wir uns heute kaum mehr vorstellen können, wie unsre Grossväter denselben Operntext nach einer andern Musik gesungen und geliebt haben. «*Il Barbiere di Seviglia*» von *Paesiello*, dem Componisten der «schönen Müllerin», des König «Theodor» und zahlreicher anderer Buffo-Opern,

war seit seiner ersten Aufführung (1780) eine Lieblingsoper noch bis zum zweiten Decennium unsres Jahrhunderts. Da beauftragte im J. 1816 ein römischer Impresario, der kein gutes neues Libretto auftreiben konnte, den vierundzwanzigjährigen Rossini, das alte, durch *Paësiello's* Composition berühmte Textbuch »Der Barbier von Sevilla« zu componiren. Unser junger Meister wollte anfangs aus Respect vor Paesiello nicht daran, und fügte sich erst, als er die (etwas ironische) Zustimmung des alten Herrn in Händen hatte. Rossini schrieb überdies ein sehr bescheidenes, sich gegen jede Vergleichung mit dem verehrten Paësiello verwahrendes Vorwort zu dem Textbuch und anderte den Titel der Oper in *«Almaviva, ossia l'inutile precauzione»* (Almaviva oder die unnütze Vorsicht). Es war wirklich eine unnütze Vorsicht, denn auch unter diesem Titel wurde Rossini's »Barbier« am 5. Februar 1816 im Teatro Argentina in Rom unter furchtbarem Tumult ausgezischt. Aber schon am nächsten Abend siegte die geniale neue Musik mit der Gewalt einer Naturkraft über die vorgefasste ungünstige Meinung des Publikums, und Rossini's Oper machte fortan Furore. In Paris hatte die erste Aufführung von Rossini's »Barbier«, seltsam genug, dasselbe Schicksal wie in Rom, während man doch vermuthen möchte, dass gerade die Franzosen von einer Musik entzückt sein mussten, deren hervorstechende Eigenschaften, — Eleganz, Esprit und graziöse Lustigkeit — echt französisch sind. Durch eifersüchtige Anhänger Paesiello's und unwissende Journalisten beeinflusst, nahmen die Pariser Rossini's Oper mit eisiger Kälte auf. Ein glücklicher, weil zum Vortheil Rossini's ausschlagender Einfall dieser Dilettanten war es, die Aufführung des »Barbier« von Paesiello dringend zu begehren. Der Director des Théâtre Italien, *Ferdinand Paer*, ohnehin eifersüchtig auf den Ruhm des jungen Rossini, folgte gerne diesem Verlangen und liess Paesiello's »Barbier« aufführen. Der Erfolg war — ein vollständiges Fiasco. Schon waren die Traditionen dieser älteren, einfachen Musik

verloren, die Sänger wussten sie nicht mehr stylgemäss vorzutragen, das Publikum fand sie veraltet, dürftig, langweilig. Italiener und Franzosen kehrten rasch zu Rossini's Partitur zurück, um, bezaubert von ihrer Lebensfülle und jugendlichen Frische, sich nie wieder davon zu trennen. In Deutschland hat noch *Ludwig Tieck gegen* Rossini's Barbier zu Gunsten der «klassischen» Composition Paisiello's eifrig Partei genommen. Vergebens! Heute noch, nach 64 Jahren ergötzen sich in ganz Deutschland Musiker wie Laien an Rossini's «Barbier» und wiederholen, was *Robert Schumann* nach einer Aufführung dieser Oper 1847 in sein Tagebuch niederschrieb: «Immer erheiternde, geistreiche Musik: die beste, die Rossini je gemacht». —

Das Libretto ist bekanntlich einem dramatischen Meisterwerk der Franzosen, dem Lustspiel «le Barbier de Seville» von *Beaumarchais* getreu nachgebildet, das in Paris 1773 seine denkwürdige erste Aufführung erlebte. Damals war dieses ergötzlichste Lustspiel seit Molière überdies eine demokratische That. Während sonst auf der Bühne wie im Leben regelmässig die Niedriggeborenen geprellt und verspottet wurden, wendet sich hier plötzlich das Blatt; ein simpler Barbier leitet keck die Fäden der Intrigue und triumphirt durch seine geistige Ueberlegenheit über die Reichen und Vornehmen. Man weiss, wie dies Thema des Widerstandes, im «Barbier» mehr angedeutet und präludirend, in Beaumarchais' zweitem Lustspiel «*Une folle journée* ou *le Mariage de Figaro*» in vollen Akkorden ausbricht. *Lorenzo da Ponte* hat es — mit Tilgung der musikalisch ungeeigneten, damals in Deutschland auch verpönten politischen und sozialen Spitzen des witzigen Dialogs — für *Mozart* bearbeitet, dessen «Nozze di Figaro» sich zu Rossini's «Barbier» verhält, wie ein ideales musikalisches Lustspiel zu einer genialen Posse.

Im selben Jahre wie den «Barbier» (1816) schrieb Rossini seinen «*Othello*». Schwind hat diese Oper

in dem Seitenbildchen links vom «Barbier» verewigt. Es ist die Scene im letzten Akt, die unmittelbar dem tragischen Ende vorangeht. *Desdemona* singt zur Harfe ihr «Weidenlied,» dieses reizendste und zugleich seelenvollste Musikstück der Oper. — Othello steckt sein von Eifersucht verzerrtes schwarzes Gesicht lauernd, verderbenbrütend aus dem leicht zurückgeschobenen Vorhang. Schwind wählte damit die beste Scene jenes Werkes, um dessentwillen Rossini seinerzeit über Verdienst auch als ernster dramatischer Tondichter gepriesen ward. In letzterer Eigenschaft wäre Rossini ohne Frage besser und am besten durch seinen «*Wilhelm Tell*» repräsentirt, ein Meisterwerk, in welchem der Melodien-Krösus zum ersten- und letztenmal (— denn mit «Tell» schloss er überraschend früh, 1829, seine Opernlaufbahn —) auch bewundernswürdige dramatische Energie und männlich ernste Haltung entwickelt hat. Vielleicht fühlte sich Schwind durch die Absicht, Rossini nur in *italienischen* Werken, also in unverfälscht nationaler Originalität zu repräsentiren, gegen die Wahl einer Scene aus «Tell» bestimmt, welche Oper — französisch, für die Pariser Grosse Oper geschrieben — Rossini's Eigenart unter dem Einfluss französischen Styls zeigte. —

Hingegen gehört «*Cenerentola*» (Aschenbrödel) zu Rossini's ursprünglichsten und reizendsten Schöpfungen und ist aus dessen komischen Opern wohl die beste, die Schwind neben dem «Barbier von Sevilla» illustriren konnte. Das rechte Seitenbild zeigt uns Aschenbrödel, die mit demüthiger Bewunderung die beiden stolzen, zum Ball geschmückten Schwestern betrachtet. —

DIE WEISSE FRAU.

DIE WEISSE FRAU

DIE WEISSE FRAU.

Oper in 3 Akten von Brieldieu.

„La dame blanche,“ die vollkommenste Verkörperung der Opera comique, dieser liebenswürdigsten und eigenthümlichsten Musikgattung der Franzosen, wurde zum erstenmal am 10. Dezember 1825 in Paris gegeben. Sie ist das einzige Werk aus jener Zeit, welches seither niemals, auch nur für kurze Frist vom Repertoire der Opera comique verschwunden ist. Schon im Jahre 1862 erlebte die „Weisse Frau“ in Paris ihre tausendste Aufführung. In Deutschland giebt es keine Bühne, auf welcher diese mehr als fünfzigjährige graziöse Oper nicht bis heute ihre Anziehungskraft behauptete. Ueber der reizenden Musik *Boieldieu's* darf man keineswegs das grosse Verdienst des Textbuches vergessen. *Eugène Scribe*, der

eminente Lustspieldichter und Librettist, hat die Handlung aus zwei Romanen von Walter Scott («Guy Mannering» und «das Kloster») geschöpft und zu so selbstständiger Lustspielwirkung verarbeitet, dass kleinere Theater, welche seinerzeit die neue Partitur Boieldieu's sich nicht zu verschaffen wussten, die «Weisse Frau» ohne Musik, als Lustspiel aufzuführen wagten.

Die Handlung spielt in Schottland, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. *George Brown*, ein junger englischer Offizier, kommt eben nach Schottland, als die verwaisten gräflich Avenel'schen Familiengüter durch den habsüchtigen, auf die Herrschaft selbst spekulierenden Verwalter *Gaveston* versteigert werden sollen. *Anna*, Gaveston's Mündel, erkennt in dem jungen Offizier, dem seine Herkunft unbekannt ist, ihren geliebten Jugendgespielen Julius von Avenel. Sie erscheint ihm in der Maske der «weissen Frau», dieser in der Volkssage fortlebenden gespenstischen Beschützerin des Hauses Avenel, und weiss ihn zu überreden, bei der Versteigerung des Gutes mit zu bieten. Für das hohe Angebot von 300,000 Pfund, welche der muntere, vertrauensselige Lieutenant in 24 Stunden bezahlen soll, wird ihm das Gut zugesprochen. Inzwischen erwachen in ihm immer deutlichere Erinnerungen an seine Kindheit. Die Gänge, die Säle, die er aufmerksam durchschreitet, kommen ihm bekannt vor, ebenso die Lieder der Dorfbewohner, deren Refrain er plötzlich mitzusingen weiss; endlich erkennt er in der alten *Margarethe* seine ehemalige Wärterin. Indessen ist der Termin zur Bezahlung des Kaufschillings gekommen und George Brown, der nicht ein Goldstück besitzt, soll in den Schuldthurm wandern. Da erscheint im Moment der höchsten Bedrängnis Anna, abermals verschleiert als Weisse Frau, mit einem Kästchen in der Hand, worin Gold und auch Dokumente, welche die Ansprüche Julius' von Avenel auf das Gut beweisen. *Gaveston* entreisst während dem vermeintlichen Gespenst den

Schloss und erblickt seine eigene Pflegetochter. Anna hat klug und energisch den letzten Willen der verstorbenen Gräfin erfüllt, welcher den Sohn — wahrscheinlich durch Gaveston's Ränke — frühzeitig entführt worden war. George Brown, jetzt als Graf von Avenel anerkannt, erhält natürlich als schönste Zugabe zu dem Familiengut die Hand seiner geliebten Retterin, der »Weissen Frau«. —

Schwind hat für das Mittelbild seines dreigetheilten Rahmens die Scene aus dem zweiten Akt gewählt, wo Anna dem George Brown als weisse Frau erscheint und als Unterpfand seines Gehorsams seine Hand ergreift. »Diese Hand und ihr zärtliches Drücken« — verräth dem jungen Mann deutlich, dass er es mit keinem Gespenst zu thun habe. Er drängt in sie, will sie zärtlich umfassen, da entweicht die weisse Dame spurlos durch eine geheime Thür. Doch nicht blos das mittlere Bild, auch eines der beiden Seitenbilder hat Schwind der »Weissen Frau« gewidmet. Freilich in etwas gewagter, geheimnissvoller Weise, welche dem Beschauer zu rathen giebt. Möchte man doch vermuthen, Schwind werde die beiden Seitenbildchen für »Johann von Paris« und für »Rothkäppchen« bestimmen; die beiden Opern, welche mit so grossem Erfolg der »Weissen Frau« vorangegangen und nach dieser als die beliebtesten Werke von Boieldieu bis heute gepflegt waren. »Rothkäppchen«, das wir gleich näher betrachten wollen, zeigt sich uns allerdings, rechts vom Hauptbilde, in der berühmten Traumscene. Aber das Bildchen links hat mit »Johann von Paris« ebenso wenig zu schaffen, wie mit den »Beiden Nichten«, den »Umgeworfenen Kutschen« oder dem »Neuen Gutsherrn« desselben Componisten. Das Bildchen zeigt uns einen kleinen Knaben, der ein das Spinnrad drehendes junges Weib aufmerksam horchend anblickt. Wir wissen aus biographischen Notizen, namentlich aus mündlicher Mittheilung von Schwind's intimstem Freunde, dem hochverehrten Franz Lachner, dass mit dieser Scene, die

allerdings so in der Oper nicht vorkommt, eine Art Vorgeschichte der Handlung gemeint ist. Der kleine Knabe ist George Brown, der als Kind den Liedern seiner Wärterin lauscht, derselben, die wir in der Oper als alte Margarethe am Spinnrad wiederfinden. Es ist nur gesagt ein kühner und des Commentars bedürftiger, aber gewiss ein sinniger Einfall, uns hier gleichsam zu den ersten Keimen zu führen, aus denen in der Oper selbst die ganze Entwicklung herauswächst.

Den «*Johann von Paris*», der 1812 die Reihe der grossen Erfolge Boieldieu's eröffnete, hat Schwind übergangen; vermuthlich als einen malerisch wenig ergiebigen Lustspielstoff. Nicht so das Rothkäppchen, (*Le petit chaperon rouge*) die graziöse Zauberoper, welche einige Jahre später (1818) den Ruhm des Tondichters vermehrte, und erst durch dessen «Weisse Frau» verdunkelt ward. Der Text zum «Rothkäppchen» lehnt sich nur äusserlich an das weltbekannte Märchen. Kein Wolf steht in der Oper dem jungen Rothkäppchen nach, sondern ein kecker Verführer, Baron Rudolf, der durch einen Zauberring allen Mädchen unwiderstehlich wird, während das «rothe Käppchen» gleichfalls ein Talisman ist, welcher seine jugendliche Trägerin gegen jede Anfechtung und Verführung schützt. Das Bildchen von Schwind führt uns die poetischeste Scene der Oper vor Augen: Rothkäppchen ist ermüdet im Walde eingeschlafen und erblickt im Traum als Braut an der Hand ihres geliebten Grafen Roger; oben aus den Wolken neigt sich die rosenbekränzte Fee herab, während ein sanfter Gesang von Genien: «Dors tendre fleur d'amour» leise erklingt. Die Oper «Rothkäppchen», wurde nie erwähnt nur von Boieldieu selbst in seiner «Weissen Frau» übertroffen und allmälig verdrängt. Wir citiren einen wenig bekannten Brief *Carl Maria Weber's*, der im Februar 1826 auf der Reise nach London kurze Zeit in Paris verweilte und von dort einem Freunde schreib, es hätten ihn in

Paris eigentlich nur zwei Dinge entzückt: Boieldieu's neue Oper »die weisse Frau« und — die trefflichen Austern. »*Das ist Reiz, das ist Humor*,« schreibt Weber an Theodor Hell über die Weisse Frau, »*und Figaro's Hochzeit ist keine komische Oper geschrieben worden, wie diese*«.

DIE HUGENOTTEN.

DIE HUGENOTTEN

DIE HUGENOTTEN.

Grosse Oper in 5 Aufzügen von G. Meyerbeer.

Der Anfang von Meyerber's Bühnen-Carrière ist auf wunderliche Art mit *Wien* verflochten. Das Hofoperntheater vertraute dem damals nur als Claviervirtuosen bewunderten jungen Mann die Composition eines komischen Librettos an: «*Abimelek* oder die beiden Kalifen.» Die Oper — die erste Meyerbeer's, wenn wir von dem verschollenen Jugendversuch «die Tochter Jephta's» absehen — wurde am 20. October 1814 aufgeführt, zum ersten und zugleich zum letztenmal. Gewiss ein Unicum, eine Oper von Meyerbeer, die, im Wiener Hofoperntheater gegeben, keine zweite Aufführung erlebt! *Salieri*, dem der junge Componist sehr sympathisch war, tröstete ihn über das Fiasko, und versicherte, dass es ihm gar nicht

an origineller Erfindung fehle, wohl aber an dem rechten Geschick, sangbar, «für die Stimme» zu schreiben, und empfahl ihm als bestes Ausbildungsmittel, nach Italien zu gehen. Meyerbeer befolgte den Rath und wurde in Italien von dem gerade glänzend aufgehenden Gestirn Rossini's so sehr geblendet, dass er eine Reihe italienischer Opern in diesem Style schrieb. Den Gipfelpunkt, zugleich den Abschluss dieser seiner italienischen Periode, bildet die Oper «*Il Crociato*» die (1824 für Venedig geschrieben) sich auch in Deutschland (als «Kreuzritter in Egypten») lange und erfolgreich behauptet hat. Uebersättigt von der tändelnden Weichlichkeit des italienischen Styls, sehnte sich jedoch Meyerbeer bald nach grösseren Aufgaben, und wendete sich, wie seinerzeit *Gluck*, nach Paris. Sein «*Robert le diable*» wurde mit beispiellosem, noch heute andauerndem Erfolg am 21. November 1831 zum erstenmal in Paris gegeben. Mit «Robert» beginnt die zweite Periode von Meyerbeer's Schaffen und jenem eminent dramatischen Aufschwung seiner Musik, welcher in den «Hugenotten» seinen Höhepunkt erreichte. Diese Oper («Les Huguenots») erlebte am 29. Februar 1836 in Paris ihre erste Aufführung und ist die bedeutendste von Meyerbeer's Schöpfungen geblieben.

Das Sujet ist in der Hauptsache folgendes: Die Königin *Margarethe von Valois* will die sich immer schroffer gegenüberstehenden Parteien der Katholiken und der Hugenotten durch eine Heirat versöhnen und bestimmt einen jungen hugenottischen Offizier, *Raoul de Nangis*, zum Gemal ihres Edelfräuleins *Valentine*, Tochter des katholischen Grafen *Saint-Bris*. Ein Hinderniss, das dieser Verbindung entgegensteht, ist leicht beseitigt: das frühere Verlöbniss Valentinens mit dem Grafen *Nevers*. Zu diesem begiebt sich, auf der Königin Wunsch, Valentine, um persönlich seine Verzichtleistung zu erbitten, die Nevers «als ein grossmüthiger Mann» natürlich gewährt. Dieser geheimnissvolle Besuch Valentinens bei Nevers findet statt, als gerade eine

Gesellschaft lebenslustiger Kavaliere, unter denen zum erstenmal auch Raoul sich befindet, dort tafelt. Raoul hat den Tischgenossen eben erzählt, wie er eine schöne Unbekannte, die er, ohne ihren Namen zu wissen, leidenschaftlich liebt, vor den Zudringlichkeiten eines wilden Studentenhaufens gerettet habe, — als er zwischen den Vorhängen eines Seitengemachs durchblickend, dieselbe Dame im Gespräch mit Nevers erkennt. — Der zweite Akt lässt auf die glänzende Herrengesellschaft des ersten Aufzugs einen noch blendenderen Damenkreis folgen, die Königin Margarethe mit ihren Hofdamen im Schlosspark zu *Chenonceaux*. Raoul, auf geheimnissvolle Weise bei der Königin eingeführt, verspricht ihr, von ihrer koketten Schönheit verwirrt, unbedingten Gehorsam in allen Dingen. Sobald er aber Valentine, die ihm nun als seine Braut vorgestellt wird, erblickt und in ihr die vermeintliche Geliebte Nevers' erkennt, bricht er entrüstet in die Weigerung »Nein! Nimmermehr!« aus. Saint-Bris und die Ritter greifen beleidigt an die Schwerter; nur das Dazwischentreten der Königin hindert für diesmal den blutigen Zusammenstoss. Zu Anfang des *dritten* Aktes, auf der sogenannten Schreiber-Wiese, wo sich eben das Pariser Volk erlustigt hat, erwartet Saint-Bris bei einbrechender Nacht den Raoul zum Zweikampf. Er hat jedoch verrätherischer Weise Bewaffnete bestellt, welche aus einem Hinterhalt auf Raoul sich stürzen sollen, sobald das Duell begonnen. Valentine, die von einer Kapelle aus diesen Mord-Anschlag belauscht hat, theilt ihn Raoul's altem Diener *Marcell* mit, damit er seinen Herrn warne. Wirklich entdeckt Marcell im Moment des Duells den Verrath; die Anhänger beider Parteien, Hugenotten und Katholiken, eilen auf den Lärm herbei, und dringen aufeinander ein, — da erscheint zu Pferde die Königin mit ihrem Gefolge. Durch Marcell erfährt sie und ihre Umgebung, dass Valentine es war, welche den tückischen Anschlag auf Raoul's Leben vereitelte. Die Königin klärt nun Raoul über seinen heillosen Irrthum

in Betreff Valentinens auf, — doch seine Reue kommt zu spät, denn schon holt Nevers die ihm neuerdings verlobte Valentine zur Hochzeit ab. Wir finden Valentine im 4. Akt als die Gattin Nevers'. Raoul kommt heimlich in ihr Zimmer geschlichen, er will sie noch einmal sehen, ihre Verzeihung erbitten. Da hört man Schritte, Valentine drängt Raoul angstvoll in ein Nebengemach. Hier hört er die ganze Verschwörung, welche, von Saint-Bris geleitet, die Ermordung sämmtlicher Hugenotten in dieser Nacht zum Ziele hat. Nachdem Mönche die Waffen der Verschworenen zu dem «gottgefälligen Werke» eingesegnet, entfernen sich Alle, bis auf Valentinen. Raoul stürzt aus seinem Versteck hervor, und will davon, um seine Brüder rechtzeitig zu warnen. Valentine hält ihn zurück; in ihrer Herzensangst gesteht sie ihm ihre Liebe. Nach einem schweren Kampf zwischen Pflicht und Leidenschaft rafft sich Raoul endlich von der ohnmächtigen Valentine auf und springt bei dem ersten Zeichen der Sturmglocken durch's Fenster auf die Strasse. — Das Morden der «Bartholomäusnacht» hat begonnen; der 5. Akt führt uns zu rauchenden Trümmerhaufen in den verwüsteten Strassen von Paris. Nevers ist im Kampf gefallen, Valentine steht treu zu Raoul, der alte Hugenott Marcell segnet, in Ermanglung eines Priesters, den Bund dieser Beiden ein. Da naht Saint-Bris mit einer Abtheilung Soldaten und ruft die Drei um ihre Parole an. «Hugenott!» rufen sie kühn, und sinken, von den Kugeln der Soldaten getroffen, nieder. Mit Entsetzen erkennt Saint-Bris die Leiche seiner eigenen Tochter. Unter dem wilden Chor des mordenden und sengenden Pöbels fällt der Vorhang.

Das Bild von Schwind versinnlicht die tragische Schlussscene: Valentine wankt, zu Tode getroffen, gegen ein Portal, zu ihren Füssen verblutet Raoul, hinter ihnen stürzt der alte treue Marcell.

Von der Musik zu den Hugenotten, deren Lebenskraft sich unverwüstlich behauptet überall, wo es

Opernbühnen giebt, braucht man nicht mehr zu sprechen. Was sich auch gegen die Ueberladung und das Raffinement dieser Partitur erinnern lässt, — welche *Berlioz* eine Encyclopädie nannte, aus der sich 20 Opern machen liessen — die dramatische Gewalt von Scenen wie die »Schwerterweihe« wird auf Niemand ihren tiefen Eindruck verfehlen, und jede Zeit wird die Genialität bewundern, welche dieses colossale Ensemblestück noch durch ein darauffolgendes Duett zu übertreffen vermochte. Der Eindruck dieses Liebesduettes, das in seiner Vereinigung von melodischem Reiz und dramatischer Leidenschaftlichkeit von keinem späteren Componisten erreicht ist, pflegt immer und überall der mächtigste in der ganzen Oper zu sein. Und doch lag dieses Duett, der Höhepunkt des Werkes, ursprünglich gar nicht im Plan des Tondichters, sondern kam erst nachträglich, fast zufällig hinein. Dass es auf Anregung und Bitten *Nourrit's* geschah, des gemalten Sängers, der sich in Neapel aus dem Fenster stürzte, weil er dem Publikum nicht gefiel, ist bekannt. Weniger bekannt ist, dass die Idee dieses Liebesduettes schon mit Rossini's »Tell« zusammenhängt. Diese Oper enthält eine Situation, ähnlich jener in den »Hugenotten.« Mathilde liebt den Arnold, von der Partei der Feinde ihres Vaters, wie Valentine Raoul den Protestanten. Nourrit beklagte sich oft bei Rossini darüber, dass auf den Rütlischwur im Tell nicht eine Scene folge, welche das volle dramatische Interesse der Liebe Arnold's und Mathildens entwickle. Er selbst schrieb die Worte für das von ihm hinzugedachte Duett und beschwor Rossini, sie nachträglich zu componiren. Allein der Tell war einmal fertig, und hatte, so wie er war, gefallen, — kein Wunder, dass der bequeme Rossini keine weitere Mühe damit haben wollte. Bald kamen nun die »Hugenotten« mit ihrer dem »Tell« vielfach verwandten Handlung. Bei einer Probe — man war eben bei der Schwerterweihe angelangt — brachte Nourrit (der Sänger des Raoul) seine

Dichtung dem Componisten und empfahl ihm die Idee so warm und lebhaft, dass Meyerbeer, überzeugt, ihm das Papier aus der Hand nahm. Drei Tage nachher hatte der Maëstro das berühmte Duett Raoul's und Valentinens componirt, diese schönste Nummer der Oper, weil Meyerbeer — wie unser Gewährsmann, der Tenorist *Mario*, sagt — darüber nicht fünf Jahre lang nachgedacht hat. —

INHALTS-VERZEICHNISS

Seite

I. Gluck: „Armida" 1
(Noten-Vignette: Gesang der Najaden, II. Akt, 4. Scene)

II. Haydn: „Die Schöpfung" 9
(Noten-Vignette: Duett zwischen Adam und Eva Nr. 32 „Von deiner Güt', o Herr")

III. Dittersdorf: „Doctor und Apotheker" 17
(Noten-Vignette: Quintett, I. Akt, 1. Scene „O wie herrlich")

IV. Mozart: „Die Zauberflöte" 25
(Noten-Vignette: Finale des II. Aktes Nr. 21, Marsch, während Tamino und Pamina durch's Feuer schreiten)

V. Beethoven: „Fidelio" 33
(Noten-Vignette: Duett zwischen Leonore und Florestan im II. Akt)

VI. Schubert: „Der häusliche Krieg" 41
(Noten-Vignette: Chor der Ritter im Dome „Nun ruh', mein gutes Schwert")

VII. Cherubini: „Der Wasserträger" 47
(Noten-Vignette: Arie des Michell, I. Akt, Scene 2, „Ja segne, Gottheit, mein Bestreben")

VIII. Spontini: „Die Vestalin" 55
(Noten-Vignette: Finale des I. Aktes, Julia bei Bekränzung des Licinius: „Siegreichen Held")

IX. Spohr: „Jessonda" 91
(Noten-Vignette: Duett zwischen Jessonda und Amazili, II. Akt, Nr. 15)

Seite

X. C. M. von Weber: „Der Freischütz" 67
(Noten-Vignette: Arie der Agathe, II. Akt Nr. 8. Allegrosatz)

XI. H. Marschner: „Hans Heiling" 73
(Noten-Vignette: Brautjungfernchor aus dem III. Akt)

XII. Rossini: „Der Barbier von Sevilla" 81
(Noten-Vignette: Quintett „Buona sera", II. Akt, Nr. 15)

XIII. Boieldieu: „Die weisse Frau" 87
(Noten-Vignette: Scene des George Brown II. Akt, Nr. 11)

XIV. Meyerbeer: „Die Hugenotten" 95
(Noten-Vignette: Duo zwischen Valentine und Marcell, III. Akt.)

MORITZ VON SCHWINDS PHILOSTRATISCHE GEMÄLDE

IM NAMEN DES
VEREINS FÜR GESCHICHTE DER BILDENDEN KÜNSTE
ZU BRESLAU

HERAUSGEGEBEN
VON

RICHARD FOERSTER.

1903.

KOMMISSIONSVERLAG VON BREITKOPF & HÄRTEL
IN LEIPZIG

DRUCK VON C. G. WISKOTT, BRESLAU, BERLIN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

DER SCHLESISCHEN

GESELLSCHAFT FÜR VATERLÄNDISCHE CULTUR

ZU IHRER

HUNDERTJAHRFEIER

AM 15. DEZEMBER 1903

DARGEBRACHT

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

reslau kann sich rühmen, die erste vollständige Ausgabe und Übersetzung des arabischen Märchenschatzes von „Tausend und Eine Nacht" in die Welt gesandt zu haben. Herausgeber war der Professor des Arabischen an der neu errichteten Universität Maximilian Habicht. Zur Übersetzung hatte er sich mit seinen Landsleuten, dem Germanisten Friedrich Heinrich von der Hagen, und dem Lust-spieldichter Karl Schall verbunden. Verleger war für Original wie Übersetzung der in grossem Stile tätige Gelehrten und Dichtern befreundete Joseph Max[1]. Die Übersetzung, welche 1825 zu erscheinen anfing, fand grossen Beifall. Jean Paul konnte sich noch an ihr erfreuen, und Goethe schrieb an den auch von ihm geschätzten Verleger: *„Sie haben durch die reichen Bändchen der Tausendundeinen Nacht mir die angenehmsten Abendunterhaltungen bereitet."*[2]

Eine neue Auflage wurde sehr bald nötig. Ihr beschloss der Verleger durch Vignetten, welche die Titelblätter der Bändchen zieren sollten, einen besonderen Schmuck zu verleihen. Er wandte sich deshalb an einen jungen Maler, welcher bisher mit Zeichnungen von Neujahrskarten, Bilderbogen, Illustrationen zu Gedichten nur in eine sehr beschränkte Öffentlichkeit getreten war, eingeweihten Kreisen aber sich schon als gotthegnadeten Künstler geoffenbart hatte — Moritz von Schwind in Wien. Zu dem engeren Freundeskreise, welche den „Hochzeitszug des Figaro" zu sehen bekommen hatten, gehörte Franz von Schober, der Dichter der „Palingenesien"[3]. Er war es, welcher nach Breslau übergesiedelt, den Künstler an Max empfahl. Dieser nahm den Auftrag ohne weiteres an — mussten ihm doch derartige Arbeiten das zum Leben notwendige bringen — und so gingen die 15 Bändchen der „zweiten vermehrten Auflage, Breslau 1827" heraus, versehen mit den Vignetten, welche nach Schwinds Zeichnungen von George Watts in Holz geschnitten worden waren. Wiederum liess sich der Altmeister von Weimar, und diesmal öffentlich, vernehmen, indem er der neuen Auflage in seiner Zeitschrift „Über Kunst und Alterthum"[4] eine besondere Anzeige widmete. *„Der Kunstfreund erblicke hier merkwürdige, durch besondere Aufmerksamkeit des Verlegers zugefügte Titelblätter, gezeichnet von Herrn von Schwind in Berlin, in Holz geschnitten von dem Engländer Watts. Es möchte schwer sein, die guten Eigenschaften dieser Arbeiten in wenig Worte zu fassen. Sie sind als Vignetten zu betrachten, welche mit einem geschichtlichen Bildchen den Titel zieren, dann aber arabeskenartig an beiden Seiten herauf- und herabgehen, um ihn anmutig einzufassen. Wie mannigfaltig-bunt die Tausend und Eine Nacht selbst sein mag, so sind auch diese Blätter überraschend abwechselnd, gedrängt ohne Verwirrung, räthselhaft aber klar, barock mit Sinn, phantastisch ohne Karikatur, wunderlich mit Geschmack, durchaus originell, dass wir weder dem Stoff noch der Behandlung nach etwas Ähnliches kennen."*

Das Lob war nicht übertrieben — denn auch durch die sehr bescheidene Wiedergabe des Holzschnittes hindurch blickt die poetische Erfindung, die märchenhafte Stimmung, der humorvolle Ton, die sichere Zeichnung, die, nur hie und da noch etwas gebundene, Grazie der Linienführung — aber für den Vierundzwanzigjährigen war es die erste öffentliche Anerkennung. Und aus weichem Munde! Nur natürlich, dass er zeitlebens für sie dankbar blieb.

Noch in andrer Beziehung fühlte sich der Künstler zu Goethen hingezogen. In München, wohin er noch in demselben Jahre gezogen war, suchte und fand er in den Balladen des Dichters auch den künstlerischen Gehalt, und die Wahl ihrer Stoffe erwies sich ihm als glückbringend. 1830 vollendete er „Ritter Kurts Brautfahrt". Dieses Bild, welches der Grossherzog von Baden erwarb, schlug die Brücke nach Karlsruhe, wo der Künstler zum ersten Male zu monumentalen Aufträgen grossen Stils gelangte.

Hier hatte sich mit der im Jahre 1827 erfolgten Berufung von Heinrich Hübsch eine rege Tätigkeit auf dem Gebiete des Bauwesens entfaltet.[9]

1836 wurde unter seiner Leitung der Neubau der Akademie, jetzigen Kunsthalle, begonnen. Für die Ausschmückung des Innern mit Wandgemälden wurde Schwind von ihm ausersehen und berufen. Wie natürlich, wurde besonders der Hauptraum, das Treppenhaus, für die Verherrlichung der bildenden Künste in Aussicht genommen. Der Architektur wurde das Mittelbild, die Einweihung des Freiburger Münsters darstellend, gewidmet, der Malerei und Plastik die zwei Seitenbilder. Hans Baldung Grien das Bild des Markgrafen Christoph malend und Sabine, die Tochter Erwins von Steinbach, die Statue der Synagoge am Strassburger Münster meisselnd. Aber auch die vier im Erdgeschosse gelegenen Säle sollten bildlichen Schmuckes nicht entbehren. Ja, sie sollten zuerst an die Reihe kommen. Da sie für die Aufnahme von Nachbildungen plastischer Werke bestimmt, mithin vorzugsweise der Antike gewidmet waren, ergab sich die Wahl der Stoffe aus der letzteren von selbst. Anfangs war, wie sich sowohl aus dem ersten von Hübsch an das vorgesetzte Finanzministerium erstatteten Bericht vom 4. Januar 1842[10] als auch aus einer erhaltenen Farbenskizze Schwinds[11] ergibt, auch an die Bemalung der Wände selbst gedacht, doch wurde dies — wohl als zu kostspielig — aufgegeben und der bildliche Schmuck auf Deckengemälde und Friese beschränkt. Hübsch selbst schlug in jenem Bericht „Scenen aus den olympischen Spielen und aus der Ilias" vor. Und in dem mit dem Künstler geschlossenen Vertrage vom 5. Februar desselben Jahres heisst es: „*M. v. Schwind wird zunächst mit Darstellung der olympischen Spiele — einem jedenfalls sehr passenden Sujet — beginnen; jedoch hinsichtlich der übrigen Sujets collegialische Berathung mit Galeriedirektor Frommel und Oberbaurath Hübsch pflegen, worüber alsdann die Resultate Höchsten Orts zur Genehmigung vorzulegen sind.*"[12] Die Scenen aus den olympischen Wettkämpfen finden sich als Wandfries in Saal II; Scenen aus der Ilias fehlen. Saal III hat in Bronzeton auf hellgrauem Grunde an der Wand Scenen aus der altrömischen Geschichte, Saal IV die Darstellung der für die Entwicklung der Kunst wichtigsten Städte erhalten.

Was aber wurde für den ersten, also wichtigsten Saal gewählt? Ein auf den ersten Blick überraschendes, völlig eigenartiges und doch durchaus passendes Thema: die Philostratische Gemäldegallerie, d. h.: die von den beiden Philostraten gegebene Schilderung von Gemälden, deren Hauptbestandteil den Schmuck einer Gallerie in Neapel um den Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. gebildet haben sollte. Wohl hatten in der Zeit der höchsten Blüte der Renaissance Künstler wie Tizian und Raffael das eine oder andere jener Gemälde ganz oder teilweis in freier Nachbildung wiederzubeleben versucht, wohl hatte Giulio Romano in Villa Madama das Gleiche für eine grössere Zahl derselben unternommen,[1] wohl waren sämtliche Gemälde in der 1615 zu Paris erschienenen französischen Übersetzung von Blaise de Vigenère im Stile der Schule von Fontainebleau in Holzschnitten vorgeführt worden;[2] — aber das alles war in Vergessenheit getaucht. Goethe war es, der zuerst wieder die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Gemälde lenkte und die Künstler geradezu zu ihrer Rekonstruktion, als einem Mittel zur Wiederbelebung der Kunst, aufrief.[3] Aber keiner war ihm gefolgt, bis zum ersten Male stand seine Mahnung Gehör. Dass sein Wort es war, welches die Anregung gab, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, denn es handelt sich nicht um die Wiederbelebung der ganzen philostratischen Gemäldegallerie, sondern um die Auswahl, welche von ihm getroffen war.

Dass vom Schwind der Gedanke an die Ausführung dieses Planes ausgegangen ist, lässt sich zwar aus den Akten nicht beweisen, hat aber sowohl in Anbetracht des Zeugnisses seines Freundes Ernst Förster[4] als auch namentlich im Hinblick auf das Verhältnis, in welches er zu Goethe getreten war, grosse Wahrscheinlichkeit für sich. Stand doch auch der Aufsatz und Aufruf Goethes in derselben Zeitschrift, welche das Urteil über Schwinds Erstlings-Arbeit gebracht hatte.

Jedenfalls hat er dem Meister seinen Dank in einer Weise abgestattet, die dessen Anerkennung noch in viel höherem Masse gefunden haben würde, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre das Werk zu schauen.

Nachdem der Grossherzog Leopold auf den Bericht des Finanzministerium am 31. Januar 1842 den Antrag von Hübsch genehmigt hatte und der Vertrag mit dem Künstler am 5. Februar abgeschlossen war, ging dieser ungesäumt an das Werk, d. h. er entwarf die Zeichnungen der Compositionen. Alsdann wurden diese unter seiner Leitung von zwei jungen Malern, welche er von München geholt hatte, Lucian Reich aus Höfting und Anton Geck aus Offenburg, ins Grosse gezeichnet und auf die Wand übertragen. Letzteres geschah in einfachster Weise so, dass die Figuren, wie auf den damals massenweise in Italien ausgegrabenen Vasen, rot auf schwarzem Grunde gemalt wurden. Schon im Juni desselben Jahres konnte mit der Übertragung begonnen werden. Und am 30. November 1843 durfte Hübsch an das Ministerium berichten, „dass Schwind mit den drei unteren Sälen fertig sei und für den vierten Compositionen projektirt habe," nithin nun an die Compositionen für das Treppenhaus gehen könne.

Wir mögen bezweifeln, dass das ungünstige Urteil, welches von der massgebenden Stelle über Arbeiten des Künstlers in Karlsruhe gefällt wurde, sich auch auf die „Philostratische Gallerie" bezog, und mögen annehmen, dass das Lob, welches von berufenster Seite, nämlich von der Künstlerschaft, gespendet wurde, nicht zum wenigsten auch diesem Werke galt[5]. Wohl begreiflich aber wäre es, wenn beim Künstler selbst unter dem Drucke der schmerzlichen Erfahrungen, welche er machen musste, auch auf dieses Werk ein tiefer Schatten gefallen wäre. Schrieb er doch kurz vor seinem Scheiden von Karlsruhe am 24. März 1844[6], dass er an den dortigen Verhältnissen nichts gut finde, als dass sie für ihn selbst in der Erinnerung nicht mehr existierten.

Es giebt kaum ein Werk des Künstlers, dessen Ruf so wenig in die Öffentlichkeit gedrungen ist, als die Wandgemälde dieser vier Säle. Sind solche Deckengemälde und hohe Wandfriese schon an sich schlecht zu sehen, so besonders in Sälen, in welchen Gipsabgüsse in grösserer Zahl aufgestellt sind. Zu einer Reproduktion kam es überhaupt nicht. Aber das Werk wurde auch nur einmal in der grossen Öffentlichkeit besprochen von dem schon genannten Freunde Ernst Förster, zwar mit Benützung von Angaben des Künstlers, aber gewiss nicht nach gehöriger eigner Anschauung. Denn sonst hätte er sich nicht so starke Verstösse gegen den Sachverhalt, insbesondere gegen die Verteilung der Bilder, zu Schulden kommen lassen. Es ist überhaupt unmöglich, aus seinem Bericht sich eine klare Vorstellung von der Anordnung der Gemälde zu machen. Tatsächlich ist er über eine blosse Aufzählung der einzelnen Bilder am Faden der Goetheschen „Rubriken" nicht hinausgekommen und zu einer Erfassung des leitenden Gedankens nicht durchgedrungen[7]. Die Biographen aber[8] lassen ebenso, wie die Beschreibung der Gemälde im Katalog der Grossherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe[9], ganz auf ihm. Die Geschichtsschreiber der neueren Kunst nennen das Werk überhaupt nicht. Und so ist es nicht übertrieben, sondern durchaus berechtigt, wenn es in dem von Hyacinth Holland für die Deutsche Biographie verfassten Artikel über Moritz von Schwind heisst: *„In den Karyatiden und Läuferen sollte Goethes Projekt von der „Philostratischen Gemälde-Gallerie" in einer Reihe von Motiven aus der klassischen Mythologie verwirklicht werden — eine sehr schöne Idee, welche trotz Schwinds genialer Durchdichtung doch eine „Love's labour's lost, völlig unpopulär und bis zum heutigen Tage vergessen blieb."*

Und doch hätte ein besonderer Gesichtspunkt zur Beschäftigung gerade mit diesem Werke führen sollen. Es ist bekannt, dass die Philostratischen Gemälde nur für rhetorische Fiktionen erklärt, ja als nicht malbar bezeichnet worden sind. Mussten nun nicht, wenn sogar dem deutschen Romantiker Moritz von Schwind eine Rekonstruktion gelungen war, dies zu einer Revision jener Ansicht führen? Musste nicht also geprüft werden, ob et eine Lösung jener Aufgabe wirklich beabsichtigt, und, bejahendenfalls, inwieweit er sie durchgeführt habe?

Ich gestehe, dass mich das Interesse, welches ich an der Philostrat-Frage nehme, auf die Beschäftigung mit dem Karlsruher Gemäldezyklus geführt hat, dass ich aber, nachdem

ich mit ihm bekannt geworden, auch so tief in seinen Zauberbann getreten bin, dass ich mit einer Reproduktion desselben nicht nur den Fachgenossen, sondern auch den Verehrern der Schwindschen Muse, in allen Freunden künstlerischer Grazie einen Schatz zuzuführen glaube.

Und so bin ich von einem Gefühl aufrichtigen Dankes allen denen gegenüber beseelt, welche die Ausführung dieses Vorhabens ermöglicht oder gefördert haben: in erster Linie Sr. Königlichen Hoheit dem Grossherzoge Friedrich von Baden, der die Gnade hatte, die photographische Aufnahme und Veröffentlichung der Bilder huldvollst zu genehmigen; sodann dem Grossherzoglichen Minister des Innern, Sr. Excellenz Herrn Dr. Schenkel, der mir die Benützung der Akten des Finanzministeriums erwirkte; der jüngsten Tochter Schwinds Helene und ihrem Gemahl, meinem lieben ehemaligen Schüler am Maria-Magdalenen-Gymnasium in Breslau, Herrn Professor Paul von Ravenstein, welche mir in zuvorkommendster Weise die Vergleichung des Skizzenbuches des Künstlers mit den ausgeführten Gemälden sowie Veröffentlichungen aus demselben gestatteten; der Direktion und Inspektion der Grossherzoglichen Kunsthalle, welche meine Arbeit soviel als möglich erleichterten; dem Vorstande des Vereins für Geschichte der bildenden Künste in Breslau, welcher meinen Antrag auf Veröffentlichung des Bilderzyklus bereitwilligst zum Beschluss erhob, endlich und zuletzt dem Mitgliede dieses Vorstandes und hochherzigen Kunstfreunde, Herrn Fabrikbesitzer Dr. Promnitz, welcher den gesamten Betrag der Kosten der Veröffentlichung dem Vereine zur Verfügung stellte.

Auch Herrn Photograph Ernst Hardock in Karlsruhe und der Kunstanstalt von C. T. Wiskott in Breslau habe ich für die Sorgfalt, mit welcher sie sich der Lösung der ihnen gestellten Aufgabe der photographischen Aufnahme und Lichtdruckreproduktion der Gemälde unterzogen haben, besten Dank zu sagen.

Möge die Veröffentlichung als Spende für die Vorfeier des hundertjährigen Geburtstages des grossen Künstlers willkommen geheissen werden.

Dass Schwind nicht von der Philostratischen Gallerie selbst, sondern von Goethes Bearbeitung derselben ausgegangen ist, kann als sicher gelten. Nicht blos die Auswahl der einzelnen Bilder, sondern auch ihre Vertheilung und Gliederung beruht auf dieser. Ja er hat auch Bilder gewählt, welche sich nur bei Goethe, nicht bei den Philostraten finden: so Kephalos und Prokris, den schmausenden Herakles. Und in diesen folgt er nicht den Originalen, d. h. Bildern von Giulio Romano und Heinrich Meyer, sondern Goethes Beschreibung. Aber ebenso sicher ist, dass er durch Goethes Arbeit auch auf die Philostratischen Gemälde selbst, wenn auch nur in einer Übersetzung[*]) geführt worden ist. Denn er hat zwar keines dieser Gemälde aufgenommen, welches sich nicht auch bei Goethe findet, aber mehrere hat er nach Philostrat gemalt, welche in Goethes unvollendet gebliebener Abhandlung nur erwähnt, nicht beschrieben sind. So, um nur einige Beispiele zu nennen, Arrhichion, Meleager und Atalante. Wie aber Goethe, um die von ihm aufgestellten Rubriken besser zu füllen, seiner Auswahl mehrere Gemälde einfügte, welche sich nicht bei Philostrat, sondern unter den herkulanensischen und pompejanischen Wandbildern, oder in römischen Mosaiken oder in Gemälden der Renaissance oder endlich der neueren Kunst finden, so sah sich Schwind erst recht genöthigt, noch über die von Goethe zugewählten Gemälde hinauszugehen. Kam es bei Goethe nicht darauf an, dass die einzelnen Rubriken von der gleichen Anzahl von Bildern ausgefüllt waren, so war dies infolge eines gewissen Gleichmasses der zu schmückenden Räume für Schwind eine Notwendigkeit. Die Rücksicht auf den Raum war aber nicht nur für seine Ergänzung des Goethischen Zyklus, sondern auch für die eigene Auswahl massgebend. Er konnte weder allzu figurenreiche, noch einfigurige, noch der menschlichen Figuren ganz entbehrende Bilder gebrauchen. So erklärt sich das Fehlen einerseits eines sonst für die Künstler besonders anziehenden[*]) Bildes, des Eteoklestes (I 9), andrerseits von Bildern wie Euadne (II 30), Philoktet (Jun. 17), Palästra (II 33), oder der Stillleben (Spinnengewebe II 29; Xenia I 31; II 26). Mit letzteren wurde eine der 9 von Goethe aufgestellten Rubriken ganz wegfällig. Die übrigen 8 behielt

Schwind bei, aber er gab ihnen eine verschiedenartige Bedeutung. Wenn man die 9 von Goethe aufgestellten Rubriken überblickt:

I. Bilder hoch-heroischen, tragischen Inhalts.
II. Liebesannäherung.
III. Geburt und Erziehung.
IV. Hercules.
V. Kämpfen und Ringen,
VI. Jäger und Jagden,
VII. Poesie, Gesang und Tanz.
VIII. See- und Wasserstücke: Landschaften.
IX. Stillleben,

so sieht man, dass sie, wie er selbst bezeugt, nur um *„die Verworrenheit, in welcher die Bilder von den Philestraten hinter einander aufgeführt werden“* zu beseitigen, also zum Zwecke der Übersichtlichkeit aufgestellt worden sind und dass sich in ihnen 2 Prinzipien, ein entwicklungsgeschichtliches und ein eidographisches, kreuzen. Schwind hat das letztere zu Gunsten des ersteren auszuschalten gesucht, um im Ganzen ein einheitliches Bild menschlichen Lebens von der Entstehung bis zur Starre des Todes zu geben. Dass dem so ist, wird die folgende Betrachtung lehren.

Dem Künstler stand ein rechteckiger Saal mit 6 flachen Kuppelwölbungen zur Verfügung. Von den 4 Wänden kam die eine Kurzwand, weil

Fensterwand,

fast ganz in Wegfall. Wenigstens für breite Friese. Sie bot zwischen den Ecken und Fenstern nur schmale Flächen für die Bemalung dar. Doch liess der Künstler auch sie nicht leer, sondern gab ihnen einen im Einklang mit dem Ganzen stehenden sinnbildlichen Schmuck. Wie der ältere Philostrat die Neapolitaner Gallerie mit dem Bilde der Horai, der 4 Jahreszeiten, abschliesst (II 34), so bekräftigt auch Schwind den Gedanken, welchen er an den drei Hauptwänden durchzuführen unternommen hat, mit den Figuren der 4 Jahreszeiten. Während diese bei Philostrat sämtlich weiblich sind und einen Reigentanz mit Gesang aufführen, sind sie bei Schwind in verschiedenem Geschlecht gehalten und von einander gesondert. Der Frühling (ver) wird an der an die Eingangswand anstossenden Seite durch einen einen Zweig haltenden Knaben verkörpert, der Sommer (aestas) durch ein tanzendes Mädchen; der Herbst (autumnus) durch einen ein Füllhorn haltenden Knaben, der Winter (hiems) durch ein eine Lampe und einen Holzspahn über einer Flamme haltendes Mädchen.

Für die eigentliche Durchführung der „Philostratischen Gallerie“ standen also ausser der Decke nur 3 Wände zur Verfügung. Diese boten in Friesen von 30 Fuss Länge und 3 Fuss Höhe Raum für grössere figurenreiche Compositionen. Die Decken erhielten kleinere

Bilder, nämlich je 2 einander gegenüber befindliche Langbilder (von 5 Fuss Breite, 2½ Fuss Höhe), desgleichen 2 Hochbilder (von 3 Fuss Höhe und 2½ Fuss Breite) und ein rundes Mittelbild von noch kleineren Dimensionen, welches nur die Aufnahme Einer Figur, höchstens mit einer Nebenfigur, ermöglichte, mithin wohl Motive oder Akkorde geben konnte, für Reproduktion philostratischer Gemälde aber ungeeignet war.

Und wo ist der Anfang? Wenn wir Ernst Förster*) und dem Kataloge der Kunsthalle folgen, in dem Bilde des Antilochos. Allerdings gehört dieses zur ersten der Goethischen Rubriken. Aber dies ist für den Künstler nicht ausschlaggebend. Befindet sich doch neben jenem das weder der zweiten noch der achten, sondern der fünften Rubrik angehörige Bild des Arrhichion, zum Beweise, dass Schwind sich nicht an die Goethische Reihenfolge gebunden, sondern sie zum Zwecke der Durchführung eines einheitlichen Grundgedankens verändert hat. Auch sind das Antilochos- und das Arrhichion-Bild an der Ausgangswand, weil oberhalb der Thür, welche in den zweiten Saal führt. Den Anfang aber suchen wir naturgemäss an der Eingangswand. Das ist die Wand, durch deren Thür man vom Korridor aus den Saal betritt. Und wirklich finden wir hier in dem Friese rechts oberhalb der Thür dasjenige, was auch dem Gedanken nach in dem einheitlichen Zyklus das erste ist, die Geburt der Göttin der Liebe, also derjenigen, von welcher das an der zugehörigen Decke Gemalte, „Liebesannäherung und Bewerbung" ausgeht. An sie schliesst sich links von der Thür an: 2.) „Geburt und Erziehung" mit dem Hauptbilde: „Geburt der Minerva", also Kindheit und Jünglingsalter; es folgt das Mannesalter, dargestellt durch 3.) Herakles mit dem Hauptbilde des schmausenden Heros. Auf der Höhe des Lebens halten sich auch die zu seiner Verschönerung dienenden Beschäftigungen der Jagd 4.) mit dem vom Künstler erfundenen Hauptbilde der Jagdgöttin Artemis und des Aktäon; des See- und Landlebens 5.) mit dem Hauptbilde des Dionysos und der Verwandlung tyrrhenischer Seeräuber in Delphine; der Poesie, des Gesanges und Tanzes 6.) mit dem ebenfalls von Schwind erfundenen Hauptbilde eines Tanzes von Satyrn und Bacchantinnen. Diese 3 Bilder nehmen die der Eingangswand gegenüber befindliche Längswand mit der zugehörigen Decke ein, doch ist auch hier die Reihenfolge in 5 und 6 gegenüber der Goetheschen verändert. Für die Ausgangswand bleiben nur zwei der fünften und ersten Rubrik Goethes entnommene Friesbilder übrig, den Tod des Tapfern auf dem Felde der Ehre verherrlichend: links oberhalb der Thür 7.) Arrhichion im Augenblicke des höchsten Sieges in Olympia verscheidend und rechts von ihr 8.) der Leichnam des Antilochos von seinem Freunde Achill beweint.

Damit schliesst der Zyklus und zugleich wird ein passender Übergang zu den Darstellungen des anstossenden Saales, der Verherrlichung der olympischen Wettspiele, gewonnen. Dass dies die richtige Anordnung sei, wird auch durch das Skizzenbuch des Künstlers erwiesen, in welchem die beiden letzten Compositionen den Schluss, die Geburten der Minerva und der Venus den Anfang machen.

Holland nannte Schwinds Werk eine geniale „Dutchdichtung" der Goetheschen Idee. Noch passender wird man von einer Umdichtung reden. Würde Goethe ihn um einer solchen willen gescholten haben? Schwerlich. Er würde nicht nur dem hohen Stilgefühl, der unvergleichlichen Feinheit und Sicherheit der Zeichnung, der reizvollen Linienführung, der anmuts- und humorvollen Auffassung, sondern auch dem staunenswerten Compositionstalent des Künstlers lebhafte Anerkennung erwiesen haben.

Durch sein Ziel war auch das Verhältnis bestimmt, in welches sich der Künstler zu den philostratischen Gemälden selbst setzte. Nicht ihre Rekonstruktion war seine Absicht, sondern eine sinn- und reizvolle Ausschmückung des gegebenen Raumes. Dieser liess überhaupt nur bei wenigen an eine wirkliche Rekonstruktion denken. Und so ist die Zahl der Bilder, welche auf eine solche mehr oder weniger hinauslaufen, klein; in der Mehrzahl sind es Friesbilder: Arthichion, Antilochus, Dionysos und die Tyrrhener, von denen jedoch das dritte viel freier behandelt ist, als das erste und zweite, auf sie folgen die Langbilder der Decke: Meles und Kritheis, Perseus und Andromeda, Pindar, welche von den Originalen weniger abweichen als Dionysos und Ariadne, der Schlangen würgende Herakles; sodann 4 Hochbilder: Jason und Medea, Herakles und Antaios, Hermes die Kühe des Apollon wegtreibend und seinen Bogen stehlend. Von diesen kommen besonders das erste und zweite dem Originale nahe. Im übrigen nimmt er sich die Freiheit, nach Bedürfnis Figuren sowohl hinzuzusetzen als wegzulassen, also — was besonders häufig — nur Ausschnitte zu geben, oder den Sinn eines Bildes wie Herakles mit den Pygmäen von Grund aus zu ändern und aus ihm den mit seinen Kindern scherzenden Vater Herakles zu machen oder ein Bild, wie das der „Geburt des Hermes" in zwei (1.) Hermes den Rinderdieb, 2.) Hermes den Bogendieb» zu zerlegen.

Immerhin genügen auch jene wenigen Fälle, um die Behauptung, die philostratischen Gemälde seien unmalbar, zu widerlegen. Einzelheiten werden bei der Beschreibung der Bilder zu behandeln sein.

Ihr wenden wir uns nunmehr zu. Vorher noch zwei Bemerkungen. Es war notwendig, die Decken-Compositionen nach den ausgeführten Bildern zu reproduzieren; dagegen habe ich es für richtig gehalten, die Friese in der Regel nach Schwinds eigenhändigen Zeichnungen, wie sie im Skizzenbuche erhalten sind, zu geben. Denn bei aller Anerkennung der Sorgfalt, mit welcher Reich und Geck die Zeichnungen des Meisters auf die Wand übertragen haben, ist doch nicht zu verkennen, dass dabei so manche Feinheit der Zeichnung verloren gegangen ist.

Das gewählte Format dürfte dem Charakter der Schwindschen Darstellungen angemessen sein.

Diese bieten der Besprechung einen unendlichen Stoff dar.

Es war aber für den Zweck dieser Veröffentlichung angezeigt, sich Beschränkung auf das Unerlässliche aufzuerlegen. Die Bilder sollen und werden die Betrachter zu eignen Beobachtungen anregen.

I. Eingangswand. (Tafel I)

1. Rechts über der Thür:

A. Fries: Die Mehrfahrt der Aphrodite. So wird richtiger das Bild genannt als „Geburt der Aphrodite". Allerdings entwarf Schwind zuerst — ein philostratisches Bild fehlt — im Anschluss an das erste Wort Goethes: *(„18" Venus; dem Meer entsteigend")* die „Geburt" der Aphrodite. So zeigt sie auf der Muschel stehend dem Meere entsteigend, begrüsst vom Herrscher und andern Gottheiten des Meeres, die Federzeichnung des Skizzenbuches Blatt 4, hier auf Tafel II 2 abgebildet. Aber wie Goethe fortfährt: *„auf der Muschel ruhend, mit der Muschel schiffend"*, so findet sich auf demselben Blatte unter der Federzeichnung der Bleistift-Entwurf zu einer veränderten Composition, wie sie in der Federzeichnung von Blatt 5 vorliegt. Diese ist hier abgebildet auf Tafel I, da das Wandbild in Übereinstimmung mit ihr ausgeführt ist. Man wird Schwinds Entschliessung nur gut heissen können. Denn der erste Entwurf passt mehr für eine Giebel- als eine Fries-Composition. Auch deckt sich der in der linken Seite zum Ausdruck gebrachte Gedanke stark mit dem Sinne, in welchem die „Geburt der Athena" gehalten ist. Endlich ist die auf der Muschel stehende Aphrodite doch gar zu sehr eine Wiederholung der mediceischen Statue. Was ist aus ihr in der veränderten Composition geworden! Diese gibt eine wirkliche Fahrt der Meeresgöttin, ähnlich der im Psychemärchen bei Apulejus (IV 31).

Auf dem Muschelwagen sitzend lenkt sie selbst das Zwiegespann der Delphine, auf denen, ihr zugewandt und die Kithara spielend ein Eros, nicht wie ein Knabe, sondern wie ein Jüngling gebildet, steht. Dem Delphinengespann zur Seite rudert, in eine Muschel blasend, ein Seekentaur, auf dessen Rücken eine Nereide kniet, welche sich zur Göttin, Kranz und Perlenschnur reichend, umwendet. Das hinter dieser befindliche Gefolge wurde unverändert aus dem ersten Entwurf herübergenommen, nur der Citherspielende Kentaur weggelassen. Zunächst folgt ein zur Göttin aufblickendes, sich umschlungen haltendes Paar von Nereiden, deren eine einen Korallenzweig darbringt, die andere ein Paar Fische an einen Stab gebunden hält. Daran schliesst sich ein zweiter Seekentaur, mit beiden Armen eine Nereide fassend, die sich von seinem Rücken zu erheben sucht, um der Göttin einen Kranz zu reichen. Ein schwebender Eros fasst nach diesem, um ihn der Göttin aufs Haupt zu setzen.

B. Deckenbildet:

1. (1.) Langbild: Dionysos und Ariadne. Skizze (Bl. 7) und Ausführung stimmen überein. Schwind hat sich nicht so sehr an die von Goethe (S. 93—94) ausführlich wiedergegebene Beschreibung des philostratischen Gemäldes I 15 als an das von jenem im vorausgeschickten „Verzeichnis" unter Nr. 30 gewählte Motiv: *„Ariadne, schlafende Schönheit, vom Liebenden und seinem Gefolge bewundert"* gehalten. Das Meer mit dem absegelnden Schiff des Theseus hat er weggelassen. Er gibt nur die Landscene. Dionysos naht sich nicht erst, wie im philostratischen Gemälde, der Ariadne, sondern ist bereits in

ihren Anblick versunken, fasst sogar ihre linke Hand. Nennt Philostrat nach Anakreon ihn „trunken von Liebe", (Goethe *„liebetrunken"*), so macht Schwind den Eros gleichsam zum Führer. Er weist den Gott auf die Schönheit ihres Gesichtes hin. Das philostratische Gefolge des Gottes, bestehend aus Bacchantinnen, Satyrn, Pan ist hier auf einen Satyr, auf welchen der Gott sich stützt, und eine Bacchantin, welche dem Panther eine Traube hinhält, eingeschränkt. Doch wendet auch diese sich nach der schönen Schläferin um, ebenso wie der Satyr sich der Bewunderung ihrer Reize hingibt. Für die Bacchantin war ein Gegengewicht auf der linken Seite erforderlich. Als solches wählte Schwind unter dem Eindrucke der philostratischen Beschreibung *„Schaue Ariadne oder vielmehr den Schlaf"* (Goethe: *„sie schläft, ja sie selbst ist der Schlaf"*) den Schlafgott, ihm legte er die schöne Schläferin in den Schoss.

2. (3.) Langbild: Meles und Kritheis. Skizze (Blatt 01 und Ausführung stimmen überein. Schwind hat sich hier ziemlich genau an die von Philostrat II 8 und danach von Goethe S. 107—109 gegebene Beschreibung gehalten.

Der Flussgott Meles liegt, den rechten Arm auf die Urne, welcher Wasser entströmt, stützend und den linken Arm an die Schulter der Kritheis legend. Denn er erwiedert die Liebe der schönen Nymphe, welche Wasser zu schöpfen gekommen ist. Nur von den *„auf etwas Poetisches sinnenden Augen"* des Originals ist hier bei Meles nichts zu sehen; Schwind zog es vor ihn fast ganz von hinten sehen zu lassen und so aus ihm und der Geliebten eine, allerdings wunderschöne, Gruppe zu bilden. Bei Kritheis hat er sich sowohl in der Bildung des Einzelnen als auch im schwermütigen Gesichtsausdruck — Philostrat redet von Thränen, als dem Geschenk ihrer Liebe an den Flussgott — an das Original gehalten. Diesem gehören auch an die schwebenden Musen „dem Homer seine von den Mören beschlossene Entstehung aus dem Liebesbunde jener beiden weissagend". In ähnlicher Bildung und Beurteilung hatte er sie bereits auf dem ersten Entwurf der Geburt der Athena angebracht. Glücklich aber ist die Zutat des Künstlers: der von Eros über das Liebespaar herabgebogene Baumzweig, der Ersatz einer Laube, wie verschieden von dem „Wellen-Gemach", auf welches Philostrat den Meles sinnen lässt, und welches Goethe als Erfüllung süsser Träume der Kritheis prophezeit: *„bald werden sich die Wellen bäumen und unter ihrem grünpurpurnen Gewölbe dich und den Gott liebbegünstigend verbergen"*!

1. Hochbild (oben): Perseus und Andromeda. Die Skizze (Blatt 9, mit der Feder gezeichnet und dann blassrot getuscht) stimmt mit der Ausführung, nur dass der Felsen den Hintergrund ganz einnimmt. Das Bild selbst aber schliesst sich zur Hälfte an die philostratische, von Goethe S. 102—104 frei reproduzierte, Beschreibung (I 29) an, zur Hälfte weicht es ab. Wie dort liegt das Ungeheuer erschlagen am Boden, Andromeda ist noch an den Felsen geschmiedet und wird erst von Eros, „welcher, wie gewöhnlich, geflügelt, aber — wie in I 1 A — als Jüngling gebildet ist", von den Fesseln befreit. Perseus aber liegt nicht auf den Ellenbogen gestützt im Grase, den Brustharnisch lüftend und nach

Andromeda blickend, sondern – was viel natürlicher – er naht sich ihr und fasst sie am rechten Unterarm, liebevoll zu ihr aufblickend. Für die dem Perseus Milch und Wein reichenden Aethiopen war kein Platz.

2. **Hochbild** (unten): **Iason und Medea.** Skizze (Blatt 8) und Ausführung stimmen überein. Auch hier hielt Schwind sich an das von Goethe im „Verzeichnis" unter Nr. 26 gegebene Motiv: *„mächtig furchtbares Paar"*, aber zugleich durchaus im Einklang mit der von ihm S. 99—100 ausführlich wiederholten Beschreibung des jüngeren Philostrat (7). Nicht sind Iason und Medea zu einem Paar verbunden, sondern stehen für sich. Eros zwar zwischen ihnen, aber die Fackel ist gesenkt und ihre Flamme berührt den Boden. Wohl erscheint Medea in reichem und festlichem Gewande, und trägt wie eine Priesterin einen Kranz im Haar, aber sie blickt mit „unsagbar" tiefem Ernst zu Boden. Iason, *(„mit Bartflaum und in die Stirn fallendem Haupthaar")* blickt mit einem aus Mut und Beklommenheit gemischten Gesichtsausdruck zu ihr herüber. In der Rechten hält er die Lanze; über den linken Arm fällt das Widderfell. Philostrat nennt an Stelle des letzteren eine Löwenhaut. Dies und dass der Eros sich nicht mit übereinander geschlagenen Beinen auf den Bogen stützt, sind die einzigen Abweichungen des Gemäldes vom Original.

Rundbild: Eros sucht den Bogen zu ergreifen, welchen **Aphrodite**, mit dem rechten Beine auf einen Polstersessel knieend, hoch hält. Skizze (Bl. 2b[1]) und Ausführung stimmen überein.

2. Über der Thür: (Tafel II und III).

Wie Schwind zuerst die Anordnung dieses Teiles und damit des Ganzen geplant hat, zeigt das mit Feder gezeichnete, dann bunt getuschte Blatt 1 des Skizzenbuches, auf Tafel II 1 abgebildet.

Mit der Veränderung des Gesamtplanes wurden auch Änderungen in den Einzelheiten notwendig, am meisten im

A. Fries: **Geburt der Athena.**

Den veränderten mit der Ausführung übereinstimmenden Entwurf zeigt in Bleistift gezeichnet Blatt 2 des Skizzenbuches (abgebildet auf Tafel III 2). Zunächst ist es interessant zu sehen, wie Schwind von vornherein nicht nur die Verbindung des Opfers der Rhodier und Athener mit der Geburt der Athena, wie sie die philostratische Beschreibung (II 27) aufweist, aufgeben musste, sondern auch von derjenigen Auffassung des Vorganges der Geburt selbst absah, welcher Goethe in der Vorbemerkung („Verzeichnis" Nr. 32) Ausdruck gab: *„Minerva's Geburt, sie entwindet sich aus dem Haupte des Zeus"*. Zu dieser Auffassung hat die philostratische Beschreibung keinen Anlass geboten, wenn sie die Worte gebraucht: „Athena, welche soeben aus dem Haupte des Zeus in Waffen herausgebrochen ist". Wie Goethe selbst in der späteren Beschreibung S. 100 diese Worte richtig verstanden hat, so ist auch bei Schwind, in Übereinstimmung mit den Künstlern der klassischen Kunst im engeren Sinne[n], die erste Erscheinung der völlig gewappneten

Jungfrau unter den Göttern des Olympes zur Darstellung gebracht. Von den übrigen Göttern nennt Philostrat nur die bedeutendsten: Zeus, der freudig aufatmet und die Tochter mustert, Hera, die auch vergnügt ist, wie wenn auch etwas von ihr ausgegangen sei, Hephaistos, der in Verlegenheit ist, womit er die Göttin sich gewinnen könne, die Nymphen mit ihren Flüssen. Schwind bot den ganzen Olymp auf und behandelte schon im ersten Entwurf das Ganze in der Weise einer Giebelcomposition. In der Mitte und etwas zurück sitzt Zeus auf einem Throne, in der Rechten das Zepter haltend, die Linke in die Seite gestemmt, ernst auf Athena blickend. Hinter seinem an die Maske von Otrikoli erinnernden Kopfe ist das Sternbild der Wage in dem sich wölbenden Zodiakus. Athena steht rechts von ihm in ganzer Figur, mit Helm, Lanze in der Rechten, Schild am linken Arm. Hera sitzt links, nach Athena vergnügt hinüberblickend. Neben ihr steht der Pfau. Im Vordergrunde kniet Ganymed den auf dem Donnerkeil stehenden Adler tränkend. Zu beiden Seiten des Zodiakus schwebt der Chor der Musen. Hinter Athena sitzt eine Moira; es folgen ebenfalls sitzend Amphitrite und Poseidon, ein Ruder haltend; hinter ihnen steht Ares; in der Ecke sitzen Hephaistos mit Hammer, Aphrodite und Eros. Auf der entgegengesetzten Seite schliessen sich an Hera an: sitzend Apollon, die Lyra haltend, und Hermes, stehend Dionysos, den Thyrsos über die Schultern legend und auf 2 Satyrn gestützt; in der Ecke sitzen Demeter und Artemis.

Der veränderte Entwurf musste, weil auf einen Fries berechnet, sämtliche Figuren auf dasselbe Niveau bringen, hielt aber an dem Grundschema der Composition fest. Aus ersterem folgte, dass die Zahl der sitzenden Figuren an den Seiten vermindert wurde. Sowohl Aphrodite und Eros als auch Demeter und Artemis stehen. Aber da der Raum des Frieses etwas kürzer war als der für die ursprüngliche Composition in Aussicht genommene, mussten einige Figuren ganz wegfallen, andere umgestellt werden. Der Zodiakus blieb — er ist in der Bleistiftskizze (Tafel III 2) nur ganz schwach angedeutet —, aber der Musenchor fiel weg, desgleichen die Moira und Dionysos mit den Satyrn. Den Platz der Moira erhielt Hermes, den der Demeter und Artemis nicht Hephaistos, sondern — ob unter dem Einflusse des raffaelischen Deckengemäldes in der Psycheloggia der Farnesina? — Herakles.

Bei einem Vergleich der beiden Entwürfe will es mir scheinen, als ob der erstere nicht nur reicher, sondern auch in linearer Beziehung reizvoller war als der unter dem Druck der Verhältnisse zur Ausführung gelangte.

B. Deckenbilder (Tafel III 1).

1. (r.) Langbild: Erziehung des Dionysos, stimmt mit dem ersten Entwurfe (Tafel II 1) überein, ist daher, ebenso wie die zwei folgenden Bilder dieser Decke, im Skizzenbuche nicht mehr wiederholt. Zu Grunde liegt nicht ein philostratisches Gemälde, sondern das von Goethe im Vorwort (S. 7f) unter Nr. 33a (*Bacchus Erziehung, durch Faunen und Nymphen in Gegenwart des Mercur. Hercul. Alterth. T. II Tab. 12*) herangezogene herkulanensische Wandgemälde (Helbig, Campan. Wandgem. N. 376; hier nach den Pitture

di Ercolano II 12 wiederholt). Wie dort der Silen so hält hier Pan mit beiden Armen das Dionysosknäblein, welches nach dem Zweige mit Trauben fasst, den ein jugendlicher Satyr, dort eine sitzende Bacchantin, tanzend ihm hinhält, während von hinten eine Bacchantin, eine spitze

Kanne haltend, herantanzt. Schwind hat die Zahl der Figuren beschränkt, dafür aber die Scene viel bewegter gestaltet, als der Maler des herkulanensischen Bildes.

2. (L) Langbild: Erziehung des Achill durch Cheiron. Goethe bot zwar mit den Worten des vorangeschickten „Verzeichnisses" N. 32 *„Achills Kindheit, von Chiron erzogen"* den Anlass, aber keine Beschreibung des philostratischen Gemäldes II 2. Auch Schwind hielt sich nicht an dasselbe. Denn er stellte Achill weder dar vor der Höhle von Cheiron Aepfel und Honigwaben als Lohn seiner Jagdleistung empfangend noch in der Ebene auf dem Rücken desselben reitend, sondern Unterweisung im Bogenschiessen von ihm

empfangend. An diese wird sich der Unterricht in der Musik anschliessen. Die Lyra hängt an dem Baumstamm neben dem Kentauren.

1. Hochbild (oben): Hermes treibt die Rinder des Apollon in eine Höhle. Hier liegt Goethes ausführliche Wiedergabe der philostratischen Beschreibung eines Gemäldes (I 26) zu Grunde. Hermes ist eben geboren, die Mutter Maia ist neben der Wiege in Schlummer gesunken, da macht er sich aus den Windeln und treibt, um Apollon einen Schabernack zu spielen, seine weissen goldgehörnten Kühe in eine Höhle. Folgte Schwind hierin der Beschreibung, so dürfte es nicht ausgeschlossen sein, auf Grund derselben auch die Figur des im Vordergrunde Schlafenden als Berggott Olympos zu benennen. Freilich treut er sich im philostratischen Gemälde, dass Hermes auf ihm geboren ist; hier schläft er. Und so ist es auch recht wol möglich, dass in ihm der Hirt der Rinder — vergleichbar dem „Alten" von Onchestos im homerischen Hymnus auf Hermes V. 87 f. und 187 f. — zu erkennen ist.

Für die Ausführung brauchte Schwind noch ein Gegenbild. Um die Wahl des Stoffes brauchte er nicht in Sorge zu sein. Das philostratische Gemälde war mehrteilig[1] und bot ihm ohne Weiteres auch das Gegenbild:

2. Hochbild (unten): Hermes entwendet dem Apollon den Bogen. Skizze (Blatt 3) und Ausführung stimmen überein. Die Scene ist wie im philostratischen, von Goethe S. 112 ausführlich wiedergegebenen Gemälde: Apollon ist vor Maia getreten, um sich über Hermes zu beschweren. Diese will es nicht glauben, dass der Neugeborene die Kühe weggetrieben habe. Während sie noch zu Apoll aufblickt, bemerkt dieser, dass Hermes sich soeben an seinem Rücken hinaufgeschwungen und den Bogen aus dem Köcher gezogen habe und dreht sich nach ihm um. Letzteres weicht vom philostratischen Gemälde ab. Denn an diesem bewundert der Rhetor gerade den aus Zorn und Heiterkeit gemischten Gesichtsausdruck des Gottes. Aber schon beim Meles (s. oben S. 11) haben wir bemerkt, wie wenig Gewicht Schwind auf eine derartig genaue Wiedergabe des Gesichtsausdruckes legte. Auch hier ist die Haltung des Gottes durchaus natürlich und passend.

Im

Mittelbild,

welches mit der Skizze (Bl. 27, 4) bis auf das Fehlen des Regenbogens stimmt, ist Iris dargestellt, — ob nur als weiblicher Götterbote, oder um auszudrücken, dass auch in der Erziehung das Beste ein Geschenk der Götter, ein Segen von oben ist, oder in welchem andern Sinne, lasse ich dahingestellt.

3. Links über der Thür: Herakles (Tafel IV).

A. Fries: Herakles schmausend.

Die Skizze (Blatt 10, eine Federzeichnung) stimmt mit der Ausführung, ist aber sehr klein und nicht so deutlich, weshalb hier die letztere zur Reproduktion gelangt

Goethe hatte seine sehr ausführliche Schilderung der Bilder des Herakles, für welchen auch er eine grosse Vorliebe hatte, mit einem Bilde geschlossen, dem er die Überschrift gab: *„Hercules bei Admet"*.

„Ein treulich mitwirkender Kunstfreund", sagt er, *„entwarf es vor Jahren, zum Versuch, in wie fern man sich der antiken Behandlungsweise solcher Gegenstände einigermassen nähern könne."* Dieser war Heinrich Meyer. Seine aquarellierte Zeichnung war im September 1807 entstanden, wie die Aufschrift auf der in Goethes Besitz, jetzt ins Goethe-Nationalmuseum übergegangenen und hier veröffentlichten Zeichnung

beweist.[2] Goethe hatte sie veröffentlichen wollen, wie er ebenda in Aussicht stellt: *„Da jedoch weder die wohldurchdachte Composition, noch die Anmuth der Einzelheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet, einander entgegengesetzt sind, sich keineswegs durch Worte aussprechen lassen, so wünschen wir gedachtes Blatt den Kunstfreunden gelegentlich nachgebildet mitzutheilen, um die früheren Absichten durch ein Beispiel auszusprechen und wo möglich zu rechtfertigen."* Aber es ist bei der Absicht geblieben. Auch Schwind hat das Blatt nicht gekannt. Wohl aber musste ihn die Darstellung zu einer Friescomposition reizen. Denn sie war figurenreich und *„der Raum wohl das Doppelte so breit als hoch"*. Freilich die dritte Gruppe, den Tod der Alkestis, konnte er hier, wo es galt das Leben des Helden zu verherrlichen, nicht gebrauchen, mithin auch nicht die Figur ihres Gemahls Admetos, wohl aber das Schmausen des Herakles selbst. In freier Weise reproduziert er Goethes Schilderung. *„In der Mitte ruht Herakles riesenhaft, auf Polster gelehnt."* *„Zu seiner Rechten sind drei Diener beschäftigt."* Einer giesst ihm Wein aus einem Kruge in die ausgestreckte Trinkschale; ein zweiter bringt eine riesige mit Früchten beladene Schale; ein dritter giesst Wein in einen am Boden stehenden Krug. Von der andern Seite schleppen zwei Diener ein ganzes gebratenes Schwein auf einer mächtigen Schüssel heran. Hinter dem Tische steht ein flammender Kandelaber.

Ich habe schon an anderer Stelle[3] bemerkt, dass die Zeichnung Meyers das ihr von Goethe gespendete Lob nicht zu verdienen scheint. Ich erschrack, als ich sie zuerst zu Gesicht bekam. Hier will ich nur als interessante Tatsache betonen, dass die Zeichnung Schwinds, obwohl nur nach einer Beschreibung gemacht, das Original sowohl

hinsichtlich der Gesamtcomposition als in Bezug auf die Linienführung und Zeichnung bei weitem übertrifft.

B. Deckenbilder.

1. (1.) Langbild: Herakles als Kind ein Paar Schlangen würgend. Skizze (Blatt 11) und Ausführung stimmen überein. Hier sein Bestes zu tun, musste sich ein Künstler wie Schwind durch Goethes Wort: *„Möge ein kräftiger junger Künstler einige Jahre seine Bemühungen diesem Gegenstande schenken"* besonders gedrungen fühlen.

Zunächst folgte er der von Goethe S. 112 f wiederholten Beschreibung des jüngeren Philostrat (5): Hera hat in der Nacht 2 Schlangen auf das in der Wiege liegende Kind gesandt; rasch entschlossen hat sich der Knabe von den lästigen Banden befreit, hat mit jeder Hand eine Schlange gepackt und gewürgt, aber sie haben ihn aus der Wiege mit herausgezogen und jetzt entscheidet sich der Kampf am Boden. Er kniet auf den mit herausgezogenen Windeln, hält sich aber aufrecht und bezwingt wie ein Athlet die Tiere, welche er unmittelbar hinter dem Kopf presst, durch die Kraft seines Druckes; sie sind dem Ersticken nahe, reissen daher den Rachen auf und zeigen Zähne und Zunge. Er kümmert sich gar nicht um seine Umgebung, sondern blickt scharf auf den mit der Linken hochgehaltenen Kopf der einen Schlange. Die Gruppe, besonders der Herakles, ist prachtvoll. Am nächsten kommt ihr die von Goethe zum Vergleich herangezogene kleine Silbermünze von Tarent.[6]) Doch sind auch Unterschiede, und man kann zum mindesten nicht sicher behaupten, dass Schwind sie benützt habe. Was Goethe an dem entsprechenden herkulanensischen Bilde (Hercul. Alterth. T. I Tab. 7. Helbig N. 1123) tadelt, dass der Knabe die Schlangen ungeschickt, weil viel zu weit abwärts, angefasst habe[7]), das gilt auch von der durch den Stich des Agostino Veneziano (1532) bekannt gewordenen Zeichnung des Giulio Romano[8]). Doch stehen beide Compositionen auch in andrer Hinsicht hinter der Schwinds zurück.

Auch in der Figur der Alkmene schloss er sich an Philostrat an: sie ist, wie sie war, mit ungeordnetem Haar, im blossen Untergewand und ohne Fussbekleidung, aus dem Bett gesprungen und neigt sich, die Arme ausbreitend, über den Knaben. Doch traut sie ihren Augen nicht, als sie beim Lichte der Lampe, welche sie in der Rechten hält, gewahrt, was er vollbringt. Bei Philostrat hält nicht Alkmene, sondern die Göttin der Nacht die Lampe, „damit der Kampf des Knaben nicht unbezeugt sei". Diese Figur hat Schwind ganz beseitigt, durchaus passend aber die Lampe aus ihrer Hand in die der Alkmene gegeben, passender als Giulio Romano in die des Amphitryon. Und wie steif nimmt sich die Alkmene des Giulio neben der prächtig bewegten Schwinds aus. Letzteres Lob kommt auch seinem Amphitryon zu. Bei Philostrat ist dieser auf die erste Botschaft mit gezücktem Schwert an der Spitze seiner Getreuen herbeigeeilt, aber auch er hält inne mit der zum Schlage ausgeholten Hand, als er mit eigenen Augen gewahr wird, was sich begiebt. Bei Schwind ist er, auch wie er war, in fliegender Hast herbeigeeilt; er stürzt beinahe über die

Wiege, und doch hält die Rechte mit dem Schwerte inne, als er den *„Halbgott Sieger"* bei der Arbeit sieht. Auch diese Gestalt ist viel bewegter als die des herkulanensischen Gemäldes, und natürlicher als die des Leuchtenden bei Giulio Romano.

Die Getreuen fehlen; die Dienerinnen sind durch eine hinter Alkmene entsetzt fliehende vertreten, jedenfalls auch natürlicher als die steife Figur des ein Kind haltenden Pädagogen auf dem herkulanensischen Gemälde.

2. (r.) Langbild: Herakles mit seinen Kindern scherzend.

Dem Herakles-Kinde diente als passendes Gegenbild der Herakles-Vater. Und dieser findet sich auch in Goethes Auswahl unter N. 44a: *„Hercules als Vater; anendlich zart und zierlich. Hercul. Alterth. T. I Tab. 6."* Es ist dies das bekannte Wandgemälde „Herakles und Telephos", dessen Beschreibung Goethe S. 131 so schliesst: *„An diesem Bilde sollte sich jeder Künstler in seinem Leben einmal versucht haben, er sollte sich prüfen, um zu erfahren, wie ferne es möglich sei, das was dieses Bild durch Überlieferung verloren haben mag, wieder herzustellen, ohne dass dem Hauptbegriff der in sich vollendeten Composition geschadet werde. Sodann wäre die Frage, wie die Charaktere zu erhalten und zu erhöhen sein möchten. Ferner könnte dieses Bild, in allen seinen Theilen vollkommen ausgeführt, die Fertigkeit und Geschicklichkeit des Künstlers auf das unwidersprechlichste bewähren."*

Eine solche Arbeit war nicht nach dem Sinne Schwinds. Er sah auch von der Wiederholung des Thema, wie mir scheint, mit Recht ab. Auffällig kann sein, dass ihn auch das andere von Goethe Nr. 47 genannte und um des *„köstlichen Gegensatzes"* willen gerühmte Thema, das philostratische Gemälde (II 22) Herakles und die Pygmäen, nicht zur Reproduktion reizte. Aber es enthielt doch nicht ganz das was in der Seele des Künstlers lebte. Den *köstlichen Gegensatz* zwar machte er sich in köstlicher Weise zu Nutze, aber aus der Tiefe seines deutschen Künstlergemütes schuf er den Vater mit seinen Kindern scherzend. Das Bild bedarf zu seiner Erklärung keines Wortes. Die Skizze (Blatt 12), der er beischrieb: „Hercules mit den Kindern" stimmt mit der Ausführung, ausser dass in ihr unterhalb des obenstehenden Knaben noch ein vierter, eine Traube über sich haltend, liegt, was als aus dem eigentlichen Thema etwas herausfallend in der Ausführung wegblieb. Dagegen fehlen in der Skizze die Bäumchen zu beiden Seiten.

1. Hochbild (oben): Herakles, das Himmelsgewölbe tragend. Skizze (Blatt 13, Federzeichnung auf rotem Grunde) und Ausführung stimmen. Schwind wich von der philostratischen von Goethe S. 122–123 wiederholten Beschreibung II 20 vollständig ab. Denn in dieser trägt Atlas noch schweisstriefend die Last des Himmels und droht ihr zu unterliegen; Herakles ist erst voller Verlangen sie ihm abzunehmen und hat eben die Keule niedergelegt. Bei Schwind trägt er bereits die Last, indem er sich auf die Keule stützt. Atlas ruht am Boden und erquickt sich durch einen Trunk aus einem Horn**). Der Grund der Abweichung ist klar. Schwind wollte nicht blos den Mut, sondern auch die

Kraft und Hilfsbereitschaft des Helden augenscheinlich machen, ähnlich wie der Künstler der Metope des Zeustempels zu Olympia.

2. Hochbild (unten): Herakles und Antaios. Skizze (Blatt 14, Federzeichnung) und Ausführung stimmen. Es ist fast ganz der philostratischen von Goethe S. 120—122 wiederholten Beschreibung (II 21) nachgebildet. Herakles hat den Antäos an seinem vorgesetzten linken Oberschenkel in die Höhe gehoben, umfasst mit beiden Armen seinen Leib in der Höhe der Rippen und drückt ihn so stark gegen seine Brust, dass ihm der Atem ausgeht. Die Löwenhaut hat er von seiner rechten Schulter zurückgeschlagen. Antäos blickt hilflos nach der Mutter Erde, den einen (rechten) Arm senkend, den andern an den Kopf pressend. Seine Gesichtszüge haben etwas Tierisches, doch — darin weicht Schwind von Philostrat ab — er ist ebenso schlank, wie Herakles, nicht beinahe ebenso breit wie lang.

Philostrat schliesst die Beschreibung des Antäos mit der Prophezeiung: *„Herakles, bald wirst du im Himmel leben, trinkend und Hebe als Göttin umarmend."* Dem entnahm Schwind das

Mittelbild:

Herakles streckt die Linke aus, um die Trinkschale zu fassen, in welche Hebe ihm eingiesst. Die Skizze (Blatt Z, 2) stimmt mit der Ausführung, zeigt aber neben den beiden Figuren noch die Beischriften HBH und HRAKAEΣ.

II. Die der Eingangsseite gegenüberliegende Längswand. (Tafel V—VII).

Für

1. die an die Fensterwand anstossende Seite (Tafel V)

waren Jagd-Scenen bestimmt. Indessen bot Philostrat deren nicht genug und nicht von hinreichender Abwechselung. Denn die „Schweinsjagd" (I 28), welche Goethe im Verzeichnis N. 52 *„von unendlicher Schönheit"* nennt, deckte sich mit der von ihm an erster Stelle genannten kalydonischen Eberjagd zu sehr; und „die Jäger" (Jun. 3), welche Goethe richtig als *„Gastmahl nach der Jagd; höchst liebenswürdig"* charakterisiert, war wieder von dem gegenüber befindlichen „Schmause des Herakles" zu wenig verschieden. So blieb von den fünf Bildern, welche Goethe im „Verzeichnis" S. 53 aufführt, ausser der kalydonischen Eberjagd nichts übrig als Narciss. Denn das zweite war nur eine Wiederholung der kalydonischen Jagd nach Giulio Romano. Und der Nachtrag (S. 142—143) gewährt auch nur mit Einem Bilde, Kephalos und Prokris, welches Goethe in der Rubrik „hochtragischen Inhalts" unter N. 13a aufgeführt hatte und welches noch dazu auch nicht „philostratisch", sondern von Giulio Romano war, unzureichenden Ersatz. Mithin musste Schwind sich selbst umsehen, um die Sechszahl voll zu machen. So beruht sogleich auf seiner Erfindung das Bild des

A. Frieses: Artemis den Aktäon verfolgend. (Taf. V.

Schon ist dieser mit dem Kopf eines Hirsches von den Hunden der Göttin erreicht und durch deren Pfeil bedroht, während zur Linken ihre drei im Weiher badenden Nymphen nach den Gewändern — die eine auch nach einem Pfeil — greifen. Besonders diese Gruppe, aber auch das Ganze, ist dem Künstler trefflich gelungen. Die Skizze (Blatt 15, unten) stimmt mit der Ausführung, ist aber klein, weshalb unsre Abbildung nach der letzteren gemacht ist.

B. Deckenbilder.

1. (L) Langbild: Meleager und Atalante. Die Skizze (Blatt 17, Federzeichnung; klein auch Bl. 15 rechts oben) stimmt mit der Ausführung, nur dass die Lanze in den Händen des Meleager, das Jagdhorn der äussersten Figur rechts und der Baum fehlt.

Goethe hat die philostratische Schilderung (Jun. 15) nicht mehr übersetzt, Schwind aber hat sich ziemlich treu an dieselbe gehalten. Meleager, eine sehnige Jünglingsgestalt, nur mit flatterndem Mänteichen — nicht, wie bei Philostrat, auch mit einem über die Kniee reichenden Rock und Stiefeln — bekleidet, nimmt sicheren Blickes in fester Stellung mit vorgestreckter Lanze den schon ermatteten Eber an. Neben ihm steht Atalante, eine Jungfrau von männlicher Schöne, das Gewand auf der Schulter mit Spange befestigt; auch ihr Auge blickt ganz, wie es die Grösse des Werkes erfordert. Sie hat den Pfeil auf den Bogen gelegt und zieht die Sehne zum Schusse an. So dürfte auch in dem Jüngling auf der andern Seite von ihr, der eine kurze Waffe gegen den Eber hält, der von Philostrat auf Grund der Beischrift Peleus Genannte zu erkennen sein. Für den vom Eber am Schenkel verwundeten, am Boden liegenden Ankäos war kein Platz mehr; statt seiner erscheint, teilweis durch den Eber gedeckt, ein Jäger, der ein Horn bläst.

Als Gegenbild wählte Schwind eine Jagd-Scene, an der ebenfalls eine weibliche Figur, wenn auch als Opfer, beteiligt ist:

2. (r.) Langbild: Kephalos und Prokris. (Im Skizzenbuch nur klein auf Blatt 15 links oben erhalten.) Goethe hat die figurenreiche von Giulio Romano nach Ovids Metamorphosen VII 839 f geschaffene Composition nach einem Stich von Giorgio Ghisi[38]) ausführlich beschrieben (S. 142—145[39]). Schwind musste sich auf die Hauptsache beschränken. Es spricht nichts dafür, dass er neben der Beschreibung auch den Stich benützt hat. Aber seine, wenn auch beschränkte, Composition kann sich recht wohl neben der des Originals sehen lassen. Letztere wird hier auf Seite 21 mit abgebildet.

Kephalos hält die durch seinen Fehlschuss entseelte Prokris in seinen Armen; eine Gruppe im Ausdruck viel gehaltener, als die des Giulio, aber auch im Linienfluss ihr überlegen. Erst recht gilt dies, wie leicht begreiflich, von der das Unglück beklagenden Dryade. Während diese bei Giulio auf den Bäumen sitzt und sich an den Zweigen hält, wächst sie bei Schwind aus dem Stamme heraus und hebt ihre Arme, wie die Zweige eines Baumes sich heben und senken. Der Chor der Klagenden wird nur durch einen Kentauren

und einen bockbeinigen Satyr gebildet. Auch sie bekunden in Haltung und Gesichtsausdruck mehr Mässigung als bei Giulio.

1. Hochbild (oben): Narkissos sich im Wasser spiegelnd. Skizze (Blatt 10[r] und klein Bl. 15 in der Mitte unten mit Beischrift NARCIS) und Ausführung stimmen. Der Umstand, dass im philostratischen Bilde (I 23) nur eine Figur vorhanden ist, führte Schwind zu grösseren Abweichungen. Um den Raum zu füllen, war es nötig, Narciss nicht, wie im philostratischen Gemälde, stehen, sondern sitzen und sich über das Wasser beugen zu lassen. Im Einklang damit steht, dass er nicht einen Jagdspiess hält, sondern sich einen Kranz aufs Haupt setzt. Zur Andeutung des Jägers genügt der an dem Baumstamme aufgehängte Köcher mit Pfeilen. Von einer Grotte nahm der Künstler Abstand. Den Raum über Narciss aber füllte er durch den Sonnengott aus, passender Weise, denn seine Strahlen machen erst das Wasser der Quelle recht dazu geeignet sich in ihm zu spiegeln.[*])

Und damit war zugleich das passende Gegenbild gefunden für das

2. Hochbild (unten): Der schöne Schläfer Endymion besucht von der auf einem Zweigespann von Hirschen fahrenden Göttin des Mondes und der Jagd. Auch hier stimmen Skizze (Blatt 10[r] und klein Bl. 15 in der Mitte oben) und Ausführung.

Das

Mittelbild

endlich zeigt noch einmal die Göttin der Jagd, den Pfeil auf die Sehne legend, umgeben von 2 Rehen. Die Skizze (Blatt 27, 3, Federzeichnung) stimmt bis auf das Fehlen von Bogen und Rehen mit der Ausführung.

Für

2. die Mitte der Wand (Tafel VI)

standen zwar in Goethes Auswahl (S. 73, Verzeichnis Nr. 66—76) genug

„See-, Wasser- und Landstücke"

zur Verfügung, aber sie waren grossenteils für die kleinen Bilder zu umfangreich. Schwind war daher auch hier auf eigene Erfindung angewiesen. Im Skizzenbuch (Blatt 18) hat er der Gesamtcomposition die Aufschrift „Landschaftliches" gegeben und sie in „Meer" und „Erde" geteilt.

Das Meer versinnbildlicht zunächst

A. der Fries:

Kampf des Dionysos gegen die tyrrhenischen Seeräuber (im Skizzenbuch Blatt 18 unten klein, jedoch ist im Schiffe des Dionysos eine Figur mehr als in der eigentlichen Federzeichnung, Blatt 19ª, welche mit der Ausführung stimmt, daher hier zur Abbildung gelangt).

Schwind hat sich nicht an die philostratische Beschreibung (I 19) selbst, sondern nur an Goethes kurzen Auszug aus derselben gehalten und frei componiert. Weder zeigt sein Bild einen Unterschied in der Bildung der Schiffe dahin, dass das des Dionysos ein Parade-, das der Tyrrhener ein Piraten-Schiff ist, noch im Schiffe des Dionysos einen Thyrsos als Mastbaum und Segel mit eingewebten Figuren oder einen Panther, sondern nur was Goethe sagt: *„Bacchus und die Bacchantinnen in Zuversicht und Behagen"*. Selbst dass Dionysos im Vorderteil des Schiffes steht und mit dem linken Arme eine Bewegung nach den Gegnern hin macht, braucht nicht auf Entlehnung von Philostrat zurückgeführt werden, sondern kann, weil durchaus natürlich, auf eigener Erfindung beruhen. Dass er, wie bei Philostrat, über die komische Scene lache, ist nicht wahrzunehmen. Im Gegenteil: er scheint ernst und durch seine Handbewegung die Verwandlung der Tyrrhener in Seeräuber hervorzurufen. Auch vollzieht sich die Verwandlung dieser in Delphine nicht, wie bei Philostrat, an den verschiedenen Gliedern, sondern — wie am Denkmal des Lysikrates, — an den Köpfen. Für die Stellungen dieser aber versagte die philostratische Beschreibung gänzlich. Hier war der Künstler auf sich angewiesen, befand sich aber ganz in seinem Elemente, hatte daher auch nicht nötig, bei dem Fries des Lysikrates-Denkmal Anleihen zu machen. Auch die Figur des den Vorgang von oben beobachtenden Sonnengottes ist hier, wie beim Narcissbilde, seine eigne Zutat.

B. Die Deckenbilder:

Dasselbe Verhältnis grösster Freiheit gegenüber der philostratischen Beschreibung zeigen die beiden Langbilder.

1. (r.) Langbild: die Insel Andros.

Die Skizze, Blatt 20, vom Künstler mit der Aufschrift „Insel Naxos?" versehen, eine rot getuschte Federzeichnung, stimmt mit der Ausführung. Blatt 19ª unten giebt in Federzeichnung eine Vorstudie zu der Composition, enthaltend den liegenden Flussgott,

links 2 trinkende weibliche Figuren und rechts Pan mit Horn kauernd und den vom Rücken Gesehenen, am Boden Liegenden und aus einem Horn Trinkenden.

Schwind hat sich nicht so, wie Tizian [1], an die, von Goethe im Nachtrag S. 147–148 wiederholte, philostratische Beschreibung I 25, ja selbst nicht so genau, wie in den Tyrrhenern, an Goethes Auszug aus derselben (Verzeichnis Nr. 67) gehalten, sondern sich grösste Freiheit gestattet. Sein Flussgott liegt nicht auf einem Lager von Trauben, sondern auf dem mit einem Gewandstück bedeckten Boden, auch nicht unter Thyrsosstauden, sondern (Weiden-?) Bäumen. Den Wein, den er statt des Wassers einer Urne entströmen lässt, trinken nicht Tritonen, sondern Pan, Satyrn, Seekentauren und die von diesen getragenen Nymphen. Dionysos erscheint auch nicht zu Schiff mit grossem Gefolge, sondern schwebt heran nur von einem kleinen Satyrn gestützt. Freie Zutat des Künstlers sind die auf Delphinen oder Seelöwen reitenden Putten mit Lyra, Dreizack, Geissel. Dagegen fehlen die singenden und tanzenden Andriet ganz. Unzweifelhaft sollte das feuchte Element die Hauptsache bilden.

In noch höherem Masse gilt das von dem

2. (3.) Langbilde: Dodona.

Die Bleistift-Skizze auf Blatt 18 mit der Beischrift „Dondoner Hain", ist klein, auch sehr verwischt und entbehrt der unteren Gruppe der Bläser. Schwind hat sich nur an Goethes „Verzeichnis Nr. 75: *„Dodona: Götterhain mit allen heiligen Geräthschaften, Bewohnern und Angestellten"*, nicht an die philostratische Beschreibung II 33) gehalten. Denn nicht hat er die heilige Eiche mit der goldnen Taube zum Mittelpunkte der aus orakelsuchenden Thebanern, Priestern und Priesterinnen des Zeus bestehenden Umgebung gemacht, sondern einen Rundtempel in die Mitte gesetzt, umgeben auf der einen Seite von einem Baume, an dem die Trompete und das Becken — beide sprichwörtlich geworden — hängen, umtanzt von drei Figuren, auf der andern Seite von zwei Bäumen, unter denen ein Opferzug, geführt von zwei Bläsern, einherschreitet. Auch im Vordergrunde sitzen zu beiden Seiten eines flammenden Dreifusses zwei Bläser; neben ihnen zwei Gruppen von Hasen und Rehen.

Die beiden Hochbilder beruhen ganz auf freier Erfindung. Sie versinnbildlichen die Fruchtbarkeit von Meer und Erde.

1. Hochbild (unten): Eine Göttin des Meeres, Amphitrite, Galatea oder wie man sie nennen will, fährt auf einem Delphin durch die Wellen, in der erhobenen Rechten ein Bündel Fische und einen Korallenzweig haltend, an welchem zugleich das Segel befestigt ist. Eine Skizze fehlt.

2. Hochbild (oben): Kybele reitet in der Rechten ein Füllhorn, in der Linken ein Ährenbündel und eine Weinrebe haltend, auf ihrem Löwen. Die Federzeichnung des Skizzenbuches Blatt 19[r] stimmt mit der Ausführung.

Das Mittelbild

zeigt Pan in sanften Schlaf gesunken, wie ihn Philostratos II 11 schildert. Die Skizze Blatt 27,5 stimmt, ist aber sehr verblasst.

3. Die an die Ausgangswand stossende Seite (Tafel VII).

Eine reichere Auswahl und mehr Anlass sich an sie zu halten bot Goethe S. 74 mit den für das letzte Drittel dieser Wand vorbehaltenen Scenen, welche Poesie, Gesang und Tanz verherrlichen sollten. Nur für die Hauptdarstellung, den Fries, schien Schwind keine die hinreichende Zahl von Figuren zu enthalten und auch sonst passend zu sein. So erfand er sie wieder selbst, vielleicht angeregt durch das Wort der philostratischen Beschreibung I 22 „süss ist an den Satyrn die Heftigkeit, wenn sie tanzen," und erreichte in ihr den höchsten Zauber lebensvollster Anmut.

A. Fries:

Tanz von Satyrn und Bacchantinnen um die Herme des Dionysos. Die Bleistiftskizze auf rotem Grunde, Blatt 21, vom Künstler selbst mit der Aufschrift: „Poesie, Gesang und Tanz" versehen, stimmt mit der Ausführung, ist ihr aber an Feinheit der Zeichnung überlegen und gelangt daher hier zur Abbildung. Einer Erläuterung bedarf das entzückende Blatt nicht.

B. Deckenbilder:

Mit dem

1. (r.) Langbild:

Pan von den Nymphen gefesselt schloss er sich unmittelbar an das Mittelbild der eben betrachteten Seite an. Dort schlief Pan, wie Philostrat II 11 sagt, ruhig zur Mittagszeit unter einem Baume; jetzt aber haben ihn die Nymphen überfallen und mit den Armen an einen Baum gebunden. Bei Philostrat fürchtet er, dass sie auch seine Beine binden möchten, hier gebraucht er das rechte Bein als Stosswaffe gegen die vorderste Nymphe, welche ihn am Barte zieht, während die hinter ihm stehende mit allen Kräften den Strick testzieht. Eine dritte hat ihm die Syrinx genommen und bläst ihm zum Hohne auf derselben; eine vierte springt an dem Baume in die Höhe, um einen Zweig zu seiner Züchtigung abzubrechen. Im einzelnen ist Schwind völlig unabhängig von Philostrat, denn dieser gefällt sich seiner Art gemäss viel mehr in der Ausmalung dessen, was die Nymphen dem Pan sagen und in der Schilderung ihrer Haare als in der Beschreibung dessen, was sie tun.

Die Bleistift-Skizze, Blatt 23*, stimmt mit der Ausführung.

War das Panbild das erste in der Aufzählung Goethes (Nr. 55), so wählte Schwind für das Gegenstück,

das 2. (l.) Langbild,

die Hauptfigur des zweiten in der Reihe (Nr. 56), König Midas, aber nicht in der auf dem philostratischen Bilde I 22 dargestellten Scene, sich weidend am Anblick des von ihm berauschten und gefangenen, in tiefen Schlaf gesunkenen Satyrs, sondern als törichten Richter. Denn er reicht den Kranz dem Pan, welcher die Syrinx hält und noch zu singen scheint, während Apollon auf die Lyra gestützt dem schon mit Eselsohren versehenen[1] Midas einen verachtungsvollen Blick zuwirft. Als Lokal ist Phrygien durch die zwei mit phrygischen

Mützen bekleideten Jünglinge bezeichnet, an deren einen sich ein Mädchen schmiegt, während der andere Geflügel an einem Jagdspiesse trägt. Im Wesentlichen ist hier Schwind selbständig. Denn das von Goethe unter Nr. 59 genannte zweite Gemälde des jüngeren Philostrat zeigt zwar auch den Wettstreit des Apollon und Marsyas, aber mit entgegengesetztem Ausgange. Marsyas blickt ängstlich auf den Skythen, der das Messer wetzt, Apollon lässt die Saiten ausklingen. Dem entsprechend sind hier auch Pan — so, nicht Marsyas ist die Figur zu benennen — und Apollon anders dargestellt, und als Zuschauer dienen Satyrn. Schwind folgt der von Ovid Metam. XI 146 f und Hygin fab. 191 gegebenen Version. Dass er damit eine satirische Absicht verfolgte, liegt sehr nahe.

Die Bleistift-Skizze, Blatt 22, stimmt mit der Ausführung.

Das 1. Hochbild (oben): Pindar

ist wieder nicht nach der philostratischen Beschreibung (II 12), sondern nach Goethes Auszug S. 73 Nr. 63 entworfen. Denn es stimmt im Wesentlichen mit dieser: *„Der Neugeborne liegt auf Lorbeer- und Myrtenzweigen unter dem Schutz der Rhea, die Nymphen sind gegenwärtig, Pan tanzt, ein Bienenschwarm umschwebt den Knaben."* Nur statt der Nymphen hat Schwind eine Muse gewählt. Und von dem Originale weicht es in einem wichtigen Punkte ab: Rhea ist, wie in Goethes Auszug, als lebendige Göttin, nicht, wie im Original, als Marmor-Statue dargestellt. Auch fehlt das Geburtshaus. Die Skizze, Blatt 23[a], mit der Beischrift „Pindar" versehen, stimmt mit der Ausführung.

Auch im Gegenstück, dem

2. Hochbild (unten): Orpheus unter den Tieren

hielt Schwind sich nicht an die philostratische Beschreibung (Jun. 6), welche Goethe erst im Nachtrag S. 146 ausführlich wiedergegeben hat. Aber auch der Auszug Goethes im „Verzeichnis" S. 74 Nr. 62: *„Orpheus, Thiere, ja Wälder und Felsen heranziehend"*, bot ihm fast nur Namen und so ging er wieder ziemlich selbständig vor. Er sah von der Heranziehung der verschiedenen Bäume ganz ab und legte die Scene unter die Zweige Eines Baumes. Auf diesem fanden der Affe, das Eichhörnchen und Vögel ihren Platz[b]). Auch die Tiere sind nur teilweis dieselben. Der Keiler und der Adler fehlen, dafür finden sich Pferd und Ziegenbock. Auch sitzt Orpheus nicht[b]), sondern steht, ist unbärtig und trägt nicht Tiara, sondern Kranz. Dass Schwind die Scene humoristisch auffasste und glücklich durchführte, verstand sich von selbst.

Die Skizze, Blatt 24, mit „Orpheus" bezeichnet, stimmt mit der Ausführung.

Das Mittelbild

zeigt Apollon leierspielend.

Die Skizze, Blatt 27, 1, stimmt, zeigt nur neben dem Gotte noch die Beischrift ΑΠΟΛΛΩΝ

III. Die Ausgangswand (Tafel VIII)

zeigt in ihren zwei Friesen Abscheiden und Tod des Helden.

1. links über der Thür: Der Ringkämpfer Arrhichion stirbt (Taf. VIII 1).

Hier bot Goethe nur die wenigen Worte im Verzeichnis unter Nr. 49: *„Arrhichio, der Athlete, im dritten Siege verscheidend."* Schwind griff zur philostratischen Beschreibung II 6 und entlehnte ihr wesentliche Züge, ohne auf eine genaue Rekonstruktion Bedacht zu nehmen. Entlehnt ist, dass der Hellanodike dem Sieger sterbend den Kranz aufs Haupt setzt, dass die Zuschauer von den Sitzen aufgesprungen — nur einer ist sitzen geblieben — ihre aufgehobenen Arme dem Sieger entgegenstrecken. Aber verändert ist die Haltung des Gegners. Er stirbt nicht von Arrhichion niedergerungen, sondern giebt selbst noch in der Stellung des Kampfes verharrend dem Sterbenden die Palme in die rechte Hand. Eine Zutat sind ausser der Statue der Siegesgöttin die zwei Jünglinge, welche sich beugen, um den Arrhichion aufzuheben. Die Composition hat etwas Reliefartiges. Die Skizze, Blatt 25, als „Ringen. Arrichio" bezeichnet, eine Federzeichnung rot getuscht auf dunkelbraunem Grunde, stimmt mit der Ausführung und gelangt hier zur Abbildung.

Auf dieses Bild folgt, wie bei Philostrat, Antilochos.

2. rechts über der Thür: Achill den Leichnam des Antilochos beweinend (Taf. VIII 2).

Es ist dasjenige Bild, welches sich an die philostratische, von Goethe S. 77—79 an erster Stelle ausführlich wiedergegebene, Beschreibung (II 7) verhältnismässig am meisten anschliesst.

Achill beugt sich auf die Brust des Leichnams des Antilochos herab. Er schaut in das von leichtem Barthaum umsäumte Antlitz des Todten; die Rechte ist zum Schwur gehoben, dass er seinen Tod, wie den des Patroklos, am Mörder rächen werde. Zu beiden Seiten dieser Hauptgruppe befinden sich je 3 trauernde Heerführer, dieselben, welche Philostrat nennt, wenn auch nicht in derselben Reihenfolge: auf der einen Seite der milde Menelaos, der göttliche Agamemnon, der freimütige Idomeneus; auf der anderen Seite die beiden Aias, der allzeit bereite Lokrer und der wilde Sohn des Telamon, endlich — an der Kappe kenntlich — Odysseus, mit einem Ausdruck, in dem Trübsinn und Munterkeit sich mischen. Auch zwei Vertreter des Heeres sind anwesend, stützen sich aber nicht mit überschlagenen Beinen auf ihre Lanzen, sondern singen hinter den Katafalk aufgestellt den Trauergesang. Nur für Memnon, der im Original von ferne steht und höhnisch auf Achill blickt, war kein Platz mehr[1]). Auch hier ist die Composition reliefartig, wenn auch weniger als in der vorangehenden.

Auch hier gelangt die Skizze, Blatt 26[1], eine Federzeichnung auf rotem Grunde, mit: „Herotsches. Achill" bezeichnet, da sie mit der Ausführung stimmt, zur Abbildung.

Damit schliesst der Zyklus.

Anmerkungen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Der Bericht lautet:

Oberbaurath Hubsch berichtet an das Finanz-Ministerium betreffend die innere Decorirung des Akademiebaues.

Karlsruhe, den 4. Januar 1842.

Diese grossen Wandflächen, das mit Arabesken allein zu verzieren, würde sehr arm und nichtern aussehen. Es müssen nothwendiger Weise hier grössere — zwar allerdings durch Arabesken umgebene — Felder und Friese angebracht werden, welche passende historische Compositionen enthalten. [illegible] Scenen aus den Olympischen Spielen, aus der Zeit [illegible] 3 bis 4 Fuss grossen Figuren, welche übrigens gleich den Darstellungen auf den hetrurischen Vasen und in mehreren Sälen des Königsbaues in München nur contourirt ein- oder zweifarbig auf dunklem Grund oder auch umgekehrt auszuführen wären.

Die Hauptarbeit besteht natürlicher Weise in der Composition dieser — wohl die Zahl von [illegible] erreichenden — Darstellungen und in der Anfertigung der Cartons, welche alsdann von einigen jungen sich mit einer mässigen Tagesgebühr begnügenden Anfängern unter der Direction des Compositeurs schnell auf die Wände gepausst und angelegt sind. Solche Compositionen können nun nicht übereilt werden, und es wäre für die Sache wünschenswerth, dass damit jetzt schon begonnen würde.

Ich sprach deutsgegen schon öfter mit dem Maler M. v. Schwind, dessen Talent und Leichtigkeit im Componiren nach meiner Ansicht am ersten eine schnelle Förderung bei wohlfeiler Honorirung möglich machen. Er erklärte mir, dass er diese Arbeit zwar recht gerne übernehmen wolle, doch müsse er wünschen, der Verantwortung, jedes einzelnen Stückes überhoben zu sein; dagegen wolle er sich zwar für ihn ehrenvoller und für die Sache vortheilhafter wäre, verbindlich machen, die ganze Suite von Darstellungen binnen 2 Jahren von jetzt an gerechnet zu liefern, wenn ihm für jedes Jahr ein Aversalbetrag von 1000 Fl. ausgesetzt würde.

Ich halte diese Forderung für ausserordentlich billig und so sehr im Interesse der Bauaufsicht, dass ich mich beeile, auf Hochgefällige baldige Genehmigung gehorsamst anzutragen.

Die Antwort des Finanzministeriums lautet:

[illegible] Januar 1842. Ministerium der Finanzen.

Se. K. Hoheit der Grossherzog hat die vom Oberbaurath Hübsch in seinem Berichte vom 4. d. M. gemachten Vorschläge gnädigst genehmigt. Oberbaurath Hübsch wird hiernach mit dem Auftrag in Kenntniss gesetzt, über die von dem Maler Moritz v. Schwind zu fertigenden Arbeiten eine Vereinbarung mit demselben zu treffen und darüber Vorlage zu machen.

Der Akkord wurde von Hübsch redigirt, es kam über die vom Strafe zum März 1844.

[illegible] Die Skizzenbuch Blatt I. [illegible] mit der Feder gemacht. Dann kommt gemacht, auf Tafel II abgebildet.

[illegible] Der Vertrag selbst lautet:

Infolge Hohen Erlasses Grossh. Finanzministeriums vom 11. v. Mts. No. [illegible] in Betreff der Ausschmückung des neuen Academie-Gebäudes, wird mit dem Historien-Maler M. von Schwind folgender Vertrag abgeschlossen:

1.) Es sind die Felder und Friese, welche sich nach näherer Angabe des Oberbaurathes Hübsch — der die architektonische Decorirung der Gewölbe und Wandflächen in genannten Bau ausführt — dazu figuren — passenden historischen Darstellungen in durchschnittlich drei Fuss grossen Figuren in der Art auszufüllen, dass die letzteren nur contourirt und ein- oder zweifarbig, theils hell auf dunklem Grund, theils dunkel auf hellem Grund ausgeführt werden. Und hierzu liefert:

2.) M. v. Schwind die Compositionen in der Gestalt, dass hiernach durch angehende Maler die Aufzeichnung im Grossen und die Übertragung auf die Wand ausgeführt werden kann.

3.) Es sollen in Bälde einige taugliche angehende Maler, welche diese Arbeiten in einem Zimmer des neuen Academie-Baues gegen einen mässigen Monatsgehalt beginnen, durch M. v. Schwind namhaft gemacht werden. Und der letztere hat dieselben gehörig zu unterrichten und sowohl die Aufzeichnung seiner Compositionen im Grossen zu corrigiren als die spätere Übertragung auf die Wand fortwährend zu dirigiren.

4.) *Die Zahl dieser im Lichten durchschnittlich zwanzig Quadratfuss grossen Felder wird sich auf [illegible] belaufen. M. v. Schwind wird zunächst mit Darstellung der olympischen Spiele — einem jedenfalls sehr passenden Sujet — beginnen, jedoch hinsichtlich der übrigen Sujets collegialische Berathung mit Galeriedirektor Frommel und Oberbaurath Hübsch pflegen, worüber alsdann die Resultate Höchsten Orts zur Genehmigung vorzulegen sind.*

5.) *M. v. Schwind, welcher sich verbindet, mit den betreffenden Vorarbeiten baldigst zu beginnen und die erforderliche Anzahl von Compositionen in der Art zu fördern, dass sämtliche Arbeiten längstens zu Ende des nächsten Jahres vollendet sein werden, erhält — in regelmässigen Quartalraten zahlbar — für das laufende Jahr einen Gehalt von Eintausend Gulden, und die gleiche Summe für das nächste Jahr.*

6.) *Es sind obige Bestimmungen in duplo auszufertigen, durch M. v. Schwind zu unterzeichnen und wird demselben nach erfolgter hoher Ratification ein Exemplar zugestellt.*

Carlsruhe, den 2. Februar 1842. *gez. M. v. Schwind.*

[illegible]) Vgl. meine Abhandlung: „Philostrats Gemälde in der Renaissance" (Jahrb. der Königl. Preuss. Kunstsamml. Band 27, 1904, Heft 1).

[illegible]) Vgl. meinen Aufsatz: „Goethes Abhandlung über die Philostratischen Gemälde" im Goethe-Jahrbuch Bd. 24 (1903) Seite 169.

[illegible]) „Philostrats Gemählde" in „Ueber Kunst und Alterthum" 2. Band, 1. Heft (1818) S. 27 ff. 145 ff. — Werke, Weimarer Ausgabe 49, I. S. 61 ff. Drei Stellen verdienen hier besondere Hervorhebung: „*Jüngere talentvolle Künstler der neueren Zeit, die sich mit diesem Sinne vertraut machten, trugen zur Wiederherstellung der Kunst ins kräftigste anmuthige Leben, worin sie ganz allein gedeihen kann, gewiss sehr vieles bei*" und: „*Möge das, was wir hier vorgetragen haben, nicht blos gelesen, in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, sondern in die Thatkraft jüngerer Männer übergehen. Mehr als alle Maximen, die doch jeder am Ende nach Belieben auslegt, können solche Beispiele wirken, denn sie tragen den Sinn mit sich, worauf alles ankommt, und beleben, wo noch zu beleben ist*" und: „*Möge ein kräftiger junger Künstler einige Jahre seine Bemühungen diesem Gegenstande schenken*" (Werke a. a. O. S. 66, 135, 116). Vgl. auch S. 131.

[illegible]) Ernst Förster schrieb in dem von ihm und Kugler herausgegebenen Kunstblatte, dem Beiblatte des Morgenblattes für gebildete Leser, den 27. Mai 1845 No. 42 einen auf Nachrichten des Künstlers fussenden Aufsatz: „Die Gemäldesammlung des Philostrate und einige andere Arbeiten von M. v. Schwind in Karlsruhe", aus welchem ich folgende Äusserungen hervorhebe: „*Um so erfreulicher ist es, dass ein talentvoller und mit Geist und Phantasie reich ausgestatteter Künstler in unsern Tagen bei einem vorkommenden Falle sich bei dem Altmeister deutscher Dichtkunst Raths erholt und einen von Goethe angeregten Plan zur Ausführung wenigstens sich vorgesetzt hat.*" „*Es ist uns nicht bekannt, dass irgend Einer unserer namhaften Künstler der Aufforderung gefolgt sei, und so glauben wir es als ein achtungswerthes Verdienst des Malers Moritz von Schwind hervorheben zu müssen, dass er bei der ihm (zum Theil) übertragenen inneren Ausschmückung der neuerbauten Kunstschule den Goethe'schen Gedanken erfasste und (wenn auch durch die Verhältnisse beschränkt) zur Ausführung brachte.*" „*Diesen uns von Goethe mitgetheilten Plan der Philostratischen Gemäldegallerie hat Moritz von Schwind aufgenommen, als ihm der Auftrag ward, zur Verzierung der Antikensäle der neuen Kunstschule Zeichnungen zu entwerfen.*" Anderseits hat sich mir weder bei Hübsch noch bei Frommel eine besondere Beziehung zu Goethe oder Philostrat ergeben.

[illegible]) Am 29. August 1843 schreibt Schwind an Bauernfeld: „*Se. Hoheit sind sehr unzufrieden mit mir . . . . Dir zum Troste erwähne ich, dass sämmtliche Künstlerschaft mir alle Komplimente macht und meine Arbeit über den grünen Klee lobt*" (Jahrb. der Grillparzer Gesellschaft Bd. VI (Wien 1896) S. 245). Viel drastischer ist eine Äusserung in dem Briefe vom 25. Mai 1843 an Genelli (Zeitschr. f. bild. Kunst XI (1876) S. 13).

[74] Der Brief ist an W. Kaulbach gerichtet und von H. Müller, W. Kaulbach, Band I (Berlin 1896) S. 471 veröffentlicht.

[75] Ganz kurz fasst er sich in seiner Geschichte der Deutschen Kunst V (Leipzig 1860) S. 139 ff.

[76] Lukas Ritter v. Führich, Moritz v. Schwind. Eine Lebensskizze nach Mitteilungen von Angehörigen und Freunden des verstorbenen Meisters zusammengetragen. Leipzig 1871 S. 34. Hyacinth Holland, Moritz v. Schwind. Stuttgart 1873. S. 99 ff. Haack, Moritz v. Schwind. Bielefeld und Leipzig 1898 S. 65.

[77] Karl Koelitz, Katalog der Sammlung der Gypsabgüsse. 3. Aufl. Karlsruhe 1900 S. 7 ff.

[78] Sei es dieselbe, welche Goethe benutzt hatte, die von Seybold, über welche vgl. Goethe-Jahrb. a. a. O. S. 169, sei es die von Lindau, Professor am Gymnasium in Öls, welche inzwischen (Stuttgart 1832) erschienen war.

[79] Vgl. Jahrb. d. K. Pr. Kunsts. a. a. O.

[80] Förster a. a. O. S. 174.

[81] Vgl. Matz, Brunns zweite Verteidigung der Philostr. Gemälde. Philol. 31, 601 f.

[82] Vgl. Kekule v. Stradonitz, Arch. Jahrb. V 186 f.

[83] Vgl. Brunn, die Philostr. Gemälde. Jahrb. f. Phil. u. Päd. Suppl. IV 249.

[84] Die Aufschrift *(J. Sc. 1807)* befindet sich in der Ecke links unterhalb des eigentlichen Bildes. Eine wenig veränderte Zeichnung ist aus Meyers Nachlass ins Grossherzogliche Museum zu Weimar gelangt.

[85] Goethe-Jahrb. XXIV 183.

[86] Goethe-Jahrb. a. a. O. Tafel I 1 S. 174.

[87] Besser ist in dieser Hinsicht das pompejanische Bild (Arch. Zeit. 1848 Taf. 4).

[88] Bartsch Peintre Graveur XV 315. Vgl. Dollmayr, Jahrb. d. Kunsthist. Samml. des Allerhöchsten Kaiserhauses Bd. 22 Heft 4 S. 186.

[89] Unrichtig bezeichnet E. Förster die Gruppe als „Überlistung des Atlas".

[90] Bartsch XV n. 61 p. 409. (Vgl. XVI n. 78 p. 406).

[91] Vgl. Goethes Tagebuch vom 29. März 1822. Werke Abth. 3. Bd. 8 S. 180.

[92] In Grafs Romanos Kephalos und Prokris erscheint ähnlich über die Eos.

[93] Vgl. Jahrb. d. K. Pr. Kunsts. a. a. O.

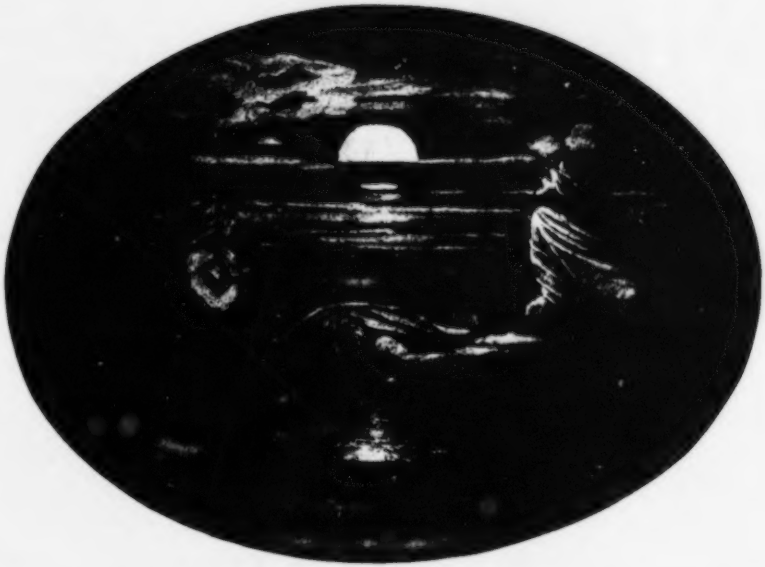
[94] Vgl. Brunn, die Philostr. Gemälde. Jahrb. f. Phil. u. Päd. Suppl. IV 269 f.

[95] Vgl. Brunn, zweite Verteidigung der Philostr. Gemälde. Jahrb. f. Phil. u. Pädag. 1871, 19 f.

[96] Die Stoschische Glaspaste Berlin (Nr. 9853), welche Goethes Entzücken erregte (Goethe-Jahrb. a. a. O. S. 175 Tafel I 2), ist, worauf mich Herr Robert Eisler brieflich aufmerksam zu machen die Güte hatte, nicht antik, sondern ein Werk des 16. Jahrhunderts. Sie geht zurück auf einen der Sklaven von Michel Angelo an der Decke der sixtinischen Kapelle. Herr Eisler teilt mir zugleich mit, dass sich ein zweites Exemplar in der K. Sammlung in Wien befindet.

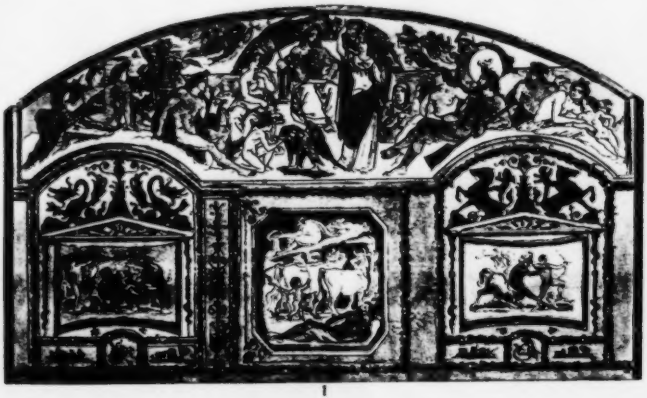
[97] Vgl. Brunn, die Philostr. Gemälde a. a. O. S. 260 f.

Bayerische Staatsbibliothek München



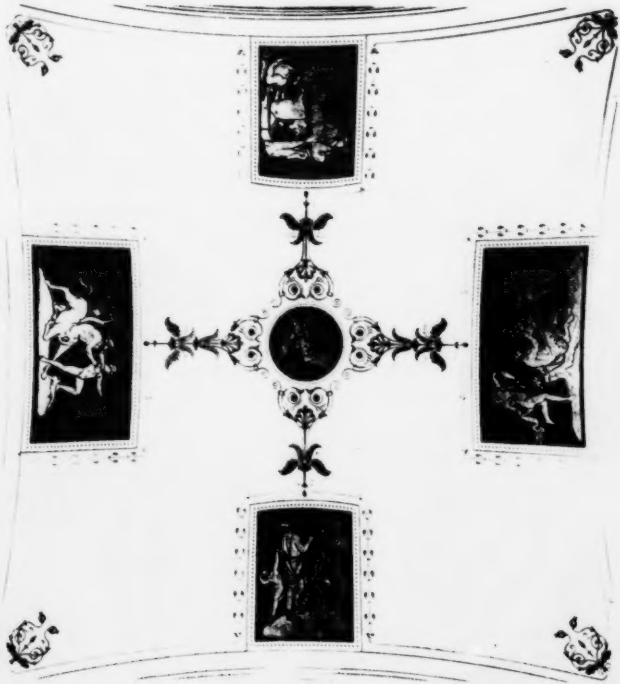
AUS DER SCHWIND-MAPPE, HERAUSGEGEBEN VOM KUNSTWART

NATURGEISTER, DIE DEN MOND ANBETEN



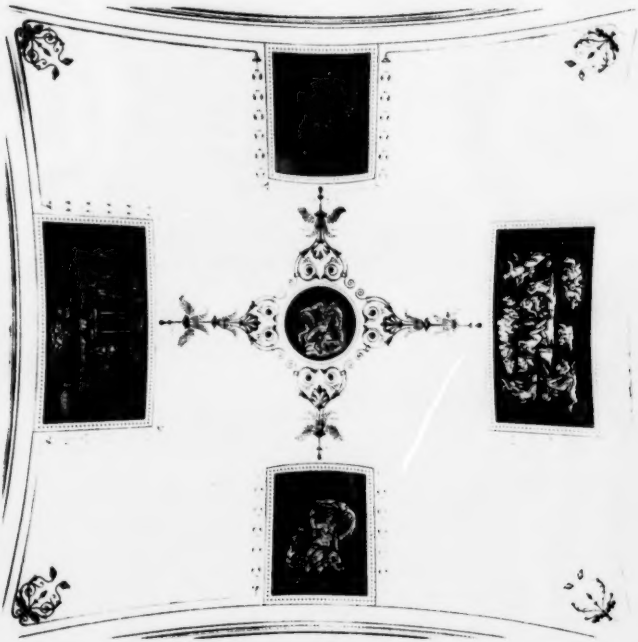
1

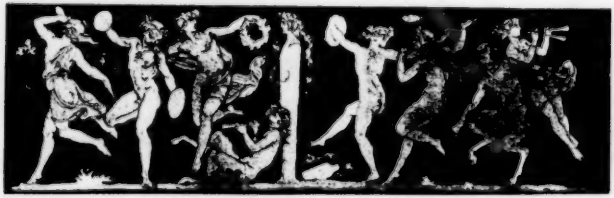
2



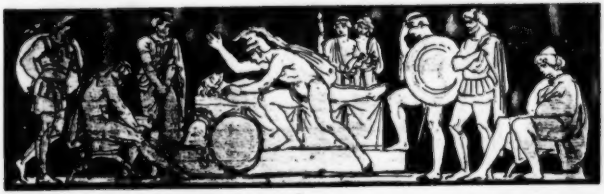
1

2





1



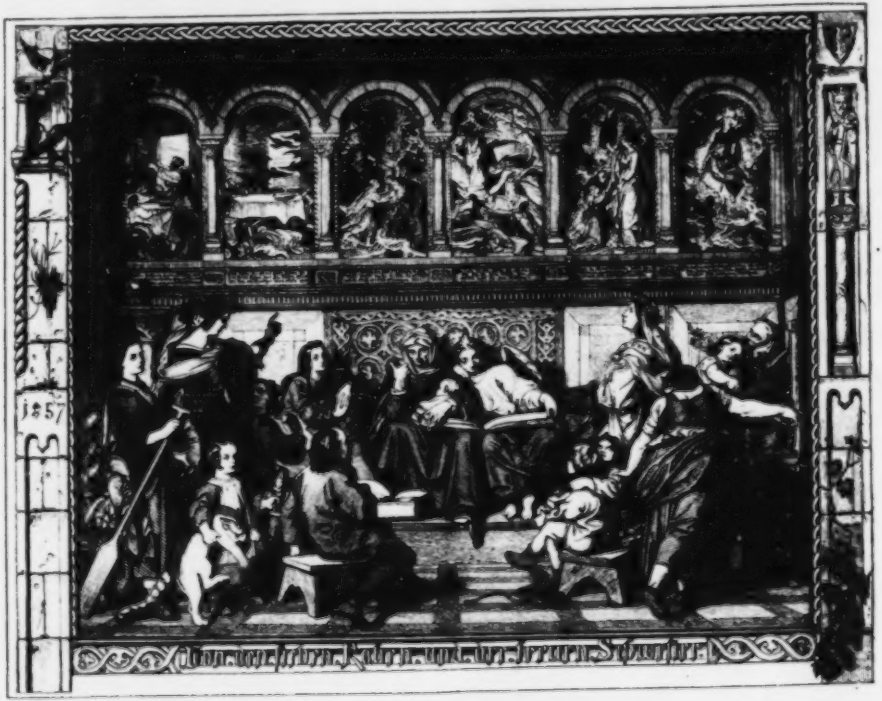
2

DAS MÄRCHEN

VON DEN

SIEBEN RABEN UND DER TREUEN SCHWESTER.

Deutsche Chemische Gesellschaft Berlin



DAS MÄRCHEN
VON DEN SIEBEN RABEN UND DER TREUEN SCHWESTER.

BILDER-CYCLUS
VON
MORITZ VON SCHWIND.

AUFGEZEICHNET VON JULIUS NAUE.

IN HOLZSCHNITT AUSGEFÜHRT VON H. GÜNTHER, H. KAESEBERG, I. MEBOLD, K. OERTEL, H. WERDMÜLLER UND J. WOLF.

MIT TEXT VON

GUSTAV FLOERKE.

VERLAGSBUCHHANDLUNG VON ALPHONS DÜRR IN LEIPZIG.
1874.
DRUCK VON C. GRUMBACH IN LEIPZIG.

L 64/2054.

SEINER KÖNIGLICHEN HOHEIT

DEM

GROSSHERZOG

KARL ALEXANDER VON SACHSEN

DEM

HOHEN PROTECTOR DEUTSCHER KUNST

WIDMET DIESE BLÄTTER

IM ANGEDENKEN AN SEINEN VEREWIGTEN MEISTER

MORITZ VON SCHWIND

IN TIEFSTER EHRFURCHT

JULIUS NAUE.

DER MEISTER UND DAS WERK.

Mehr als eine liebevolle Hand hat sich bereits geschickt erwiesen, den künstlerischen Nachlafs Moritz von Schwinds zu ordnen und zugleich nach den Reliquien des Menschen zu forschen. Eher als manchem Anderen ist es dem am 8. Februar 1871 verewigten Meister geworden, in klaren freundlichen Zügen der Nation nahe geführt zu werden, der er angehören sollte, wie kaum ein Anderer seiner Künstler-Zeitgenossen. Die warm geschriebene Lebensskizze von Führich, die von Holland herausgegebenen Briefe an Schober*) sind bereits Fundgruben, in denen gediegenes Erz genug zu Tage gelegt ist, für jeden der danach begehrt. So viel Reiches uns auch noch künftige Arbeiten ans Licht fördern werden: die Art und Werthaltigkeit des Schachtes, in dem sie schürfen können, ist durch jene bereits dargethan, und die kritische Biographie späterer Zeiten wird an den grofsen Zügen des Schwind'schen Charakterbildes von heute wenig zu ändern haben. Ich meinen Theils, wenn ich diese Einleitung zu des Meisters „sieben Raben" schreibe, mache keine anderen Ansprüche, als auch diesem auf's Neue herausgegebenen Werke desselben eine freundliche Erinnerung mitgegeben zu haben an den reichen gediegenen Schatz, aus dem diese herrliche Stufe gebrochen, eine Erinnerung, die sich in den Wunsch zusammenfassen lafst: möge der Meister zu Freud und Frommen unseres Vaterlandes so volksthümlich werden, wie er national ist.

Die Familienerinnerungen Schwinds reichen nicht weiter zurück als bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts. Damals fafsen seine Vorfahren in Mainz und dem nahen Burgfeldt. Durch den Grofsvater des Malers kam dann der später und noch jetzt in Wien blühende Zweig der Familie nach Oefterreich (Böhmen) und durch den Vater desselben in die Kaiserstadt selbst, wo Moritz am 21. Januar 1804 geboren ward.

*) »Moritz von Schwind. Eine Lebensskizze etc. von Ludw. R. v. Führich. Leipzig. Alphons Dürr. 1871. und »Moritz von Schwind, sein Leben und seine Werke« von Dr. H. Holland. Stuttgart, Paul Neff, 1872. Die folgenden Citate aus Briefen oder Erinnerungen Schwinds sind durchweg den Sammlungen dieser beiden Werke entnommen.

D. V.

Den in einigen Biographien behaupteten schwedischen Ursprung der Familie weisen die Erkundigungen Führichs in's Fabelreich. Die Schwinds sind deutsch, wie die Muse ihres grofsesten Sohnes, und das romantische Deutsch-Böhmen im Verein mit dem lustigen Alt-Wien war es, was derselben das oesterreichische Stammgepräge aufgedrückt hat.

Ebenso liegt die Individualität dieser Muse bereits in der Jugend des Künstlers klar zu Tage. Deutlich sind die bedingenden Grundzüge seiner Grofse und Eigenart schon in seinen Lehrjahren ausgesprochen. Es sind in erster Linie dieselben, die der ganzen romantischen Richtung der Zeit, in welcher der Maler heranwuchs, eigenthümlich sind. Hinneigen zu den bestrickenden, geheimnifs- und bedeutungsreichen Feierlichkeiten der katholischen Kirchen; leidenschaftliches Bedürfnis nach Musik; Vorliebe für stille raumenreiche Waldhöhen, wie sie das Böhmerland bot; unzufriedene sentimentale Sehnsucht und beschauliche Rückkehr zu den Phantasiegebilden einer vergangenen schöneren und eigenartigen Welt, ein weiches, liebebedürftiges fast weibliches Herz, das überall überquoll; Liebe auch für Fürst und Reich und ihre Heiligkeit und Herrlichkeit, so fand in ihm die Mondnacht der Romantik, die damals über Deutschland ihre fesselnden Strahlen warf, einen der Bereitesten, Begeistertsten. Und es ist nur dem leichtlebigen Humor des Alt-Wieners, der sich an der Gegenwart erlustigte, und der energischen Klarheit und Kraft, die seinem Genius zur Seite standen, zu danken, dafs nicht auch er sich in formlosen Nebeln und phantastischen Traumwillkürlichkeiten aufgelöst hat, sondern dafs er sich durchringen konnte zu dem was er ist: zu dem Classiker der Romantik, dafs man ihn für das halten möchte was er scheint: ein antiker Mensch im Gewande des romantischen Zeitgeistes. — Und dafs er dieser Classiker werden sollte, dafür steht bereits am Anfange seiner künstlerischen Thätigkeit gleichsam wie ein prophetischer Segen die freudige Kritik, mit welcher Goethe 1823 die Vignetten des jungen Künstlers zu „Tausend und eine Nacht" begrüfste.

Jene oben angedeuteten Charaktereigenthümlichkeiten, die sich in der

fertigen Geſtalt des Meiſters zu ſchöner bewuſster Klarheit vereinten, laſſen ſich nicht nur bereits in dem Thun und Treiben und aus den Briefen des jugendlichen Künſtlers nachweiſen, ſondern ſie liegen auch in der wechſelnden Wahl ſeiner maleriſchen Stoffe und ihrer Behandlung deutlich vor uns. Da ſpielt der erfindungsreiche Humor in barockluſtigen Neujahrskarten; derbefelige Weichheit regt ihn zu Zeichnungen für Grabſteine an; Ritterthum und Minne finden ihr Recht in den Illuſtrationen zu Stilfried und Sigune, im Kätchen von Heilbronn, in den Turnierbilderbögen, in der Viſion des Ritters, der im Traum eine gefeſſelte Königstochter erblickt und liebt, ſeine Muſikfreude klingt nach in den Compoſitionen zu Freiſchütz, Fidelio und dem Hochzeitszuge Figaros, ein groſser Chriſtoph und eine heilige Hildegund vertreten die katholiſchen Neigungen des jungen Talents. Das Alles entſtand unter drückenden Geldverhältniſſen im väterlichen Hauſe, „einer Inſel ungebundenſter Ländlichkeit mitten in Wien.“ Das Alles ſind die Illuſtrationen zu jedem der oben angedeuteten Charakterzüge ſeines Genius, es ſind die ſcharf eingeſetzten Anfänge, von denen ſich ein jeder in den Meiſterleiſtungen ſpäterer Tage in glücklichem Miſchungsverhältniſs wiederfindet. Denn das Alles verſtand des Meiſters kräftiger klarer Geiſt zu behalten und doch ſo umzuſchmelzen, daſs überall nur die Geſundheit, nur das Weſen nachblieb, daſs er mit alledem die kräftigſte Verkörperung jenes Zeitgeiſtes, die von Schlacken freigerungenſte Geſtalt von allen Vertretern deſſelben wurde. Unter ihm ward der unſichere Boden der Romantik wieder identiſch mit dem wahren Boden der Dinge, der feſt und ſicher ſeinen Mann trug und durch ſeine ſelbſtgeſchaffene Sicherheit rückwirkend kräftigte. Der Romantiker Schwind erreichte das, was ihn nach ſeiner eigenen Ausſage einzig befriedigte: „das rechte Verhältniſs von Maaſs im Aeuſsern und von Feuer im Innern.“

Des jungen Künſtlers Wanderjahre fallen in die Glanzperiode Münchens unter Cornelius. Aber trotz aller ſtaunenden Verehrung, mit der er den gewaltigen Schöpfungen des Altmeiſters begegnete, ging der feltene Mann im Kern unbeeinflufst ſeine feltenen Wege, ein Romantiker, der vor „van Eycks kümmerlichem Weſen einen unwiderſtehlichen Abſcheu fühlt,“ nachdem er die Glyptothek geſehen, dem Raffael „unglaublich ſchön erſcheint,“ der bei Rubens „das Maaſs vermiſst“ und dem bald „die Freudloſigkeit eines Cornelius ins Schauderhafte geht,“ obgleich er, wie geſagt, zu den lebhafteſten Bewunderern des gedankengeſtaltungsmächtigen Mannes zählte, „deſſen raſender Verſtand Unglaubliches hervorbringt“ und der ihm immer imponirte.

Aus den gedruckten Verhältniſſen ritſen ihn hier die Malereien nach Tieckſchen Motiven für den Königsbau und die Cartons für Hohenſchwangau. Die Fresken zu Amor und Pſyche auf Schloſs Rudigsdorf folgen. Die Ausmalung der Karlsruher Akademie, der Ruf nach Frankfurt, die Profeſſur an Schnorrs Stelle in München, die Wartburg-Malereien, die Arbeiten für

Reichenhall und die Münchener Frauenkirche, endlich der hervorragende Antheil, den man ihm an der Ausschmückung des Wiener Opernhauses zuwies, bilden von nun an eine Kette grofser Aufträge und Erfolge des in die Meisterjahre getretenen Künstlers. Einzelne Bilder, wie Ritter Kurts Brautfahrt, die Symphonie, der Rhein, Kaiser Rudolfs Grabesritt treten aufser unzähligen kleineren Arbeiten verbindend dazwischen, und die cyklischen Darstellungen der Märchen Aschenbrodel, die sieben Raben und die schöne Melusine vollenden abschliefsend das Bild dieser ruhmvollen Meisterthätigkeit. Auch das stets neu erregte Liebesbedürfnifs seines Herzens findet in Karlsruhe Halt und Befriedigung in dem Ehebündnifs, welches er (1842) mit Fräulein Louise Sachs, der Tochter eines badischen Majors, schlofs.

Aber während der Künstler Schwind sich so immer freier entwickelte, während das Leben ihm einen Kranz nach dem andern reichte, behielt der Mensch einen alten Dorn im Fleische, der ihm nicht gestatten wollte sein Leben heiter und klar herauszugestalten wie seine Kunst. Schon in einem Jugendbriefe an Schober (4. Aug. 1823) gesteht er leichterregbare Heftigkeit und damit verbundene Neigung zur Ungerechtigkeit als Charaktereigenthümlichkeiten ein. Und sie waren bei dem Weiblichen, Kindlichen dieser Künstlerseele vollauf erklärlich. Mufste er doch in jungen Jahren seinem glühenden, überfliefsenden Herzen eine kühle unverstandene Welt gegenüberfinden, konnte er doch für sein begeistertes Wollen, für sein bestes Können nicht überall freudiges Verständnifs und offene Herzen antreffen. Hand in Hand geht damit die romantische Verachtung der Gegenwart und ihrer Bestrebungen, die sein ganzes Leben lang in einer Verstimmung über mangelhaftes Verständnifs und ungenügende Anerkennung Ausdruck findet. Unterstützend kam dazu seine Ueberzeugung von der unbegrenzten Freiheit der Kunst und des Künstlers und ein Bewufstsein seines edelsten Strebens, welches die Collisionen des Lebens nur schärfen mufsten. Immer ängstlicher wachte der in Arbeit und Erkenntnifs fortschreitende Meister über seiner künstlerischen Unabhängigkeit, so ängstlich, dafs ihm einer Bestellung gegenüber schon nicht recht wohl war. Es hat gewifs niemals jemand ernster und freudiger mit der Kunst genommen, als er. Aber es hat auch kaum jemanden der Verdacht beabsichtigter Beschränkung mehr verletzt, als ihn, der den Künstler für den gröfsesten Tropf erklärte, der sich am meisten drein reden läfst, — der für sein Bestes hielt, was im eigenen Kopfe wächst und der bei Gelegenheit der Wartburgbilder bei der gelungsten Bemerkung gleich dreinfährt: „Ich mufs ehrlich sagen, dafs ich lieber davon bleibe als ohne Aussicht auf Erfolg und ohne Freude — wehe dem der sie nicht in Rechnung bringt — dem Prinzen sein Geld abnehmen." —

So hat sich der Meister einen scharfen Zug der Verbitterung mit in die schönsten Tage des Gelingens hinüber getragen, der das Kunstwerk seines Lebens, an dem er mit so viel Herz und Willen arbeitete, nicht so rund werden liefs, wie es ihm zu gönnen gewesen wäre. Denn auch er

ſelber durfte darunter bewuſst oder unbewuſst gelitten haben, daſs die Eigenart des Menſchen nicht immer ſo liebenswürdig zu ſein vermochte, wie die des Künſtlers, daſs ihm die Laune, die ſeine Bilder ſo gern mit reizenden „kleinen Schandthaten“ ſchmückte, im Verkehr mit der Welt dann und wann rücksichtslos und unbillig wurde, daſs ſein Humor ſich im Leben häufig zur Satyre zuſpitzte. Hat ihn doch das Geſpenſt ungenügenden Verſtändniſſes und unzureichender Anerkennung ſogar zum ſelbſtquäleriſchen Gegner des ſeinem Genius holden Glückes werden laſſen. Nie hat trotzdem ſein überweiches Gemüth, ſein reizbarer Künſtlerſtolz dieſen herben Zug wieder abſtreifen können.

Aber während Schwind ſelber das Leben bald zu ſchwer, bald auch wohl wieder zu leicht nahm und es Andern bei Gelegenheit ebenſo machen konnte, während er die Menſchen bald überſchwänglich liebte, bald, wenn ihm eines Tages das Fleiſch und Blut an ihnen ärgerte, ohne wirklich zureichenden Grund bei Seite warf, während er ſo für die Lebendigen nicht immer ein vorurtheilsloſes Verſtändniſs hatte und ihre Charakterbilder bei ihm häufig an Willkürlichkeit litten: währenddeſs zog ſich ſeine Kunſt nur um ſo tiefer in die eigene Welt der Phantaſie zurück und die klare ſchwankungsloſe Ruhe, das ſchöne Gleichgewicht, welches er im eigenen wirklichen Leben nicht zu finden wuſste, blühte ungetrübt in der idealen Realität ſeiner ſchöpferiſchen Phantaſie. Je weniger er im wirklichen Leben fand, was er ſuchte, um ſo eifriger rang er danach in ſeiner Kunſt, und hier ward ihm was er brauchte. — Selten trennen ſich ſo der Menſch und ſeine Werke, wie hier. Keine Spur von Bitterkeit, keinerlei Störung iſt in ihrer heiteren Klarheit zu entdecken, kein Hauch von Willkür oder Caprice hier, wo Alles nothwendig erſcheint. Sein letztes Werk, der Cyklus „von der ſchönen Meluſine“ endet zwar wieder traurig; aber auch hier iſt kein Miſsklang, ſondern eine Löſung; es iſt nur der ſchon früher von ihm angeſchlagene echt romantiſche Mollaccord an Stelle der feſtlichen Fanfaren, mit denen der Meiſter ſonſt liebt ſeine Geſchichten zu ſchlieſsen. Auch dieſe ſeine tragiſche Muſe iſt ſtill und freundlich trotz des ſchmerzlichen Zuges um die Lippen — ſie iſt heiter wie jede wahre Kunſt.

Der Styl Schwinds iſt durch und durch ein nationaler. — Ueberall finden wir den Meiſter mit klarem Bewuſstſein auf dieſem Boden: in der Wahl ſeiner Stoffe; in der Strenge, mit der er ſeine Compoſitionen durch- und aneinander denkt; in der Betonung des Gedankens, wie in der Innigkeit des Gefühls; in Zeichnung und Färbung; in ſeinem Ausgang von altdeutſchen Meiſtern, wie in ſeiner ſelbſtändigen Weiterbildung des Gefundenen. Er ſelber betonte dieſe ſeine Grundlage überall im ſchriftlichen, wie im mündlichen Verkehr. Mögen hier aus den vielen überlieferten nur zwei Aeuſserungen des Meiſters Platz finden. Die erſte iſt eine jener Bemerkungen, die Führich aus dem Munde von Schwinds Schülern zuſammengeſtellt hat: „Die deutſche Kunſt von heute ſchaut überall umher, heiſst es

da, nur nicht im eigenen Vaterlande. Ich habe da beim „Ritter Kurt" merkwürdige Erfahrungen gemacht. Als er vollendet war, ſprach man in den Recenſionen viel von Phantaſie und Poeſie. Zuletzt aber hieſs es: es iſt altdeutſch, und damit war das Verdammungsurtheil geſprochen. Als ob das eine Schande wäre und man dies nicht vielmehr mit Freude, als das für uns Deutſche Richtige, hatte begrüfsen ſollen." Die zweite iſt einem Briefe von Genelli entnommen und lautet: „Der Ingrimm hat das Vorrecht, wenn wir (Gott ſei's geklagt Deutſche nämlich), die wir bereits ein franzöſiſches Schauſpiel, italieniſche Oper und engliſche Lectüre haben, zur Abrundung noch niederländiſch malen ſollen." Das wird, meine ich, auch jenen genügen, zu denen die deutliche Schrift des Meiſters in ſeinen Werken nicht überzeugend genug ſpricht und die dergleichen im ſtrengſten Sinne des Worts ſchriftlich haben müſſen.

Im Januar 1850 ſchreibt Schwind an Schober: „Wo das Hauptübel für die Malerei ſteckt, weifs ich recht wohl, aber es glaubt es Niemand. Man iſt die fremde ausländiſche Sprache gewohnt und hält ſie für vornehmer als die eigene, daher giebt es lauter Stylübungen, ſtatt unmittelbare Ergüſſe des Innern. Man kann nur in ſeiner eigenen Sprache dichten, und bis die Abſtammung von den alten Deutſchen, ſo wie Göthes Fauſt von Hans Sachs abſtammt, nicht zur vollen Anerkennung kommt, iſt es mit der ganzen Malerei nichts rechtes." In dieſen Sätzen hat Schwind noch einmal ſeine ebenbetonte künſtleriſche Grundanſchauung ausgeſprochen. Aber er hat zugleich auch darauf hingedeutet, wie man dies ſein Abhängigkeitsverhältniſs von jenen alten Meiſtern aufzufaſſen hat, deren Kunſt noch unvermiſcht von dem Pulsſchlag deutſchen Weſens belebt iſt. Von nationalen Formen, — von Glasmalerei und Holzſchnitt —, ausgehend und überall an alte Meiſter anknüpfend, blieb Schwind doch keinen Augenblick in ihrer Nachahmung befangen. Er begriff wie Einer, daſs es ſich nicht um die ſubjective Ausdrucksweiſe des Einzelnen handelt, ſondern um die Entwickelung jener, die als nothwendige allgemeincharakteriſtiſche Ausdrucksweiſen nationalen Geiſtes, den Grundton nationaler Formenanſchauung angeſchlagen. Er negirte allerdings die Lücke, welche politiſche Bedrängniſs und Einwirkung fremdländiſchen Geſchmackes in die Fortentwickelung germaniſcher Kunſt gebrochen und knüpfte da wieder an, wo ihm der Athem nationalen Geiſtes rein und unverfälſcht entgegenwehte, — aber ſo national er auch war und wie er es zu ſein von der Kunſt forderte: dennoch lebte in dieſem Romantiker genug von antikem Geiſt, genug von freiem Schönheitsſinn und ſelbſtändigem Kraftbewuſstſein, um nicht mit den individuellen, durch die Schranken ihrer Zeit bedingten Formſteinen jener altdeutſchen Meiſter fortzubauen. Ueberall weiſs er den Kern von der Schale zu trennen, und während er ein Schüler und Vollender altdeutſcher Kunſtbeſtrebungen iſt, hat er doch im Weſentlichen von jenen Meiſtern nur gelernt was noththut, um für die eigenen nationalen Gedanken eine eigene, der gemeinſamen

Sprachfamilie angehörige aber charakteriſtiſche Redeweiſe zu erwerben. Und damit hat er an ihnen und ſich ſeinen Glaubensſatz von der allein heilbringenden vaterländiſchen Kunſt nachgewieſen. Er hängt von ihnen ab „wie Gothes Faust von Hans Sachs.“ Auch ihm perſönlich iſt es dazu gegeben, überall mit freiem Geiſte der Dinge Maaſs, das in ihnen ſelber liegt, zu erfaſſen und ſie aus ihren zufällig wuchernden Einzelerſcheinungen in das nothwendige Weſen ihrer Gattung zurückzubannen. Nicht genrehafte Wahrheit macht bei ihm das Weſen der Kunſt aus, ſondern die innere allgemeine Wahrheit, die Weſenheit der Dinge, die trotzdem in individueller Eigenartigkeit aufzutreten weiſs. Nach eigener bezeichnender Aeuſserung ſtellt er ſich, wo er mit Wundern zu thun hat, gleich auf einen wunderbaren Boden, um von dort aus ſo natürlich zu ſein, wie möglich. Und das hier für den einzelnen Fall Geſagte iſt bezeichnend für ſeine ganze, doch immer auf romantiſchen Grundlagen beruhende Kunſt.

Eng und untrennbar verwandt mit dem Styl des Meiſters iſt ſeine Farbe. Sie iſt ihm eigenthümlich wie jener und eine nothwendige Schöpfung deſſelben. Streng ſtylvoll und ſo maaſshaltig wie möglich, rein poetiſch gedacht und benutzt, tritt ſie nur helfend in die Erſcheinung, um ihre einfachſte äſthetiſche Aufgabe zu erfüllen: nämlich den Stimmungsinhalt des Ganzen, wie ſeiner einzelnen Scenen, auf die Seele des Beſchauers deutlich und klar zu übertragen. Aber trotz dieſes aller zufälligen Wirklichkeit abgewandten Charakters, trotz ihrer monumentalen Einfachheit, weiſs auch ſie wieder zu individualiſiren, ſie verſteht die Charakteriſtik der Tageszeit und des Wetters ſich dienſtbar zu machen und ſogar den Werth der Localfarbe zu benutzen, um damit den Accord zu verſtärken, den der Meiſter in der Seele des gedankenvollen Beſchauers während der Betrachtung fortklingen laſſen will. Auch ſie verſteht es natürlich zu ſein, für den heiſst das, der ſich auf den Boden des Meiſters geſtellt hat. Unter allen Umſtänden aber iſt dieſe Farbung poetiſch, wie die ganze Kunſt Schwinds, realiſtiſch — wie ein Märchen, und duftig reizvoll wie die „ſchönen Frauen“, die eine ſo groſse Rolle in des ſinnigen Meiſters Leben ſpielen.

Er ſelber war ſich dieſer ſeiner Eigenthümlichkeit ſo voll bewuſst, wie ſeiner ganzen Kunſt. Er ſpricht gern mit Betonung von „ſeiner Farbe“ und iſt ſtolz auf ſie. Er freut ſich bei Gelegenheit, „daſs er jetzt malen kann wie er will und das dumme Geſchwatz, daſs er nicht malen könne, damit ein Ende habe.“ Und als einen charakteriſtiſchen Ueberzeugungsſatz bekennt er: „Die Tempera, die Fresco-Malerei iſt die eigentliche Malerei. Als ein Vermächtniſs will ich euch die Art und Weiſe, wie ich meine Bilder male, hinterlaſſen.“ Die Oelmalerei gab er als zu anſpruchsvoll auf und that damit den letzten Schritt der künſtleriſchen Selbſterkenntniſs. Für die Schwind'ſche Kunſt war dieſe Technik ein Unding, wie er ſie auch behandeln und ſich ſelbſt entfremden mochte.

Am vollendetſten und eigenartigſten erſcheint die liebenswürdige Kunſt

des Meiſters in ſeinen Erzählungen von Märchen, Legenden und Sagen, — eine epiſche Form des maleriſchen Kunſtwerks, die ſpeciell die ſeine genannt werden kann. Auch ſie iſt romantiſchen Urſprungs: ſozuſagen das lyriſche Epos jener Tage. Aber was den Dichtern zerfiel, ward unter den Händen des zeichnenden Poeten zur neuen reichen Form, mit dramatiſch feſt geſchürzter Entwickelung. Schwind hat aus der Poeſie ſeiner Volksſtoffe nicht nur „mit ſicherer Hand dasjenige herausgegriffen, was ſich mit Formen und Farben ausſprechen läſst," will ſagen er hat nicht einzelne Illuſtrationen zu vorausgeſetzten Texten aneinandergereiht, ſondern wie jeder echte Dichter nahm er, mit voller Freiheit umgeſtaltend, den keimfähigen Stoff wo er ihn lebendig fand, meiſt alſo, ſeiner Eigenart gemäſs, in der Ueberlieferung des Volks, und entwickelte dies Motiv in zuſammenhängender Dichtung zu der ununterbrochenen Geſchichte typiſcher Menſchen und typiſcher Schickſale. Allerdings läſst auch er zwiſchen den Zeilen ſeiner ſichtbaren Darſtellung mancherlei übrig für den Genieſsenden. Aber auch das gehört überall dem Künſtler und nicht dem Leſer oder Beſchauer.

Eines der weſentlichſten hierhergehörigen andeutenden Mittel, auf das ich wenigſtens hindeuten möchte, iſt, auſser der völlig hierher zu rechnenden Farbe, die Landſchaft, in welcher der Meiſter ſeine Geſchichten vorſichgehen läſst. Auch in ihr klingt ſtets das innere Weſen der jeweiligen Scene weiter, wie in begleitenden Tongängen. Sie erzählt dem feinſinnigen Beobachter Alles, was die dramatiſche Präciſion der Auftritte verſchweigen muſs, ſie ſtärkt die Verbindung zwiſchen den einzelnen und verſtärkt den lyriſchen Ton, der über dem Ganzen ſchwebt. — Ihr Styl erhebt aber auſserdem auch ſie — wie die Farbe — zu einer, der zufälligen entgegengeſetzten, abſoluten Wahrheit: das ſind bei Schwind nicht beiläufig gewachſene und mehr oder weniger entwickelte Pflanzen und Bäume, ſondern die Keimkräfte ſelbſt in ſprechender Erſcheinung: das iſt nicht ein beliebiger Hintergrundwechſel von Feldern, Wegen, Häuſern etc., ſondern das iſt die Landſchaft, in welcher allein dieſe Figuren wandeln und wirken können und die andererſeits als das natürliche Product ihres Einfluſſes erſcheint, — dieſe Landſchaft iſt denen die in ihr wandeln wie das Licht und die Luft und die Stimmung, deren ſie bedürfen. Sie iſt lebendig und ſteht in directem ſachlichen Zuſammenhang mit ihren Bewohnern.

Unter den Werken dieſer Gattung, die der Meiſter uns hinterlaſſen, iſt eins, an dem er mit mehr Zeit und Behagen geſchaffen, als an allen andern: das Märchen von den ſieben Raben und der treuen Schweſter. Von den früheſten Tagen künſtleriſcher Unternehmungen an, hat er dieſen Stoff mit ſich getragen, immer wieder auf ihn zurückgreifend, bis es ſeinen Meiſterjahren gegönnt war, die langſame Frucht zu zeitigen. Schon in einer Federzeichnung aus den wiener Jugendjahren, einer Jagdſcene im Beſitz des Profeſſors L. Schulz in Wien, findet Fuhrich deutliche Hinweiſe auf das entſprechende Blatt in den „ſieben Raben". Auch das ſpinnende Mädchen im

hohlen Baum hat Schwind mehrmals zu verſchiedenen Zeiten gezeichnet. Schon im Anfang des Jahres 1830 tritt die Idee dieſer Schöpfung direct auf in einem Brief an Schober. „Wenn ich mich nur in eine paſſable Lage verſetzen kann, heifst es da, um die Geſchichte von den ſieben Raben auszuführen, damit habe ich eine grofse Freude." Und gegen Ende deſſelben Jahres fährt er fort: „Nun führe ich die Geſchichte von den ſieben Raben aus. Componirt iſt Alles, und die Sachen fertig zu machen, geht mir leicht und iſt mir angenehm." Dann wieder erzählt er im September 1844 an Genelli den ganzen Cyklus „der etwas wunderlichen Fabel", ſo wie er ihn ſpäter ausgeführt hat, und fährt dann fort: „Es klingt wunderlich, aber doch glaube ich, dafs es der Form und den einzelnen Scenen nach etwas geben wird, das Leuten, die für Liebe und Treue und etwas „Zaubernacht" Sinn haben, gefallen kann." Aber erſt das Jahr 57 brachte dem Meiſter die nöthige Muſse, um mit vollem Behagen an die Ausführung ſeiner Lieblingsidee zu gehn. Zehn Monate arbeitete er mit der ganzen geſchloſſenen Kraft ſeiner reifſten Meiſterjahre, mit der ganzen Fülle innerſter Freude — und im Juli 58 ſchmückte das vollendete Werk die grofse münchener Ausſtellung. Dort ging es in den Beſitz des Grofsherzogs Carl Alexander von Sachſen über, der damit ſeiner Sammlung von Werken neudeutſcher Meiſter ihre ſchönſte Perle hinzufügte.

Anſtatt jeder breiten Werthſchätzung von meiner Seite ſetze ich hier das Urtheil eines Mannes her, deſſen Meinung diejenige aller Geringeren nebenſächlich erſcheinen laſſen durfte. Cornelius ſchreibt über die ſieben Raben an Schwind unterm 22. Januar 1862:

„Verehrter, lieber Freund! Seit geraumer Zeit habe ich mich ſowohl des Leſens, als auch des Schreibens enthalten müſſen, meiner Augen wegen. Nun komme ich auf dem Wege des Dictirens endlich dazu, Ihnen auszuſprechen, welche unbeſchreibliche Freude mir die Zuſendung Ihres Werkes „die ſieben Raben" gewährt hat. Sie haben aus einer einfachen Volksſage ein ſo wunderbares Werk zu ſchaffen gewufst, dafs für die deutſche Nation für immer daſſelbe ein wahrer Schatz bleiben wird. Bei Wahrheit, Natur und Leben athmet Alles Anmuth und Seele, und was ich am höchſten dabei ſchätze, Alles iſt mit wahrem Styl durchgeführt. Dieſes zeigt ſich auch im Geringſten dieſer Arbeit, in jeder Haarlocke, in jeder Falte der Gewandung. Ich wiederhole, was ich Ihnen ſchon damals in München ausgeſprochen habe, dafs dieſes Ihr Werk mir bei weitem das Liebſte war, was mir damals zu Geſichte kam."

Während ich das Werk ſelbſt ohne ein weiteres Wort dem Publikum übergebe, mögen hier noch einige Bemerkungen über das Verhältnifs Schwinds zu dem überkommenen Volkstext des Märchens Platz finden. Unſer Dichter hat ſich keineswegs, wie häufig angenommen, an irgend einen fertigen Stoff gehalten; auch die Aufſchrift der einleitenden Wandbilder auf dem erſten Blatt mit der Märchenerzählerin iſt keineswegs „nach Grimm" verfafst, wie

Führich annimmt. Schwind geht vielmehr völlig dichterisch frei mit seinem Stoffe um. Er spinnt sein Märchen aus, hier einen Stein aus dem altvorhandenen Schatz anders fügend, dort eine Figur, ein sonstwo hergenommenes oder hinzuerfundenes Verlatzstück daranschliefsend, je nach Bedürfnifs. Er verfährt wie das Märchen selbst, das die Decorationen und Scenen gerne durcheinander wirft, verschieden zusammensetzt und wiederholt, — wie ein spielendes Kind, aber auch wie ein wählender Goldschmied, dem zwar nicht die Steine seiner Arbeit gehören, wohl aber ihre Zusammensetzung, ihr Schliff, ihr Glanz, ihre Fassung und Farbenwirkung. Kurz das Märchen von den sieben Raben existirt in der Schwind'schen Form vorher nicht. Die Verwandlung in Raben ist nichts Seltenes, Spinnen oder Schweigen hilft häufig gegen Verzauberung. Die Schöne, nur vom eigenen goldenen Haar bekleidet, der jagende Fürst, der sie entdeckt und heirathet; Gericht, Scheiterhaufen und Rettung sind viel verwendetes Rüstzeug der Märchenpoesie. Von den Grimm'schen Hausmärchen gehören in Rücksicht auf solche Scenen eine Reihe von Nummern hierher, am nächsten etwa „das Marienkind" (I, 3), „die sieben Raben" (I, 25), „die sechs Schwäne" (I, 49), „Allerleirauh" (I, 65) und „die Rabe" (II, 93), aber keines ganz.

Auch die Einleitung mit der Mutter und den nimmersatten Söhnen gehört allerdings dem Volk, aber nicht der Grimm'schen Sammlung. Ein verwandter Anfang findet sich in dem „Märchen von den Kücheln" mitgetheilt in dem „Büchlein für die Jugend" vom Verfasser des Volksbüchleins. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. München, Literarisch-Artistische Anstalt 1834. Auch in den schwäbischen „Volksmärchen" von Meier fängt Nr. 49 damit an, dafs drei Söhne heimlich drei Pasteten essen und die Mutter flucht „sie wollte, dafs die Pastetenfresser zu Raben würden." Am nächsten kommt der Schwind'schen Version der Anfang des Märchens „Die beiden Raben" (mündlich aus Gutenberg), welches Emil Sommer in seinen „Sagen, Märchen und Gebräuchen aus Sachsen und Thüringen, erstes Heft, Halle, Eduard Anton 1846, mittheilt: „Ach Mutter, wie hungert uns!" riefen die beiden Söhne einer armen Wittwe, die einen Aschkuchen buk und sie immer vertröstete dafs er bald fertig sei. Sie riefen aber immer wieder, „ach Mutter wie hungert uns!" Da konnte sich die Frau nicht länger halten und sprach im Zorn: „So wollt ich doch dafs ihr gleich zu Raben würdet!" Und kaum hatte sie das gesagt, so flogen die Söhne schon als Raben zum Fenster hinaus." —

Eine Reihe anderer Züge dagegen scheint ganz dem Meister selber zu gehören. So der plötzliche Tod der Mutter, durch welchen das Schwesterlein allein übrig bleibt; die Vermittlerrolle der Fee, während die hierhergehörigen Märchen stets die Brüder selbst das Mittel zu ihrer Befreiung angeben lassen; ferner das Nachwirken des Fluches auf die beiden Kinder und die Verwandlung der üblichen bösen Schwiegermutter in eine gute nebst einer Zuthat weiterer weiblicher Verwandten des Königs. Schliefslich

gehört die ganze Staffage, z. B. die activ auftretenden Bettler etc. hierher. Ueberhaupt iſt die Herausbildung der guten Werke und ihrer ſegensreichen Folgen zu einem wichtigen Moment der Geſchichte, unter die Mittel zu rechnen, welche der Dichter zur Vertiefung ſeiner Charaktere beſonders betont hat, während ſie im vorgefundenen Stoff kaum angedeutet waren. — Schliefslich wie geſagt erſcheint die ganze Zuſammenſetzung der einzelnen, aus der Volksüberlieferung entnommenen Scenen als ein Werk des dichtenden Malers.

Zuletzt erübrigt mir noch, einige Worte über die vorliegende Holzſchnittausgabe der ſieben Raben zu ſagen. Ich meine trotz der Vervielfältigung durch Photographie und Albertotypie wird ſie feinſinnigen Kunſtfreunden willkommen ſein. Um nicht noch einmal das wiederholen zu müſſen, was oben Hierhergehöriges über die Art Schwinds geſagt iſt, will ich zwei rechtfertigende Bemerkungen des Meiſters ſelbſt anführen, die auch den Zweifelnden auf den rechten Weg führen werden.

„Die Malerei der ich folge, ſagt er in jenen von ſeinen Schülern aufbewahrten Aphorismen, iſt die deutſche und als Grund derſelben die Glasmalerei anzunehmen."

„Glasmalerei und Holzſchnitt ſind ſich innig verwandt. Die deutſche Art zieht die Contouren und ſtellt die Farben harmoniſch neben einander. Der Contour iſt die Hauptſache und durch ihn der directe Ausſpruch des Gedankens."

Damit mag es genug ſein. Im Uebrigen wird das Werk für ſich ſelber ſprechen. Gerade gegenüber der Volksthümlichkeit dieſes Märchenſtoffes wird das richtige Gefühl des deutſchen Publikums leicht empfinden, wie paſſend gerade der Holzſchnitt ſich der Vervielfältigung Schwind'ſcher Werke annimmt.

Zum Schluſs noch ein offenes Wort über die literariſche Beigabe, welche diesmal die Bilder Schwinds begleitet.

Schreiber dieſes hat es nicht über ſich gewinnen können den weiteren Blättern einen kritiſch raiſonnirenden Text hinzuzufügen. Dieſe Schöpfungen wollen mit heiterer Seele genoſſen ſein, und der Stimmung gegenüber, die ſie erzeugen, klingt die beſte Erklärung zwiſchendurch wie arme blaſſe

Schulmeiſterei. Der Herausgeber dachte auch daran den Tafeln eine einfach knappe Legende im Tone der Gebrüder Grimm hinzuzufügen. Aber verſchiedene Ueberlegungen riethen davon abzuſtehen. Erſtens hatte der Meiſter ſelber mit ſolchen Unterſchriften aufgehört, als ſeine Scenen ſich zu ſelbſtändigen Capiteln der Erzählung geſtalteten. Er hatte wohl gefühlt, daſs das, was für die kleinen Bildchen des einleitenden Wandfrieſes genügte, hier nicht mehr an ſeinem Platze war. Nun war es nicht mehr ein Hausmärchen, das die Amme erzählt: es war vielmehr der romantiſche Klang, der durch die Geſchichte ſummt, zum vollen rauſchenden Grundaccord geworden. Es war des Dichter-Malers reicherer Geiſt, der in ſein Recht trat. — Allerdings, dieſe glänzend vorgetragene Romantik des Meiſters brauchte den Vergleich nicht zu ſcheuen mit der naiven Einfachheit Grimm'ſcher Märchen, ſie iſt auf ihrem durchſichtigen, gefunden Boden klar und poetiſch rein wie jene. Aber es will den Verfaſſer dieſer Zeilen dünken, als hätte die Fortſetzung der Legende auf den Schwind'ſchen Bildern dem Meiſter den Schein geben können, als ob er gerade an der ſtillen Einfachheit des darunter gefetzten Volksmärchens die ganze Pracht ſeiner Kunſtpoeſie habe zeigen wollen. Und vielleicht iſt es deshalb, daſs Schwind die Fortſetzung unterlaſſen. — Zum andern aber fürchtete der Herausgeber den Schein, als habe er den Meiſter mit der Weiterführung ſolcher Aufſchriften verbeſſern wollen, während er doch gerade jede noch ſo äuſserliche Einmiſchung in dieſe vollendeten Blätter für eine ſtörende Anmaaſsung hielt.

Da kam ihm, als er an einigen reichen Herbſttagen auf der Wartburg mit des poetiſchen Malers Genius vertrautern Umgang pflog, ein anderer Gedanke, der am Tage von Straſsburg ſelbſtändig Form zu gewinnen begann. Vielleicht iſt dieſer Tag auch die Urſache, daſs ihm des ſtraſsburger Meiſters Gottfried Klange im Ohre ſummten und ihn nimmer wieder verlieſsen, während er an der gewagten Arbeit ſaſs. Möge des theuren Sängers Name dem Buche eine gute Vorbedeutung ſein. Mochten die folgenden Zeilen, trotz der Pracht der Ausſtattung, trotz der vornehmen Begleitung, in der ſie ſich befinden, anſpruchslos aufgenommen werden, wie ſie geſchrieben ſind.

G. F.

EINGANG.

Das ist der alte Thüringwald!
Er rauscht mit Stimmen mannigfalt
Empor zum engen Thurmgemach.
Drin ich, nach überreichem Tag,
Ein traumgeneckter müder Mann
Ruhvolle Rast nicht finden kann.
O Wartburg, herrlicher Kleinodlichtrein,
Stell deine Gastgeschenke ein!
Mir schuf des Tages Augenlust
Zehnfältig Wachen in die Brust.
Nun steigen noch von guldner Wand,
Die tags des Meisters Kunst gebannt,
Die Damen und die Grafen
Und wehren mir zu schlafen.
All Schnitzwerk an der Wände Schrein
Wächst mit Gestalten auf mich ein —
Herr Wolveramb von Eschinbach,
Tanhuser auch, was seid Ihr wach,
Was hitzt Ihr doch mein armes Blut
An Eurer Herzen Qual und Gluth,
Was frommt all streitend Singen —?!
Wem will das Frieden bringen!
O Thüringwald! Dein Wipfelgrun
Wie winkte mirs in Herbstesbluhn
Hellgrüsend heut zu Füssen —
Nun soll ichs nachtens büssen:
Mit jedem Hauch voll Föhrenduft
Trägt mir die leichterregte Luft
Ein Marlein durch die Scheiben;
Aus jedem Wolkentreiben
Reckt ichs mit Armen riesengross,
Schlägt drein und knäult sich endelos,
Und durch der Wolken wilde Jagd
Streift abenteuernd, sonder Acht,
Kamradlich mit des Mondes Gluth
Der Phantasieen flugge Brut. —

Hin durch des Windes Rauschen
Am Hörselberg zu lauschen,
Hin auf der Wipfel schwankem Grund
Zu Thal, wo Etzels Brautbett stund
Und Kriemhild schwere Hochzeit litt,
Entflattern sie mit leichtem Tritt
Und kehren gruselnd wieder ein . . .
Ich hör die Wetterfahne schrein.
Gevatter Rabe, Muhme Krähe,
Wo fleckt Ihr, bleibt doch in der Nähe. —
Heran hier, dichte, dichte, —
Wie war doch die Geschichte . . .?
O weh, warum erlernt ich nur
Der Vöglein Sprach in Hain und Flur. —
Nun muss ich Rab und Krähen
Zu meiner Noth verflehen!
Ist das ein Dank vom jungen Wein,
Mit dem ich freundschaftlich zu zwein
Von Mund zu Munde noch vor Nacht
Ein Stundlein oder mehr verbracht?
Wer weiss den Zauber, dessen Zwang
Mir der Gestalten Ueberschwang
Zur Ruh verweist? Wer macht mich frei?
Da fällt mir Doctor Luther bei!
Der half sich mit dem Tintenfass. —
So hilf auch mir du kräftig Nass!
Papier und Schreibstift, auch herbei!
So sind der guten Dinge drei.
Die Geister auszutreiben:
Ein Marlein wolln wir schreiben,
Und seis auch was die Raben
Sich zu erzählen haben.
Auch ihre Ahnen werth und gut
Die waren von besondrem Blut —
Ich will von ihnen singen!
Das mag mir Musse bringen.

Wartburg, den 28. September 1853.

DAS MÄRCHEN
VON DEN SIEBEN RABEN UND DER TREUEN SCHWESTER.

Es war einmal. — In jenen Tagen
Hat sich mein Märlein zugetragen.
Wenn es seither der Ahne Mund
In träumerischer Dämmerstund
Wo, eh sie mit den Dichtern wacht
Die Poesie Besuche macht, —
Wenn es das Vögelvolk vom Dach
Wie mir verrathen haben mag, —
Er braucht sich nicht die Luft zu stören,
Man kanns getrost noch einmal hören.
Nun heb ich an. Wann war es doch?
Als Wünschen und Verwünschen noch
Auf Erden half. — da hatt' einmal
Ne Mutter ihre liebe Qual.
Mit sieben bösen Rangen.
Die wie die Raben schlangen.
Und gab die Mutter Alles her
Die Buben schrieen doch nach mehr.
Da fluchte sie einmal und grollte:
„Schluckraben ihr! Bei Gott ich wollte
Ihr würdet gleich zu Raben!"
Und so geschahs. Die Knaben
Sie flogen krächzend fensterwärts —
Der Mutter brach vor Schreck das Herz
Und nur ein gutes Schwesterlein
Blieb übrig, mutterseelallein.
Das lief den lieben langen Tag
Den sieben Rabenbrüdern nach
Bis es am Abend müd und krank
Im dunklen Holz zusammensank.
Da ging just eine gute Fee
Zum Glück des Schwesterleins vorbei.
Die hub es milde trostend auf.
Und als das gute Kind ihr klagt
Sein bittres Leiden klagte.
Da sann die Fee und sagte:
„Du sollst die lieben Brüder dein
Von ihrer Mißgestalt befrein.
Wenn du gelobst in sieben Jahren
Ein völlig Schweigen zu bewahren
Und schweigend und mit eignen Handen
Der Hemden sieben zu vollenden."
Wie froh ward da das gute Kind!
Sie schwur den schweren Eid geschwind
Und noch zur selben Stund begann
Sie stumm ihr Werk und spann und spann —
Sie safs im tiefsten Wald allein,
Ihr warm Gewand der Sonnenschein,
Ihr Dach des lieben Himmels Blau,
Ihr Trunk und Bad der kühle Thau,
Die Vöglein pflückten ihr zum Mahl
Die besten Beeren rings im Thal —
Sie spann getrost, mit treuem Sinn,
Still rann ein Jahr zum andern hin,
Und als das sechste Jahr geendet
Lag auch das sechste Hemd vollendet.

REMEMBER ME WHEN THOU COMEST INTO THY KINGDOM

Nun zog in diesen Tagen
Der König aus zu jagen
Kein ander Ziel trug er im Sinn
Als nur des edlen Fangs Gewinn.
Drum hatt' sein junger Muth ihn bald
Entführt zum allertiefsten Wald.
Längst fand er keinen heissern Pfad
Als den sein fester Fuss ihm trat.
Er strich im grünen Dämmerschein
Mit seinem Waidgeluft allein —
Das war ein Hochwild seltner Art
Das dort von ihm gefangen ward
Er trat auf eine Lichtung schmal —
Ab sank sein Blick in tiefes Thal
Und drunten in dem grünen Grund
Da stund des Königs klugster Hund
Mit freudigem Gebelle
Der König schlich zur Stelle —
Ihm sank die Armbrust aus der Hand
Er stund und starrte wie gebannt:
Dort sass ein seltsam Wild im Baum,
Ein Mägdlein herrlich wie ein Traum —
All ihr Gewand und Weisszeug war
Die reine Haut, das goldne Haar,
Ihr Augen gaben lichtern Schein
Als je ein fürstlich Schmuckgestein,
Mit ihren weissen Händen
Thät sie die Spindel wenden.

Nun fahen ſich die Beiden an
Das ſchöne Weib, der ſtolze Mann —
Ihr brach der Faden in der Hand,
Er ſtund noch immer wie gebannt,
Sein Mund blieb ſtumm, ſein Herz allein
Das ſprach mit Jauchzen auf ihn ein:
„O dreimal ſelig iſt der Mann
Der ſolchen Weibes Gunſt gewann.
Wie muſs wohl der in Wonne ruhn
Dem dieſe Hände Liebes thun!“
Er ward nun faſt dem Faden gram
Den ſie an ihre Lippen nahm.
Da ſprach er eilig, angſtlich ſchier:
„Viel hohe Herrin, wer ſeid Ihr?“
Er ſprachs mit zuchtgem Neigen —
Doch all ſein Dank war Schweigen.
Da ſprach er heimlich: „Seid kein Narr
Herr König, ſolch ein Weib fürwahr
Wuchs nicht in Euren armen Landen:
Sie hat Eur Sprache nicht verſtanden. —
Drauf hub der ritterliche Mann
In ſieben fremden Zungen an
Und frag: „Wer ſeid Ihr Herrin hold?“
Zwar ſprach ihr Herz: Herr was Ihr wollt!
Ich bin ein Wachs in Eurer Hand!
Doch ihre Zunge blieb gebannt.
Die lieben Bruder zu befrein
Drauf ſtund ihr treuer Sinn allein.

Sie war sich selber unbewust
Zu wonniglicher Augenlust
Wie Waldesrosen aufgeblüht:
Dess war ihr kindlich hell Gemüth
Unwissend wie ein neu Metall,
Dem keines Mannes Athemschwall
Noch je die Spiegelfläche trübte.
Doch wars nicht Tugend, was sie übte,
Als sie die Lider langsam schloss
Denn all ihr tanzend Blut das schoss
Empor, als wollt es mit Entzücken
Ihr durch die klaren Augen blicken,
Den minniglichen Mann zu sehn
Und ihm ein Gottweisswas gestehn.
Sie wusste nicht weich lichter Tag
Fruhroth auf ihren Wangen lag,
Sie horte nur mit Herzensbeben
Ihn seine Stimme laut erheben:
„Viel schöne Frau, wer du auch seist,
So du nicht deinen Namen weist
Lass mein Wort dir gefallen:
In meinen Marken allen,
In meinem Herzen, meinem Sinn
Da heisst man dich Frau Königin —
Und wollt ihr auch das Herz vergehn,
Sie liess es zitternd gern geschehn,
Wie er sie kraftiglich umschlang
Und ihren Leib an seinen zwang.
Ihr Wangen ruhten aneinand'
Als er sein Röslein grasen fand.
Er hub sie auf, er hielt sie gut,
Und seines Mantels schirmer Hut
Vertraut er ihre susse Pracht.
Als treue Wächterin schritt die Nacht

Die ſchätzehütende voran
Dem ſchönen Weib, dem ſeeligen Mann.
Und that ſie gleich auf Flehn und Fragen
Kein einzig armes Wörtlein ſagen —
Hei! lieber Lippen ſüße Gunſt
Iſt eine gar verſchwiegne Kunſt.
Seit wann lebt Liebe denn von Worten! —
Und nahe ſind des Schloſſes Pforten
Als dann der Tag in goldnen Kleid
Des Herolds rief: Seid Ihr bereit!
Als ihr der Frauen elfe Schaar
Die letzten Roſen wand ins Haar —
Schon harrt ihr Herr und König.
Die Liebe, tauſendtönig,
Durchharfte ihres Herzens Saiten,
Die Hochzeitspriester ſah man ſchreiten —
Da ſchuttelt lächelnd ſie das Haupt
Mein Herr hat nur mein Herz geraubt,
Mein Sinn gedenkt der Brüder Noth
Und an der guten Fee Gebot.
Sie hub die Hände beide
Und ſchwurs mit ſchwerem Eide.
Und als ſie das in Treuen ſprach
Da rauſchte froher Flugelſchlag —
Es waren ſieben Raben,
Die das vernommen haben.
Drauf ſah man ſie an ſeiner Seiten
Demüthiglich zur Kirche ſchreiten
Ihm aber däucht in allen Reichen
Kein Glück dem ſeinen zu vergleichen.
O beutereiche Jagerfahrt!
O Hochwildfang von edler Art!
Einmal in ſeinem Leben
Mög Gott dich Jedem geben!

Wer nennt mir eine ſchönre Zeit,
Als wenn des Frühlings Thaten weit
Und weiter in die Lande gehn
Und rings der Schöpfung Zeichen wehn!
Zertretnes Kraut am Wegesſaum,
Im Wald der blitzgeſchlagne Baum —
Verſuchens alle hoffnungsgrün
Noch einmal mit dem Leben, blühn
Weil alle Welt in Blüthe brach.
Wer weiſs dann einen frohern Tag
Als jenen liebten, wo der Geiſt
Des Segens, den kein Name heiſst,
Mit Orgelſtimmen, Glockenzungen
Allumfragt, ob ſein Werk gelungen?
So wars dem Königreich geſchehn
Seit es die hohe Frau geſehn.
Der freudereiche Frühlingstag
Der Ihm aus ihren Blicken ſprach,
Als er ſie heimtrug, war mit Prangen
Den Seinen allen aufgegangen.
Adliger Sinn und fleiſsige Hand
Erſtarkten rings im reichen Land,
Für keinen Seufzer, kein Gebet
Wars in der Königsburg zu ſpät,
Kein Klagen war ſo nieder
Es hallte droben wider.
Dann ſtieg ſie ſelbſt die hohe Frau
Herab von Thron und Fürſtenbau,
An ihres Herrn und Königs Seiten
Sah man ſie durch die Fluren ſchreiten
Und lindernd bot ſie rings die Hand
Wo ſie das Elend rufen fand.
Die Bettler die am Wege lagen
Sie konnten mit dem König ſagen
Fürwahr der mag getröſtet ruhn
Dem dieſe Hände Liebes thun!
Und wo ſie kam die Königin
Erblühte Freud und rechter Sinn

Und Wohlſtand, den der Friede beut.
Einig und innig wie Geläut
So ſchwebten Lob und Dank im Chor
Zur ſchreckenlofen Burg empor
Sobald die Beiden ſchieden
Aus dieſem Sonntagsfrieden.
O hochbegnadet iſt das Land
Das ſolch ein Fürſtenkleinod fand
Und hochbegnadet erſt der Mann
Der ſich den Schatz zum Weib gewann!
Nun hörte wohl ein Mancher gern
Vom Glück des königlichen Herrn
Ein halbverſchwiegen Wörtlein ſagen.
Allein von ſolchen Wonnetagen
Kann nur der ſeelige Mann allein
Der einzige Erzähler ſein.
Dem aber wollt es ſelbſt nicht glücken
Sein Beſtes anders auszudrücken —
Nicht auf Papier noch Pergament:
Er nahm ihr Haupt in ſeine Hand
Und thät ſein volles Herze kund
Auf ſeiner Herrin ſüſsem Mund.
Die aber ſchloſs es ſeelig ein
In ihres Herzens holden Schrein —
Und da wohl kaum ein andrer Mann
Dazu den Schlüſſel je gewann,
So bleibt das Lied vom Lieben
Der Beiden ungeſchrieben.
Nur Eins berichte ich: Ob bei Nacht,
Beim Morgengraun der Fürſt erwacht —
Er fand zu keinen Zeiten
Sein Lieb an ſeiner Seiten;
Er ſah ſie ſtets im Fenſterſchein
An ihrem Rocken thätig ſein.
Kopfſchüttelnd ſaſs er dann und ſann. —
Sie aber, treuen Sinnes, ſpann,
Sie dachte nur der Brüder Noth
Und an der guten Fee Gebot.

So kam es, dafs das letzte Jahr
Der lieben bald vollendet war.
Doch auch der Furitin hohe Zeit,
Des Königs Hoffnungsseeligkeit,
Sie sollte sich erfüllen
Und ihren Schatz enthüllen.
Im Herzensmai geheimnifsvoll
Verschwiegner Minne Bluthe schwoll,
Und in der Sommermonde Flucht
Erreifte still die fufse Frucht. —
Schon harrt der König stundenlang
Mit seinen Zeugen, ahnungsbang,
Die Frauen sah man eifrig beten —
Da endlich, als sie einzutreten
Die Amme bat, die weise Frau,
Da hub sie auch, o fufse Schau,
Ein Zwillingspaar dem Herrn entgegen
Es an sein Vaterherz zu legen —
Ein rosengleiches Zwillingspaar
Wie solche Herrin nur gebar
Wie Harfenschlag von Sängerhand,
Wie Heerhornruf vom Luginsland
Erklang es nach des Harrens Schmerz
Erlösend an des Königs Herz. —
So gottwillkommne frohe Gäste
Sind ihm vom Wächter seiner Veste
Sein Lebtag nicht geblasen.
O Jubel ohne Maafsen!
All was die reiche Königin
Dem Land geschenkt mit frommem Sinn,
Dagegen war es nur ein Schatten
Was heute sie beschcert dem Gatten.
Was er ihr je in goldner Macht
Geschenkt nach holder Minnenacht,
Was war es gegen dieses Leben
Dem sie das Licht der Welt gegeben!
O was ist aller Kronen Kranz,
Was aller Fürstengnaden Glanz,
Die je ein Herz sich mag erdenken,
Gesetzt du konntest sie verschenken,
Dagegen, was ein treues Weib
Dir wiederschenkt aus keuschem Leib!
Hast dus bis heute nicht erfahren. —
Auch deine Wonne kommt nach Jahren
Und preisen wirst du seinerzeit
Der Vaterfreuden Seeligkeit!
Alsbald man nun die Kindlein trug —
Sie zappelten und schrien genug —

Zum erſten Bade feierlich.
Da — wehe! — was ereignet ſich!
Welch grauſer Zauber waltet
Der Freud in Leid geſtaltet!
Die Windeln mit dem guldnen Band
Entſinken von der Amme Hand;
Die Einen ſchrein, die andre Schaar
Bekreuzet ſich, der Pfaff fürwahr
Mit Zetern Exorcismen predigt.
Denn Kirch und Glauben ſind geſchädigt!
Der König ſtöhnt und ſtöhnt aufs neu
Gleichwie ein angeſchoſsner Leu,
Als er das grauſe Wunder ſah —
Soll ich noch melden was geſchah,
Was Kunz bald raunt zu Hinzen!
Wohl ſo vernehmt. Die Prinzen
Sie haben kaum das Bad berührt
Und Waſſers Segen ſpürt —
Da flattern ſie, die lichten Knaben,
Mit Krächzen auf als ſtruppige Raben,
Empor zum Fenſter und hinaus —
Nun gnad dir Gott, du Königshaus!
Wohl, ſolche Schau bringt Ungewinn!
Der ſchönen kranken Königin
Brach faſt das Herz in ſtarren Krampf
Und neu ward alter Seelenkampf.
Wie ſtund ihr treuer Sinn allein
Darauf die Brüder zu befrein,
Und dennoch nun der alte Fluch
Nachwirkend wie ein Zauberſpruch!
Sie ſtöhnte, wollte ſprechen,
Vom Auge Thränen brechen —
Da ſchwebte plötzlich unſichtbar,
Wie Morgenträume, aetherklar,
Die gute Fee vorüber licht
Und wandt ihr zu das Angeſicht,
Der Aermſten, die der Treue pflag
Und auf dem Schmerzenslager lag
Gedachte ſie — ein mildes Grüſsen
Ging aus den Augen, aus den ſüſsen,
Doch hielt ſie, wie zu jener Stund
Den Finger mahnend auf den Mund.
Da ward die ärmſte Königin
Getröſtet. Im getreuen Sinn
Gedachte ſie der Fee Gebot
Und ihrer lieben Brüder Noth;
Ihr war zu dieſer Stunden
All Schreck und Furcht geſchwunden.

Die Welt ist reich an Noth und Pein,
Denn Liebe richtet nicht allein.
Es giebt noch eine düstre Macht,
Gekleidet ins Gewand der Nacht,
Die, Heiligstem entsprossen,
Von Menschenfurcht umflossen,
Selbst Könige zu bannen meint,
Und alle Schrecken in sich eint.
Denn „göttlich Recht“ in Menschenhand
Nennt sie sich selbst sammt ihrem Tand. —
Scheint sie uns Andern teuflisch auch,
Ihr Athemzug ist Feuerhauch,
Ihr Schritt ein Schleichen, fieberfahl
Ihr Angesicht wie Folterqual,
Ihr Blick ein Basiliskenblick
Und ihre Gnade Dolch und Strick.
Und also frass der Vehme Macht
Mit tausend Rachen Tag und Nacht
Am heiligen Ruf der hehren Frau,
Am treuesten Herzen weit im Gau, —
Und immer lauter malig schwoll
Die blutige Fordrung, grauenvoll,
Die schwarze Klage wuchs und stank
Zum Himmel auf — Oh herzenskrank
Und zürnend er sie anfangs hört,
Der arme Fürst ward wahnbethört,
Und willenlos entrungen
Ward ihm von hundert Zungen
Die düstre Ladung zum Gericht
Wo keine Menschengnade spricht.
Und so geschahs, dass sonder Glimpf,
Der Ehren bar, mit Schand und Schimpf,
Die Herrliche ergriffen ward
Und hingeschleppt nach Sunderart
Vor jenes Rechts Vertreter, —
Das blöde Volk schrie Zeter.
Und war es ihres Geistes Zeichen,
Der eigen ist den finstern Reichen,
War es in Reff von Scheu und Scham,
Dass diese Heilige vor sie kam —
Schwarz waren diese Richter,
Verkappt die Angesichter
Verkappt der Henker felle Schaar,
Davon ein feiges Bubenpaar
Der frechen Ketten Eisenlast
Anlegten diesem hehren Gast.
Ja, die dem unschuldvollen Weib
Antasteten den reinen Leib.
Kein Königsschwert, kein Gottesblitz
Fuhr jetzt herab vom Herrensitz
Als man bei Flackerflammen
Sie wagte zu verdammen,
Als ihr, der Unschuld hohem Bild,
Den Stab sie brachen. — Engelsmild
Verblieb sie, schweigend und getrost,
Derweil sie doch den Tod erlöst,
Die lieben Brüder zu befreien
Drauf stund ihr treuer Sinn allein.
Den König doch im hohen Saal
Ihn brach zusammen schier die Qual
Aufweinend an der Mutter Brust
Hinsank er gleichwie schuldbewusst,
Als düstre Nachtgestalten nahten
Und ihm den Spruch zu wissen thaten,
Derweil am nahen Hügelrund
Bereits der Scheiterhaufen stund
Zum Tod durch Flammenlohe
Verurtheilt war die Hohe. —
Das soll nach reichstem Sonnenschein
Ein königliches Ende sein!
Das heisst man noch Gerechtigkeit
Hienieden, was zum Himmel schreit!
Gerechtigkeit — wer richtet dich?
Urewiges Recht im Himmel sprich,
Wann trifft du solcher Richter
Fluchwürdige Bösewichter?

Noch hielt des Henkers rohe Hand
Vom Königsleibe das Gewand,
Vom fußen Leibe, den allein
Bei mitternächtigem Sternenschein
Das minnende Verlangen
Des Königs durft umfangen.
Sie lösen auch vom harten Strick
Die Herrliche mit frechem Blick.
„Wozu dein fruchtend Harmen,
Ruft einer, Flammen wärmen
Die weichen Gluthen warten dein.
Drin wirst du wohl gebettet sein."
Und lacht dazu — und draußen lacht
Der Morgensonne Sommerpracht.
Lacht über freien Bergen,
Lacht über hundert Schergen
Die all gewaffnet ihren Leib
Zu morden heut ein wehrlos Weib.
Sie aber war getrost und still —
Mag Gott nun fügen, was er will'
Und thränenlos ergeben
Verstummt ihr junges Leben.
Doch als der Fesseln letzte sank,
Der Eisenring am Boden klang,
Da will mit schweren Schwingen
Die Angst zum Herzen dringen,
Die Todesangst, ihr junges Leben
So schmachvoll nun dahin zu geben —
Was rettet sie aus solcher Noth?
Vielleicht ein Wort — trotz dem Verbot —
Ein offen Wort mag sie erretten
Vom Flammentod, von Eisenketten'
Doch plötzlich ward ihr Auge licht
Sie sieht mit dräuendem Gesicht
Die gütige Fee vorüberschweben.
Da athmet auf ihr ganzes Leben.
Sie sieht, ob auch ihr Auge naß.
In ihrer Hand das Stundenglas:
Nur wenig Körnlein bis die Frist
Des sechten Jahrs verronnen ist, —
Dann sind die Brüder ledig
Des Banns. Und Gott ist gnädig'
Und schweigend blieb die Dulderin.
Die jammerreiche Königin.
Als sie auf lautes Toben
Der Knechte sich erhoben
Und festen Gangs zur Pforte schritt,
Und lächelnd alle Unbill litt
Die lieben Brüder zu befrein
Draut stund ihr treuer Sinn allein.

O weh dem grauenvollen Tag,
Da Menſchen Gottes Feuerſchlag
Mit irrthumſchwachen Handen
Zum Racheſchwert entwenden!
O wehe, hat man je geſehn,
Daſs Gute hin zum Richtplatz gehn,
Daſs eine Furſtin dieſer Welt
So jammerreichen Aufzug hält!
Ihr Kron und Konigsmantel war,
Ihr ganz Gewand das guldne Haar,
Als ihr Geſchmuck und Spangen
Hielt ſie ein Strick umfangen —
So that ſie unter Knechten ſchreiten
Anſtatt an ihres Konigs Seiten.
Und weh! eh noch das letzte Jahr
Des Zaubers ganz vollendet war,
Da traten helfend ihr zur Seit
Die Werke der Barmherzigkeit,
Die ſie an niedrem Volk gethan.
Das ſperrte jammernd jetzt die Bahn,
Das warf ſich in den Weg zur Erde,
Auf daſs die Zeit erfullet werde.
Da ſetzten Kinder ſich zur Wehre,
Da griffen Weiber in die Speere,
Als wüſsten ſies, daſs ihren Handen
Oblag der Herrin Glück zu wenden,
Die troſtverlaſsne Kruppelſchaar,
Die ſtets an ihren Wegen war,
Bresthafte und Elende,
Die fielen auf die Hände
Vor Gott, und auf ihr Angeſicht
Und ſchrieen: Herr ich laſs dich nicht!
Du hochgebenedeiter Gott!
Das iſt auf all dein Recht ein Spott!
Viel ſüſser Herrgott, rette!
Sie führten ſie zur Stätte,
Da man die Ungetreun verdirbt
Und um des Henkers Roſen wirbt.
Doch war ihr Herz getroſt und ſtill:
„Mag kommen was da kommen will!
Du ſollſt mit fröhlichem Vertraun
Auf deines Eides Löſung baun. —
Ein Herz läſst ſich nicht ſchrecken,
Das ſeine Werke decken:
Ich will des Ends erwarten.“
Die Henkersknechte harrten. —
Indeſſen flog die Fee zu Wald
Und fand die Rabenbrüder bald,
Und ſieh, der Hemden Eigenſchaft
Verdarb alsbald des Zaubers Kraft.

Der jüngſte Bruder nur allein
Behielt ein Rabenflügelein:
Ihm blieb ſein Hemde unvollendet
Da ſich der Schweſter Glück gewendet.
Schon lag das Holz geſchichtet,
Schon ſtund ſie aufgerichtet
Am Pfahl mit Stricken, feſt und ſtumm,
Schon ſchlichs verkappt und düſter um
Mit Branden in den Händen . . .
Will denn das Jahr nicht enden!
Da hub die Glocke aus am Thurm,
Da brauſt es her wie Frühlingsſturm:
Die Fee, das Königskinderpaar,
Erlöſt, erlöſt der Brüder Schaar,
Auf weißen Rossen, froh umkränzt. —
Hui! wie des Todes Blutgeſpenſt
Entwich vor dieſem Ostertag,
Der da auf's Land hernieder brach,
Als aus der Fee erlauchtem Munde
Erging die ſtaunenswerthe Kunde
Wie Herzenstreue sonder Gleichen
Den ſtarken Zauber zwang zu weichen.
Vor ihre Füſse ſtrickumſpannt
Warf ſich der König in den Sand. —
Trotz all dem Glück das er gewann
Ein Gnade vielbedürftiger Mann!
Die Mutter und die Schweſtern fein
Sie ſchämten ſich der Krone Schein,
Des Mantels, der ſie ſtolz umwand,
So lange ſie in Armuth ſtand.
Sie brachten ihrs in Demuth dar
Die alſo treu erfunden war.
Sie aber ſtund von Glanz umwallt
Die hohe herrliche Geſtalt,
Von den erlöſten Lippen rang
Imbrünſtig ſich dem Herrn ein Dank.
War auch die Schönheit all ihr Kleid,
Siegſeeligkeit all ihr Geſchmeid —
Sie prangte doch vom Todesholz
Herab als eine Fürſtin ſtolz
Vor der die Kronenreichen
Erröthen und erbleichen.

So Einer feſt im Herzen hält
Durch alle Fährniſs dieſer Welt:
Deſs trägt er wahrlich nimmer Reue. —

Das iſt das Märlein von der Treue.

Ende.

MORITZ VON SCHWIND

DIE HOCHZEIT DES FIGARO

30 Lichtdrucktafeln nach den Originalzeichnungen

Mit einer Einleitung von Alois Trost

WIEN 1904

Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst

16/62/206

EINLEITUNG.

Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst ist in der glücklichen Lage, den hundertsten Geburtstag Moritz von Schwinds (21. Jänner 1904) auf ganz besondere Weise zu feiern. Schwinds Tochter Frau Marie Baurnfeind hat uns den Zyklus „Die Hochzeit des Figaro", der bisher mit berechtigter, pietätvoller Eifersucht als ein köstlicher Familienschatz sorgsamst gehütet wurde und kaum ein- oder zweimal einem größeren Publikum auf Ausstellungen flüchtig vor Augen gekommen ist, gütigst zur Veröffentlichung überlassen. Dieser hochherzige Entschluß verpflichtet alle Verehrer des Meisters zu um so größerem Danke, als der Hochzeitszug des Figaro das zeitlich erste Hauptwerk Schwinds ist, zu Wien von dem einundzwanzigjährigen Künstler geschaffen und außerdem geweiht durch die großen Namen Mozarts, Beethovens, Schuberts und Grillparzers.

Die Geschichte auch dieser Arbeit Schwinds wird am leichtesten und besten erzählt mit seinen eigenen Worten.

Am 22. Dezember 1823 schreibt Schwind seinem Freunde Franz von Schober, daß er im Theater Figaros Hochzeit gehört habe. „Die Erfindung und die Musik, wiewohl ich sie schon etwas kannte, setzten mich in Erstaunen. Wie notwendig jedes ist und wie wahr!"[1] Am 2. April 1825 berichtet er demselben: „Ich bin eben mit einem langen Hochzeitszug fertig geworden, der auf 30 Blättern viel ernsthaftes und lustiges enthält. Die Brautpaare sind Figaro und Susanna, Bartolo und Marceline, der Graf und die Gräfin gehen auch mit. Voraus gehen Musicanten, Tänzer, Soldaten, Bediente, Landleute, Pagen und solches Volk. Zurück kommen Gäste und Masken: die 4 Romane aus der Lucinde,[2] der

[1] In ungedruckten Briefen an Schober aus dem Jahre 1824 äußert sich Schwind wieder voll Entzücken über die Aufführung des Figaro durch die „italienische Operngesellschaft".

[2] Dem Roman Friedrich Schlegels, der „scheußlichen" Lucinde, wie sie Grillparzer einmal nennt. — [illegible] Ich lese die Lucinde ich komme aber gar nicht weiter, die Sachen die ich verstehe möcht ich gleich auswendig lernen, die mir unzugänglich sind, lese ich 3—4mahl um mich zu überzeugen, daß nicht Flüchtigkeit daran Schuld ist. Mein Bruder war in drey Stunden weiter als ich seit mehreren Wochen. Einige mahl habe ich mich schon rasend geärgert ja ich habe das Buch von mir geworfen hab es aber doch immer gehohlt. Justine (Bruchmann)

verliebte Papageno, die 4 Jahreszeiten, dann ein Blatt mit verschiedenen Personen, die gleichsam den Schluß machen, dann ist Cherubin und die niedliche Barbarina in einer Laube beisammen. Es sind über hundert Figuren, 3 bis 4 auf einem Blatt. Das Papier ist sehr fein, die Federn haben mir oft viel Kreuz gemacht. Ich bin sehr begierig, was Du sagen wirst. Ich glaube, daß einiges gut ist und das ganze neu." In einem Brief an Franz Schubert vom 25. Juli desselben Jahres heißt es dann: „Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß ich bei Grillparzer war. Er zeigte viele Freude über meine „Hochzeit" und versicherte mich, in zehn Jahren werde er sich noch jeder Figur erinnern. Da wir in Ermangelung eines Weimarschen Herzogs, der zu schützen und zu zahlen vermag, nichts begehren können, als das geistige Urteil bedeutender Männer, so kannst Du Dir denken, wie vernügt ich nach Hause ging. Übrigens bezeugte er sich sehr freundlich und gesprächig, großenteils über die mangelhafte und erkünstelte Richtung gewisser Künstler und Gelehrten, die wir kennen. Daß er die „Hochzeit des Figaro" ganz so ansieht wie ich, war mir kein kleiner Triumph." Von Schwinds Hand trägt endlich das Vorsatzblatt des Buches, in dem die Zeichnungen vereinigt sind, den Vermerk: „Dieses Heft hatte der alte Beethoven in seiner letzten Krankheit bei sich. Nach seinem Tode bekam ich es erst wieder zurück."

Alle Welt kennt Handlung und Figuren der Mozartschen Oper, deren Libretto Da Ponte so glücklich dem Lustspiele des Beaumarchais nachgebildet hat. Es genügt für unseren Zweck, an die Schlußszenen des dritten Aktes zu erinnern. Nach dem buntesten Wechselspiel einander durchkreuzender Intriguen scheint endlich der „tolle Tag" mit der Doppelhochzeit Figaros und seiner Eltern wohlgefällig schließen zu wollen. Nicht länger kann Graf Almaviva die Zeremonie der Eheschließung aufschieben und schon tritt unter den Klängen eines charakteristischen Marsches und eines lieblichen Mädchenchores, der von einem Fandango unterbrochen wird, der feierliche Zug vor ihn hin. Die alten Textbücher geben uns eine ausführliche Beschreibung: „Zuerst Jäger mit Flinten auf den Schultern, sodann die

hält es sehr hoch. Ich begreife überhaupt nicht wie das zugeht". (Ungedruckter Brief Schwinds an Schober vom 6. Jänner 1826). — Das Blatt mit den Figuren aus der Lucinde, das 22. in der Reihe, fehlt in dem Album, wie es jetzt die Familie Schwinds verwahrt. Wir reproduzieren es hier nach der durch Gustav Glücks freundschaftliche Bemühung aufgefundenen Zeichnung, die aus Schobers Nachlaß in den Besitz des Herrn Arnold Otto Meyer in Hamburg gekommen ist. Dem verehrten Kunstfreunde, der bekanntlich eine der schönsten und reichsten Sammlungen von Zeichnungen deutscher Maler des XIX. Jahrhunderts sein eigen nennt, sei für die Erlaubnis der Reproduktion, sowie auch dafür, daß er uns die Durchsicht der Originalbriefe Schwinds an Schober ermöglicht hat, hiemit der geziemende Dank abgestattet. — Zum gegenständlichen Verständnis des 22. Blattes stehe hier etwas abgekürzt die betreffende Stelle aus R. Haym klarer Analyse des verworrenen Buches. In dem Kapitel, das „Allegorie von der Freiheit" überschrieben ist, „werden wir umständlich von den schriftstellerischen Absichten Schlegels in Beziehung auf den hier vorliegenden und auf drei andere noch ungeborene Romane unterrichtet. Der phantastische Jüngling mit der Maske, der sich von der Delikatesse wegwendet und sich für die Frechheit entscheidet, dieser leichtsinnige Roman ist kein andrer, als eben die Lucinde."

Gerichtsdiener und Geschworenen, diesen folgen Bauern und Bäuerinnen in Feierkleidern. Hierauf zwei junge Mädchen, die den mit weißen Federn geschmückten jungfräulichen Kranz tragen. Zwei andere tragen den weißen Schleier, zwei andere die Handschuhe und den Strauß vor der Braut. Figaro und Marcelline folgen ihnen. Endlich kommen andere junge Mädchen, die einen, dem vorigen ähnlichen, Kranz, Schleier und Strauß und ähnliche Handschuhe für Susannen tragen. Zuletzt Bartolo und Susanne."

Schwinds Zeichnungen haben hier ihren Ausgangspunkt. Sie geben uns aber keineswegs eine Illustration dieser Szene der Oper, sondern stellen sozusagen den idealen Hochzeitszug des Figaro dar, ohne Rücksicht auf die gleichzeitige Handlung. Daraus erklären sich alle Abweichungen der Bilder von der angeführten Beschreibung, daraus auch die zahlreichen Zusätze selbstherrlicher Künstlerlaune. Der größte dieser Zusätze ist die lange Schar der Masken, die nicht weniger als ein Drittel des Zyklus ausfüllt. Hier hat Schwind ganz aus Eigenem geschöpft und seiner überreichen Erfindungsgabe freien Lauf gelassen. Da begegnet uns auch schon vieles, was später noch den reifen Meister beschäftigen sollte, so der Vogelfänger Papageno, Don Juan, sein Ständchen singend, die so volkstümlich gewordene Figur des „Winters" und, wenn unsere Deutung des vierundzwanzigsten Blattes richtig ist, der Graf von Gleichen mit seinen zwei Frauen.

Die fein abgewogene Gliederung des ganzen langen Zuges ist von Schwind selbst in dem Brief an Schober deutlich hervorgehoben. Auf dem neunzehnten Blatt hat er sein eigenes Bildnis unter den Hochzeitsgästen angebracht. Das letzte, dreißigste Blatt trägt die Bezeichnung: Moritz v. Schwind Maerz 825.[1]

Der Hochzeitszug des Figaro ist, wie zum Eingang bemerkt, das erste Hauptwerk Schwinds. Sein letztes ist die Melusine. Musik und Märchenpoesie — ist das nicht fast der ganze Schwind?

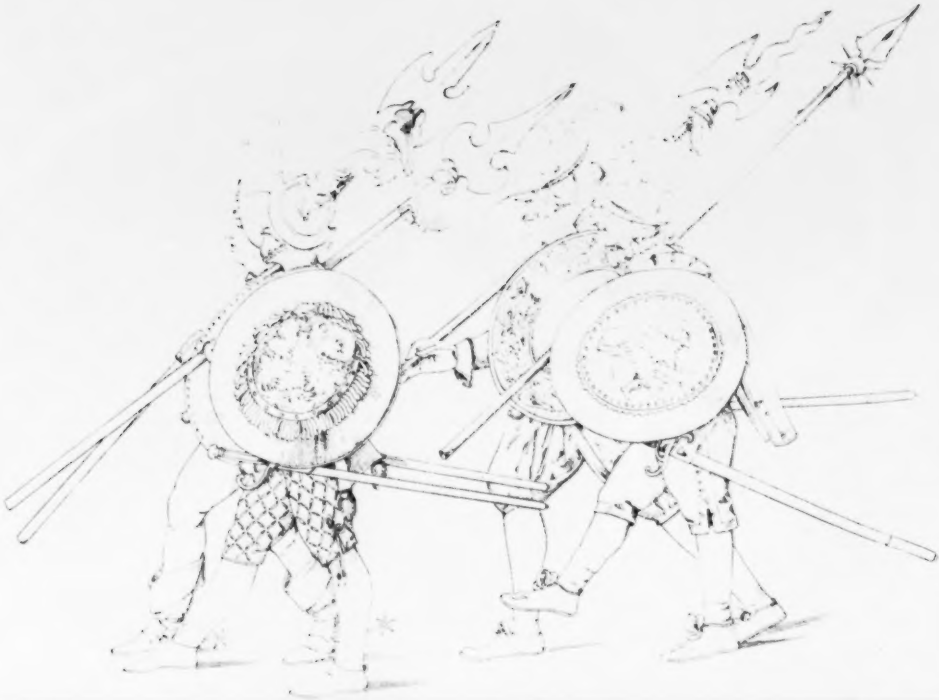
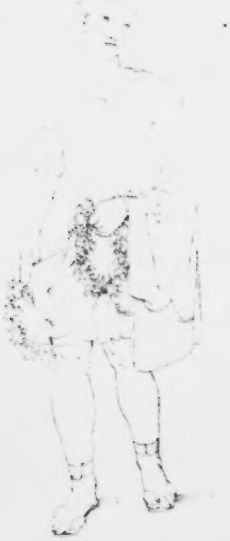
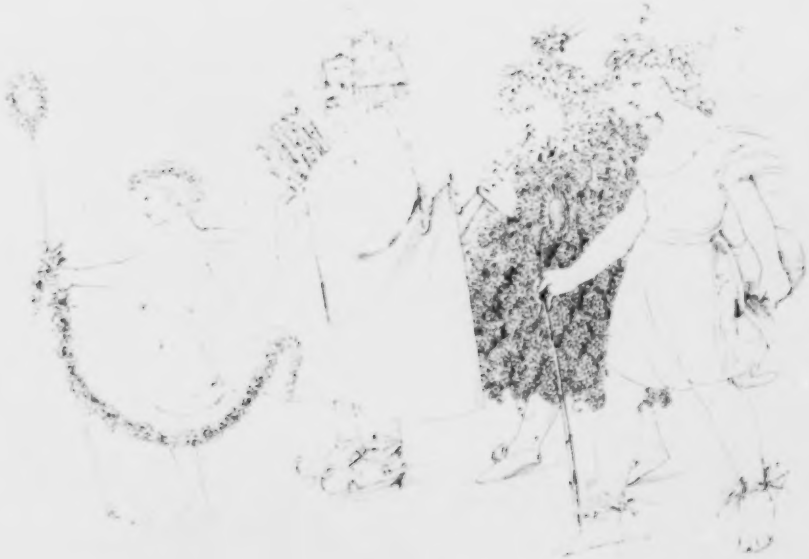
Alois Trost.

[1] Die schon von Fr. Eggers im Deutschen Kunstblatt 1856) ausgesprochene Vermutung, daß für das Schwindsche Werk Dürers Triumphzug vorbildlich gewesen sei, wird sehr gestützt durch eine (noch ungedruckte) briefliche Äußerung Schwinds an Schober aus dem Jahre 1824. „. . . Er (Pinterics) ist ein sehr guter und rühriger Mann zutraulich rührig und voll altdeutscher Kunstsachen. Den Triumphzug von Dürer habe ich wieder bey ihm gesehen, das ist was einziges. Besonders der sogenannte Troß und die Wagen sind erstaunlich echt und phantastisch. Es gibt aber noch einen andern Zug, wo die deutsche Kraft und Schönheit in andrer Tüchtigkeit reitet, ich meine den Zug nach Jerusalem. Im Stillen hänge ich der Sache oft nach und sendet mir der Himmel Gelegenheit zu großen Werken, so bin ich nicht unvorbereitet . . ."

Diese Heft hatte der alte Beethoven
in seiner letzten Krankheit, bei
sich: Nach seinem Tod bekam ich
es erst wieder zurück.

Mockheim

Die Hochzeit des Figaro

1825.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.